

FORSCHUNGEN ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE

9
2014

Herausgegeben von
MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN

unter Mitwirkung von
ANTI SELART, ANDRIS LEVANS und ULRIKE PLATH

in Verbindung mit
DETLEF HENNING (Lüneburg), CARSTEN JAHNKE (Kopenhagen),
JUHAN KREEM (Tallinn), ENN KÜNG (Tartu),
MĀRĪTE JAKOVĻEVA (Riga), ILGVARS MISĀNS (Riga),
EVGENIJA NAZAROVA (Moskau), GVIDO STRAUBE (Riga),
TÕNU TANNBERG (Tartu), ÜLLE TARKIAINEN (Tartu),
MATTHIAS THUMSER (Berlin), RITA REGINA TRIMONIENĖ (Šiauliai),
RALPH TUCHTENHAGEN (Berlin), HORST WERNICKE (Greifswald),
SEPPO ZETTERBERG (Jyväskylä)



Akadeemiline Ajalooselts

Forschungen zur baltischen Geschichte - Bd. 9
hrsg. von MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN
Tartu: Akadeemiline Ajalooselts, 2014

Redaktion und Drucklegung wurden gefördert durch
die Wissenschaftsförderung der Republik Estland ETF (*Eesti Teadusfond*) 9164,
ETF 8209, SF (*Sihifinantseerimine*) 0130038509 und SF 0180006511
die Akademische Historische Gesellschaft (Tartu)
die Baltische Historische Kommission e.V.
das Historische Institut der Universität Tallinn und den Forschungsfonds der
Universität Tallinn
das Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu
das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e.V. an
der Universität Hamburg (Nordost-Institut)
und von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund
eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

**NORD
OST
INSTITUT**
an der Universität Hamburg

Redaktion:

Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu
Ülikooli 18, Tartu, Estland, EE-50090
fzbg@ut.ee; <http://www.fzbg.ut.ee/>

Manuskripte werden durch die Redaktion erbeten.
Bestellungen können an die Redaktion oder an das Nordost-Institut,
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg (sekretariat@ikgn.de), gerichtet werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS

Umschlag: IRINA TAMMIS
Satz: MEELIS FRIEDENTHAL

ISSN 1736-4132

© Akadeemiline Ajalooselts, 2014
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Estonia

INHALT

VORWORT
ORTSNAMENKONKORDANZ

AUFSÄTZE

- SERGEJS COJA: Die Frage der Herkunft des Chronisten Heinrich von Lettland in der russischen Historiografie 11
- MĀRTIŅŠ BOIKO: Die These der verlorenen Klage in der lettischen geisteswissenschaftlichen Literatur des 20. Jahrhunderts. Eine interdisziplinäre Fallstudie 25
- IVAR LEIMUS: Vorläufige Bemerkungen zur Entwicklung einiger Löhne und Preise in Reval im 16. Jahrhundert 50
- KEN IRD: Sozialdisziplinierung im frühneuzeitlichen Livland: Fälle von Sodomie vor dem Landgericht Pernau im 17. bis 19. Jahrhundert 67
- HARTMUT RÜSS: Portrait eines Weitläufigen: Anton C. F. Amelung (1735–1798), Unternehmer und Wirtschaftsspionier zwischen Zeiten und Welten 83
- DAVID FEEST: Vorbild oder abschreckendes Beispiel? Der „baltische Weg“ in der Agrarpolitik des Russländischen Imperiums 134
- ĒRIKS JĒKABSONS: Die Tätigkeit der amerikanischen Mission in Lettland unter der Leitung von Warwick Greene: Liepāja, April bis Mai 1919 152
- TRIIN TARK: Die Mobilisierungen des Jahres 1944 in Estland: Ein Triumph der deutschen Propaganda? 177
- EVA PLUHAŘOVÁ-GRIGIENĖ: Im Spannungsfeld von *Selling Socialism* und heimatlicher Nostalgie: Fotobildbände zur litauischen Küste in den 1960er und 1970er Jahren 195
- OLIVER PAGEL: Finnische Touristen entdecken das sowjetische Tallinn 215
- KONRAD MAIER (†): Die estnische Grüne Partei: Zwischen ökologischer Notwendigkeit und nationaler Identität 237

MITTEILUNGEN

- MARINA BESSUDNOVA: „Livo-Moscovitica“ im schwedischen Reichsarchiv in Stockholm 253

GOTTFRIED ETZOLD: Johann Wilhelm von Krause: Ein Praktiker der Aufklärung im Livland des 18. Jahrhunderts	263
ANDREAS STRIPPEL: „... zu allem zu gebrauchen“ – Die Karriere des Dr. Martin Sandberger	274
KRISTĪNE BEĶERE, EDGARS ENGĪZERS, VILIUS IVANAUSKAS, IGOR KOPŌTIN: Die sanfte Geschichtspolitik Russlands. Anmerkungen zu einer internationalen Sommerschule in Zvenigorod 2013	285

BESPRECHUNGEN

CORNELIUS HASSELBLATT: Van Ijstijd tot Skype. Korte geschiedenis van Estland [Von der Eiszeit zu Skype. Eine kurze Geschichte Estlands] (von JEROEN BULT)	293
Latvijas vēstures mazā bibliotēka [Kleine Geschichtsbibliothek Lettlands] (von DETLEF HENNING)	297
Societies of the Past: Approaches to Landscape, Burial Customs and Grave Goods (von ANDREJS VASKS)	299
BERNHART JÄHNIG: Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland (von ANDRIS LEVANS)	304
Eesti ajalugu II: Eesti keskaeg [Geschichte Estlands II. Estnisches Mittelalter] (von KRISTJAN TOOMASPOEG)	307
Eesti ajalugu III: Vene-Liivimaa sõjast Põhjasõjani [Geschichte Estlands III. Vom Russisch-Livländischen Krieg zum Großen Nordischen Krieg] (von KERSTI LUST)	312
DENISS HANOV: Eiropas aristokrātijas kultūra 17.–19. gadsimtā [Die Kultur der europäischen Aristokratie im 17.–19. Jahrhundert] (von GUIDO STRAUBE)	316
ULRIKE PLATH: Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750–1850 (von LEA LEPPIK)	320
Glanz und Elend – Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	323
CORNELIUS HASSELBLATT: Estnische Literatur in deutscher Übersetzung. Eine Rezeptionsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert (von LIINA LUKAS)	330
LINDA KALJUNDI, TIINA-MALL KREEM: Friedrich Ludwig von Maydelli pildid Baltimaade ajaloost. – Friedrich Ludwig von Maydells Baltische Geschichte in Bildern. – Friedrich Ludwig von Maydell's Baltic History in Images (von ULRIKE PLATH)	334

- Rossija i Pribaltijskij region v XIX–XX vv.: Problemy vzaimo- 339
otnošenij v menjajuščemsja mire [Russland und die baltische
Region im 19.–20. Jh.: Probleme der gegenseitigen Beziehungen
in einer sich ändernden Welt] (von TÕNU TANNBERG)
- AADU MUST: Siber ja Eesti. Jalaraua kõlin [Sibirien und Estland. 341
Das Klirren der Fußfesseln] (von AIVAR JÜRGENSON)
- CHRISTIAN WESTERHOFF: Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg. 344
Deutsche Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und
Litauen 1914–1918; TILMAN PLATH: Zwischen Schonung und
Menschenjagden. Die Arbeitseinsatzpolitik in den baltischen
Generalbezirken des Reichskommissariats Ostland 1941–1945 (von
TOOMAS HIIO)
- ĒRIKS JĒKABSONS: Aizmirstie karavīri – ebreji Latvijas armijā 352
1918.–1940. gadā [Die vergessenen Soldaten – die Juden in der
lettischen Armee 1918–1940] (von KASPARS ZELLIS)
- SEBASTIAN RIMESTAD: The Challenges of Modernity to the 356
Orthodox Church in Estonia and Latvia (1917–1940) (von LINDA
LAINVOO)
- Baltic Eugenics: Bio-Politics, Race and Nation in Interwar 359
Estonia, Latvia and Lithuania 1918–1940 (von RAIKO JÄÄRATS)
- DENISS HANOVŠ, VALDIS TĒRAUDKALNS: Ultimate Freedom – No 362
Choice. The Culture of Authoritarianism in Latvia, 1934–1940;
MICHAEL KOHRS: Die Litauische Nationale Union – Porträt einer
(Staats-)Partei. Die Litauische Nationale Union (LTS) und ihre
Bedeutung für das autoritäre Regime der Zwischenkriegszeit in
Litauen 1924 bis 1940 (von BJÖRN M. FELDER)
- JULIA ROSCHE: Zwischen den Fronten. Die Rolle Estlands 366
zwischen dem Hitler-Stalin-Pakt und dem Ende des
Zweiten Weltkriegs im internationalen Kontext (von OLAF
MERTELSMANN)
- PRIT BUTTAR: Between Giants. The Battle for the Baltics in 370
World War II (von OLAF MERTELSMANN)
- ALDIS PURS: Baltic Facades. Estonia, Latvia and Lithuania since 372
1945 (von KARSTEN BRÜGGEMANN)
- PHILIPP HERZOG: Sozialistische Völkerfreundschaft, nationaler 376
Widerstand oder harmloser Zeitvertreib? Zur politischen
Funktion der Volkskunst im sowjetischen Estland (von KARSTEN
BRÜGGEMANN)
- ALEKSANDR GAVRILIN: Latvijskie pravoslavnye svjaščennoslužiteli 379
na amerikanskom kontinente [Die lettischen orthodoxen Geistlichen
auf dem amerikanischen Kontinent] (von TÕNU TANNBERG)

RICHARD C. M. MOLE: The Baltic States From the Soviet Union to the European Union. Identity, Discourse and Power in the Post-Communist Transition of Estonia, Latvia and Lithuania (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	381
History of Pedagogy and Educational Sciences in the Baltic Countries from 1940 to 1990: An Overview (von MARE OJA)	384
TIIIT PRUULI: EÜE jälg. Pildikesi üliõpilasnoorsoo elust [Die Spur des EÜE. Bilder aus dem Leben der studentischen Jugend] (von MATI LAUR)	389
ZENONAS NORKUS: On Baltic Slovenia and Adriatic Lithuania. A Qualitative Comparative Analysis of Patterns in Post-Communist Transformation (von LARS FREDRIK STÖCKER)	391

LIEBE LESERINNEN & LESER,

See aasta tuleb kevad teisiti – so hieß es in einem Gedicht des estnischen Dichters Henrik Visnapuu (1890–1951) im Mai 1919: „In diesem Jahr kommt der Frühling anders“. Auch in diesem Jahr, 95 Jahre nach Visnapuus Zeile, ist der Frühling für die Redaktion der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ anders, denn diese Nummer musste ohne unseren Freund KONRAD MAIER hergestellt werden. Seinem vollkommen unerwarteten Tod im Juni 2013 gedenken wir auf Seite 236 dieser Ausgabe, aber es sei auch an dieser Stelle daran erinnert, dass Konrad unsere Zeitschrift von Beginn an begleitet hat. Seit 2009 war er auch als Mitglied des engeren Redaktionskollegiums mit seiner unerschütterlichen Zuversicht und präzisen Arbeit gerade in der heißen Endphase stets unser Fels gegen anbrandende Panikattacken. Diese Ausgabe möchten wir dankbar seinem Andenken widmen.

Aber auch außerhalb der heutzutage ohnehin meist im virtuellen Raum angesiedelten Redaktionsstube ist der Frühling 2014 anders verlaufen. Zum ersten Mal seit 1991 schleicht sich die zuvor schon fast zu einem rhetorischen Mittel geronnene böse Vorahnung wieder ein, dass trotz der Integration der baltischen Staaten in EU und NATO der so gern in historischen Kategorien argumentierende Nachbar im Osten durchaus vorhaben könnte, seine alten imperialen Grenzen an der Ostseeküste wiederherzustellen. Die Annexion der Krim erinnerte nicht nur unseren Tallinner Kollegen Meelis Maripuu an die Ereignisse vom Juni 1940, als die Rote Armee in die baltischen Staaten einmarschierte.¹ Der bereits zuvor entstandene Bericht von vier jungen Doktoranden aus Estland, Lettland und Litauen von einer „Sommerschule“ für Historiker in Moskau, den wir in dieser Nummer dokumentieren, vermittelt illustrierend etwas von dem Wunsch einiger russischer Kollegen, im Geiste der sowjetischen „Völkerfreundschaft“ auch die baltischen Staaten in die Einflusszone des derzeit staatlicherseits forcierten russischen historischen Großmacht-Narrativs einzubeziehen.

Einem anderen Dogma unterwerfen sich indes auch die „Forschungen“ von diesem Jahr an: Russische bibliografische Angaben werden von nun an in der wissenschaftlichen Umschrift mit lateinischen Buchstaben dargestellt. Dieser Abschied von der Kyrilliza hat allerdings nichts mit Putins Politik zu tun, sondern ist bedingt durch einen Kulturimperialismus der Ratingagenturen des Wissenschaftsbetriebs, die nicht-lateinische Buchstaben im wissenschaftlichen Apparat nicht dulden. Dass sich auch *non-profit* Initiativen wie die „Forschungen“ diesem Blödsinn unterwerfen, liegt wiederum an der Bereitwilligkeit, mit der der (staatliche)

¹ „Historian: For Estonians, Crimea Follows a 1940 Script“, einsehbar auf der Homepage des Estnischen Fernsehens unter dem URL: <http://news.err.ee/v/politics/9b427fa6-2698-4d6e-a85d-102ef3419291> (letzter Zugriff 13.4.2014).

wissenschaftliche Förderbetrieb diese Ratings übernommen hat, weshalb nicht hoch genug gerankte Publikationen für potentielle Autoren weniger attraktiv sind.

Anders war in diesem Frühjahr schließlich auch, dass ULRIKE PLATH an Konrad Maiers Stelle die meisten Texte gegengelesen hat, wofür ihr sehr herzlich gedankt sei. Damit war die Sprachredaktion dieses Jahr fast ausschließlich Sache des Historischen Instituts der Universität Tallinn. Letztere beteiligt sich zudem auch offiziell mit einem kleinen Zuschuss für drei Jahre an der Publikation der „Forschungen“.

Damit sind wir aber dann doch am Ende der Veränderungen dieses Frühlings. Wie jedes Jahr bietet auch dieses Heft zahlreiche Einblicke in die Vergangenheit der baltischen Region, vom *Chronicon Livoniae* bis zur litauischen Nachkriegsfotografie, von *sex and crime* im frühneuzeitlichen Livland über den Verlust des lettischen Klagelieds bis hin zu finnischen Wodkatouristen in Tallinn. Dass dieses Mal sechs der fünfzehn Artikel und Miszellen von deutschen Muttersprachlern stammen, hat die Redaktionsarbeit spürbar erleichtert. Trotzdem sind wir sehr froh, mit MARINA BESSUDNOVA erstmals eine Autorin aus der Russischen Föderation auf den Seiten der „Forschungen“ begrüßen zu dürfen. Für das Deutsch der aus dem Estnischen und Lettischen übersetzten Beiträge zeichnen unsere bewährten Übersetzerinnen ANU AIBEL-JÜRGENSON, MAIJA LEVANE und TEA VASSILJEVA verantwortlich. Die *summaries* wurden dankenswerterweise wieder von STOBHAN KATTAGO gegengelesen. Für die Gestaltung des Layouts und der Optik des wie immer farbigen Umschlags konnten wir uns erneut auf MEELIS FRIEDENTHAL und IRINA TAMMIS verlassen.

Schließlich schulden wir unseren Förderern großen Dank, den Universitäten Tartu und Tallinn, der Baltischen Historischen Kommission und dem Nordost-Institut in Lüneburg. Aber wie immer ist es in erster Linie das freiwillige und immer noch ehrenamtliche Engagement der Autorinnen und Autoren sowie der Redaktionsmitglieder, ohne das die „Forschungen“ nicht zum neunten Mal hätten erscheinen können. Ohne diesen zeitaufwändigen Enthusiasmus vieler Freunde und Kollegen wäre dieses Projekt nicht am Leben zu erhalten. Und mit diesem guten Gefühl im Rücken gehen wir ins zehnte Jahr der „Forschungen zur baltischen Geschichte“.

Ostern 2014
KARSTEN BRÜGGEMANN
MATI LAUR

ORTSNAMENKONKORDANZ

Aa, Livländische – lett. Gauja, estn. Koiva	Oberpahlen – Põltsamaa
Adsel – Adzele	Ösel – Saaremaa
Adsel-Neuhof – Jaunmuiža	Pahle – Põltsamaa jõgi
Bauske – Bauska	Paistel – Paistu
Böcklershof – Pöögle	Pernau – Pärnu
Doblen – Dobele	Podis – Pootsi
Dorpat – Tartu	Pollenhof – Polli
Düna – Daugava	Purnau – Purnawa
Dünaburg – Daugavpils	Racken – Rakte
Embach – Emajõgi	Reval – Tallinn
Euseküll – Ōisu	Sallentack – Roodi
Fellin – Viljandi	Seltinghof – Zeltiņi
Fennern – Vändra	Sydober – Sidrabene
Hallist – Halliste	Tackerort – Tahkuranna
Harrien – Harjumaa	Taifer – Taevere
Helmet – Helme	Taiwola – Taheva
Holm(e), Martinsholm – Mārtiņsala	Tarwast – Tarvastu
St. Johannis, Klein – Kolga-Jaani	Teilitz – Tõlliste
Kammar – Kamari	Tennasilm, Alt – Vana-Tānassilma
Karkus – Karksi	Terweten – Tērvete
Karrishof, Neu – Uue-Kariste	Testama – Tõstamaa
Kerrafer – Kärevere	Tirna – Tirna
Kerro – Kāru	Torgel – Tori
Kipsal – Kīpsala	Torma – Torma
Kolzen – Bīriņi	Trikaten – Trikāta
Kowno – Kaunas	Walk – estn. Valga, lett. Valka
Lasone – Laashoone	Weibstfer – Reeguldi
Libau – Liepāja	Wesenberg – Rakvere
Lode – Koluvere	Wiek – Läänemaa
Marienburg – Alūksne	Wierland – Virumaa
Merjama – Mārjamaa	Wilno – Vilnius
Mitau – Jelgava	Wirzsee – Vōrtsjārv
Nelwa – Nōlva	Woiseck – Vōisiku
	Ymera – lett. Imera, Jumara, estn. Ümera

Die Frage der Herkunft des Chronisten Heinrich von Lettland in der russischen Historiografie

VON SERGEJS COJA

Eine der wichtigsten Quellen der mittelalterlichen Geschichte Livlands ist die „Livländische Chronik“ Heinrichs von Lettland. Sie umfasst die Geschehnisse im Zeitraum von ca. 1180 bis zum Jahr 1227. Eigentlich ist die wahrscheinlich in den 1220er Jahren niedergeschriebene Chronik anonym, doch wird allgemein angenommen, dass der im Text wiederholt erwähnte Priester *Henricus de Lettis* der Verfasser des lateinischen Werkes ist.¹

Die Frage nach dem Chronisten und seiner ethnischen Herkunft hat eine lange Geschichte. Die Auffassung, ein „Heinrich der Lette“ habe die „Livländische Chronik“ verfasst, wurde schon um 1740 formuliert. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts kritisierten einige deutschbaltische Historiker in ihren Publikationen zur Chronik diese These. Für sie konnte der Chronist nur ein deutscher Geistlicher gewesen sein. Der Streit um die Nationalität Heinrichs erreichte einen Höhepunkt in den 1880er Jahren, als Historiker und Publizisten russischer, estnischer und lettischer Herkunft sich für die eine oder andere Version einsetzten.² Für die lettische historiografische Tradition, die sich aus den politischen und kulturellen Bestrebungen des nationalen Erwachens um die Mitte der 1880er Jahre ableitete, war die damals eigentlich bereits überholte Auffassung von der lettischen Herkunft Heinrichs weiterhin maßgebend, so dass diese These bis 1940 und sogar darüber hinaus eine wichtige Rolle nicht nur in den akademischen Kreisen der lettischen Gesellschaft spielte,³ sondern auch in der lettischen Kultur insgesamt.⁴

¹ Vgl. die Bibliografie in: *Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier. A Companion to the Chronicle of Henry of Livonia*, hrsg. von MAREK TAMM, LINDA KALJUNDI und CARSTEN SELCH JENSEN, Farnham 2011.

² Zu den Auffassungen und Tendenzen in der lettischen nationalen Historiografie zu diesem Problem siehe ĒVALDS MUGURĒVIČS: Priekšvārds [Vorwort], in: *Indriķa hronika*, übers. von ĀBRAMS FELDHŪNS, hrsg. von ĒVALDS MUGURĒVIČS, Rīga 1993, S. 7-32, hier S. 24f.

³ Siehe z.B. ARVEDS ŠVĀBE: *Latviešu Indriķis un viņa chronika* [Heinrich der Lette und seine Chronik], in: *DERS., Straumes un avoti*, Bd. 2, Rīga 1940, S. 121-220; vgl. LINDA KALJUNDI unter Mitarbeit von KASPARS KĻAVIŅŠ: *The Chronicler and the Modern World. Henry of Livonia and the Baltic Crusades in the Enlightenment and National Traditions*, in: *Crusading and Chronicle Writing* (wie Anm. 1), S. 409-456, hier S. 445ff.

⁴ KALJUNDI, *The Chronicler* (wie Anm. 4), S. 445-450.

Die Chronik und das Problem ihres Verfassers hat auch in der russischen Historiografie seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das liegt zum einen daran, dass diese Chronik zahlreiche Ereignisse schildert, die die Geschichte der Rus' betreffen. Zum anderen gehörten die Gouvernements Livland und Estland im 18. Jahrhundert zum Russländischen Reich und waren daher Gegenstand des politischen Interesses.

Allerdings interessierten sich die führenden russischen Historiker an den Universitäten in St. Petersburg oder Moskau kaum für diese Diskussionen. Für sie waren die baltischen Ostseeprovinzen nur ein – geopolitisch zweifellos für das Imperium sehr wichtiges – Grenzland (*okraina*). Für die wesentlichen Autoren der vorrevolutionären russischen Historiografie war das *Chronicon Livoniae* offensichtlich eine unwesentliche Quelle. Sergej M. Solov'ev (1820–1879) z.B. nutzte die Chronik im 1852 erschienenen zweiten Band seiner monumentalen russischen Geschichte nur für manche Angaben zu den Kämpfen zwischen Russen und Deutschen.⁵ Damit folgte Solov'ev Nikolaj M. Karamzin (1766–1826), den auch nur Informationen zur Rus' interessiert hatten.⁶ Anders verhielt es sich mit den Russen, die aus den Ostseeprovinzen stammten oder sich dort für länger aufhielten, wodurch die Region zu ihrem wichtigsten Tätigkeitsumfeld wurde. Aus dieser Perspektive formte sich auch das historische Interesse dieser russischen Gelehrten und Publizisten, zu denen sich in einigen Fällen auch Autoren estnischer Herkunft gesellten. Sie maßen daher auch der Frage nach der Nationalität Heinrichs eine gewisse Bedeutung zu, was gerade angesichts der nationalpolitischen Situation im Russländischen Reich in den 1880er Jahren als symptomatisch gelten kann.

* * *

In der russischen Historiografie beginnt die wissenschaftliche Rezeption der „Livländischen Chronik“ mit den Arbeiten des Historikers Ernst Eduard Kunik (russ. Arist Kunik, 1814–1899).⁷ Er war der erste, der einzelne Abschnitte der Chronik ins Russische übersetzte (Kapitel XXV, XXVI und XXVII), wofür er sich der 1853 erschienenen zweisprachigen

⁵ SERGEJ M. SOLOV'EV: *Istorija Rossii s drevnejšich vremen* [Geschichte Russlands von den ältesten Zeiten], Bd. 2, Moskau 1852; der Verweis auf die betreffenden Kapitel des zweiten Bandes erfolgt am Beispiel der letzten Ausgabe des Werkes: *Istorija Rossii s drevnejšich vremen*, Buch I, Teil 1-2 (Bd. 1-2), Moskau 2001, S. 780-799.

⁶ NIKOLAJ M. KARAMZIN: *Istorija gosudarstva Rossijskogo* [Geschichte des Russländischen Staates], Bd. 3, St. Petersburg 1816.

⁷ Siehe z.B. ARIST A. KUNIK: *Vypiski iz Genricha Lattyškogo o russkich sobytijach 1221–1223 godov* [Auszüge aus Heinrich dem Letten über die russischen Ereignisse in den Jahren 1221–1223], in: *Učenyje Zapiski Imperatorskoj Akademii Nauk po I i III otdeleniju* (künftig UZ AN), t. 2, vyp. 2, St. Petersburg 1853, S. 317-330.

und kommentierten Ausgabe von August Heinrich Hansen bediente.⁸ Kuniks Übersetzung wurde noch im selben Jahr in den Mitteilungen der Akademie der Wissenschaften Russlands veröffentlicht.⁹ Kunik beschäftigte sich mit dem *Chronicon* vor allem deshalb, weil er an der Datierung der Schlacht an der Kalka (wohl 1223) interessiert war. Sein Interesse reichte daher über die von ihm übersetzten und kommentierten Abschnitte der Chronik nicht hinaus.¹⁰ Doch machte er seine Leserschaft darauf aufmerksam, dass diese mittelalterliche Chronik für die Geschichte des nordwestlichen Russlands von besonderer Bedeutung sei. Er vertrat zudem die Ansicht, dass der Chronist ein Deutscher war. Es ist fraglich, ob Kuniks deutsche Herkunft für diese Auffassung maßgeblich war, denn er lebte die meiste Zeit seines Lebens als gut positionierter Wissenschaftler im Russländischen Reich. Trotzdem bezog er eine kritische Position in Bezug auf den russischen Nationalismus und Chauvinismus sowohl in der Politik als auch in der Wissenschaft und bemühte sich, die politischen Kontroversen zwischen Russen und Deutschen zu glätten.¹¹

Einige Jahrzehnte später stimmte 1888 auch Alexander Lappo-Danilevskij (1863–1919) der Auffassung zu, Heinrich sei ein Deutscher gewesen,¹² wobei er sich auf die Forschungsergebnisse von Paul Jordan und Hermann Hildebrand stützte.¹³ Deren Ansicht zufolge waren die

⁸ Heinrich's des Letten älteste Chronik von Livland, neu hrsg., eingeleitet und mit einer deutschen Übersetzung, Anmerkungen, Urkunden und Registern versehen von AUGUST HANSEN, Riga und Leipzig 1853 (*Scriptores rerum Livonicarum*, 1). Die Verweise auf einzelne Kapitel der Chronik erfolgen stets nach der Ausgabe Heinrichs *Livländische Chronik*, 2. Aufl., bearb. von LEONID ARBUSOW und ALBERT BAUER, Hannover 1955 (*Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis separatim editi*, 31).

⁹ ARIST A. KUNIK: *Chronologičeskaja tablica, sostavlenaja È. Bonelem na osnovanii Genricha Latyšskogo i nekotorych russkich letopisej* [Chronologische Tabelle, zusammengestellt von E(rnst) Bonnell aufgrund Heinrichs des Letten und mancher russischen Chroniken], in: *UZ AN*, t. 2, vyp. 2, St. Petersburg 1853, S. 297–317; DERS.: *O priznanii 1223 g. vremenem bitvy pri Kalke* [Über die Anerkennung des Jahres 1223 als Zeit der Schlacht an der Kalka], in: *UZ AN*, t. 2, vyp. 5, St. Petersburg 1854, S. 765–787; ERNST EDUARD KUNIK: *Vorläufige Andeutungen über das Jahr der Schlacht an der Kalka, mit besonderer Rücksicht auf Heinrich den Letten*, in: *Bulletin de la classe des sciences historiques, philologiques et politiques* (St. Petersburg) 11 (1854), Nr. 9, S. 133–139.

¹⁰ Die von Kunik angefertigte Übersetzung wurde noch ein knappes Jahrhundert später gelobt. Siehe SERGEJ A. ANNINSKIJ: *Vvedenie* [Einleitung], in: *Genrich Latvijskij, Chronika Livonii*, hrsg. von DEMS., Moskau 1938, S. 1–67, hier S. 18; siehe auch VASILIJ G. VASILEVSKIJ: *A. A. Kunik*, in: *Vizantijskij vremennik* 6 (1899), S. 619–632.

¹¹ VASILEVSKIJ, Kunik (wie Anm. 10), S. 621f.

¹² ALEKSANDR S. LAPPO-DANILEVSKIJ: *Biografičeskije svedenija o Genriche Latyše po dannym ego sobstvennoj letopisi* [Biografische Nachrichten über Heinrich den Letten nach seiner eigenen Chronik], in: *Bibliograf* 1988, Nr. 5–6, S. 213–224.

¹³ PAUL JORDAN: *Ueber den sogenannten Heinrich den Letten*, in: *Das Inland*, 7.4.1858, S. 221–225; HERMANN HILDEBRAND: *Die Chronik Heinrichs von Lettland. Ein Beitrag zur Livlands Historiographie und Geschichte*, Berlin 1865.

sehr knappen Verweise der Chronik, an denen üblicherweise Heinrichs lettische Herkunft abgelesen wurde, wie etwa die seiner angeblichen Kenntnisse des Livischen und Lettischen, nicht aussagefähig. Lappo-Danilevskij, der 1886 die Historisch-Philologische Fakultät der Universität St. Petersburg abgeschlossen hatte und politisch ein europäisch gesinnter Liberaler war,¹⁴ machte auf den Widerspruch zwischen der angeblichen Herkunft des Chronisten und der politischen Aussage seines Werks aufmerksam – oder sollte wirklich jemand, der „von den Letten“ abstammte, ein Ideologe der deutschen Expansion in Livland gewesen sein?¹⁵

Eine ebenso wichtige Richtung in der russischen Historiografie des 19. Jahrhunderts hielt Heinrich für einen Letten. Diese These vertrat als erster der damals noch aktive General Arkadij D. Stolypin (1822–1899),¹⁶ der 1867 eine verkürzte Nacherzählung der „Livländischen Chronik“ veröffentlichte,¹⁷ wobei er sich der von Hansen 1853 vorgelegten Ausgabe als Grundlage bediente. Obwohl Stolypins eigentliches Ziel war, die Geschichte der nordwestlichen Rus' anhand einer Quelle aus dem 13. Jahrhundert darzustellen, lässt die Einleitung auch seine politische Absicht erkennen, Nachweise für die historische Rolle Russlands in der Vergangenheit zu finden.¹⁸ Die lettische Herkunft Heinrichs führte er auf Johann Daniel Gruber (1686–1748) zurück, der die erste Ausgabe der Chronik 1740 vorgelegt hatte, wobei er bemerkte, es gebe keine Beweise dafür; trotzdem hielt er diese These für glaubhaft.¹⁹ Zweifellos war Stolypins Werk insofern wichtig, als es den Inhalt dieser mittelalterlichen Quelle einem breiteren, nicht-akademischen Leserkreis vorstellte.

Für die Rezeption des *Chronicon Livoniae* in der russischen Historiografie von wesentlicher Bedeutung war der seit 1862 in Riga ansässige Publizist Evgraf V. Češičin (1824–1888), denn ihm ist die erste vollständige Übersetzung der Chronik ins Russische zu verdanken. Sie erschien 1876 in Riga im ersten Band des von ihm selbst herausgegebenen „Sbornik materialov i statej po istorii Pribaltijskogo kraja“ (Sammelband von Materialien und Aufsätzen zur Geschichte des Baltischen Gebiets).²⁰ Als Grundlage diente

¹⁴ ALEKSANDR I. KLIVANOV: Posleslovie. A. S. Lappo-Danilevskij – istorik i myslitel' [Nachwort. A. S. Lappo-Danilevskij – Historiker und Denker], in: ALEKSANDR S. LAPPO-DANILEVSKIJ: Istorija ruskoj obščestvennoj mysli i kul'tury 17.–18. Jh., Moskau 1990, S. 255–265.

¹⁵ LAPPO-DANILEVSKIJ, Biografičeskie svedenija (wie Anm. 12), S. 215f.

¹⁶ Arkadij Stolypin war der Vater des späteren russischen Ministerpräsidenten von 1906 bis 1912, Petr A. Stolypin.

¹⁷ ARKADIJ D. STOLYPIN: Chronika Genricha Latyša ka podspor'e k izučeniju Severo-Zapadnogo kraja [Die Chronik Heinrichs des Letten als Hilfsmittel zur Erforschung des Nordwestlichen Gebiets], Vilnius 1867.

¹⁸ Ebenda, S. 6f., 9f.

¹⁹ Ebenda, S. 7f. Origines Livoniae sacrae et civilis, seu chronicon Livonicum vetus (...), hrsg. von JOHANN D. GRUBER, Leipzig und Frankfurt 1740.

²⁰ Genricha Latyšskogo „Livonskaja Chronika“ (Éduard Pabst) [Die „Livländische Chronik“ Heinrichs des Letten (Eduard Pabst)], in: Sbornik materialov i statej po istorii Pribaltijskogo kraja, hrsg. von EVGRAF V. ČEŠIČIN, t. 1, Riga 1876, S. 65–285.

Češichin jedoch nicht der lateinische Text der „Livländischen Chronik“, sondern die von Eduard Pabst 1867 veröffentlichte deutsche Übersetzung.²¹ Češichin übernahm in seine russische Ausgabe auch Pabsts Vorwort, in dem die lettische Abstammung des Chronisten in Frage gestellt wird.²² Aus der Einleitung zum „Sbornik materialov“ und der Art der Bearbeitung des Chroniktexts ist ersichtlich, dass Češichin, der kein studierter Historiker war, den hohen historischen Erkenntniswert der Quelle für die Geschichte der baltischen Provinzen durchaus erkannte. Doch war Češichin in erster Linie Publizist – er verantwortete die erste russischsprachige Tageszeitung in Riga, den „Rižskij vestnik“ (Rigaer Bote).²³ In seinen Ausführungen zur Chronik und ihren Verfasser stellte er keine speziellen Fragen, die ihn über die Erkenntnisse von Pabst hinaus geführt hätten. Seine Übersetzung ist aufgrund einiger Entstellungen, die gerade auch die biblischen Stellen betreffen, in denen er auf die russische Bibelübersetzung zurückgriff, insgesamt für den wissenschaftlichen Gebrauch nicht zufriedenstellend.

1884 griff Češichin das *Chronicon Livoniae* im Rahmen des ersten Kapitels seiner monumentalen Darstellung der Geschichte Alt-Livlands wieder auf.²⁴ Der Chronik als Quelle und der Frage nach der Identität des Chronisten widmete er indes nur wenige Passagen, in denen er betonte, man wisse nur das, was der Verfasser selbst über sich preisgibt.²⁵ Bei seiner Aussage, Heinrich sei ein Priester „unter den Letten“ und keineswegs ein Lette gewesen, berief er sich auf Hildebrand und Pabst. Češichin kannte sich in der Diskussion über die Nationalität des Chronisten in der deutschen Historiografie gut aus, verfügte aber selbst nicht über fachliche Kompetenz in mittelalterlicher Quellenkritik. Für ihn blieb die Nationalität Heinrichs ein offenes Problem, da es nicht zu belegen sei, ob dieser nun lettischer oder deutscher Herkunft war.²⁶

²¹ Heinrich's von Lettland Livländische Chronik. Ein getreuer Bericht, wie das Christentum und die deutsche Herrschaft sich im Lande der Liven, Letten und Ehsten Bahn gebrochen. Nach Handschriften mit vielfacher Berichtigung des üblichen Textes aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von EDUARD PABST, Reval 1867.

²² Genricha Latyšškogo „Livonskaja Chronika“ (wie Anm. 20), S. 65, 67-72.

²³ Sbornik materialov (wie Anm. 20), S. VIII. Vgl. zu Češichin auch KARSTEN BRÜGGEMANN: Ein Russe in Riga: Evgraf Vasil'evič Češichin (1824–1888) als Journalist und Historiker im Dienst des Imperiums, in: Geisteswissenschaften und Publizistik im Baltikum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, WILHELM LENZ und KONRAD MAIER, Berlin u.a. 2011 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 17), S. 157-191. Češichin hatte Sergej Solov'ev beim zweiten Band seiner Russischen Geschichte (siehe Anm. 5) in livländischen Belangen assistiert. IMANTS MEDNIS: Savu vēsturi mēs rakstījām visi kopā [Unsere Geschichte haben wir alle zusammen geschrieben], Riga 2005, S. 93.

²⁴ EVGRAF V. ČEŠICHIN: Istorija Livonii s drevnejšich vremen [Die Geschichte Livlands seit der ältesten Zeit], Lieferung I-II, Bd. 1, Riga 1884.

²⁵ Genricha Latyšškogo „Livonskaja Chronika“ (wie Anm. 20), S. 67f.

²⁶ Ebenda, S. 69.

Češichin vertrat als Russe im „deutschen“ Riga slawophile Ansichten. In der Einleitung zu seiner Monografie zur älteren livländischen Geschichte beklagte er, die Slawen und die Orthodoxie im Baltikum seien im 13. Jahrhundert von den Deutschen und dem gewaltsam verbreiteten Katholizismus verdrängt worden.²⁷ Für ihn handelte es sich dabei um die Unterbrechung eines natürlichen historischen Prozesses, an dessen Ende die Verschmelzung der Küstenregion mit der Rus' gestanden hätte.²⁸ Dieses war freilich keineswegs eine originelle Position Češichins, denn sie war bereits in den 1840er Jahren in russischsprachigen Texten formuliert worden,²⁹ und im Grunde übernahm der Rigaer Publizist hier nur die vierzig Jahre alten Thesen seines slawophilen Vorbilds Jurij F. Samarin (1819–1876).³⁰ Češichin verband mit dem Herrscherwechsel 1881 von Alexander II. zu Alexander III. die Hoffnung auf eine stärkere Betonung des Russischen in der zarischen Innenpolitik, schon um den Einfluss der Deutschbalten auf das politische Leben der Ostseeprovinzen zu beschränken. Auch in der Kontroverse zur Geschichte Livlands ging es in erster Linie um die Macht an der Ostseeküste des Imperiums. In diesem Sinne war auch die Frage nach der Nationalität des Chronisten Heinrich eine politische Frage.³¹ Es ist aber in diesem Zusammenhang zu sehen, dass sich Češichin 1876 in Fragen der ethnischen Herkunft des Chronisten zurückhielt, und sogar Pabsts Auffassung, Heinrich sei Deutscher gewesen, akzeptierte.

²⁷ ČEŠICHIN, *Istorija Livonii* (wie Anm. 24), S. III f.

²⁸ Ebenda, S. IV. Erst mit dem Anschluss Liv- und Estlands an das Russländische Reich zu Beginn des 18. Jahrhunderts sei der natürliche Gang der Dinge wieder aufgenommen worden. Ebenda, S. V.

²⁹ [FILARET:] Otkuda korennye žiteli Lifljandii pervonačal'no polučili christianstvo, s vostoka ili s zapada? [Woher erhielten die Ureinwohner Livlands ursprünglich das Christentum, aus dem Osten oder aus dem Westen?], in: *Moskovitjanin* 1843, č. 4, Nr. 7, S. 85–102; ein wegweisender Text von Jurij Samarin zu dieser Frage wurde bereits 1848 geschrieben (und in höheren Kreisen der Bürokratie verteilt), aber erst 1889 veröffentlicht: JURIJ F. SAMARIN: *Pis'ma iz Rigi* [Briefe aus Riga], in: *Sočinenija Ju. F. Samarina*, hrsg. von DMITRIJ F. SAMARIN, t. 7: *Pis'ma iz Rigi i Istorija Rigi*, Moskau 1889, S. 1–160, hier S. 4f. Vgl. KARSTEN BRÜGGEMANN: *The Baltic Provinces and Russian Perceptions in Late Imperial Russia*, in: *Russland an der Ostsee: Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster* (16. bis 20. Jahrhundert), hrsg. von DEMS. und BRADLEY D. WOODWORTH, Wien, Köln und Weimar 2012 (*Quellen und Studien zur baltischen Geschichte*, 22), S. 111–141, hier S. 126–130.

³⁰ MEDNIS, *Savu vēsturi mēs rakstījām visi kopā* (wie Anm. 23), S. 93; ELLA BUCENIECE: *Ideju vēsture Latvijā. No pirmsākumiem līdz XIX gs. 90. gadiem* [Ideengeschichte Lettlands. Von den Ursprüngen bis in die 1890er Jahre], Riga 1995, S. 500.

³¹ Zu Češichins Verehrung für Samarin siehe auch SVETLANA N. KOVAL'ČUK: „Vzyskujaja istinu...“. *Iz istorii ruskoj religioznoj, filozofskoj i obščestvenno-političeskoj mysli v Latvii*: Ju. F. Samarin, E. V. Češichin, K. F. Žarkov, A. V. Vejdeman. *Seredina XIX v. – seredina XX v.* [„Auf der Suche nach der Wahrheit...“. Aus der Geschichte der russischen religiösen Philosophie und gesellschaftlich-politischen Meinung in Lettland: Ju. F. Samarin, E. V. Češichin, K. F. Žarkov, A. V. Vejdeman. Mitte des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts], Riga 1998, S. 90–95.

Mitte der 1880er Jahre, unter dem Zepher des neuen Zaren, wandelte er seine Ansicht. Aber nicht nur in Češichins „Geschichte Livlands“ gewann die These, Heinrich sei Lette gewesen, in der russischsprachigen Publizistik eine neue Geltung.

Ebenfalls 1884 erschien in St. Petersburg eine Studie über die „Einführung des Christentums in Livland“ des estnischen Autors Jüri Truusmann (russ. Georgij/Jurij Trusman, 1857–1930).³² Truusmann absolvierte mit der genannten Arbeit die St. Petersburger Geistliche Akademie mit dem Grad eines Magisters, seit 1885 bekleidete er in Reval das Amt eines Zensors.³³ In der Einleitung kritisierte Truusmann Hildebrand unter anderem dafür, dass dessen Argumentation bezüglich der Nationalität des Chronisten nicht überzeugend sei, da er z.B. den Ausdruck *de Lettis* im *Chronicon Livoniae* (XVI 3) falsch interpretiere.³⁴ Wie Češichin schöpfte auch Truusmann seine Kritik nicht unmittelbar aus der Chronik oder der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, sondern aus der Studie Hildebrands.³⁵ Schaut man sich Truusmanns Text an, gewinnt man den Eindruck, er hätte im „Priester der Letten von Ymera“ (*Lettorum de Ymera sacerdos*, XXIV 5) gern einen Geistlichen lettischer Herkunft gesehen. Interessanterweise entwickelt er zugleich die These, Heinrich, der fern jeglicher Politik gestanden habe, sei vielleicht gar nicht der Chronist gewesen, obwohl er zugeben muss, keine Belege für seinen Zweifel zu haben.³⁶

Zu den Wissenschaftlern, die keinen Zweifel an der lettischen Herkunft Heinrichs hatten, gehörte der Vitebsker Historiker Aleksej P. Sapunov (1851–1924). Er hatte die St. Petersburger Universität absolviert und arbeitete in seiner Heimatstadt als Lehrer und Beamter. Gleichzeitig war er Mitglied in mehreren historischen Gesellschaften und publizierte zur Geschichte

³² Zu seiner Person siehe ANNELI LÕUNA: Jüri Truusmann (1856–1930), Zensor und aktiver Teilnehmer am gesellschaftlichen Leben in der Zeit der Russifizierung, in: Geisteswissenschaften (wie Anm. 23), S. 373–395. Vgl. TIIT ROSENBERG: Die russische baltische Historiographie in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Estland und Russland. Aspekte der Beziehungen beider Länder, hrsg. von OLAF MERTELSMANN, Hamburg 2005 (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa, 11), S. 77–108, hier S. 101ff.

³³ LÕUNA, Jüri Truusmann (wie Anm. 32); ILONA DZENE: Ieskats līdz šim maz izmantotā vietvārdu avotā [Blick auf eine bislang wenig benutzte Quelle der Ortsnamen], in: Latvijas Zinātņu akadēmijas vēstis, Serie A 65 (2011), H. 3–4, S. 107–117; Russkie obščestvennye i kul’turnye dejateli v Ēstonii. Materialy k biografičeskomu slovarju. Slovník, t. 1: do 1940 goda [Die russischen Aktivisten auf dem Gebiet der Gesellschaft und Kultur in Estland. Materialien zu einem biografischen Wörterbuch. Namensregister, Bd. 1: bis zum Jahr 1940], hrsg. von SERGEJ G. ISAKOV, Tallinn 2006, S. 167.

³⁴ GEORGIJ TRUSMAN: Vvedenie christianstva v Lifljandii [Einführung des Christentums in Livland], St. Petersburg 1884, S. III.

³⁵ HILDEBRAND, Die Chronik Heinrichs (wie Anm. 13), S. 6f. Zu Truusmanns Kritik an Hildebrand siehe TRUSMAN, Vvedenie christianstva (wie Anm. 34), S. IIIf.

³⁶ Ebenda, S. VI.

des Vitebsker Landes und Lettgallens.³⁷ Er war ein russischer Patriot, der in seinen Werken z.B. den Slavophilen Ivan S. Aksakov (1823–1886) mit Begeisterung zitierte,³⁸ gehörte aber politisch zu den konservativen Liberalen und war für die Oktobristen Mitglied der Dritten Staatsduma.³⁹ In der Rezension zu einer Abhandlung des deutschbaltischen Historikers Friedrich von Keussler (1856–1924)⁴⁰ erörterte Sapunov das Problem der Herkunft des Chronisten und wiederholte dabei die anderswo vertretenen Thesen: Heinrich sei anscheinend ein Lette gewesen, dessen Erziehung und Ausbildung dem Rigaer Bischof Albert zu verdanken gewesen seien. Als einfacher katholischer Priester habe Heinrich die Stereotypen seiner Zeit jedoch nicht überwinden können. So sei auch die negative Haltung gegenüber den Ureinwohnern Livlands zu erklären.⁴¹

Nikolaj Ja. Kiprianovič (1855–1925),⁴² Gymnasiallehrer in Dorpat und Pernaun sowie aktiver Teilnehmer am lokalen russischen kulturellen Leben,⁴³ verfasste Anfang des 20. Jahrhunderts einen weiteren Aufsatz über das *Chronicon Livoniae*. Für ihn bedurfte es keines Beweises, dass Heinrich der Autor war.⁴⁴ Zugleich bestand er darauf, dass Heinrich Lette gewesen sei und polemisierte in dieser Hinsicht mit den Arbeiten deutscher His-

³⁷ ALEKSEJ SAPUNOV: Dvinskije ili Borisovy kamni [Düna- oder Borisov-Steine], Vitebsk 1890; DERS.: Reka Zapadnaja Dvina. Istoriko-geografičeskij obzor [Der Fluss Düna. Historisch-geografischer Überblick], Vitebsk 1893; DERS.: Istoričeskij očerk 50-letija Vitebskogo gubernskogo statističeskogo komiteta (22 sentjabrja 1863 – 22 sentjabrja 1913) [Historischer Grundriss zum 50. Jubiläum des statistischen Komitees des Gouvernements Vitebsk (22. September 1863 – 22. September 1913)], Vitebsk 1913; Vitebskaja starina. S priloženijami i risunkami v tekste [Die Vitebsker Altertümer. Mit Anhängen und den Zeichnungen im Text], hrsg. von DEMS., Vitebsk 1883.

³⁸ SAPUNOV, Dvinskije ili Borisovy kamni (wie Anm. 37), S. 1.

³⁹ Gusudarstvennaja дума Rossijskoj imperii: 1906–1917. Ėnciklopedija [Die Staatsduma des Russländischen Imperiums 1906–1917. Enzyklopädie], hrsg. von VALENTIN V. ŠELOCHAEV, Moskau 2008, S. 548–549.

⁴⁰ FRIEDRICH VON KEUSSLER: Der Ausgang der ersten russischen Herrschaft in den gegenwärtigen Ostseeprovinzen im XIII. Jahrhundert, St. Petersburg 1897.

⁴¹ ALEKSEJ P. ŠAPUNOV: Razbor (recenzija) sočinenija Fr. fon Kejslera: Okončanie pervonačal'nogo russkogo vladychestva v Pribaltijskom krae v XIII stoletii [Kritik (Rezension) zur Abhandlung Fr. von Keusslers: Der Ausgang der ersten russischen Herrschaft in den gegenwärtigen Ostseeprovinzen im 13. Jahrhundert], St. Petersburg 1898, S. 31–38.

⁴² Russkie obščestvennye i kul'turnye dejateli (wie Anm. 33), S. 85.

⁴³ Vgl. NIKOLAJ JA. KIPRIANOVIČ: Dvadcatipjatiletie sostojaščego pod pokrovitel'stvom ee imperatorskogo vysočestva velikoj knjagini Marii Pavlovny literaturno-mzykal'noe obščestvo „Lado“ v Rige. Istoričeskij očerk [25. Jahrestag der Schirmherrschaft Ihrer kaiserlichen Hoheit Großfürstin Maria Pavlovna über die literarisch-musikalische Gesellschaft „Lado“ in Riga. Historischer Abriss], Riga 1888, S. 3f., 34.

⁴⁴ NIKOLAJ JA. KIPRIANOVIČ: Livonskaja chronika Genricha Latyša [Die Livländische Chronik Heinrichs von Lettland], in: Sbornik učeno-literaturnogo obščestva pri Imperatorskom Jur'evskom universitete, Bd. 6, Dorpat 1903, S. 190–212, hier S. 195.

toriker wie etwa Hildebrand.⁴⁵ Ohne neue Argumente ins Spiel zu bringen, meinte er Heinrichs lokale Herkunft daran ablesen zu können, dass Heinrich Livisch und Lettisch gesprochen habe. Sich über die Deutschen und Bischof Albert positiv zu äußern, sei demgegenüber kein Hinweis auf eine nicht-lettische Abstammung.⁴⁶

1904 veröffentlichte der Este Joann (Jaan) Jürgens (russ. Ivan A. Jur'ens, 1866–1915), ein Absolvent der St. Petersburger Geistlichen Akademie, der zu dieser Zeit im orthodoxen Geistlichen Seminar in Riga Estnisch unterrichtete,⁴⁷ eine kurze Darstellung der livländischen Geschichte, in der er behauptete, Heinrich dürfe nicht als Verfasser des *Chronicon Livoniae* bezeichnet werden.⁴⁸ Jürgens kritisierte in diesem Zusammenhang vor allem Gruber, Hansen und Hildebrand, die Vermutungen als Beweise ausgegeben hätten, ohne sich wirklich darum zu bemühen, den eigentlichen Chronisten zu ermitteln.⁴⁹ Jürgens zufolge war die Gemeinde von Ymera, in der Heinrich als Priester diente, viel zu weit von Riga entfernt, weshalb der soziale Stand und die Position des Priesters in der kirchlichen Hierarchie sehr niedrig gewesen seien. Dabei übersieht Jürgens jedoch, dass der Chronist z.B. als Dolmetscher auch an der Missionierung unter den Liven, Esten und Letten mitgewirkt hatte. Weiter behauptete Jürgens, dass Heinrich auf keinen Fall die für die Abfassung einer Chronik von literarisch hohem Niveau notwendige Ausbildung an einer Domschule genossen habe. An den Kenntnissen des Chronisten über die Heilige Schrift und an seiner eleganten Sprache meinte Jürgens zudem ablesen zu können, dass ein einfacher Priester dies nicht hätte leisten können.⁵⁰ Zudem wies er darauf hin, dass der Chronist nicht unbedingt Augenzeuge der geschilderten Ereignisse sein musste, da er seine Schilderungen auch auf andere Quellen stützen können.⁵¹ In jedem Fall habe sich der Chro-

⁴⁵ Ebenda, S. 197f.

⁴⁶ Ebenda, S. 198, 200ff.

⁴⁷ Siehe den Beitrag zu Jürgens in Pokrovskoe kladbišče. Slava i zabvenie. Sbornik statej [Friedhof Pokrovskoe. Ruhm und Vergessenheit. Aufsatzsammlung], hrsg. von SVETLANA VIDJAKINA und SVETLANA KOVALČUK, Riga 2004, S. 297; ROSENBERG, Die russische baltische Historiographie (wie Anm. 32), S. 86f.; über seine Arbeit am Rigaer Seminar siehe Otčet o sostojanii Rižskoj Duchovnoj seminarii v učebno-vospitatel'nom otnošenii za 1912/13 učebnyj god [Bericht über den Zustand des Rigaer Geistigen Seminars in Hinblick auf den erziehenden Unterricht im Studienjahr 1912/13], 11.10.1913, in: Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas valsts vēstures arhīvs*, Riga), Bestand 7416, Findbuch 1, Akte 7, Bl. 1-8, hier Bl. 2; ebenda, Bl. 26, 60, Jürgens' Berichte über den Estnischunterricht am Seminar in den Jahren 1912/13 und 1913/14. Pochorony I. A. Jur'ensa [Trauerfeier für I. A. Jur'ens], in: Rižskij vestnik, Nr. 24, 30.1.1915, S. 3; Ivan Antonovič Jur'ens, in: Rižskie eparchial'nye vedomosti, Nr. 4, 15.2.1915, S. 124-127.

⁴⁸ IVAN A. JUR'ENS: Drevnejšaja Livonskaja chronika [Die älteste livländische Chronik], St. Petersburg 1904, S. 2.

⁴⁹ Ebenda, S. 7.

⁵⁰ Ebenda, S. 11, 14.

⁵¹ Ebenda, S. 9f.

nist gut in den livländischen Ereignissen ausgekannt. Sein Text berichte nicht nur von diesen Geschehnissen, sondern auch von den Motivationen der Akteure, und biete viele Details. Dabei bezögen sich die meisten der in der Chronik genannten Ortsnamen nicht auf das lettische Siedlungsgebiet, sondern auf das der Liven. Im Text der Chronik gebe es fast keine Lehnwörter aus dem Lettischen bzw. Lettgallischen, jedoch fänden sich manche Entlehnungen aus dem Livischen.⁵² Jürgens hielt den Chronisten für einen Deutschen, weil dieser sich mindestens an zwei Textstellen mit den Deutschen identifiziere.⁵³

Auch Truussmann schaltete sich 1907 mit einem Aufsatz erneut in die Diskussion um das *Chronicon Livoniae* ein. Dabei bestätigte er die Zweifel seines Landsmanns Jürgens an der These, dass der in der Chronik erwähnte Heinrich von Ymera mit dem Chronisten identisch sei. Als ausgezeichnet informierte Person habe dieser mit Sicherheit in Riga gelebt, im politischen Zentrum Livlands und nicht irgendwo an der Peripherie.⁵⁴ Truussmann vermutete, dass ein Priester Rotmar, der Bruder Bischof Alberts (IX 6), der eigentliche Chronist gewesen sein könnte. Dieser hielt sich seit 1205 in Livland auf und bekleidete als Probst des Bistums Dorpat eine bedeutend höhere Position im Vergleich zu Heinrich (XXVIII 8). Aber auch dies könne nur vermutet werden, schloss Truussmann seine diesbezüglichen Überlegungen.⁵⁵ Dass sich in der Chronik manche Lehnwörter aus den lokalen Sprachen finden lassen, war für Truussmann kein Beleg für die These der einheimischen Abstammung des Chronisten. Dieser Umstand lege vielmehr die Deutung nahe, dass dieser tatsächlich ein Deutscher gewesen sei könnte. Zudem habe der Chronist viel mehr estnische als lettische Lehnbegriffe benutzt.⁵⁶

Nach der Revolution von 1917 war die „Livländische Chronik“ lange Zeit kein Thema für die sowjetische Geschichtsforschung. Erst kurz vor dem Zweiten Weltkrieg änderte sich die Situation. 1938 legte der Philologe und Paläograf Sergej A. Anninskij (1891–1943) eine neue Übersetzung ins Russische vor und versah seinen Text mit einem sehr ausführlichen Kommentar. In der Einleitung diskutierte er nicht nur ausführlich die Rezeptionsgeschichte, sondern auch diverse Fragen zum Text und zur Person des Chronisten.⁵⁷ Seiner Übertragung lag die 1874 von Wilhelm Arndt (1838–1895) vorgelegte Ausgabe des lateinischen Chroniktextes zugrunde.⁵⁸

⁵² Ebenda, S. 11f., 15.

⁵³ Ebenda, S. 12, mit dem Verweis auf die Kapitel der Chronik XXIII 9 und XXV 2.

⁵⁴ GEORGIJ TRUSMAN: Drevnejšaja Livonskaja chronika i ee avtor [Die älteste livländische Chronik und ihr Autor], St. Petersburg 1907, S. 12f.

⁵⁵ Ebenda, S. 23f.

⁵⁶ Ebenda, S. 15f.

⁵⁷ ANNINSKIJ, Vvedenie (wie Anm. 10).

⁵⁸ Heinrici Chronicon Livoniae, hrsg. von WILHELM ARNDT, in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, Bd. 33, Hannover 1874, S. 231–332.

Zudem zog er die Forschungen von Leonid Arbusow jr. (1882–1951),⁵⁹ Robert Holtzmann (1873–1946)⁶⁰ und die meisten übrigen einschlägigen Arbeiten der deutschsprachigen Historiografie heran. Neben der vollständigen Ausgabe, die neben der Übersetzung auch den lateinischen Text der Chronik sowie die Kommentare und eine Einleitung enthielt, erschien 1938 auch eine gekürzte Version, die nur die russische Fassung, eine knappe Einleitung und einen reduzierten Kommentar bot.

Bezüglich der Frage des Chronisten weist Anninskij auf die seiner Meinung nach einzige Informationsquelle hin – die Chronik.⁶¹ An keiner Stelle des Textes nenne sich der Chronist im Text beim Namen, doch beschreibe er sich oft als handelnde Person, weshalb er als Augenzeuge der von ihm geschilderten Ereignissen anzusehen sei (XXIII 7; XXIX 9). Obwohl den meisten Historikern zufolge der Verfasser der „Livländischen Chronik“ der Priester Heinrich sei, dessen Name die Chronik häufig erwähnt, könne man hier, so Anninskij weiter, nur von einem indirekten Beweis sprechen.⁶² Insgesamt bleibt er bei der Frage der Abstammung Heinrichs nüchtern und erörterte im Wesentlichen die unterschiedlichen Ansichten.⁶³ Wissenschaftlich sei es jedoch nicht akzeptabel, Schlussfolgerungen zur Nationalität des Chronisten allein aus einem einzigen Satz der Chronik (XXIII 9) zu ziehen.⁶⁴ Es sei nicht ausschlaggebend, ob der Chronist ein Lette oder Deutscher war. Viel wichtiger sei es, Heinrich im Kontext der geistigen Kultur seiner Zeit zu bereifen.⁶⁵ Hier kam der Historische Materialismus, dem der Autor zu huldigen hatte, deutlich zum Tragen: Die Nationalität spielt für das Individuum und die geschichtliche Entwicklung der Gesellschaft keine größere Rolle.

* * *

Die hier vorgestellten Auffassungen über den Chronisten Heinrich und seine ethnische Herkunft zeigen, dass das Interesse am Text und am Verfasser des *Chronicon Livoniae* maßgeblich durch die politische Überzeugung der jeweiligen Autoren, ihrem Wirkungskreis, aber auch von deren nationaler Herkunft und der Aktualität der so genannten „baltischen Frage“ für das Zarenreich und die europäische Politik geprägt wurde. Es

⁵⁹ LEONID ARBUSOW: Die handschriftliche Überlieferung des „Chronicon Livoniae“ Heinrichs von Lettland, in: Latvijas Universitātes raksti 15, Riga 1926, S. 189–341; ebenda 16, Riga 1927, S. 125–202.

⁶⁰ ROBERT HOLTZMANN: Studien zu Heinrich von Lettland, in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 43 (1922), S. 159–212.

⁶¹ ANNINSKIJ, Vvedenie (wie Anm. 10), S. 13.

⁶² Ebenda, S. 14f.

⁶³ Ebenda, S. 19–25, mit detaillierter Wiedergabe der in der deutschen und russischen Heinrich-Forschung angeführten Argumente und des Wandels der Interpretation.

⁶⁴ Ebenda, S. 20.

⁶⁵ Ebenda, S. 21, 49.

ist kennzeichnend, dass sich die Hinwendung zur Chronik und das Aufrollen der Nationalitätenfrage als Reaktion der Wissenschaftler und Publizisten auf das aktuelle Geschehen in Gesellschaft und Politik deuten lassen. Gab es eine Phase der Entspannung bezüglich der „baltischen Frage“, dann sank in Russland das Interesse am *Chronicon Livoniae*. Doch erweckte die Chronik gerade in Zeiten gewisser Spannungen breites Interesse, so z.B. während der so genannten Russifizierung in den 1880er und frühen 1890er Jahren oder am Vorabend des Zweiten Weltkriegs, als der Sowjetpatriotismus mittels historischer Vorstellungen bewusst gesteuert wurde. Zwar lässt sich das wissenschaftliche Interesse Anninskis an der Chronik nicht anzweifeln, doch war es am Ende der 1930er Jahre die innenpolitische Förderung des Sowjetpatriotismus, der sich vor dem Hitler-Stalin-Pakt auf die Vorstellung einer historischen Feindschaft zu den Deutschen stützte und den ideologischen Rahmen nicht nur für die Herausgabe der „Livländischen Chronik“, sondern auch z.B. für Sergej Ėjzenštejns Film „Aleksander Nevskij“ (1938) bot.

Die zentrale Petersburger Politik der Unifizierung und der Stärkung des russischen kulturellen Einflusses in den baltischen Provinzen seit den 1880er Jahren war gegen die regionale deutsche und polnische Vormacht gerichtet; in den lettischen oder estnischen Bauern sah die Regierung keine Gegenspieler, sondern eher potentielle Verbündete. In die Bemühungen, den russischen Einfluss in den baltischen Provinzen zu stärken, schaltete sich aktiv auch die Orthodoxe Kirche ein.⁶⁶ Autoren wie Arkadij Stolypin, Evgraf Češichin, Aleksej Sapunov und Nikolaj Kiprianovič, die der russischen Großmacht huldigten und den Slawophilen nahestanden, positionierten sich entsprechend in ihren Arbeiten zur Chronik und ihrem Verfasser, so dass sie z.B. in Heinrich einen Letten sahen. Damit bezogen sie aber in erster Linie Stellung gegen die Deutschen in den Ostseeprovinzen. Zwar konnten sie ihre Auffassung nicht wissenschaftlich begründen, doch erschien sie ihnen vertretbar. Die Deutschen waren für sie in erster Linie Gegner der historisch begründeten und gerechten Vormacht Russlands an der Ostküste der Ostsee, sie hatten die mit den Russen verwandten und mit Russland durch ihre ganze Geschichte verbundenen lokalen Völker ab dem 13. Jahrhundert unterworfen und versklavt. Die Angliederung des Gebiets an Russland im 18. Jahrhundert war, wie Češichin es in Nachfolge Samarins formulierte, nichts weiter als die Wiederaufnahme des natürlichen Verlaufs der Geschichte, die Wiedervereinigung nach einer längeren

⁶⁶ ANTON POMMER: *Pravoslavie v Latvii. Istoričeskij očerk* [Die Orthodoxie in Lettland. Historischer Abriss], Riga 1931, S. 69-75, 86, 89; ALEKSANDR V. GAVRILIN: *Ljucinskoe (Ludzinskoe) blagočinie vo vtoroj polovine XIX – konec 30-ch godov XX veka* [Die orthodoxe Propstei Ludsen in der zweiten Hälfte des 19. – Ende der 1930er Jahre], Riga 2013, S. 20ff.

Unterbrechung.⁶⁷ In diesem Zusammenhang ist auch zu erklären, warum die genannten Autoren in Heinrich gerne einen Letten gesehen hätten.

Autoren wie Jüri Truusmann und Jaan Jürgens, die aus estnischen Bauernfamilien stammten, die Mitte des 19. Jahrhundert zur Orthodoxie konvertiert waren, und eine Hochschulausbildung an russischen Einrichtungen genossen hatten, bezweifelten die These der lettischen Herkunft des Chronisten und bemühten sich um eine wissenschaftliche Argumentation. Es ist sehr gut möglich, dass gerade in ihrem Fall die eigene Herkunft sie die Frage der Wurzeln des Chronisten etwas neutraler betrachten ließ, und sie mangels Beweisen die Vorstellung von „Heinrich dem Letten“ als unhaltbar ansahen.

Historiker wie Arist Kunik und Alexander Lappo-Danilevskij gehörten im russischen Spektrum eher zu den liberaleren Westlern. Sie waren der Ansicht, das Imperium würde von einem westeuropäischen Staatsmodell profitieren, weshalb sie womöglich auch der These zuneigten, Heinrich sei Deutscher gewesen. Sie betrachteten die Chronik als ein Beispiel für hochwertige mittelalterliche Literatur, dessen Abfassung einen höheren Bildungsstand voraussetzte. Da ihrer Einschätzung nach den Letten damals eine solche Bildung nicht zugänglich war, konnte der Chronist nur Deutscher sein. Auch die Liberalen ließen in dieser Hinsicht die Grenze zwischen dem 13. und dem 19. Jahrhundert einfach verschwinden.

SUMMARY

The Problem of the Identity of the Author of the Chronicon Livoniae in Russian Historiography

The Livonian Chronicle and the question of its authorship have gained a lot of attention in Russian historiography. The complete work was translated into Russian twice, and single parts of the source were published in Russian several times. This article analyses how Russian authors have dealt with this source from the 13th century. Quite frequently the *Chronicon Livoniae* and the question of its authorship attracted academic and political interest precisely in times when the so-called Baltic question was brought to the agenda in the international arena and was regarded as particularly important to Russia or the Soviet Union.

⁶⁷ ČEŠIČIN, *Istorija Livonii* (wie Anm. 24), Bd. 1, S. IVf. Zu Samarin als Urheber dieses seit Mitte des 19. Jahrhunderts virulenten historischen Narrativs siehe BRÜGGEMANN, *The Baltic Provinces* (wie Anm. 29).

Until the revolution of 1917, the majority of Russian historians who discussed the matter in question expressed their conviction that the author of the chronicle obviously must have been of local (Latvian) origin because of his alleged knowledge of local languages. This opinion was directed against the traditional view of the Baltic-German historians who used to claim that such a well-educated writer surely must have been a German. Interestingly enough, Estonian-born Russian-orthodox authors, who wrote in Russian, supported the idea that a well-educated Latvian during the years of colonisation was inconceivable. Prior to the Second World War, Soviet historiography produced a new translation of the chronicle. Its author, Sergei Annenskii supported the long established view that Henricus was of German origin. In sharp contrast to pre-revolutionary scholarship, however, for historical materialism the nationality of the author was not crucial at all.

Die These der verlorenen Klage in der lettischen geisteswissenschaftlichen Literatur des 20. Jahrhunderts. Eine interdisziplinäre Fallstudie

VON MĀRTIŅŠ BOIKO

In der lettischen Musikwissenschaft, Folkloristik und Literaturgeschichte heißt es über die Gattung der Klage (Toten- und Brautklage), dass es sie früher in der traditionellen Musik gegeben habe, sie jedoch im Laufe der Zeit verschwunden bzw. verdrängt worden sei, z.B. von der Kirche.¹ Ganz anders sieht es demgegenüber bei den Nachbarn der Letten aus: In jeder Gesamtdarstellung der litauischen traditionellen Musik nimmt die Klage einen wichtigen Platz als eigene Gattung und besondere musikalische Ausdrucksform ein. Dies gilt auch für Musik und Brauchtum in Belarus und Russland, wo der Klage ebenfalls eine wichtige Stellung zugewiesen wird. Im estnischen Fall kann auf die gut dokumentierte Klage der Setus hingewiesen werden.²

In lettischen geisteswissenschaftlichen Studien mehrten sich besonders in den Jahren nach dem Ersten und in den Jahrzehnten nach dem Zweiten

Die Abfassung der vorliegenden Studie wurde im Rahmen des lettischen Wissenschaftsprogramms zur Förderung der Erforschung der nationalen Identität (*Nacionālās identitātes veicināšana*) der Staatlichen Stiftung Kulturkapital (*Valsts kultūrkapitāla fonds*) ermöglicht.

¹ Diese Ansicht von der Rolle der Kirche vertraten z.B. der Literaturwissenschaftler ARVĪDS DRAVINIEKS: *Latviešu literatūras vēsture* [Geschichte der lettischen Literatur], o.O. 1946, S. 6f., der Philologe und Folklorist ARTŪRS OZOLS: *Par latviešu tautasdziesmām* [Über die lettischen Volkslieder], in: DERS.: *Raksti folkloristikā*, Riga 1968, S. 224-279, hier S. 276, sowie einige andere. Siehe hierzu auch den Abschnitt *Zur Rezeption der These von der verlorenen Klage*.

² Zur Stellung der Klage bei den Litauern siehe JADVIGA ČJURLIONITE [JADVYGA ČIURLIONYTĖ]: *Litovskoe narodnoe pesennoe tvorčestvo* [Litauische Liederfolklore], Moskau und Leningrad 1966; DONATAS SAUKA: *Lietuvių tautosaka* [Litauische Folklore], Vilnius 1982. Die belarussischen und russischen Klagen werden in folgenden Editionen ausführlich dargestellt und kontextualisiert: LIDIJA SAULOVNA MUCHARINSKAJA, TAMARA SJAMENAŪNA JAKIMENKA: *Belaruskaja narodnaja muzyčnaja tvorčasc'* [Die belarussische musikalische Folklore], Minsk 1993; ELSA MAHLER: *Die russische Totenklage. Ihre rituelle und dichterische Deutung (mit besonderer Berücksichtigung des großrussischen Nordens)*, Leipzig 1935. Zur Klage der Setu siehe: VEERA PINO, VAIKE SARV: *Setu surnuikud I* [Die Totenklagen der Setus I], Tallinn 1981. Siehe auch die umfangreichen Länderartikel in der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* (MGG), 10 Sachbände, Kassel und Stuttgart 1994-1999.

Weltkrieg Aussagen zu dieser nie dokumentierten musikalischen Form als etwas, das aus dem Gebrauch gekommen oder verdrängt worden sei. Zu den Autoren zählten Folkloristen, Archäologen, Literaturhistoriker und Volksmusikforscher, nationalistische Romantiker, orthodoxe Marxisten sowie einige sonst streng empirisch-kritisch arbeitende Wissenschaftler.³ Die These von der verlorenen Tradition der Klage wurde nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl von sowjet-lettischen als auch von Exilwissenschaftlern fortgeschrieben. Zwar gibt es Unterschiede in der Darlegung, doch ist ihnen allen die Überzeugung gemeinsam, die Klage habe einstmals als Gattung existiert, was üblicherweise mit zwei Stellen aus der Chronik Heinrichs von Lettland (entstanden in der Zeit um 1225/1227) und der Livländischen Reimchronik (vermutlich entstanden am Anfang des 14. Jahrhunderts) belegt wird.⁴ Diese Quelleninformationen wurden dabei jedoch keiner genaueren textkritischen Analyse unterzogen, vorgegebene Bedeutungen wurden einfach in sie hineinprojiziert. Man hat es hier mit einer konsistenten Auslegungspraxis mehrerer Disziplinen zu tun, weshalb man von einer Interpretationstradition sprechen kann. Diese Tradition unter Berücksichtigung ihrer fächerübergreifenden (musikwissenschaftlichen, folkloristischen usw.) Implikationen zu untersuchen, stellt sich der vorliegende Artikel zur Aufgabe.

³ Die Reihe beginnt 1918 mit Pēteris Šmits, einer der führenden Figuren in der damaligen lettischen Folkloristik. In seine Fußstapfen treten der Literaturhistoriker Teodors Zeiferts, der Religionswissenschaftler Ludvigs Adamovičs, einer der erfolgreichsten Archäologen der Zwischenkriegszeit, Eduards Šturms, und einige andere. Die wichtigsten Namen nach dem Zweiten Weltkrieg sind wohl der Musikwissenschaftler Jēkabs Vītolīns, der Philologe und Folklorist Arturs Ozols sowie der Folklorist Ojārs Ambainis. Siehe dazu den Abschnitt *Zur Rezeption der These von der verlorenen Klage*.

⁴ Seit den späten 1950er Jahren weisen einige Autoren auch auf etliche Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts hin, die Informationen über die Klage beinhalten sollen. Siehe z.B. ALMA ANCELĀNE: *Latviešu bērū ieražas* [Lettisches Beerdigungsbrauchtum], in: *Latviešu tautas dziesmas*. Izlase, Bd. 3, Riga 1957, S. 575-588, hier S. 580; die Einleitung in das Kapitel über Begräbnislieder bei JĒKABS VĪTOLIŅŠ: *Bērū dziesmas* [Begräbnislieder], in: *DERS.: Bērū dziesmu cikls. Bērū dziesmas*, Riga 1971, S. 285-293, hier S. 287. Auch die erste lettische Schrift, die das Problem Klage berührt – eine Studie des Begründers der lettischen Musikgeschichtsschreibung, Jānis Straume (1861–1929), aus dem Jahre 1904 – weist auf einige Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts hin. JĀNIS STRAUME: *Par latveeschu tautas musiku un senemē musikas instrumentiem* [Von der lettischen Volksmusik und den alten Musikinstrumenten], in: *Wehrotajs*, März 1904, Nr. 5, S. 548-560; April 1904, Nr. 6, S. 648-660, hier S. 549ff. Aus Raumgründen bleibt die Untersuchung dieser wenigen und problematischen Quellen sowie ihrer Interpretationen die Aufgabe einer künftigen Studie.

Das Referenzmaterial

Der meistzitierte Abschnitt stammt aus dem Kapitel XIV des *Chronicon Livoniae*. Hier werden die Ereignisse des zwölften Amtsjahres des Rigaer Bischofs Albert – also das Marienjahr 1210 – chronologisch geschildert. Eines der zentralen Ereignisse ist die Belagerung der Stadt Riga durch die Kuren, die einen der kritischsten Momente der Livlandmission markiert. Diese Belagerung wird in einem verhältnismäßig umfangreichen Absatz „De obsidione civitatis a Curonibus“ beschrieben. Für den Kontext ist wesentlich, dass Bischof Albert Riga in Richtung Deutschland verlassen hatte, um dort Kreuzfahrer für die Mission anzuwerben. In diesem Moment wollten Heinrich zufolge die von den Liven aufgewiegelten Kuren Riga plündern. Am 13. Juli (St. Margarethentag) belagerten sie die Stadt, die aber unerwartet Hilfe aus Holm bekommen hatte, weshalb die Kuren den Rückzug antraten:

„Et cum undique circumdedissent civitatem et ignem copiosum incendissent, venientes Holmenses in equis suis ad Montem Antiquum⁵ et gladiis suis hostibus comminantes ad civitatem ex alia parte declinant. Quos videntes Curones a civitate recedunt et collectis interfectis suis ad naves revertuntur et transita Duna triduo quiescentes et mortuos suos cremantes fecerunt planctum super eos.“⁶

In der Darstellung wichtig sind die Worte *fecerunt planctum super eos*, die üblicherweise als Indiz dafür gelten, dass die Kuren, die in der Literatur häufig als „Altletten“ bezeichnet werden,⁷ Klagen in ihrem Repertoire gehabt hätten.

Einen weiteren Hinweis, der in der Literatur als Referenz für die frühere Existenz der Klage gilt, liefert die anonyme Livländische Reimchronik. Er besteht nur aus drei Zeilen:

⁵ Der Alte Berg (*Mons Antiquus*) – ein strategisch wichtiger Hügel in der Nähe von Riga, der am Ende des 18. Jahrhunderts abgetragen wurde.

⁶ „Und als sie die Stadt von allen Seiten eingeschlossen und ein großes Feuer entzündet hatten, da kamen die Holmischen auf ihren Pferden zum Alten Berge, drohten mit ihren Schwertern zu den Feinden hinüber und wendeten sich zur Stadt von der anderen Seite her. Als die Kuren sie erblickten, zogen sie sich von der Stadt zurück, kehrten, nachdem sie ihre Toten gesammelt hatten, zu ihren Schiffen zurück und gingen über die Düna, wo sie drei Tage ruhten, ihre Toten verbrannten und über ihnen [den *planctus*] vollzogen.“ HEINRICH VON LETTLAND: Livländische Chronik, neu übersetzt von ALBERT BAUER, Würzburg 1959, S. 113-115. – Der lateinische Terminus *planctus* ist derjenige in der Chronik, den die Anhänger der These von der verlorenen Klage mit der Bedeutung „Totenklage“ übersetzen. Bauer wiederum übersetzt *planctus* als „Trauerfeier“. Um nicht vorzeitig dem *planctus* eine Bedeutung zuzuschreiben, wird hier Bauers Übersetzung des Abschnitts leicht modifiziert, indem die lateinische Form *planctus* darin erhalten bleibt.

⁷ Unter „Altletten“ (*senlatviēši*) werden in den lettischen Geisteswissenschaften sowie in der Alltagssprache die mittelalterlichen baltischsprachigen Völker verstanden, die auf dem Territorium des heutigen Lettlands lebten – Lettgaller, Kuren, Sengaller und Selen.

„Man hörte die Semegallen clagen
Und singen ouch den jāmersanc,
den Doblēn und Racken sanc.“⁸

Die zitierten Zeilen sollen den Gemütszustand der Semgaller im Jahre 1290 nach den Kämpfen an ihrer Burg Sydober beschreiben, welche auf den Verlust der Burgen Doblēn und Racken folgten. Für zahlreiche Wissenschaftler steht das Wort *jāmersanc* für „Klage“, und *clagen* hat die Bedeutung „eine Klage ausführen“. Aus diesem Dreizeiler wird nun abgeleitet, dass die Altletten Totenklagen gesungen hätten.

Diese beiden Abschnitte sind beliebt in der lettischen historischen Literatur, man findet sie zitiert oder paraphrasiert in Geschichtsbüchern und Literaturgeschichten sowie populären historischen Darstellungen. Wahrscheinlich ist diese Popularität damit zu erklären, dass die Quellen epischen Charakter tragen und sich auf besonders wichtige Episoden der lettischen mittelalterlichen Geschichte beziehen: den Kuren-Angriff von 1210 als den wohl bedeutendsten Akt des frühen einheimischen Widerstandes, und die Niederlage der Semgaller bei Sydober 1290 als dessen Endpunkt.

Zu den Bedeutungsvarianten des Terminus „Klage“

Lassen wir die Untersuchung der Interpretationspraxis beider Abschnitte und die Frage darüber, ob sie als Indizien der früheren Existenz der Gattung Klage im altlettischen Brauchtum gelten dürfen, hier vorerst aus und schicken folgende Frage voraus: Was dürfte einem abstrakten Protagonisten der These der verlorenen Klage beim Begriff „Klage“ ungefähr vorgeschwebt haben, was an Vorstellungen, Begriffen und Assoziationen standen ihm bei der Bedeutungszuweisung zur Verfügung? Diese Fragestellung erscheint auch deswegen nicht als unwichtig, weil es mehrere Möglichkeiten gibt und dementsprechend auch bei den Vertretern der These der verlorenen Klage Bedeutungsvarianten vorkommen, wobei manchmal nur Andeutungen, kleine lexikalische Details verraten, welche der Versionen hinter dem Terminus „Klage“ jeweils steckt.

1. In jedem Fall assoziierte man die Klage des klassischen Altertums, wie sie etwa durch die homerische Epik überliefert ist. Dabei ist zweierlei aus dem Blickwinkel unseres Themas besonders zu beachten: Zum einen war dies eine auf das Formale und Inhaltliche des Textes beschränkte Assoziation, da ihre Quellen das Musikalische nicht mittragen. Zum anderen profiliert sich die Klage in diesem Fall als eine Form der Heldenepik. Hinter

⁸ Livländische Reimchronik. *Atskaņu hronika*, hrsg. von ĒVALDS MUGURĒVIČS, Übersetzung VALDIS BISENIEKS, Riga 1998, S. 290, V. 11462ff. Diese Ausgabe gibt die Quelle in der Form wieder, wie sie 1876 von Leo Meyer herausgegeben wurde (Livländische Reimchronik mit Anmerkungen, Namenverzeichnis und Glossar, hrsg. von LEO MEYER, Paderborn 1876) und bietet eine lettische Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen.

dieser Version steht die Praxis der Einbeziehung der klassischen Texte, darunter z.B. die Klage der Andromache um Hektor oder die Klage über Patroklos aus der Ilias, in die gymnasiale und universitäre Ausbildung.

2. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff „Klage“ oft mit der einfachen Bedeutung „ein klagendes, trauriges Lied“, „ein Lied, in dem man sein Leid klagt“ versehen. Ein ausdrucksvolles Beispiel liefert der seinerzeit auch im Baltikum vielgelesene deutsche Geograf, Historiker und Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl (1808–1878)⁹ in seinem Buch über die Ostseeprovinzen (1841). Im Kapitel „Von der Poesie und dem Gesange der Letten“, einer begeisterten Schilderung des Volkes der Dichter und Lieder, findet sich ein Abschnitt „Klagelieder“. Hierzu zählt Kohl alle Lieder, die „einen poetischen Erguß irgend eines Schmerzes und irgend eines traurigen Gefühles enthalten“.¹⁰

Im lettischen historischen und folkloristischen Schrifttum sowie in der Musikforschung ist diese breite Bedeutung oft anzutreffen, dank ihrer Unschärfe spielt sie aber oft eine problematische Rolle.

3. Zuletzt gibt es eine begriffliche Annäherung, die besonders an russische und litauische Muster und Klagepraktiken anknüpft: die Klage als Rezitativ, das sich formal an der Textzeile orientiert und regelmäßig durch stilisiertes Weinen, Stöhnen, Schluchzen u.Ä. refrainartig unterbrochen wird. Solch eine Klage ist meistens improvisiert sowie inhaltlich und ausdrucksmäßig stets auf einen konkreten Fall bezogen. Mit seltenen Ausnahmen sind Frauen die Ausführenden. Aus der Sicht der modernen Klageforschung geht es hier um die Stilcategory der „osteuropäischen Klage“.¹¹

Zwar sind für das Verständnis der verschiedenen Versionen der These bei den unterschiedlichen Autoren alle oben angeführten Bedeutungen relevant, doch ist aus Sicht der heutigen Folkloristik, Ethnomusikologie und Musikanthropologie nur die zuletzt genannte Version 3 von Interesse. Die Klage als „klagendes, trauriges Lied“ im Sinne Kohls (Version 2) liefe auf eine begriffliche Vieldeutigkeit hinaus. Außerdem spielen angesichts der Selbstverständlichkeit, dass jede Kultur klagende Lieder kennt, Bestätigungen durch alte Chroniken ohnehin keine Rolle. Die Assoziation mit der Heldenepik (Version 1) wiederum entspringt älteren Vorstellungen

⁹ Kohl lebte einige Zeit in den Ostseeprovinzen. 1830 ging er „als Hauslehrer und Erzieher nach Kurland, wo er zuerst in der Familie des Barons von Manteuffel, dann in der des Grafen Medem sechs Jahre tätig war und eine anregende, geistig ihn fördernde Zeit verlebte“. WILHELM WOLKENHAUER: Kohl, Johann Georg, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 16, München und Leipzig 1882, S. 425–428, hier S. 426.

¹⁰ JOHANN GEORG KOHL: Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland, Bd. 2, Dresden und Leipzig 1841, S. 162.

¹¹ Eine assoziative Verbindung mit der alttestamentlichen Klage, die eventuell als eine vierte, wiederum rein textbezogene Kategorie gelten könnte, dürfte auszuschließen sein, da sie aus der Sicht der Autoren – den Vertretern der These von der verlorenen Klage – und ihrer Leserschaft mit dem Heidentum der Letten unvereinbar war.

des romantischen Zeitalters, denen zufolge bestimmte Elemente zur so genannten Frühgeschichte einer nationalen Literatur gehören. Die vielerorts, gerade auch bei den Nachbarn der Letten vitale Klage-tradition wird nur in Version 3 berücksichtigt. Wenn sich heutzutage Folkloristen oder Musikforscher über die im vorliegenden Beitrag diskutierte Frage äußern, kann es nur um die verlorengegangene Klage einer entsprechenden osteuropäischen Tradition gehen. Daran anknüpfend schließen sich folgende Fragen an: Gehörte auch Lettland früher zum Verbreitungsgebiet der osteuropäischen Klagen? Können die Chronikstellen als Indizien einer früheren Existenz dieser Tradition in der lettischen traditionellen Musik dienen?

Zu den osteuropäischen Klagen

Die finnische Folkloristin Aili Nenola entwirft im Kapitel „Laments as an Eastern European women’s tradition genre“ ihrer Einleitung zur umfangreichen Edition der „Ingrian Laments“ folgendes Bild von der Verbreitung osteuropäischer Klagen:

„The laments of the Balto-Finnic groups, that is, Karelians, Ingrians, Vepsians, and the Setu form their own group within the Eastern European traditions which have survived to the present day. The laments of other Finno-Ugric groups also belong to this Eastern European tradition¹² (this includes the Komi-Zyrians, Mordvinians, Mari, Voguls and Hungarians [...]), as do those of the Slavs and Balts (...), as well as the Greeks and other Balkan peoples (for example the Albanians and Romanians [...])“.¹³

Die Klage wird in der Musikanthropologie als wirksames Mittel zur Kanalisierung schmerzlicher Emotionen verstanden. Die strukturellen Merkmale einer typischen osteuropäischen Klage sind: Rezitativität, unregelmäßige Zeilenlänge, Einschreibungen stilisierter vokaler Schmerzensausdrücke (nicht obligatorisch). Die Klage stellt eine stichische, d.h. Zeilenform dar. Daher ist eine typische osteuropäische Klage kein Lied (!), da es ihr an dem Hauptmerkmal eines Liedes, der Strophenform, fehlt. Und daher ist strenggenommen im Sinne der osteuropäischen Klage-traditionen der Begriff „Klage“ mit der Bedeutung „Klagelied“ nicht vereinbar.

¹² Die hier zitierte Ausgabe ist zweisprachig, und die angeführten Zeilen stammen aus dem englischen Paralleltext – einer Übersetzung aus dem Finnischen. Im finnischen Original des Zitats wird hier eine Pluralform gebraucht. AILI NENOLA: Johdanto [Einleitung], in: DIES.: Inkerin itkuvirret. Ingrian Laments, Helsinki 2002, S. 11-53, hier S. 28. Dementsprechend sollte hier „to those Eastern European traditions“ stehen. Dies ist wichtig, weil der Begriff einer osteuropäischen Klage-tradition einen zu großen Anspruch auf Einheitlichkeit des Phänomens erheben würde; die Pluralform entspricht daher eher der real existierenden Vielfalt der osteuropäischen Klagen.

¹³ DIES.: Introduction, in: ebenda, S. 54-100, hier S. 73.

Die These der verlorenen Klage

Die unten angeführte Transkription einer Totenklage aus dem Südosten von Belarus bietet eine notenschriftliche Darstellung der obengenannten Eigenschaften; sie kann übrigens auch als eine rein grafisch-schematische Veranschaulichung dienen, also unter Weglassen ihres musikalisch-zeichenmäßigen Inhalts. Es werden drei Melodiezeilen von unterschiedlicher Länge zitiert, die von der von Zeile zu Zeile wechselnden Silbenzahl bestimmt ist. Dass die Melodiezeilen in einem variablen Verhältnis zueinander stehen, ist ein Merkmal der Improvisation. Jede Zeile beinhaltet an ihrem Ende oder – wie in der zweiten Zeile – in ihrer Mitte eine schroffe Senkung der Stimme, die dabei in Schluchzen umschlägt:

♩ ≈ 164



1. А га - лу - бчык мой да - ра - ге - не - (чкі ж мой),



2. А на - што ж ты нас па - кі - (даў, ку - да ж ты са - браў - ся)?



3. А ма - ма ж жы - ва - я, а ты ма - ла - дзе - нькі пай - шоў (ат нас).

etc.

– **Abb. 1.** *Totenklage für den Sohn (aus dem Südosten von Belarus), vorgetragen von E. I. Gruzna (geb. 1920) aus dem Dorf Majskae (Gebiet Homel', Kreis Žlobin).*¹⁴

Pēteris Šmits und die Entstehung der These der verlorenen Klage

Das Problem der Gattung Klage in der lettischen traditionellen Musik und Folklore beschäftigt den Autor dieser Zeilen seit 1996, als sein Hauptinteresse dem lettgallischen Totenoffizium und -brauchtum galt. Seither konnten Aussagen aus diversen Schriften lettischer Wissenschaftler zur Frage der verlorenen Klage gesammelt werden. Bislang geht es um vierzehn Passagen von dreizehn Autoren. Ihr zeitlicher Rahmen wird eröffnet von der „Lettischen Mythologie“ von Pēteris Šmits (auch Peter Schmidt, 1869–1938) aus dem Jahre 1918 und abgeschlossen durch die „Geschichte der

¹⁴ Pachvanni. Paminki. Halašēnni [Beerdigung. Gedenkfeier. Totenklagen], hrsg. von TAMARA BARISAVNA VARFALAMEEVA, Minsk 1986 (Belaruskaja narodnaja tvorčasc'), S. 463, Nr. 23.

lettischen Folkloristik. Hauptrichtungen und Fakten“ von Ojārs Ambainis (1926–1995) aus dem Jahre 1989.¹⁵

1918 veröffentlichte der Linguist, Ostasienwissenschaftler und Folklorist Šmits, damals Professor für Chinesisch am Fernost-Institut in Vladivostok, aber auch gut bekannt in lettischen Intellektuellenkreisen, seine einflussreiche „Lettische Mythologie“, die erste umfangreichere Arbeit auf diesem Gebiet in lettischer Sprache.¹⁶ Diesem Buch entstammt das erste Beispiel für die These der verlorenen Klage:¹⁷

„Ein sehr alter Brauch ist das Besingen der Verstorbenen, und solche Klagelieder, wie allgemein anerkannt, gehören zu den ältesten Volksliedern. Dieser Brauch begegnet uns schon seit den ältesten Zeiten und bei nahezu allen Völkern, von denen wir umfangreicheres Wissen haben. Solche Klagelieder gab es auch bei den Letten und Altpreußen, und haben sich bis heute bei den Litauern erhalten. Obwohl uns in unseren heutigen Volksliedern nur einige Überreste der alten Klagen begegnen, werden sie uns von der Geschichte bestätigt. Schon Heinrichs Chronik erzählt, dass Kuren im Jahre 1210 nach einer missglückten Schlacht mit den Deutschen ‚ihre Toten verbrannten und Klagen (planctus) ausführten‘. Laut der Reimchronik wurden die Semgaller 1290 besiegt: ‚sie klagten und sangen dasselbe Klagelied (iamer sanc), das schon Doblēn und Racken gesungen haben.‘¹⁸

Typisch für die lettische Forschungsliteratur zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist das Durcheinander der Termini „Klagelied“ und „Klage“. Allein

¹⁵ Die These der verlorenen Klage wird über den genannten Zeitraum hinaus durch wiederholte Veröffentlichungen weitertradiert, z.B. in Šmits 2009 wieder aufgelegter „Lettischen Mythologie“. Auch die lettische neoheidnische Literatur transportiert diese These. Siehe MARGERS GRĪNS, MĀRA GRĪNA: *Latviešu mūža un aizmūža izpratne* [Das lettische Verständnis des Lebens und des Jenseits], in: *Latviešu tautas dzīvesziņa 3. Godi*, Riga 1991, S. 96–111, hier S. 103; DIĒS.: *Latviešu gads, gadskārta un godi* [Das lettische Jahr, Jahresbrauchtum und Festlichkeiten], Riga 1992, S. 391.

¹⁶ Šmits hat auf mehreren Gebieten Bleibendes geleistet. International ist er vor allem als Philologe der ostasiatischen Sprachen bekannt. Als Wegbereiterin der modernen russischen Sinologie gilt seine Studie PETR PETROVIČ ŠMIDT: *Opyt mandarinskoj grammatiki s tekstami dlja upražnenij* [Ein Versuch der Grammatik des Mandarin mit Übungstexten], Vladivostok 1902. Vgl. auch PETER SCHMIDT: *Gesammelte Arbeiten zur Tungusologie und Mandjuristik*, hrsg. von HARTMUT WALRAVENS, 2 Bde., Hamburg 1984–1985. Weniger bekannt ist sein kleinerer Beitrag zur baltischen Philologie. In Lettland wird Šmits vor allem als Folklorist geschätzt; er gilt als Brückenfigur zwischen der lettischen Vor- und Nachkriegsfolkloristik. Vgl. hierzu TOMS ĶENCIS: *A Disciplinary History of Latvian Mythology*, Tartu 2012 (*Dissertationes Folkloristicae Universitatis Tartuensis*, 19), S. 106. Mehrmals in seinem Leben übernahm Šmits wichtige Führungspositionen an der Universität Lettlands und im Philologischen Verein, z.B. war er Sprecher der Philologischen Fakultät von 1923–1925 und Vorsitzender des genannten Vereins von 1923–1925. Von 1924 bis zu seinem Tod war Šmits Mitglied des Kollegiums des Lettischen Folklorearchivs.

¹⁷ Hier und im Folgenden stammen die Übersetzungen aus dem Lettischen ins Deutsche vom Autor.

¹⁸ PĒTERIS ŠMITS: *Latviešu mitoloģija* [Lettische Mythologie], Moskau 1918, S. 50.

die Behauptung, solche „Klagelieder“ hätten sich bei den *Litauern* erhalten, indiziert, dass Šmits mit Klage/Klagelied ein Phänomen im Sinne hatte, das in der modernen Terminologie zu den osteuropäischen Klage-traditionen gezählt wird.

Diese Passage stellt nach den Untersuchungen des Autors das erste Auftreten der These der verlorenen Klage dar. Nicht nur der Umstand, dass Šmits hier auf keine Vorgänger verweist, scheint darauf hinzudeuten.¹⁹ Er hat sich tatsächlich auch schon früher mit den beiden Chronikstellen beschäftigt: 1908 veröffentlichte er eine Studie unter dem Titel „Vom Ursprung und Alter der lettischen Volkslieder“, in der er diese beiden Stellen als frühe Zeugnisse der lettischen Vokalmusik beschrieb. Sollte die These der verlorenen Klage damals bereits zirkuliert haben oder von ihm erdacht worden sein, hätte er sie sicher formuliert. Allerdings tat er das nicht:

„Nachdem wir allgemeine Überlegungen über die Entstehungszeiten der [lettischen; M.B.] Volkslieder durchgegangen sind, wollen wir jetzt zu den Zeugnissen aus der Geschichte übergehen. Heinrich spricht in seiner Chronik nicht vom Singen der Letten, er erwähnt nur ein Spiel mit großem Geschrei (*ludum cum clamore magno*) und das Schlagen auf die Panzer, und bei den Kuren ihr Sich-Beklagen über die Toten (*planctum*). Nur bei den Deutschen spricht er vom Singen, so z.B. singt und spielt der Priester von Beverin auf dem Burgwall während des Kampfes gegen die Esten, und nach dem Sieg über die Russen kehren die deutschen Krieger mit Gesang heim. Der Chronist wollte offensichtlich das Singen der Letten und der Deutschen nicht mit demselben Wort benennen. Schon etwas deutlicher drückt sich die Reimchronik über das Singen der Letten aus:

(...)

Man hörte die Sengaller klagen
Und dasselbe Kummerlied singen,
Welches Doblens und Racken gesungen haben.“²⁰

Das *fecerunt planctum* der Kuren übertrug Šmits als ihr „Sich-Beklagen über die Toten“ (*žēlošanās par miroņiem*), *jāmersanc* als „Kummerlied“ (*bēdu dziesma*) – also nicht etwa als Klage (*rauda*) oder Totenklage (*bēru rauda*). Obendrein machte er hier die durchaus wertvolle Beobachtung, der Chronist habe das Singen der Letten und der Deutschen nicht mit demselben

¹⁹ Šmits ging ziemlich spärlich und willkürlich mit Literaturangaben und Quellenhinweisen um. Bei der Überlieferung der These der Kuren- und Sengallerklagen berufen sich aber auch die späteren Autoren nicht auf ihre Vorgänger, z.B. auf Šmits: Die Idee wirkt so wie eine Art „allgemeines Wissen“, eine Gegebenheit, die jedermann offensichtlich ist und nicht auf ihren Ursprung bzw. Urheber zurückverfolgt werden braucht.

²⁰ PĒTERIS ŠMITS: *Par latviešu tautas dziesmu celšanos un vecumu* [Vom Ursprung und Alter der lettischen Volkslieder], in: *Rīgas Latviešu Biedrības Zinību Komisijas Rakstu krājums*, Bd. 14, Riga 1908, S. 101-112, hier S. 104f.

Wort bezeichnen wollen. Leider sucht er nicht nach Gründen dafür, weshalb diese Beobachtung keine weitere Entwicklung erfährt.

Šmits Interpretationen von 1908 und 1918 unterscheiden sich deutlich. Beide zeugen davon, dass sich der Autor der Chronikstellen wohl stets bewusst war, er jedoch irgendwann vor 1918 zu anderen Schlüssen kam. Was mag Šmits dazu bewegt haben?

1906 war ein Buch erschienen, auf das sich Šmits in seinen Studien nach 1909 immer wieder berief: die „Psychologie der Volksdichtung“ von Otto Böckel (1859–1923).²¹ Der gebürtige Hesse Böckel gilt als populistischer Vorreiter des politischen Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich.²² Er sammelte und erforschte in erster Linie die Folklore seiner hessischen Heimat. Seine romantisch-nationalistischen Überzeugungen standen auch hinter seiner folkloristischen Tätigkeit, doch kann seine „Psychologie“ nicht direkt als antisemitisch oder übermäßig politisiert eingestuft werden. Sein Antisemitismus offenbarte sich eher indirekt durch die Ignoranz des jüdischen Folklorematerials und seine politische Einstellung durch seinen plakativen volkstümlichen Optimismus und seine Betonung der Vitalität des Bauerntums. Im Vergleich zum damaligen Stand der deutschen Geisteswissenschaften erscheint Böckels „Psychologie“ als theorieschwach,²³ obwohl es seinem eigenen Anspruch nach ein Grundwerk der Folkloristik darstellte, als das es ja auch u.a. von Šmits angesehen wurde.

Um Šmits' Situation zu verstehen, die sich für ihn ergab, nachdem er sich mit der böckelschen „Psychologie“ beschäftigt hatte, seien hier einige Ideen Böckels näher vorgestellt. Böckel thematisierte hier fundamentale Fragen wie: „Der Ursprung des Volksgesanges“, „Das Wesen der Volksdichtung“, „Das Entstehen des Volksliedes“ usw. Anstelle von theoretischen Begründungen (seine theoretischen Ansätze bleiben stets rudimentär) liefert er lange Reihen ausgewählter Beispiele auf Basis eigener oder (meistens) fremder Beobachtungen. Diese zahlreichen Beispiele verleihen seinem Buch einen Anschein von Solidität und sind das eigentlich Interessante seiner Arbeit. Im Kapitel „Der Ursprung des Volksgesanges“ wird eine typische Entwicklungsgeschichte mit einem linearen Gang vom Einfachen zum

²¹ OTTO BÖCKEL, *Psychologie der Volksdichtung*, Leipzig 1906.

²² „After the waning of the Berlin Movement [„Berliner Bewegung“ – eine antisemitische politische Bewegung in den 1880er Jahren; M.B.], Otto Böckel, the ‚peasant king‘ of Hessenland in west-central Germany, brought anti-Semitic electoral politics back to life, introducing a new style of populist agitation featuring torchlight parades, raucous open-air meetings, party badges and incessant campaigning.“ *Antisemitism: A Historical Encyclopedia of Prejudice and Persecution*, hrsg. von RICHARD S. LEVY, Santa Barbara 2005, S. 75.

²³ Da braucht man gar nicht speziell an solche Leistungen wie die von Max Weber in der Religionssoziologie oder von Aby Warburg, Ernst Cassirer oder Georg Simmel, die die Kulturwissenschaft von heute vorbereitet haben, zu denken. Selbst die zur Zeit der böckelschen „Psychologie“ schon bekannte Kulturkreislehre stellt im Vergleich zu seinen rudimentären theoretischen Ansätzen eine unvergleichbare intellektuelle und theoretische Leistung dar.

Komplexen vorgestellt. Der Gesang, das Volkslied verdanke „seine Entstehung der seelischen Erregung, dem Überschwang des Gefühls“. Alles, was „der Naturmensch an Freud und Leid erfährt (...) entlockt ihm gesangartige Laute: er handelt instinktmäßig genau ebenso wie das Tier oder das Kind, die auf alle von außen kommenden Anregungen mit Lauten antworten. Diese unartikulierten Laute, die den unvermittelten und ungetrübten Ausdruck des Gefühls darstellen, nennen wir ‚Rufe‘, in ihnen liegt der Kern dessen, was wir als Volkslied, Volksdichtung oder Volkslied bezeichnen.“²⁴

Der Ruf, „der kurze unmittelbare Ausbruch seelischer Erregung“, ist für Böckel eine Art Urform, „die erste und älteste Form der Dichtung“,²⁵ und der Ausgangspunkt seiner Entwicklungsgeschichte. Dabei unterscheidet er den „Freudenruf und den Schmerzensruf“;²⁶ Letzterer habe sich „hauptsächlich bei der Totenklage erhalten.“²⁷ Dadurch positioniert nun Böckel die Totenklage als Gattung in unmittelbarer Nähe zur vorausgesetzten Urform. Zu Beginn des Kapitels „Totenklage“ deklariert er: „Verstorbene im Liede zu beklagen, ist eine uralte Sitte der Menschheit: diese Klage galt als heilige Pflicht dem Toten gegenüber. Sie findet sich schon in den älteren Zeiten und bei fast allen Völkern, von denen wir nähere Kenntniss besitzen.“ Durch das ganze Kapitel hindurch zieht sich wie ein Refrain das Motiv des historischen Verschwindens der Totenklage: „Bei den Siebenbürger Sachsen war um die Mitte des verflossenen [19.; M.B.] Jahrhunderts die Totenklage noch allgemeine Sitte“.²⁸ „Im deutschen Reiche dürfte heute wohl nirgends mehr eine Spur der Totenklage nachweisbar sein“.²⁹ „Bei den Engländern muß die Sitte der Totenklagen schon früh verschwunden sein“.³⁰ „Auf der Insel Sardinien war einst der Brauch der Totenklage (...) bei hoch und niedrig üblich“.³¹ „In Portugal war die Sitte, daß Klagefrauen Verstorbene betraueren, in alten Zeiten sehr üblich“.³² „In Spanien waren ebenfalls Totenklagen früher allgemein üblich“.³³

Böckel impliziert, dass die Totenklage zumindest als historisches Phänomen für jede Kultur ein notwendiges Element darstellt. Wer ihm – wie Šmits – als wissenschaftliche Autorität Glauben zu schenken bereit ist und an einen entwicklungsgeschichtlichen Gang der Dinge in der Kultur glaubt, hat ein Problem mit dem lettischen Fall, d.h. dem Fehlen einer überlieferten Klagetradition. Šmits glaubte offensichtlich, das Problem durch seine Deutungen der Chronikabschnitte lösen und den lettischen

²⁴ BÖCKEL, *Psychologie der Volksdichtung* (wie Anm. 21), S. 1.

²⁵ Ebenda, S. 2.

²⁶ Ebenda, S. 4.

²⁷ Ebenda, S. 11.

²⁸ Ebenda, S. 101.

²⁹ Ebenda, S. 102.

³⁰ Ebenda, S. 103.

³¹ Ebenda, S. 108.

³² Ebenda, S. 109.

³³ Ebenda, S. 110.

Fall in Einklang mit dem böckelschen Schema bringen zu können. Nun galt also auch für die Letten, wie schon für die Engländer, dass die Sitte der Totenklagen bei ihnen schon früh verschwunden war.³⁴

Doch blieb es nicht ohne Folgen für Šmits, den lettischen Fall auf diese Weise in das böckelsche Schema hineingezwungen zu haben, denn er musste es mit Widersprüchen in seiner Beschreibung des lettischen Trauerverhaltens bezahlen. Besonders unter der älteren Generation der lettischen Bevölkerung ist bis heute der Spruch weiterverbreitet, der früher zum Volksglauben gehörte, dass beim Leichnam nicht geweint werden darf, wurde dem Toten doch dadurch das Liegen im Grab nur noch schwerer und unruhiger gemacht – wahrscheinlich ging es darum, dass daher das Weinen bei einer Leiche als gefährlich galt, können unruhige, unzufriedene Tote doch den Frieden der Lebenden empfindlich stören. Šmits war dieses Motiv sehr wohl bekannt, und er berichtet davon in seiner „Lettischen Mythologie“ neben seiner Auslegung der These der verlorenen Klage.³⁵ Dadurch stehen nun in seinem Text zwei sich ausschließende Ansätze nebeneinander: einerseits die verlorengegangenen Klagen (das weinerliche, rituelle Verhalten), andererseits der alte Volksglaube, der solch ein weinerliches Verhalten verschmätzt und es verhindern will. Sich des Widerspruches offensichtlich bewusst, versuchte Šmits, die Kluft zwischen den Gegensätzen durch die Behauptung zu überbrücken, dass eingeladene Klagefrauen am Grab geweint und geklagt hätten, weshalb dieses Ritual seinem Charakter nach rein formal und seiner Emotionalität entleert war. Als gelungene Versöhnung der Gegensätze ist diese wackelige Konstruktion indes nicht zu bezeichnen.

Weder von diesen Klagen noch von etwaigen Klagefrauen finden sich Spuren in den mündlichen oder schriftlichen Überlieferungen der lettischen traditionellen Kultur. Der Widerspruch jedoch, den Šmits so unbeholfen zu lösen versuchte, enthält eine hypothetische Lösung des Problems der Klage, da man annehmen könnte, dass hinter dem Verbot, beim Leichnam zu weinen, ein altes wirksames Tabu stand, aufgrund dessen die Klage als Gattung gar nicht erst entstand bzw. unterging. Unter dem Druck der These von der Notwendigkeit der Klage in der Entwicklung

³⁴ Die Idee der Universalität bzw. sogar der (mindestens historischen) Notwendigkeit der Totenklage ist nicht allein auf Böckel und seine Adepten beschränkt gewesen. Aussagen wie „the once universal domestic funeral lament“ (ALBERT LANCASTER LLOYD: Lament, in: *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*, Bd. 10, London und New York, 1995, S. 407-410, hier S. 407), „Lament for the Dead as a Universal Folk Tradition“ (BADE AJUWON: Lament for the Dead as a Universal Folk Tradition, in: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 22 [1981], S. 272-280, hier S. 272) usw. wurden erst unlängst durch etwas zurückhaltendere Thesen abgelöst: „Funeral laments, although they mark a universal fact, are not found throughout the world (...)“ (JAMES PORTER: Lament, in: *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*, Bd. 14, London und New York 2001, S. 181-188, hier S. 181).

³⁵ ŠMITS, *Latviešu mitoloģija* (wie Anm. 18), S. 53f.

einer Kultur dürfte Šmits dies jedoch für unhaltbar gehalten oder gar nicht erst bemerkt haben.

Wie sehr Šmits Böckel folgte, ist aus seinem gegen die lettische literarische Moderne gerichteten Artikel ersichtlich, der am 12. August 1909 in der volkstümlichen Zeitung „Mājas Viesis“ erschien.³⁶ Hier referiert Šmits einige Ideen Böckels – den „Optimismus der Volksdichtung“, die „Lebensfähigkeit der Volksdichtung“ etc. – und projiziert sie auf die junge Moderne einerseits (zu deren Nachteil) und auf die lettische Folklore andererseits. Von der Klage ist hier nicht die Rede, doch wird deutlich, dass Šmits spätestens 1909 die böckelsche „Psychologie“ kennengelernt und in ihr wichtige Konzepte für sich entdeckt hatte. Auch scheint Šmits' Praxis, zur Begründung einer Idee äußerlich passende, dekontextualisierte Beispiele aus diversen Kulturen aneinanderzureihen, auf das böckelsche Vorbild zurückzugehen.

Zur Rezeption der These von der verlorenen Klage

Šmits' Adaptation der Ideen Böckels rief keine Diskussionen hervor. In unregelmäßigen Abständen wurde seine These der verlorenen Klage jedoch rekapituliert, stets nur in wenigen Sätzen und ohne kritische Analyse. Nie wird dabei auf die Urheber bzw. Vorgänger verwiesen. Dabei sind diese Rekapitulationen niemals wörtliche Wiedergaben, denn zu Šmits' gedanklichem Kern kommen noch irgendwelche Deutungen oder Kommentare hinzu. Hierbei zeichnen sich einige Tendenzen ab.

Die Literaturhistoriker Teodors Zeiferts (1865–1929) und Arvids Dravinieks (1904–1977) behaupteten, ohne freilich Belege anzuführen, dass die Totenklagen durch die Kirchenlieder verdrängt worden seien.³⁷ Dravinieks und der Archäologe Eduards Šturms (1895–1959) stellten sich die mittelalterlichen Klagen als Epik vor. Das Fehlen einer authentischen überlieferten Volksepik nach dem Vorbild des südslawischen, altgermanischen oder antiken Heldenlieds war seit dem Beginn des so genannten nationalen Erwachens gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die „wunde Stelle“ auf dem „Körper“ der frischkonstruierten romantischen kulturellen Identität der Letten.³⁸ Dravinieks und Šturms retteten nun die höchst wünschenswerte Epik in die verschwundenen Klagen hinein. Auch der Folk-

³⁶ PĒTERIS ŠMITS: O. Bökeļa tautas dzejas psiholoģija un latviešu tautas dziesmas [Die Psychologie der Volksdichtung von O. Böckel und das lettische Volkslied], in: DERS.: Etnogrāfisku rakstu krājums, Rīga 1912, S. 58–65.

³⁷ TEODORS ZEIFERTS: Latviešu rakstniecības vēsture [Geschichte des lettischen Schrifttums], Bd. 1, Riga 1922, S. 54; DRAVINIEKS, Latviešu literatūras vēsture (wie Anm. 1), S. 6f.

³⁸ EDUARDS ŠTURMS: Chroniku un senrakstu ziņas par baltu tautu bēru parašām 13. un 14. g. s. [Nachrichten der Chroniken und des alten Schrifttums über das Beerdigungsbrauchtum der baltischen Völker im 13. und 14. Jh.], in: Tautas vēsturei. Veltījums profesoram Arvedam Švābem, 25.V.1888–25.V.1938, hrsg. von BENNO

lorist Kārlis Straubergs (1890–1962) hatte Epik im Sinn, als er schrieb, die Totenklagen priesen die Taten der Gefallenen.³⁹

Ab der Mitte der 1950er Jahre schrieben nur noch die Folkloristen und der Volksmusikforscher Jēkabs Vītoliņš (1898–1977) über die Klagen und ihren Verlust: Historiker oder Literaturhistoriker äußerten sich nicht mehr zu diesem Thema.⁴⁰ Für die Folkloristen scheint die These des Verlusts eine Art Normalität geschaffen zu haben, die dabei half, eine mögliche heikle Ausnahmestellung der Letten gar nicht erst diskutieren zu müssen – so trug die verlorene Klage zur Vollständigkeit des Gesamtbildes der lettischen Folklore bei. Dass die Totenklage im Grunde aber einen integralen Teil einer nationalen Folklore ausmacht, stand für die Folkloristen außer Frage.⁴¹

Ein groteskes Hin-und-her findet sich in den Schriften des Zensors und überzeugten Stalinisten Jānis Niedre (1909–1981). Dieser war ein Vertrauensmann des Sowjetregimes von mangelhafter Ausbildung, aber umso größerem Eifer bei seiner Mission, in den Nachkriegsjahren für die Gleichschaltung der Arbeiter des Geistes zu sorgen. Zu diesem Zweck schrieb er Bücher über die lettische Folklore und Literaturgeschichte. So behauptete er in seinem Buch „Lettische Folklore“ (1948), dass die Letten über ihre Toten nicht geweint, sondern diese bei den Begräbniszeremonien gepriesen und verherrlicht hätten.⁴² In seiner primitiv-marxistischen Umschreibung der lettischen Literaturgeschichte vertrat er dagegen die These der verlorenen Klage⁴³ und nutzte diese Umstellung, um in beherrschendem Ton zu erklären, dass die Letten eine Form der Totenklage praktizierten, „wie sie bei den Slawen vorkommt“.⁴⁴

ĀBERS, TEODORS ZEIDS und TĀLIVALDIS ZEMZARIS, Rīga 1938, S. 84–110, hier S. 95; DRAVINIEKS, *Latviešu literatūras vēsture* (wie Anm. 1), S. 6.

³⁹ KĀRLIS STRAUBERGS: *Pie mūžības vārtiem* [An der Pforte der Ewigkeit], in: *Latviešu tautas dziesmas*, Bd. 9, Kopenhagen 1956, S. 91–104, hier S. 104.

⁴⁰ Der sowjetischen Praxis folgend wurde die Volksmusikforschung nach dem Zweiten Weltkrieg als Teilgebiet der Folkloristik verstanden. Vītoliņš war dementsprechend ein Musikfolklorist und beschäftigte sich mit der „musikalischen Folklore“.

⁴¹ OZOLS, *Par latviešu tautasdziesmām* (wie Anm. 1), S. 276; ANCELĀNE, *Latviešu bērnu ieražas* (wie Anm. 4), S. 580f.; VĪTOLIŅŠ, *Bērnu dziesmas* (wie Anm. 4), S. 285f.; DERS.: *Tautas mūzika* [Volksmusik], in: DERS., LIJA KRASINSKA: *Latviešu mūzikas vēsture*, Rīga 1972, S. 7–67, hier S. 43; JĀNIS ROZENBERGS: *Garlībs Merķelis un latviešu folklorā* [Garlieb Merkel und die lettische Folklore], in: *Latviešu folklorā – žanri, stils*, Rīga 1977, S. 11–47, hier S. 37f.; OJĀRS AMBAINIS: *Latviešu folkloristikas vēsture. Pamatvirzieni un fakti* [Geschichte der lettischen Folkloristik. Hauptrichtungen und Fakten], Rīga 1989, S. 8f.

⁴² JĀNIS NIEDRE: *Latviešu folklorā* [Lettische Folklore], Rīga 1948, S. 97.

⁴³ Dabei unterläuft ihm sogar der Fehler, dass er das Jahr des Angriffs der Kuren 1210 mit dem der Gründung von Riga verwechselt – bei ihm belagern die Kuren Riga bereits 1201.

⁴⁴ JĀNIS NIEDRE: *Latviešu literatūra I. Feodālo attiecību laikmets. Feodālisma sairuma un kapitalisma tapšanas periods* [Lettische Literatur I. Zeitalter der feudalen

Dieser kurze Überblick sollte nur zeigen, dass die These der verlorenen Klage zwar nur an marginaler Stelle und knapp formuliert, doch immer wieder von den verschiedenen Denkmustern in Dienst genommen wurde.⁴⁵

Vilis Biļķins und die These der verlorenen Klage

Nach den Untersuchungen des Verfassers dieses Aufsatzes gibt es nur einen Autor, der ein vernichtendes Urteil über die Annahme abgab, der *jāmersanc* der Reimchronik verweise auf eine Klagepraxis. Hierbei handelt es sich um den Historiker Vilis Biļķins⁴⁶ und seine Studie über die Lieder der baltischen Völker aus dem Jahre 1949. Nachdem Biļķins zu Beginn einige Überlegungen zur Auffassung des Schönen bei den alten Balten geäußert und ein paar Bemerkungen zu den ältesten Nachrichten über das epische Singen bei den Prußen und Kuren gemacht hatte, wandte er sich dem Dreizeiler der Reimchronik zu und griff die Idee an, die Reimchronik berichte von Klagen. Dass die Einheimischen singen, habe der Verfasser auch in anderen Strophen erwähnt: Als Wahrheit könne man in seinen Worten allein erkennen, „dass die Semgaller Lieder hatten“. Weder der Autor selbst noch andere Deutsche oder Ordensbrüder könnten die Klagelieder der Semgaller damals gehört haben, da es unmöglich gewesen sei, während des Kampfes so nah an sie heranzukommen, um sie singen zu hören. Der Verfasser dürfte aber gewusst haben, dass die Einheimischen über Lieder verfügten, und daher habe er von den Klageliedern der Semgaller geschrieben, „um seinen Lesern und Zuhörern ein lebendigeres Bild von der Wirkung der Kampfhandlungen des Deutschen Ordens“ zu liefern.⁴⁷

Auch wenn es möglich erscheint, dass die Nachricht vom *jāmersanc* den Chronisten mündlich auf Umwegen erreicht haben könnte, muss man

Beziehungen. Periode des Zerfalls des Feudalismus und der Herausbildung des Kapitalismus], Riga 1952, S. 31.

⁴⁵ Auch in der litauischen Folkloristik gibt es die Tradition, auf die beiden livländischen Chroniken als frühe Zeugnisse einer litauischen/baltischen Klagepraxis hinzuweisen. Siehe z.B.: ČJURLIONITE, Litovskoe narodnoe pesennoe tvorčestvo (wie Anm. 2), S. 132f.; PRANĖ DUNDULIENĖ: Senovės lietuvių mitologija ir religija [Mythologie und Religion der alten Litauer], Vilnius 1990, S. 72. Aus Platzgründen ist es leider an dieser Stelle nicht möglich, auch den litauischen Fall einzubeziehen.

⁴⁶ Vilis Biļķins (1884–1974) studierte Geschichte an der Universität in Riga. Nach seinem Abschluss 1927 war er als Geschichtslehrer in Riga und Jelgava tätig. Von 1935 bis 1944 war er Direktor des Historischen Archivs der Stadt Riga. Heinrichs *Chronicon Livoniae*, die Reimchronik, die Freiheitskämpfe der Kuren und Semgaller sowie die Flucht der lettischen Leibeigenen nach Riga im 15. bis 17. Jahrhundert waren seine Forschungsschwerpunkte, wobei er sich von der um die Chroniken florierenden national-romantischen Mythologie distanzierte. Siehe Latvju enciklopēdija 1962–1982 [Lettische Enzyklopädie 1962–1982], Bd. 1, hrsg. von ĒDĢARS ANDERSONS, Lincoln 1983, S. 192.

⁴⁷ VILIS BIĻĶINS: Par baltu tautu dziedāšanu un dziesmām no 9. līdz 13. gadu simtenim [Vom Singen und von den Liedern der baltischen Völker vom 9. bis 13. Jahrhundert], in: Ceļa Zīmes 1949, Nr. 3, S. 205–208, hier S. 206f.

Biļķins zustimmen: Eine unmittelbare Erfahrung konnte ein Außenstehender damals bei den Semgallern kaum gemacht haben. Aus den Zeilen der Reimchronik können daher keine weitergehenden Schlüsse gezogen werden.

Überraschenderweise unterließ es Biļķins, die Verbindung des in Heinrichs Chronik benutzten Terminus *planctus* mit der Klage, die von Šmits stammte, zu kommentieren. Dies dürfte nicht unabsichtlich geschehen sein, denn Biļķins war ein in Hinblick auf diese Thematik sehr beleseener Forscher.⁴⁸ Zudem waren ja zuvor *jāmersanc* und *planctus* in beinahe allen älteren Schriften gemeinsam genannt worden. Dass Biļķins hierzu schwieg, ist umso auffälliger, da er den Kuren in seiner Studie sonst viel Aufmerksamkeit schenkt. Vielleicht hielt er die Verbindung von *planctus* und Klage für dermaßen irrtümlich, dass er sie gar nicht erst behandeln wollte. Wie dem auch sei, man hat es hier offensichtlich mit einer bewussten Ignoranz zu tun, denn auch in seinen Texten zum Kuren-Angriff von 1210 wird das Problem der Klage übergangen.⁴⁹ Doch findet man hier seine Lesart des *fecerunt planctum*, da er hier, eng an die Chronik angelehnt, die Ereignisse aus dem Juli 1210 nacherzählt:

„Als sie sahen, dass sich die Umstände in der Schlacht ungünstig gestalten, unterbrachen die Kuren den Kampf. Sie sammelten ihre gefallenen Kameraden, stiegen in ihre Schiffe und setzten auf das andere Ufer der Daugava über. Hier verbrannten die Kuren ihre Gefallenen in einer Bestattungszeremonie [*bēru ceremonija*] und fuhren am 16. Juli auf ihren Schiffen in ihr Land zurück.“⁵⁰

Der letzte Satz stellte eine etwas freiere Übersetzung der entsprechenden Aussage aus der Chronik dar. Biļķins nutzt hier „Bestattungszeremonie“ als Übersetzung von *planctus*.⁵¹ Ähnlich wird dieser Begriff auch von Albert Bauer übersetzt, der in seiner Ausgabe der Chronik von 1959 von einer „Trauerfeier“ schreibt.⁵² In beiden Fällen ist also von einer unbestimmten rituellen Handlung die Rede, nicht aber von einem Musikstil oder einer Gattung.

Insgesamt trägt dies nicht zur Glaubwürdigkeit der These bei, dass es Klagen gegeben haben soll. Allerdings sollte man, bevor man sich davon

⁴⁸ Man findet bei ihm u.a. Hinweise auf Schriften von Šmits.

⁴⁹ VILIS BIĻĶINS: Kuršu uzbrukums Rīgai [Der Angriff der Kuren auf Riga], in: Veltījums izglītības ministram un profesoram Dr. h.c. Augustam Tentelim, 23.XI.1876.–23.XI.1936., hrsg. von TEODORS ZEIDS, Riga 1936, S. 36-37; DERS.: Draudi un uzbrukumi Rīgai tās pirmajā gadu desmitā [Bedrohungen und Angriffe auf Riga in dem ersten Jahrzehnt der Stadt], in: Daugavas Vanagi 1957, Nr. 5 (55), S. 20-26.

⁵⁰ BIĻĶINS, Draudi un uzbrukumi (wie Anm. 49), S. 26.

⁵¹ An anderer Stelle findet man in einem ähnlichen Kontext den folgenden Satz: „Hier weilten die Kuren drei Tage und verbrannten in einer Zeremonie auf den Bestattungsscheiterhaufen ihre gefallenen Kriegskameraden.“ VILIS BIĻĶINS: Kurša un kuršu cīņas [Kurland und die Kämpfe der Kuren], Lincoln 1967, S. 42.

⁵² HEINRICH VON LETTLAND, Livländische Chronik (wie Anm. 6), S. 115.

verabschiedet, zunächst noch den Gebrauch der Termini *planctus* und *jāmersanc* in den Chroniken von Fall zu Fall nach ihrem Gehalt untersuchen.

Heinrichs planctus

In der Edition der Livländischen Chronik von 1955 versehen Leonid Arbusow und Albert Bauer die Wendung *fecerunt planctum super eos* mit dem Hinweis auf eine korrespondierende Zeile aus der Apostelgeschichte⁵³ und die darin enthaltene Erzählung von der Steinigung des Stephanus (*Act. 8, 2*): „curaverunt autem Stephanum viri timorati et fecerunt planctum magnum super illum“.⁵⁴ Dies soll andeuten, dass Heinrichs *fecerunt planctum super eos* eine Variation der biblischen Wendung *fecerunt planctum magnum super illum* sei. Es war vor allem Biļķins, der in seinem Buch über die Sprache der Chronik von 1928 den eigentlichen Umfang des Einflusses der Vulgata auf die Sprache Heinrichs und sein Denken erkannt hatte.⁵⁵ Ihm zufolge sei es nicht möglich, sämtliche Zitate Heinrichs aus der Vulgata zusammenzustellen. Oft sei es nicht zu entscheiden, ob es sich um ein Zitat oder Heinrichs eigene Worte handle. Nach Biļķins' Untersuchungen gibt es inklusive der Wiederholungen etwa 775 Zitate aus der Vulgata. Selbst in dieser unvollständigen Form legt diese Zählung ihm zufolge doch den Schluss nahe, dass es wohl nicht viele mittelalterliche Chronisten gebe, die so oft die Bibel zitieren.⁵⁶ Auch für Arbusow war Heinrich in seinem Denken und beim Schreiben „ganz in biblischen Wendungen befangen“ und habe „Vulgatastellen (...) in allen Stadien von der Einfügung ganzer Sätze und Satzteile in seinen Text bis zur Verwendung einzelner biblischer Ausdrücke und der Imitation verschiedener Wendungen“ verwertet.⁵⁷

Die Kuren-Episode von 1210 ist nicht die einzige und auch chronologisch nicht die erste Passage, in welcher das Substantiv *planctus* erscheint. Am Anfang des 2. Kapitels der Chronik (II 1) erzählt der Chronist von der Bestattung des Bischofs Meinhard (im Jahre 1196 oder 1197):

⁵³ Heinrichs livländische Chronik, hrsg. von LEONID ARBUSOW und ALBERT BAUER, Hannover 1955, S. 77.

⁵⁴ „Fromme Männer bestatteten Stephanus und hielten einen großen *planctus* für ihn.“

⁵⁵ Das Buch war die erste aufsehenerregende Leistung Biļķins'. Es entstand als Magisterarbeit auf Anregung von Leonid Arbusow jr. (1882–1951), damals Professor an der Universität Lettlands. Die deutsche Übersetzung der Arbeit wurde von Arbusow selbst vorgenommen.

⁵⁶ WILIS BILKINS [VILIS BIĻĶINS]: Die Spuren von Vulgata, Brevier und Missale in der Sprache von Heinrichs *Chronicon Livoniae*, Riga 1928, S. 70.

⁵⁷ LEONID ARBUSOW: Das entlehnte Sprachgut in Heinrichs „*Chronicon Livoniae*“. Ein Beitrag zur Sprache mittelalterlicher Chronistik, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 8 (1950), S. 100–152, hier S. 109.

„Celebratis secundum morem exequiis et episcopo qualicunque Lyvonum planctu et lacrimis sepulto de successore tractatur et ad Bremensem metropolim pro persona ydonea mittitur.“⁵⁸

Dann erscheint *planctus* im Kapitel über die Ermordung Wennos, des Meisters des Schwertbrüderordens, und seines Priesters Johannes (XIII 2; wohl Sommer 1209). So berichtet Heinrich von ihrer Beerdigung durch die Ordensbrüder und von der Einsetzung des neuen Meisters Volkwin:

„Et sepulto cum magno planctu fideli ac pio magistro suo Wennone cum sacerdote non minus pium ac benignum et omnibus virtutibus repletum Volquinum in locum suum restituerunt.“⁵⁹

Auch für diese beiden Fälle weisen Arbusow und Bauer Parallelen zur *Vulgata* nach.⁶⁰ Deutlich wird, dass *planctus* bei Heinrich in keiner ausschließlichen Beziehung zu den Kuren, auch nicht zu den Heiden im Allgemeinen steht: In zwei der insgesamt drei Fälle wird *planctus* für Christen (für einen Bischof und für einen Ordensmeister) und in einem – von Christen (Ordensbrüdern) ausgeführt. Nur einmal, in der Passage über die Kuren, sind sowohl die Ausführenden als auch die anlaßgebenden Toten Heiden.

In der *Vulgata* ist *planctus* ein oft anzutreffender Terminus.⁶¹ In Heinrichs Chronik ist er aus der *Vulgata* übernommen. Ursprünglich bedeutete das Wort im klassischen Latein ein lautes, tönendes, rauschendes Schlagen. Mit dieser Bedeutung verwandt ist die Bedeutung des „mit Wehklagen verbundenen Schlagens auf die Brust, auf Arme und Hüften, als Zeichen der Trauer“. Eine semantische Weiterbildung ist die „laute Trauer“, weiter das „Wehklagen“ und schließlich die „Klage“.⁶² Die in den deutschen Übersetzungen der *Vulgata* vorkommenden Formen sind „Wehklagen“, „Klage“, manchmal „Totenklage“.⁶³

⁵⁸ „Nachdem das Leichenbegängnis in herkömmlicher Weise gefeiert und der Bischof unter *planctus* und Tränen der Liven – was sie dabei auch im Herzen meinen mochten – bestattet worden war, wurde über einen Nachfolger verhandelt und an die bremische Mutterkirche wegen einer geeigneten Person gesandt.“ HEINRICH VON LETTLAND, *Livländische Chronik* (wie Anm. 6), S. 10f. (Der Einschub des Terminus *planctus* in die Übersetzung Bauers von mir; M.B.).

⁵⁹ „Und nachdem sie ihren treuen und frommen Meister Wenno mit dem Priester unter großem *planctus* bestattet hatten, setzten sie den nicht minder frommen, leutseligen und mit allen Tugenden ausgestatteten Volkwin an seine Stelle.“ Ebenda, S. 98f. (Der Einschub des Terminus *planctus* in die Übersetzung Bauers von mir; M.B.).

⁶⁰ Heinrichs livländische Chronik (wie Anm. 53), S. 8 und 67; für II 1 – *Gen.* 50, 10, für XIII 2 – *Act.* 8, 2, sowie für den Kuren-Abschnitt. BILKINS, *Die Spuren der Vulgata* (wie Anm. 56), S. 10.

⁶¹ Siehe z.B. HIERONYMI VULGATA, einsehbar unter dem URL: <http://www.intratext.com/x/lat0001.htm> (letzter Zugriff 31.1.2014).

⁶² Vgl. KARL ERNST GEORGES: *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch*, Hannover 1918, Sp. 1728; CHARLTON T. LEWIS, CHARLES SHORT: *A Latin Dictionary*, Oxford 1879, S. 66.

⁶³ Im Mittelalter dient *planctus* auch als Bezeichnung einer Gattung der höfisch-repräsentativen und geistlichen Literatur und Musik. PETER DRONKE: *Poetic*

Man muß sich darüber im Klaren sein, dass – was auch immer hinter dem *planctus* im Alten und Neuen Testament jeweils historisch gestanden haben mag – die kirchliche Praxis der Zeit Heinrichs keine Klagen oder Totenklagen in der ursprünglichen Bedeutung mehr kannte. Aus dieser liturgischen Praxis, in deren Texten der Terminus *planctus* vorkam und aus denen ihn Heinrich entlehnte, konnte er nichts erfahren, was etwa einer Totenklage in Form der osteuropäischen Tradition nahegekommen wäre – was er unter den Einheimischen in Livland hörte, wissen wir nicht. Verfügte er also über eine Quelle außerhalb der liturgischen Praxis, aufgrund derer er mit diesem Terminus eine Art Totenklage bezeichnete? Aber hätte er in diesem Falle denn dafür tatsächlich einen biblischen Terminus gewählt?

Wie gezeigt, projizierte Heinrich *planctus* auf grundsätzlich unterschiedliche Situationen. Dieser Begriff war für ihn daher wohl recht unbestimmt und offen genug. Er diente wohl als eine verallgemeinernde Bezeichnung für rituelle Trauerhandlungen und/oder -reaktionen, welche auf den Tod einer wichtigeren Persönlichkeit folgten.

In diesem Kontext gewinnt an Aussagekraft, was Heinrich im Kapitel XII 6 über das Verhalten der Esten nach der Verwüstung der Gegend Sakkala durch die Letten (November/Dezember 1208) erzählt:

„Sed Estones propter tantam suorum interfectionem ad persequendum Lethtos venire non presumebant, sed tristia funera a Letthis sibi iniecta multis diebus colligentes et igne cremantes, exequias cum lamentationibus et potationibus multis more suo celebrabant.“⁶⁴

Bemerkenswerterweise nutzt Heinrich hier nicht *planctus*, sondern das inhaltsmäßig viel bestimmtere *lamentatio*, was nirgends sonst in seiner Chronik vorkommt. Auch geben weder Biļķins noch Arbusow/Bauer für die Wendung *exequias cum lamentationibus et potationibus multis more suo celebrabant* eine biblische Entsprechung an: diesmal sind das des Chronisten eigene Worte. Zudem betont Heinrich – *more suo* –, dass man es hier mit einer genuin estnischen Gegebenheit zu tun habe. Dies ist wohl die einzige Stelle, die die Möglichkeit einer ernsthaften Diskussion darüber bietet, ob die Chronik eine Klagepraxis spiegelt.

Individuality in the Middle Ages. New Departures in Poetry 1000–1150, Westfield 1986, S. 27-30.

⁶⁴ „Die Esten jedoch wagten es nicht, nach dem ihrer so viele getötet worden waren, die Letten zu verfolgen, sondern sammelten viele Tage hindurch betrübt die Leichname, die ihnen die Letten hinterlassen hatten, verbrannten sie und begingen die Totenfeiern nach ihrer Sitte *cum lamentationibus* und Trinkgelagen.“ HEINRICH VON LETTLAND, Livländische Chronik (wie Anm. 6), S. 94 (Der Einschub *cum lamentationibus* in die Übersetzung Bauers von mir; M.B.).

Der jāmersanc der Reimchronik

Neben dem *jāmersanc* kommt in der Reimchronik auch die Form *der jēmerliche sanc* vor. Der Unterschied zwischen beiden scheint allein von den Anforderungen des Versmaßes bestimmt zu sein. Der *jēmerliche sanc* erscheint zweimal, und zwar in der ersten Hälfte der Chronik, während der *jāmersanc* nur im abschließenden Teil vorkommt, stets im Kontext des letzten Sengallerkriegs. Der erste Auftritt von *jēmerliche sanc* erfolgt in einem Abschnitt, der vermutlich von den Ereignissen des Herbstes 1219 oder Winters 1219/1220 erzählt – Volkwin sei Ordensmeister gewesen, heißt es –, als die Esten in einer Schlacht in der Gegend von Emere⁶⁵ von Deutschen, Letten und Liven geschlagen wurden:

„sie [die Esten, M.B.] sprächen:
 ,nū ist der gotes vlūch
 vollenclich an uns argân:
 daz wir den cristen hân getân
 daz ist uns wol vergolden.⁴
 bliben ungescholden
 ir gote, daz was ân ir danc.
 sie brächten jēmerlichen sanc
 iren kinden und iren wiben.“⁶⁶

Der *jēmerliche sanc* erscheint hier in einer Gegenüberstellung: einerseits die geschlagenen heidnischen Esten, in deren Munde der Verfasser die verzweifelten, ihre Schuld bekennenden und die Macht des christlichen Gottes anerkennenden Zeilen legt, also die Verlierer, die ihren Kindern und Weibern ihre Niederlage und den *jēmerlichen sanc* heimbringen; andererseits die braven, heldenhaften Letten und Liven, die die Heiden schlagen und vernichten, und denen Gottes Beistand gewiss ist.⁶⁷ Es wird also gezeigt, um wieviel günstiger die unlängst getauften Letten und Liven im Vergleich zu den heidnischen Esten dastehen. Der *jēmerliche sanc* befindet sich hier unmissverständlich im Dienst der genannten Opposition, die durchaus im Geiste des mittelalterlichen Dualismus zu verstehen ist.

Das zweite Mal erscheint der *jēmerliche sanc* in der Beschreibung einer žemaitischen Offensive auf die im Winter 1258/59 errichtete Ordensburg Dobên, deren Lokalisierung bis heute unsicher ist. Die Verteidigung ist erfolgreich. Wie schon an anderen Stellen der Chronik ironisiert der Verfasser die heidnischen Angreifer, indem er sie als „Gäste“ bezeichnet. Der Abschnitt endet mit der Schilderung des Abzugs der Žemaiten. Manch ein

⁶⁵ Emere, *Ymera* bei Heinrich, lett. *Jumara* bzw. der Kokenhofsche Bach, mündet etwa 6 km unterhalb Valmiera in die Gauja (Livländische Aa).

⁶⁶ Livländische Reimchronik. Atskaņu hronika (wie Anm. 8), S. 65f., V. 1094-1152, hier V. 1140-1144.

⁶⁷ Ebenda, V. 1145-1152: „die Letten und die Liven / die wâren helde unverzaget: / beide an dem strîte und an der jaget / entwurchten sie die heidenschaft. / des half in got mit siner craft.“

tödlich Verwundeter singt nun einen *vil jêmerlicher sanc*. An dieser Stelle ist der Terminus offensichtlich eine ironische Metapher für die letzten Lautäußerungen der Sterbenden:

„ir tôten vûrten sie von dan,
sie hatten manchen cranken man,
der dâ sô gewundet was,
daz er der wunden nicht genas:
der sanc vil jêmerlichen sanc
vor Dobên in alsô gelanc.“⁶⁸

Die Form *jâmersanc* taucht immer im Zusammenhang mit den Ereignissen der zweiten Hälfte der 1280er Jahre und bei Schilderungen von Verlust und Leiden der semgallischen Bevölkerung auf. Alle drei Stellen haben einen ähnlichen Kontext: Verzweiflung, Verluste und Jämmerlichkeit der Semgaller.

Befassen wir uns zuerst mit dem Kontext der ersten Passage, die *jâmersanc* enthält. Nachdem dem Orden klargeworden war, dass eine frontale Kriegsführung gegen die Semgaller kostspielig und von zweifelhaftem Erfolg sein würde, ging er zu einer Terrortaktik über. Im Winter 1285/86 ließ Meister Willekin die Burg Heiligenberg tief im semgallischen Land, also auf feindlichem Territorium, in unmittelbarer Nähe des großen westsemgallischen Zentrums Terweten erbauen. Nachdem die Burg fertiggestellt worden war, kehrte Willekin mit seinem Heer nach Riga zurück. Erfolglos versuchten nun die Žemaiten und Semgaller die Burg zu zerstören. Nach dem Scheitern der Belagerung verließen die Semgaller Terweten und verbrannten ihre Burg. In einem Abschnitt der Chronik (V. 10141-10163) wird beschrieben, wie die Ordensbrüder durch ihre Übergriffe das Land terrorisierten. Die Beschreibung bezieht sich auf die Zeitspanne zwischen der erfolglosen Belagerung der Burg Heiligenberg durch die Žemaiten und Semgaller und der semgallischen Offensive auf Riga, die kurz vor Ostern 1287 stattfand. Sie endet mit folgenden Versen:

„sie [die Semgaller, M.B.] wâren von der burc verladen.
in quam dâ von sô manich schaden
an gûte und an lûten,
solde man ez allez dûten,
sô wêre die rede gar zû lanc.
sie sungen manchen jâmersanc
nâch vrûnden und nâch mâgen.
sie begunden lâgen,
wie sie mit nôt vergulden daz.“⁶⁹

Das ist wohl der einzige Fall, in dem *jâmersanc* primär auf die Toten (wohl auch auf die Entführten) bezogen zu sein scheint, da deren Erwähnung

⁶⁸ Ebenda, S. 159f., V. 5445-5478, hier V. 5472-5478.

⁶⁹ Ebenda, S. 261f., V. 10154-10163.

unmittelbar auf den Begriff *jāmersanc* folgt. Ironischerweise übergehen die Vertreter der These der verlorenen Klage diese Stelle zumeist.

Im Jahre 1289 plünderten die vereinten semgallischen und žemaitischen Kräfte das Land des Erzbistums Riga nördlich der Düna. Entgegen der Erwartung, der Orden würde nun zum Schutz des Landes ausrücken, drang er mit seinen Verbündeten gegen die inzwischen nur noch schwach beschützten semgallischen Burgen Doblen und Sydober vor (V. 11317–11342). Am dritten Tage nach der Zerstörung der Vorburg und der Plünderung der Burg Sydober entdeckten die zurückgekehrten Semgaller die schrecklichen Verluste:

„sie sungen dā den jāmersanc
ez was dā nāch nicht zū lanc,
ir hachelwerc sie būweten wider.
die brūder quāmen aber sider.“⁷⁰

Bemerkenswerterweise steht die Zeile *sie sungen dā den jāmersanc* in keiner direkten Beziehung zu den Getöteten. Offensichtlich bezieht der Verfasser die Zeile allgemein auf die insgesamt trostlose Lage.

Schließlich kommen wir zum Kontext des berühmten Abschnitts, der als Beweis für die vermeintlich vorhandenen semgallischen Totenklagen diente. Seine Zeilen gehören zu einer umfangreicheren Schilderung der Lage der Semgaller nach den Kämpfen bei ihrer Burg Sydober im Jahre 1290, denen der Verlust der Burgen Doblen und Racken vorausgegangen war. Sydober war die letzte der großen Burgen, die noch in semgallischer Hand verblieben war. Die Episode schildert den anhaltenden Terror des Ordens gegen die Burg. Die Zeilen, die von den Klagen und dem Singen des *jāmersanc* berichten, leiten einen neuen Absatz ein:

„Man hörte die Semegallen clagen
und singen ouch den jāmersanc
den Doblēn und Racken sanc.
betrūbet was vil sēre ir mūt,
daz man sō dicke nam ir gūt.
manchen ouch der hunger twanc,
daz zwīvelhaft wart ir gedanc.“⁷¹

Aus dem unmittelbaren Kontext der Strophe ergibt sich somit die folgende Sequenz: Die Semgaller sangen den *jāmersanc* aufgrund ihres gesunkenen Mutes, weil ihnen so viel geraubt worden war. Allerdings steht diese Passage im Zentrum einer umfangreichen Darstellung von Gewalt und Verwüstung, weshalb der *jāmersanc* als eine verallgemeinernde symbolische Metapher für die Verzweiflung der Semgaller in ihrer Ausweglosigkeit erscheint.

Somit ist weder hier noch in den Passagen mit dem *jēmerlichen sanc* ein Hinweis auf dessen rituelle Einbindung in eine Trauerprozedur zu finden,

⁷⁰ Ebenda, S. 287, V. 11334–11337.

⁷¹ Ebenda, S. 290, V. 11462–11468.

etwa in einen Bestattungs- oder Kremationsvorgang. Hätte es sich um eine Totenklage gehandelt, wäre dies jedoch durchaus zu erwarten gewesen.

Von 1288 bis 1289 war Konrad von Hattstein, in der Reimchronik *Küne*, livländischer Ordensmeister. Es ist die Zeit der abschließenden Kämpfe gegen die Semgaller. Die Chronik berichtet von Künes Antrittsbesuchen in den livländischen Burgen, wozu auch die im Winter 1285/86 errichtete Burg Heiligenberg zählte. Im Zusammenhang mit Konrads Besuch der Burg heißt es in der Chronik (V. 10935-10949):

„Nicht lanc dar nâch ez geschach,
daz meister Kûne wol besach
die burge all in Nieflant.
wâ sine kumft wart bekant,
man tet nâch gewonheit:
ûf daz velt man zû im reit
und brâchte in lieblich an gemach.“⁷²

Die Worte des Chronisten *ein her man heben solde, / ob man mit vride wolde / spise und cleider brengen dar* (V. 10947-10949) korrespondieren eindrucksvoll mit den Überlegungen Biļķins', weder der Verfasser, noch ein anderes Ordensmitglied oder ein sonstiger Deutscher habe die Klagelieder der Semgaller hören können, denn inmitten der dramatischen Kämpfe konnte man nur mit einem sehr starken Heer vor Ort sein.⁷³ Somit stützt die Chronik selbst Biļķins' Einsicht, dass Außenseitern eine unmittelbare Erfahrung der semgallischen Klagen gar nicht möglich war.

Schlussbemerkung

Als sich der Verfasser des in der vorliegenden Studie behandelten Problems annahm, lautete ein provisorischer Titel ungefähr: „Das Problem der Klage in der lettischen traditionellen Musik im Lichte der mittelalterlichen Chroniken.“ Diese Überschrift wurde jedoch schnell aufgegeben, weil schon bald der Verdacht aufkam, dass weder Heinrichs *Chronicon Livoniae* noch die Reimchronik Licht auf die Frage des Klagelieds in der lettischen traditionellen Musik wirft. Bald wurde zudem deutlich, dass die mittelalterlichen Chroniken über die „lettischen Klagen“ schweigen. Allerdings hatte ja eine Reihe einflussreicher Autoren aus verschiedenen Wissensgebieten jahrzehntelang unwidersprochen das Gegenteil behauptet. Daher verschob sich der Fokus der Untersuchung auf die Frage nach der Entstehung dieser Fehldeutungen. Dabei offenbarten sich gewagte, durch keinerlei historische Daten oder Textanalysen begründete Schlussfolgerungen und die Tendenz, den angenommenen Autoritäten blind zu folgen.

⁷² Ebenda, S. 279, V. 10935-10941.

⁷³ BIĻĶINS, Par baltu tautu dziedāšanu (wie Anm. 47), S. 207.

Die These der verlorenen Klage ist eine Hinterlassenschaft von Pēteris Šmits. Sie fand Anhänger unter namenhaften Vertretern der Folkloristik, der Literatur-, Geschichts- und Musikwissenschaft. Der ausgezeichnete Philologe Šmits scheint im volkstümlichen und unkomplizierten Otto Böckel einen Gesinnungsgenossen und Wegweiser gefunden zu haben. Durch die These der verlorenen Klage hinterließ Šmits Böckels Spuren in der lettischen Folkloreforschung des 20. Jahrhunderts.

Interessanterweise konnte die These der verlorenen Klage trotz der seriösen Chronikforschung von Leonid Arbusow jr. und Vilis Biļķins in den 1920er und 1930er Jahren ungestört florieren. Was mag dahintergesteckt haben – ein Kommunikationsproblem unter den Forschern der damaligen Zeit? Oder doch die negative Haltung der einer Nationalromantik verfallenen Geisteswissenschaften gegenüber nüchternen Quellenstudien?

Was nun die Gattung Klage betrifft, könnte man es mit dem Astrophysiker Martin Rees halten, der in Bezug auf die Frage nach der Existenz von außerirdischer Intelligenz meinte: „Absence of evidence is not evidence of absence“.⁷⁴ Was in diesem Beitrag festgestellt werden konnte, ist also nicht, dass die Vorfahren der Letten im Mittelalter keine Klagen konnten, sondern nur, dass die Chroniken darüber nichts aussagen bzw. ihre fragmentarischen Informationen nicht als Beweisstücke für die Existenz einer Klage-tradition dienen können. Die Frage muss daher offen bleiben. Allerdings konnte auf diesen Seiten auf eine viel gebrauchte und tief verwurzelte Fehlinterpretation hingewiesen werden.

SUMMARY

The Thesis of the Lost Lament in 20th Century Latvian Humanities: a Case Study

The archives and collections of Latvian traditional music and folklore do not document any trace of laments. This is an exception in the context of the musical heritage of the cultures of Latvia's neighbours (Lithuania, Estonia, Belarus and Russia). In early 20th century, this lack of laments became a concern among Latvian intellectuals. As if facing some kind of cultural defect, they rushed to close this "gap" by arguing that laments had previously formed a part of Latvian musical culture, but had vanished in later centuries. These intellectuals based this thesis of the lost lament on

⁷⁴ Zit. n. CARL SAGAN: *The Demon-Haunted World. Science as a Candle in the Dark*, New York 1997, S. 213.

several passages from the medieval *Chronicon Livoniae* (written by Henry of Livonia in the 1220s) and the “Livonian Rhymed Chronicle” (early 14th cent.) in which they found reason to believe that laments were known in the Latvian Middle ages.

The thesis of the lost lament was introduced by the influential linguist and folklorist Pēteris Šmits (1869–1938) in 1918 in his book on “Latvian Mythology”. Šmits was deeply influenced by Otto Böckel’s (1859–1923) “Psychologie der Volksdichtung” (1906). Here, the German folklorist and politician argued that the death lament (*Totenklage*) has to be seen as an evolutionarily essential part of every folklore tradition. Even if there was no lament in a contemporary musical tradition, Böckel was convinced that it must have disappeared sometime in the past. Šmits introduced Böckel’s scheme to the Latvian case, thus “rescuing” it from being blamed as imperfect. His interpretation of the passages in the chronicles as containing evidence of the lost lament was passed undisputedly from one book to another until the late 20th century.

However, a simple semantic and contextual analysis shows that the chronicles don’t prove the existence of a medieval lament. Moreover, a closer look at contemporary historiography demonstrates that Šmits’ thesis had already been challenged by serious research on the mentioned chronicles carried out in the 1920s and 1930s by historians Leonid Arbusow Jr (1882–1951) and Vilis Biļķins (1884–1974). Thus it remains open to discussion if the surprising survival of Šmits’ thesis has to do with communication problems among Latvian intellectuals or with the tendency of some of them to adhere to national romantic interpretations of the Latvian past.

Vorläufige Bemerkungen zur Entwicklung einiger Löhne und Preise in Reval im 16. Jahrhundert

VON IVAR LEIMUS

Löhne und Preise werden oft als wichtigste Anhaltspunkte für die Beschreibung des Lebensniveaus einer Gesellschaft bezeichnet; gerade deswegen verdienen sie die besondere Aufmerksamkeit der Wirtschaftsgeschichte. Doch spiegeln sie nur die nominellen Werte wider und können einen unerfahrenen Forscher dadurch auch irreführen. Um sich dem realen Lebensstandard anzunähern, muss man unbedingt auch den Geldwert in Rechnung ziehen. Mit anderen Worten – man muss dem Verlauf der Inflation folgen.

Während des letzten Drittels des 14. Jahrhunderts und am Anfang des 15. Jahrhunderts verschlechterte sich die livländische Münze rapide. Als Folge der Münzreform von 1422 bis 1426 bildete sich aber eine ziemlich stabile Münze heraus, deren Wert sich jedoch im Laufe der folgenden Jahrzehnte allmählich verringerte. Um 1480 wurden die neuen Schillinge mit einem niedrigeren Silbergehalt eingeführt. Schließlich vereinbarten die Landesherrn und die Vertreter der Städte 1515, die Münze wieder zu verschlechtern und neben Schillingen und Pfennigen einen neuen und größeren Nennwert, die Ferdinge (= $\frac{1}{4}$ Mark), einzuführen.¹

Man war aber nicht imstande, den Wert der neuen Münzen für eine längere Zeit stabil zu halten. Seit 1525 wurde nur die kleinste und schlechteste Münzsorte – die Pfennige – auf altem Fuß weitergeprägt, der Kurs der Ferdinge aber wurde von 9 auf 10 Schillinge erhöht, was eigentlich eine Inflation von 10% bedeutete. 1531/32 und dann 1553/34 wurde der Silbergehalt der livländischen Münzen nochmals vermindert. Der 1558 ausgebrochene Livländische Krieg verursachte dann aber ein wirkliches Chaos. Während Reval sich der schwedischen Macht ergab, setzte Riga noch bis 1581 seine Existenz als Freistadt fort. Deswegen verzweigte sich auch das Münzwesen in den beiden genannten Städten. Schweden litt in den 1560er bis 1570er Jahren unter einer besonders schweren Inflation, die auch einen starken

Die Anfertigung des Aufsatzes wurde durch die *Eesti Teadusagentuur* (IUT 18-8) unterstützt.

¹ Tallinna mündiraamatud 1416–1526 = *Revaler Münzbücher 1416–1526, hrsg. von IVAR LEIMUS*, Tallinn 1999 (Tallinna Linnaarhiivi Toimetised, 3 = Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tallinn, 3), S. 42–53.

Einfluss auf die Münze in Reval ausübte. Riga dagegen konnte während dieser Jahre seine Münze verhältnismäßig stabil halten.²

Parallel mit der Verschlechterung der Münze, gleichwohl mit einiger zeitlicher Verspätung, stieg der Silberpreis, der seit den 1530er Jahren immer öfter in örtlicher Münze veräußert wurde³ und der heute als beste Grundlage für die Definition des Lebensniveaus ausgewertet werden kann (Diagramm 1). Es ist anzunehmen, dass in Übereinstimmung mit der Inflation logischerweise auch die Löhne steigen mussten. Bisher mangelte es leider an diesbezüglichen Untersuchungen, die uns entsprechendes Vergleichsmaterial aus Livland geliefert hätten. Zum Glück wurde vor kurzem ein Rechnungsbuch der Baumeister⁴ der Revaler Großen Kaufmannsgilde aus dem 16. Jahrhundert in der akademischen Bibliothek zu Riga wieder ans Tageslicht gebracht, das zahlreiche und in vieler Hinsicht wertvolle Angaben enthält.⁵ Das Buch wurde vom Bauherr Vincenß Schoneberch im Jahr 1509 gekauft und eingeführt. Die Eintragungen beginnen schon mit dem Jahr 1508 und reichen bis 1575. Sie sind in Perioden von einem großen Steven⁶ bis zum nächsten unterteilt. Die Anzahl der Eintragungen schwankt von Jahr zu Jahr und hängt davon ab, welche und wie viele Arbeiten im Gildehaus durchgeführt wurden. Die Eintragungen sind sehr detailliert, jede Ausgabe ist einzeln angeführt, und sie werden in der Regel sowohl am unteren Rand jeder Seite als auch am Ende jeder Periode zusammengefasst.

Nach den Ausgaben des jeweiligen Jahres folgen die entsprechenden Einkünfte, die sowohl als Miete für die Benutzung der Keller gesammelt wurden als auch von den Gildefesten stammten. Darüber hinaus erhielt man das so genannte Kostgeld, das als Saalmiete für die Hochzeiten empfangen wurde, sowie die Summen, die für die Aufbewahrung der Segel im Gildehaus gezahlt wurden, hinzu kamen Strafen etc. Am unteren Rand wurden auch die Einkünfte summiert und eine Bilanz aufgestellt.

Dank der vielen Bauarbeiten im Gildehaus sind die Eintragungen über die Tagelöhne der Arbeitsleute und Steinhauer, darunter sowohl Meister als auch Knechte, ziemlich reichhaltig. Mit einigen Lücken, die mit Hilfe anderer Angaben gefüllt werden können, decken sie die Periode von 1509 bis 1570 ab (Diagramm 1). Während dieser Jahre stiegen die Tagelöhne der einfachen Arbeitsleute von 3 auf 12 Schillinge, die der Steinhauermeister von 8 auf 30, die ihrer Knechte von 7 auf 27. Also änderte sich das Einkommen verschiedener Gruppen von Arbeitern fast gleichmäßig – alle

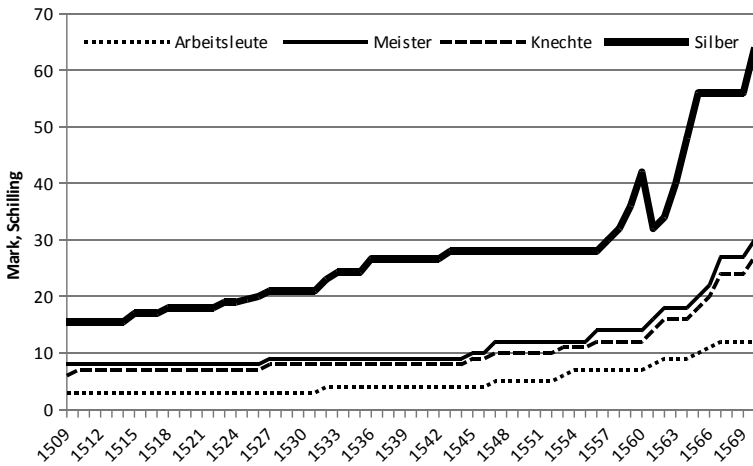
² IVAR LEIMUS: Das Münzwesen Livlands im 16. Jahrhundert (1515–1581/94), Stockholm 1995 (Stockholm Studies in Numismatics, 1).

³ GUNNAR MIKWITZ: Aus Revaler Handelsbüchern. Zur Technik des Ostseehandels in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Helsingfors 1938 (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum, IX), S. 86ff.

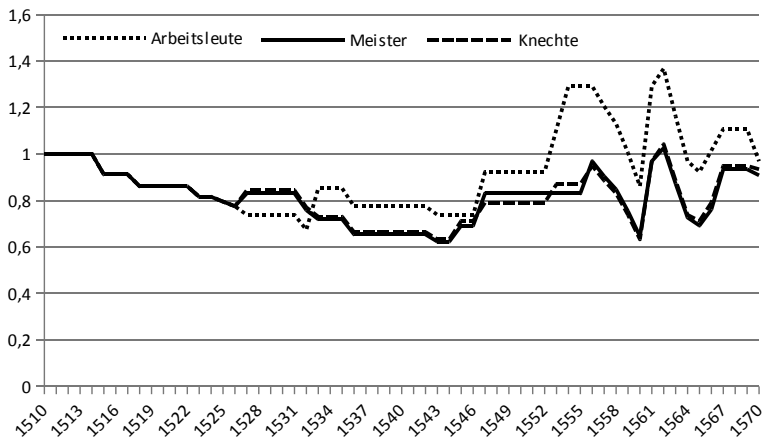
⁴ Baumeister oder Bauherr – ein Gildebruder, der für die Wirtschaftsführung der Gilde verantwortlich war.

⁵ Latvijas Akadēmiskā Bibliotēka (Akademische Bibliothek Lettlands, künftig LAB), Ms. 14.

⁶ Die alljährliche große Versammlung der Gildebrüder.



– **Diagr. 1.** Silberpreis (Mark) und Löhne (Schilling) in Reval (1509–1570)



– **Diagr. 2.** Tagelöhne im Vergleich zu aktuellem Silberpreis 1510–1570 (Index für 1510 = 1)

Kategorien bekamen am Ende der Periode ungefähr viermal so viel wie an ihrem Beginn. In gewisser Weise hing ihr Einkommen auch von der jeweiligen Dienststelle ab. In der Mitte der 1540er Jahre etwa bekamen die Arbeitsleute im Marstall täglich nur 3 bis 4 Schillinge, während sie bei der Mauerarbeit mit 4 bis 5 Schillingen entlohnt wurden.⁷

Interessanterweise unterschieden sich aber die Löhne in Reval und Riga. Während der gemeine Arbeitsmann in Reval 1555/56 täglich 7 Schillinge

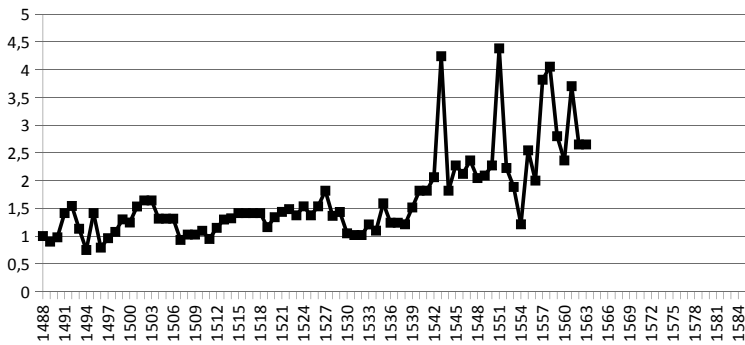
⁷ Revaler Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig TLA), B.a.8, fol. 14; B.a.4, passim.

bekam, betrug der Tagelohn seines Rigaer Kollegen nur 4, für die niedrigeren Arbeiten (Reinigung, Dreckabschaffung) sogar nur 2 bis 3 Schillinge. Zwar stieg ihr Tagelohn in Riga 1556 auf 5 Schillinge, war aber doch beträchtlich niedriger als in Reval. Auch die Löhne der Meister und Knechte waren in beiden Zentren Livlands unterschiedlich, obgleich nicht in so großem Maße. In Reval bekamen die Steinhauer 1555 entsprechend 12 bzw. 11, dann 14 bzw. 12 Schillinge. In Riga wurden den Mauerleuten, deren Löhne ungefähr denen der Steinhauer entsprachen, täglich 12, ihren Knechten 9 Schillinge gezahlt, wie es schon 1546 vom Rat festgelegt worden war.⁸

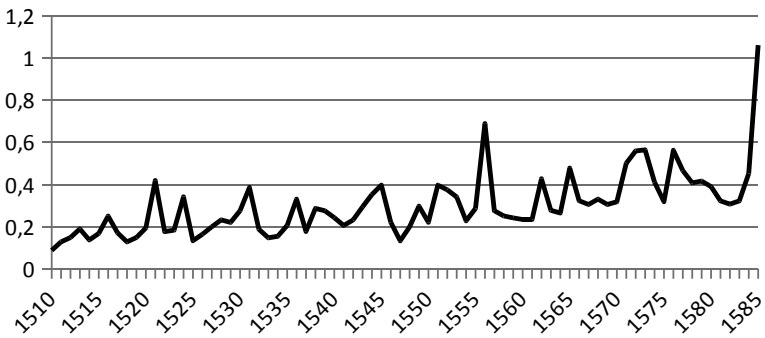
Wenn wir nun die nominalen Werte des Silberpreises (in Mark Rigisch) und der Tagelöhne (in Schillingen) in Reval miteinander vergleichen, scheint der Grafikverlauf auf den ersten Blick fast gleich zu sein (Diagramm 1). Nur die Kriegsjahre zeigen für das Silber eine schnellere Verteuerung. Erstaunlicherweise hat aber die Münzverschlechterung von 1515 keine sichtbare Erhöhung der Löhne mit sich gebracht. Erst nach den Ereignissen von 1525 scheinen die Steinbrecher für ihre Tagesarbeit ständig einen Schilling mehr bekommen zu haben, während sich die gemeinen Arbeitsleute bis zu den 1530er Jahren mit dem üblichen Gehalt zufrieden geben mussten. Auch die nächste Erhöhung der Löhne kam nicht unmittelbar nach der Münzverschlechterung von 1531/32, sondern viel später, erst um die Mitte der 1540er Jahre. Dagegen scheint sich die Münzverschlechterung von 1553/54 fast unmittelbar auf die Löhne ausgewirkt zu haben. Die Angaben aus den 1560er bis 1570er Jahren sind zwar viel spärlicher, doch zeigen sie einen erheblich schnelleren Lohnanstieg als in den vorigen Jahrzehnten. Im Allgemeinen beweist die Bewegung des Silberpreises im Vergleich zu derjenigen der Tagelöhne, dass der Silbermarkt viel schneller und adäquater auf die Münzveränderungen reagierte als der Arbeitskräftemarkt.

Ein differenzierteres Bild sehen wir anhand des Vergleichs der Löhne mit dem Silberpreis (Diagramm 2). Es wird ersichtlich, dass das Silberäquivalent der Löhne seit 1510 bis zur Mitte der 1540er Jahre fast ununterbrochen sank. Dann begann bis 1556 eine Phase des Anstiegs. Nach einer kurzen, durch den Ausbruch des Krieges bedingten Sinkperiode erreichten die Löhne der Steinbrecher aber erst wieder im Jahr 1562 das Niveau von 1510. Dabei zeichnet sich eine bemerkenswerte Korrelation im Einkommensvergleich zwischen den Meistern und den Knechten aus. Den Arbeitsleuten ging es in dieser Hinsicht besser. Sie erreichten den früheren Stand bereits 1553 und überschritten diesen zum Jahr 1562 sogar um etwa 30%. Aber ihr Wohlstand war nur relativ; in absoluten Zahlen nahm die Einkommensschere zwischen ihnen und den ausgebildeten Arbeitern zu (Diagramm 1).

⁸ Zwei Kämmerer-Register der Stadt Riga: ein Beitrag zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von AUGUST VON BULMERINCQ, Leipzig 1902, S. 68-127, 222-235, 252.



– **Diagr. 3.** Vergleich der Roggen- und Silberpreise in Reval 1488–1585 (Index für 1488 = 1)



– **Diagr. 4.** Roggenpreis in Antwerpen 1510–1580 (Liter für Gramm Silber)

Das anhand dieser Daten gewonnene Bild überrascht jedoch. Gewöhnlich wird das 16. Jahrhundert in Livland für die letzte wirtschaftliche Blütezeit gehalten. Es ergibt sich aber, dass während der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Löhne der *Laboratori* in Silber infolge der Münzverschlechterung eher sanken. Erst um 1545 fingen sie wieder an zu steigen. Seit 1558, d.h. während der Kriegsjahre, machten sich die Schwankungen in Bezug auf das Lebensniveau natürlich viel stärker bemerkbar als zur Friedenszeit, aber im Allgemeinen scheint man noch ganz gut gelebt zu haben.

Allerdings stellt das hier Geschilderte nur die eine Seite des Lebensstandards dar. Um ein vollständiges Bild zu erhalten, sind auch die Preisentwicklungen bei den Lebensmitteln, Kleidern und anderen notwendigen Dingen des Alltags in Betracht zu ziehen. Da das tägliche Brot im mittelalterlichen Livland hauptsächlich aus Roggen bestand, kommen hier an erster Stelle die Roggenpreise in Betracht. Jorma Ahvenainen hat schon vor einem halben Jahrhundert festgestellt, dass sich die Getreidepreise in Livland während der Jahre von 1510 bis 1558 in Wirklichkeit

mehr als verdoppelt haben. Zugleich hat er in dieser Hinsicht die Zeit um 1545 besonders hervorgehoben. Eben von da an begannen ihm zufolge die Getreidepreise in Livland und in Westeuropa zu steigen, des Weiteren vergrößerte sich auch die Getreideausfuhr Revals nach Westen beträchtlich.⁹ Seine Schlussfolgerungen hinsichtlich Livlands werden durch das beiliegende Diagramm 3 bestätigt,¹⁰ wobei die ansteigende Kurve für Roggen sich hier in den 1550er Jahren besonders scharf abzeichnet. In Antwerpen scheint die Verteuerung des Roggens (außer im Jahre 1555) etwas bescheidener gewesen und erst in den 1560er bis 1570er Jahren immer stabiler geworden zu sein.

Man könnte annehmen, dass die höheren Ausfuhrpreise eine gewisse Verbesserung des Lebensstandards nicht nur für die Kaufleute, sondern auch für die anderen Schichten der Bevölkerung mit sich brachten. Tatsächlich jedoch konnten die Revaler Steinhauer im Laufe des 16. Jahrhunderts immer weniger Roggen (d.h. Brot) kaufen (Diagramm 5), und diese sinkende Kaufkraft betraf sogar solche Jahre, in denen die realen Preise ziemlich stabil blieben. Also bewirkten die in den 1540er bis 1550er Jahren wieder gestiegenen Reallöhne an sich keinen höheren Lebensstandard, der vielmehr von der Kaufkraft des Verdienstes abhing.

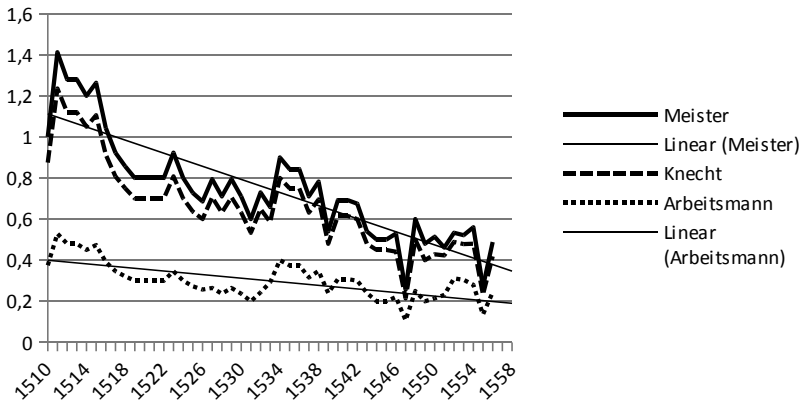
Leider sind die Revaler Getreidepreise der nachfolgenden Zeit der Kriege bisher nicht näher untersucht worden, weswegen wir ihre weitere Entwicklung nicht kennen. Es ist jedoch anzunehmen, dass die internationalen Marktpreise für Roggen als Ausfuhrgut einen beträchtlichen Einfluss ausgeübt haben. Geht man von den Roggenpreisen in Antwerpen aus, dem Zentrum des europäischen Getreidehandels (Diagramm 4),¹¹ wäre zu erwarten, dass der Roggen auch in Livland während der 1560er bis 1580er Jahre etwas teurer geworden ist. Die einzelnen Eintragungen über die Roggenpreise in den Revaler Kämmerei- und kaufmännischen Rechnungen¹² entsprechen dieser Erwartung – sie stiegen durchschnittlich um bis zu einem Drittel im Vergleich zu den 1550er Jahren.

⁹ JORMA AHVENAINEN: Der Getreidehandel Livlands im Mittelalter, Helsinki 1963 (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum, XXXIV. 2), S. 90f.

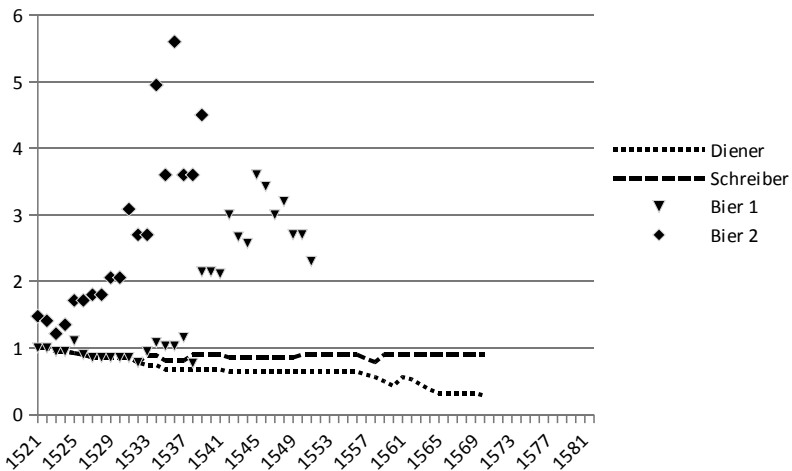
¹⁰ Die Preisangaben von Ahvenainen sind vervollständigt worden von JÜRI KIVIMÄE: Põllumajanduse turusidemed [Die Marktverbindungen der Landwirtschaft], in: Eesti talurahva ajalugu, Bd. 1, Tallinn 1992, S. 234–250, hier S. 241, 247f.

¹¹ Nach der Datenbank von ROBERT C. ALLEN: Prices and Wages in Antwerp & Belgium, 1366–1913. Consumer price indices, nominal / real wages and welfare ratios of building craftsmen and labourers, 1260–1913, einsehbar unter dem URL: <http://www.iisg.nl/hpw/data.php#europe> (letzter Zugriff September 2013).

¹² TLA, A.d. 40, 52, 53 (Kämmererbücher und -rechnungen); TLA, B.h. 36 (Bericht von Hans Schmidt 1558–1559); TLA, A.f. 44 (Kaufmannsbuch von Tonnis Smidtt 1554–1571). Leider hat Tonnis Smidtt meistens mit anderen Erzeugnissen gehandelt – hauptsächlich mit Salz, aber auch mit Hanf, Malz, Hopfen, Hering usw. Roggen kommt in seinen Rechnungen nur vereinzelt vor. Es gibt keine weiteren Revaler Kaufmannsbücher aus den 1560er bis 1570er Jahren (mit einer einzigen Ausnahme, doch enthält dieses Buch keine Angaben über die Roggenpreise).



– **Diagr. 5.** Roggen für die Tagelöhne der Steinhauer in Reval 1510–1558 (Index: Meister für 1510 = 1)



– **Diagr. 6.** Das Trinkgeld des Revaler Stadtschreibers und Stadtdieners im Vergleich zum Bier- und Silberpreis (Index 1521 = 1)

Die übrigen Preise des 16. Jahrhunderts in Livland sind nur sporadisch untersucht worden. Die im Folgenden ausgewerteten Angaben stammen hauptsächlich aus den Kämmereibüchern und -rechnungen Revals aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.¹³ Leider sind diese Blätter in einem äußerst schlechten Zustand: Sie sind durcheinandergelagert, von Mäusen angegriffen oder halb vermodert, weshalb die Eintragungen in mehreren Fällen gar nicht oder nur sehr schwer datierbar

¹³ TLA, A.d. 40 (wie Anm. 12), 52, 53.

sind. Dessen ungeachtet ermöglichen sie, einen gewissen Einblick in die Preisentwicklung der genannten Periode zu gewinnen.

Bier war im Mittelalter das Hauptgetränk. Verschiedene Bevölkerungsschichten tranken aber Biersorten, deren Preis recht verschieden sein konnte. Anders als bei anderen Lebensmitteln blieb der Nominalpreis des so genannten Normalbiers jedoch seit den 1440er Jahren bis 1531 nahezu unverändert bei 5 Ferdingen pro Tonne plus Akzise (48 Schillinge).¹⁴ Doch entstanden mit der Zeit auch teurere Biersorten. So trank man z.B. während des Besuchs des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg in Reval 1525 ein Bier, das 2 Mark (8 Ferdinge) kostete.¹⁵ 1532 tranken die Ratsherren in Reval ein Bier, das 9 Ferdinge kostete.¹⁶ Mit der Zeit jedoch werden die Aufzeichnungen über die Bierpreise in den Kämmereibüchern leider immer spärlicher. Dazu kommt, dass es nicht immer möglich ist, zwischen den billigeren und teureren Sorten zu unterscheiden, da die Eintragungen gewöhnlich nicht präzisieren, für welchen Konsumentenkreis das Bier bestimmt war. Aber auch diese wenigen und manchmal unklaren Angaben ermöglichen es, gewisse Tendenzen der Bierpreisentwicklung festzustellen.

So bekam man eine Tonne Bier in Reval 1537 nicht mehr für 5, sondern musste schon 7 bis 9 Ferdinge zahlen.¹⁷ Im nächsten Jahrzehnt lag der Preis der billigeren Biersorte in der Regel schon bei 2 Mark (8 Ferdinge), während das Bier der Ratsherren $3\frac{1}{2}$ bis 4 Mark ($13\frac{1}{2}$ bis 16 Ferdinge) kostete. 1554 wurden die Ratsdiener von ihrem Arbeitgeber mit einem Bier belohnt, das 4 Mark (16 Ferdinge) und auch einige Schillinge mehr kostete; die Ratsherren selbst genossen ein besseres Bier zu $5\frac{1}{4}$ Mark (21 Ferdinge).¹⁸ Ungefähr dieselbe Entwicklung kann man auch in Riga beobachten. Nach den Aufzeichnungen aus den dortigen Kämmereibüchern lag der Preis der billigeren, für die Arbeitsleute bestimmten Sorte um die Mitte der 1550er Jahre bei 13 Ferdingen. Das teurere Bier, das die Knechte und Reisige aus Harrien und Wierland genossen, kostete zur gleichen Zeit entsprechend 4 und $6\frac{1}{2}$ Mark (16 und 26 Ferdinge) pro Tonne, d.h. bis zu zweimal mehr.¹⁹

Diese Entwicklung findet sich auch in den Revaler Quellen bestätigt. Der Baumeister der Großen Gilde zahlte seinen Arbeitsleuten 1557 für einen Pott Bier $1\frac{1}{2}$ Schilling, dann, 1558/59, für einen Pott oder eine Kanne jedoch 2 Schillinge. 1565 war der Preis eines Potts auf 3, 1567 schon auf 4 Schillinge gestiegen. Dieselben Preise – 3 und 4 Schillinge für eine Kanne

¹⁴ IVAR LEIMUS: Hindadest Tallinnas 15. sajandil [Über die Preise in Reval im 15. Jahrhundert], in: Ajalooline Ajakiri 2013, Nr. 4 (146), S. 421–446.

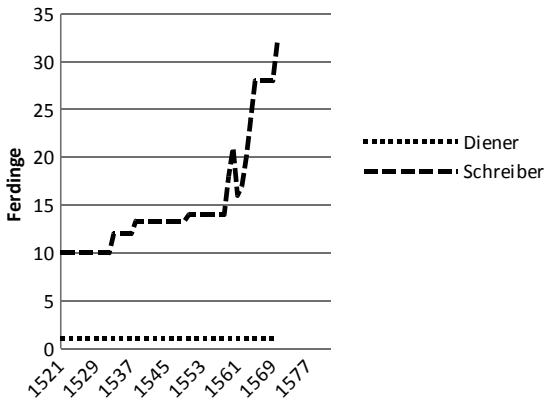
¹⁵ Zwei Kämmerei-Register (wie Anm. 8), S. 44; PAUL JOHANSEN: Ordensmeister Plettenberg in Reval, in: Beiträge zur Kunde Estlands 12 (1927), S. 100–115, hier S. 113; Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, 3 (1494–1535), bearb. von LEONID ARBUSOW, Riga 1910), Nr. 183, S. 487; Kämmereibuch Reval 1507–1533, hrsg. von LILIAN KOTTER, Eintrag 3791 (Manuskript im Revaler Stadtarchiv).

¹⁶ Ebenda, Eintrag 4247.

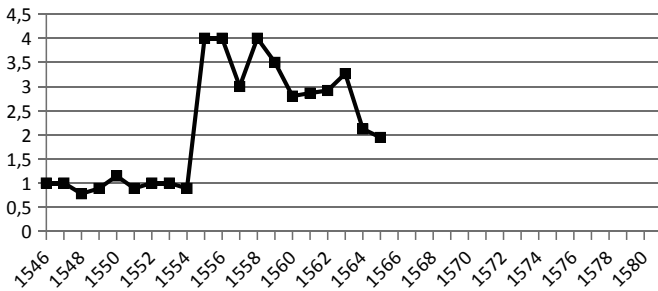
¹⁷ TLA, A.d. 40 (wie Anm. 12), fol. 85v.

¹⁸ TLA, A.d. 40 (wie Anm. 12), fol. 5, 7v, 18.

¹⁹ Zwei Kämmerei-Register (wie Anm. 8), S. 236, 240.



– **Diagr. 7.** Das Trinkgeld des Revaler Stadtschreibers und Stadtdieners 1521–1570



– **Diagr. 8.** Salzpreis in Reval im Vergleich zum Silber (Index für 1546 = 1)

– sind für 1570 verzeichnet.²⁰ Da im gleichen Jahr auch ein Stof Bier in Reval 4 Schillinge kostete,²¹ dürfen wir annehmen, dass ein Pott, ein Stof und eine Kanne in Reval ein und dieselbe Menge von Bier enthielten.²² Nach revalischer Rechnung machte eine Tonne 120 Stof aus,²³ was bedeutet, dass eine Tonne in Reval 1557 4,4 Mark, 1558/59 6 $\frac{2}{3}$ Mark, 1565 10 Mark, 1567 bis 1570 jedoch schon bis zu 13 $\frac{1}{3}$ bis 14 Mark wert war. Diese Umrechnungen werden dadurch bestätigt, dass auch laut der Eintragung im Revaler Kämmerereibuch eine Tonne Bier 1567 10 Mark kostete.²⁴ Schon 1571 betrug der

²⁰ LAB, Ms. 14, fol. 365, 367, 375ff., 379, 380, 383–386, 425, 439, 463, 464.

²¹ TLA, A.d. 40 (wie Anm. 12), fol. 172v.

²² Anderen Angaben zufolge enthielt eine Kanne zweimal so viel Bier wie ein Stof. JĀNIS ZEMZARIS: Mērs un svārs Latvijā 13.–19. gs. [Maß und Gewicht in Lettland im 13.–19. Jahrhundert], Riga 1981, S. 121. Diese Vermutung passt jedoch nicht mit den Rechnungen aus Reval zusammen.

²³ Z.B. TLA, B.a. 7, fol. 409.

²⁴ TLA, A.d. 52I (wie Anm. 12), fol. 14v.

Preis für eine Tonne 16 Mark.²⁵ 1572 kostete ein Stof Bier 6 Schillinge, was 20 Mark für eine Tonne ausmacht.²⁶ Am Ende der 1570er und am Anfang der 1580er Jahre stieg der Preis auf 23 bis 24 Mark. Das bessere Bier, teils aus Deutschland importiert (Wismar, Rostock, Lübeck u.a.), teils auch an Ort und Stelle gebraut (*Revalscher*), verteuerte sich noch schneller – 1561 betrug der Preis für eine Tonne 11, 1564 12 Mark; 1571 dann schon 26 bis 28 Mark, 1572 20, 1573 22 und 1574 30 Mark.²⁷

Es ist somit ersichtlich, dass der Bierpreis, der seit den 1440er Jahren, d.h. während fast eines ganzen Jahrhunderts nominell äußerst stabil gewesen war, in den 1530er Jahren zu steigen begann. Besonders rasch verteuerte sich das Bier in den 1570er Jahren. Man könnte zwar annehmen, dass die schnell steigende Inflation der Kriegszeit daran schuld war. Doch wuchs der Bierpreis nicht nur nominell, sondern auch im Vergleich zum Silber, d.h. real, und erreichte schon zur Mitte der 1550er Jahre die zweifache Höhe (Diagramm 6). Man bekommt den Eindruck, als ob der Bierpreis, der metaphorisch gesehen fast ein Jahrhundert im Schlaf gelegen hatte, nun die verlorene Zeit einzuholen versuchte. Nach dem Ausbruch des Livländischen Krieges verteuerte sich das Bier noch weiter. Erst in den 1560er und 1570er Jahren hörte der reale Anstieg des Preises der billigeren Biersorten auf, während das bessere, für die Oberschichten bestimmte Bier mit der Zeit noch teurer wurde. Besonders hoch war der Preis des besseren Biers 1571, vermutlich wegen der Folgen der russischen Belagerung, die kurz zuvor beendet worden war.

Der Rat zahlte seinen Beamten und Dienern auch besondere Summen aus, und zwar das so genannte Opfergeld, das eigentlich ein Trink- oder Biergeld war. Im Revaler Stadtarchiv ist das Buch der so genannten Wetterherren erhalten, das Eintragungen über das Opfergeld des Stadtschreibers und der Stadtdiener aus den Jahren von 1521 bis 1570 enthält (Diagramm 7).²⁸ Am Anfang dieser Periode bekam der Schreiber in der Regel 2½ Mark (= 5 Ferdinge) und jeder Diener 1 Ferding fürs Bier. Während aber das Trinkgeld eines Dieners durch die ganze Periode nominell dasselbe blieb, stieg das des Schreibers mehr als um das Dreifache.

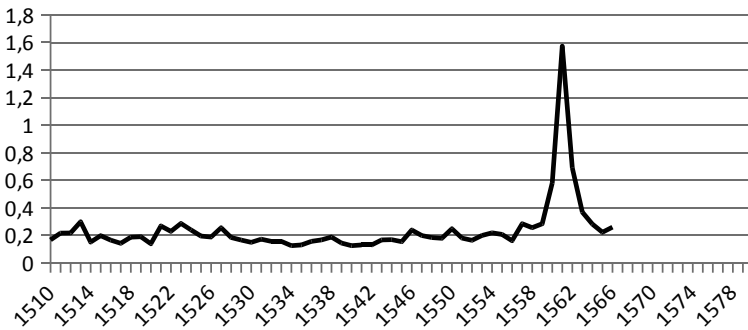
Etwas anders sieht all dies aus, wenn wir gleichzeitig die Inflation in Betracht ziehen (Diagramm 6). Während der Wert des Opfergeldes eines Stadtdieners zwar allmählich, aber ununterbrochen sank und 1570 bloß 28% der ursprünglichen Höhe ausmachte, blieb der des Schreibers ungefähr auf demselben, leicht gesunkenen Niveau von etwa 90%. Daraus folgt, dass der Rat, wenn es um seinen Schreiber ging, auf die Münzverschlechterungen ziemlich adäquat und ohne Verspätung reagierte und das Trinkgeld eines wertvollen Beamten entsprechend erhöhte. Gleich nach dem Ausbruch

²⁵ TLA, A.f. 44 (wie Anm. 12), fol. 308.

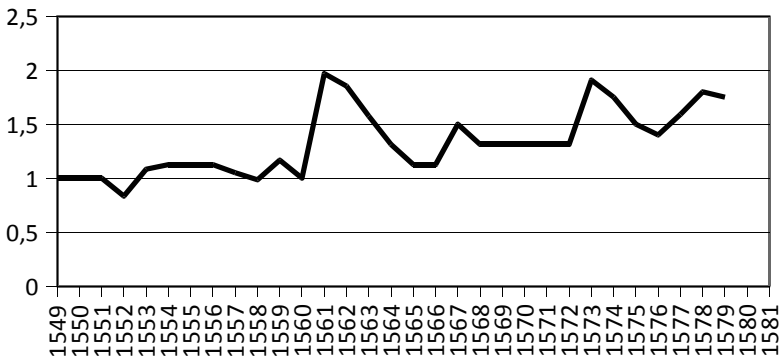
²⁶ LAB, Ms. 14, fol. 479.

²⁷ TLA, A.d. 40 (wie Anm. 12), fol. 188v, 206v; A.f.44, fol. 316v, 317; B.a.7, fol. 405.

²⁸ TLA, A.d. 41. Für die weiteren Jahre ist das Opfergeld nicht verzeichnet.



– **Diagr. 9.** Salzpreis in Amsterdam 1510–1580 (Liter für Gramm Silber)

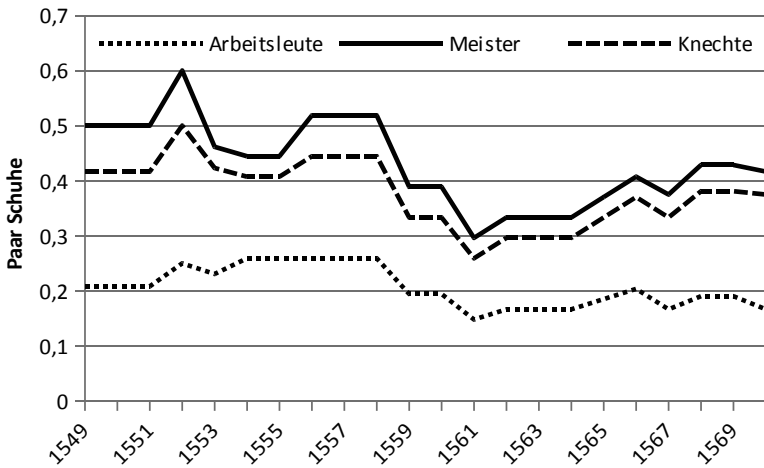


– **Diagr. 10.** Vergleich der Schub- und Silberpreise in Reval 1549–1581 (Index für 1549 = 1)

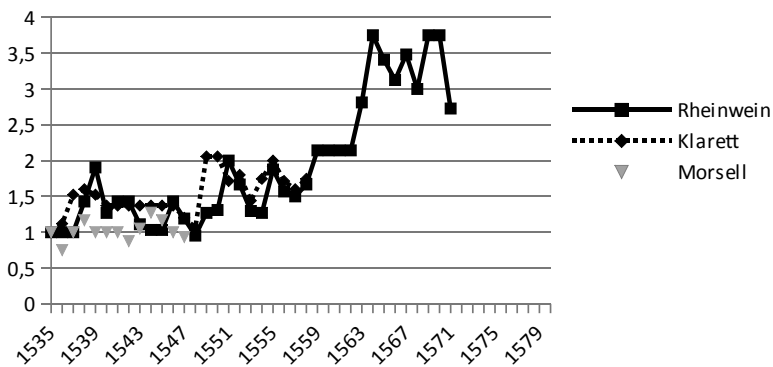
des Livländischen Krieges fing man 1559 damit an, dem Schreiber das Opfergeld nicht mehr in örtlichen geringen Münzen, sondern in Talern auszubezahlen. Es handelt sich um eine Maßnahme, die den Schreiber erfolgreich vor der Inflation schützte. Anders war es bei den Dienern, die ihre Kost in örtlichen Scheidemünzen erhielten. Diese Münzen verloren mit der Zeit immer mehr von ihrem Silbergehalt und wurden letztendlich fast zu reinem Kupfer.

Um die Kaufkraft des Opfergeldes einzuschätzen, kann es mit den Bierpreisen verglichen werden (Diagramm 6). Es ergibt sich, dass ein Schreiber im Jahr 1554 2,4 Mal, ein Diener jedoch 3,3 Mal weniger Bier trinken konnte als im Jahr 1521. Während sich die Kaufkraft des Schreibers in Bezug auf das Bier im nächsten Jahrzehnt fast nicht veränderte, sank die des Opfergeldes eines Dieners bis 1570 sogar um das Achtfache. Leider fehlen weitere Angaben über das Opfergeld, und deswegen wissen wir

Entwicklung einiger Löhne und Preise in Reval



– Diagr. II. Kaufkraft der Tagelöhne 1549–1570

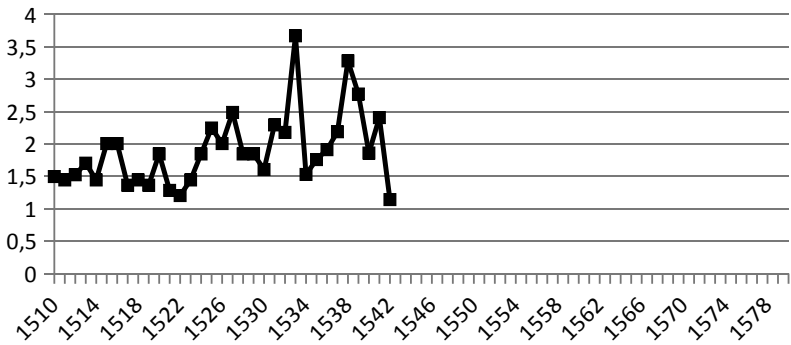


– Diagr. 12. Weinpreise in Reval im Vergleich zum Silber (Index für 1535 = 1)

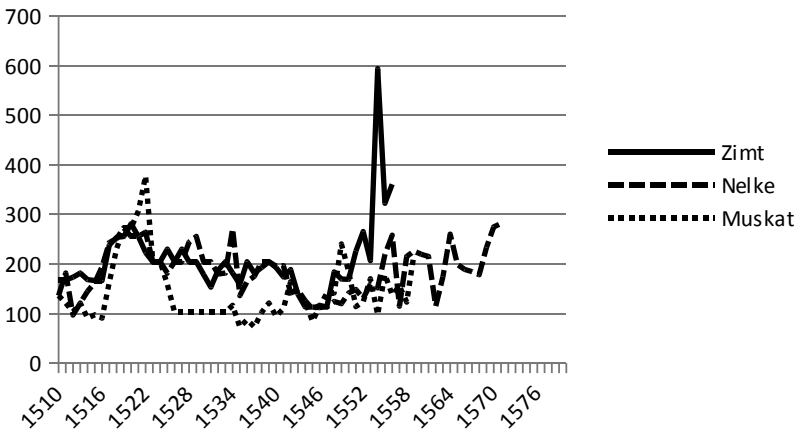
nicht, ob und wie die besonders jähe Preiserhöhung der 1570er Jahre diese Lage beeinflusst hat.

Das Salz war für die Konservierung von Lebensmitteln im Mittelalter von entscheidender Bedeutung. Für Livland war das Salz Einfuhrgut, das zwar aus Portugal, Frankreich und Deutschland stammte, größtenteils aber von Holländern importiert wurde.²⁹ Während der Preis eines Külmits – ein örtliches Hohlmaß, etwa 12 Stof von 1,2 bis 1,3 Liter – in den 1540er bis 1550er Jahren zwar geringfügig schwankte, aber auf dem Niveau eines Ferdings relativ stabil blieb, stieg es in den 1560er Jahren auf 2, im nächsten Jahrzehnt durchschnittlich auf 2½ Mark (10 Ferdinge), manchmal auch höher. Nominell also haben wir es mit einer zehnfachen Preiser-

²⁹ MICKWITZ, Aus Revaler Handelsbüchern (wie Anm. 3), S. 46–49.



– **Diagr. 13.** Rheinweinpreis in Amsterdam 1510–1580 (Liter für Gramm Silber)



– **Diagr. 14.** Preise für Zimt, Nelke und Muskat in Frankfurt 1510–1580 (Gramm Silber pro Kilo)

höhung zu tun. Real scheint das Salz sich besonders in den 1560er Jahren verteuert zu haben – bis auf das Vierfache –, um dann allmählich wieder auf das Zweifache zu sinken (Diagramm 8). In Amsterdam z.B. sah die Preisentwicklung beim Salz ganz anders aus (Diagramm 9), fand hier doch nahezu keine Veränderung statt – abgesehen von einem jähen Anstieg und Fall in den 1570er Jahren.³⁰

Obwohl die Kosten für Lebensmittel den größten Teil der täglichen Ausgaben einfacher Leute darstellten, darf man auch ihre anderen Bedürfnisse nicht vergessen. Es gibt in den Quellen zwar viele Preise für verschiedene Erzeugnisse, die aber fast nie ein ausreichendes Untersuchungskorpus bilden. So konnte ich nur eine Preisreihe für die Schuhe der Gilde- und

³⁰ ALLEN, Prices (wie Anm. 11).

Ratsdiener in einer kürzeren Periode zusammenstellen und mit dem Silberpreis indexieren (Diagramm 10).

Bis zum Ausbruch des Livländischen Krieges und auch während der ersten zwei Kriegsjahre war der Anstieg des Realpreises für Schuhe kaum bemerkbar. 1561 wurden die Schuhe aber plötzlich fast um das Zweifache teurer. Nach einem allmählichen Absinken fand die nächste Verteuerung im Jahr 1573 und dann vermutlich noch einmal 1579 statt. Es fällt auf, dass die beiden ersten Preiserhöhungen zeitlich mit der eventuellen Münzverschlechterung übereinstimmen. Doch überstieg der Preis auch in den schweren Inflationsjahren das Niveau von 1561 nicht. Also zeigt der Schuhpreis einen leicht bzw. stufenartig ansteigenden Trend auf. Im Großen und Ganzen aber begann die reale Verteuerung der Schuhe beträchtlich später als die des Biers und war auch schwächer. Wenn wir nun den Tagelohn eines Arbeitsmanns mit dem Schuhpreis vergleichen (Diagramm 11), wird schon mit Ausbruch des Kriegs ein spürbarer Rückgang in der Kaufkraft eines Tageverdienstes sichtbar. Mit der Zeit hat sich die Lage zwar verbessert, aber nie den Vorkriegszustand erreicht.

Zum Vergleich sollten noch die Entwicklungen des realen Preises für ein importiertes Luxusgut behandelt werden (Diagramm 12) – der Wein. Aus den lückenhaften Eintragungen der Kämmereibücher ergibt sich, dass sich die Weinpreise in Reval schon in den 1540er bis 1550er Jahren zu erhöhen begannen. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass der Preis für eine und dieselbe Sorte auch während eines Jahres nicht selten und dabei auch recht stark schwanken konnte. Zum Beispiel sind für Rheinwein 1558 die folgenden Preise notiert: $10\frac{2}{3}$, 12, und schließlich 15 bis 16 Schillinge. Obwohl der Rat einen festen Zwangspreis von $10\frac{2}{3}$ Schillingen für einen Stof bestimmt hatte, behaupteten die Weinhändler, dass sie damit nicht auskämen. Also hätten die Ratsherren ihren Forderungen endlich nachgeben müssen.³¹ 1575 kostete ein Stof Rheinwein bei den Festlichkeiten gewöhnlich $2\frac{1}{2}$ Mark, bei der Ostertrunke aber $3\frac{1}{4}$ Mark.³² Für die Zusammensetzung des Diagramms wurden die Höchstpreise für jedes Jahr genutzt.

Es wird ersichtlich, dass sich die Preise für die verschiedenen Sorten bis etwa 1570 ziemlich gleichmäßig erhöhten. Während aber der reale Preis des Klarets danach etwa gleich blieb, stieg der Preis des Rheinweins fortwährend und sprunghaft. Als Resultat wurde der wertvollste der Weine – der Klarett – von den 1530er Jahren bis 1580 nur anderthalb bis zweimal teurer, während der Preis des billigeren Rheinweins auf das Drei- bis Vierfache stieg. Zwar ist auch in Amsterdam eine Verteuerung des Rheinweins seit etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts zu beobachten (Diagramm 13),³³ doch war sie, von einigen Jahren (1558, 1563/64) abgesehen, viel bescheidener (durchschnittlich um 30%).

³¹ TLA, A.d. 53 (wie Anm. 12), fol. 42-51.

³² TLA, A.d. 40 (wie Anm. 12), fol. 215v.

³³ ALLEN, Prices (wie Anm. 11).

Auf den ersten Blick scheint es überraschend zu sein, dass der Preis des Klarets nur wenig anstieg – handelte es sich doch um nichts anderes als gewürzten Wein, der außerdem hauptsächlich aus Rheinwein, der zur gleichen Zeit ja viel teurer geworden war, hergestellt wurde. Doch ist dabei zu berücksichtigen, dass der Weinanteil beim Preis des Klarets nur etwa ein Drittel ausmachte, während die weiteren Komponenten (Zucker und Gewürze) zwei Drittel lieferten. Die Angaben über die Gewürz- und Zuckerpreise in Reval aus den behandelnden Jahren sind jedoch nur recht lückenhaft überliefert. Etwas mehr wissen wir vom Preis der Morsellen, d.h. der süßen Gewürzkonfekte, die hauptsächlich aus denselben Zutaten angefertigt wurden, die auch für die Herstellung des Klarets nötig waren. Ganz unerwartet blieb der reale Preis für Morsellen ziemlich stabil und stieg während der ganzen Periode fast nicht an (Diagramm 12). Das dürfte bedeuten, dass auch die Gewürze zur gleichen Zeit nicht teurer wurden und es deswegen keinen Grund gegeben hat, den Preis für den Klarett mehr als notwendig zu erhöhen. Auch im Ausland, zumindest in Frankfurt, blieben die Gewürzpreise damals ziemlich stabil (Diagramm 14).³⁴

Im Allgemeinen verhielten sich die realen Preise der verschiedenen Erzeugnisse unterschiedlich. Der Roggenpreis z.B. stieg zur Mitte des 16. Jahrhunderts, stabilisierte sich dann aber bald. Die relative Stabilität der Roggenpreise in den Kriegsjahren ist vermutlich durch die Tatsache zu erklären, dass Livland von seinem eigenen Brot lebte und nicht auf Getreideeinfuhr angewiesen war. Auch der Preis einfacher Schuhe (zweifellos aus Revaler Produktion) weist einen Anstieg auf, der mit dem des Getreides vergleichbar war.

Der Preis des einfacheren Biers als eines ebenfalls für den lokalen Markt bestimmten Erzeugnisses scheint besonders in den 1550er Jahren angestiegen zu sein. Dann wiederum blieb er auf einem höheren Niveau, fast genau so wie der Getreidepreis. Das bessere Bier jedoch, das zum Teil Importware war, wurde mit der Zeit immer teurer. Auch die Preise für ausländische Weine verhielten sich ähnlich, obgleich hier quasi die Rollen vertauscht wurden: der Klarett zeigte die Entwicklung der billigeren, Rheinwein die der teureren Biersorten. Ohne Zweifel ist bei den Revaler Weinpreisen die Situation des Krieges, in der die Verbindungen nach Westen versperrt waren, in Rechnung zu ziehen. Diese Annahme wird durch die Tatsache gestützt, dass auch der Salzpreis – ein ebenso hundertprozentiges Importgut – in Reval zur gleichen Zeit einen sprunghaften Anstieg zeigte. Doch ist beim Salz zu berücksichtigen, dass es eine zwar notwendige, aber doch billige, auch für die Unterschichten zugängliche Ware war.

Also ist es ersichtlich, dass die Einfuhrgüter sich infolge der Kriegszeit stark verteuerten. Nur die städtischen Oberschichten waren noch imstande,

³⁴ Nach der Datenbank von PETER LINDERT: Frankfurt prices and wages, 1500–1800, einsehbar unter dem URL: <http://www.iisg.nl/hpw/data.php#europe> (letzter Zugriff September 2013).

die teuren Importwaren zu konsumieren. Die Möglichkeiten ärmerer Einwohner waren in dieser Hinsicht limitiert. Nur die Gewürze passen nicht in das angeführte Erklärungsmuster. Anscheinend war die Nachfrage nach Gewürzen in Reval so begrenzt und die importierten Mengen so klein, dass es sich nicht lohnte, ihren Preis zu erhöhen.

Der reelle Anstieg fast aller Preise bezeugt, dass der Geldwert (d.h. die Kaufkraft des Silbers) in Livland seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, besonders aber in den 1560er bis 1570er Jahren, zu sinken begann. Obwohl die Löhne und andere Kostgelder stiegen, konnte man dafür viel weniger kaufen als es jemals zuvor der Fall war. Ob wir hier von einer Preisrevolution sprechen dürfen, muss vorläufig offen bleiben, weil der Krieg einen erheblichen Einfluss auf die Preisentwicklung in Livland ausgeübt hat. Mit Sicherheit können wir von einem beträchtlichen Absinken des Lebensstandards der einfachen Leute ausgehen, das in Bezug auf unterschiedliche Waren zwar nicht zur selben Zeit begann, aber nach dem Ausbruch des Livländischen Kriegs doch immer stärker die Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse erschwerte.

SUMMARY

*Preliminary Comments on the Development of
Wages and Prices in Reval in the 16th Century*

Wage and price developments are of significant importance while studying the living standards of all social strata. However, just recording their nominal value is insufficient since it is essential to consider inflation, which was caused in the 16th century by the reduction of the silver content of coins. The social reaction to the whole process was not immediate but rather slow. Therefore, the best indicator of inflation is the fluctuation in silver prices which is used as the basis for calculating the real value of wages and prices in this article.

Using documentation from Tallinn and Riga city councils, the article asks to what extent, if at all, the living standards changed in 16th century Livland and what might have triggered this process. The availability of wage related materials is limited. However, they reveal that the labour market responded to the increase in silver price but only through sheer inertia and differently among various social strata. From 1510–1545, the real value of wages was in constant decline. Although it was followed by an upward

surge, the year 1558 saw the beginning of a long-lasting war in Livland, thus hampering the situation even further.

More data is available on different prices. The article follows the price developments of main foodstuffs like rye and beer, as well as one of the main preservatives – salt, everyday footwear and a luxury food item – wine. It is revealed that different groups of goods had different patterns. The price of rye was on the rise up until the mid-16th century. The trend was followed by a general price stabilisation, probably caused by the fact that Livland was consuming locally grown grains and was not dependant on export. The price for simple local beer started to increase in the 1530s, and particularly in the 1550s. Afterwards, its price stabilised as well. However, the price for the more expensive import beer kept on rising. The same pattern applies to other imported goods like wine and salt. The increase in the price of imported goods was, above all, due to the war that prevented vessel traffic. Only the prices of imported spices remained stable, which was very likely due to the lack of demand.

An upward trend of prices, in real terms, since the mid-16th century, and in case of some groups of goods even earlier, indicates that the purchasing power of silver in Livland was on the decline. Whether we can speak of a price revolution is still uncertain since price developments in Livland were strongly affected by the war. The purchasing power of wages had already started to decline in the second decade of the 16th century, concerning, in particular, the price of grain. In conclusion, it must be held rather unexpectedly that the living standard, for the common man at least, worsened during the 16th century, the time, which is actually regarded as the heyday of the region.

Sozialdisziplinierung im frühneuzeitlichen Livland: Fälle von Sodomie vor dem Landgericht Pernau im 17. bis 19. Jahrhundert

VON KEN IRD

In dem 1935 erschienenen Sammelwerk *Eesti rahva ajalugu* (Geschichte des estnischen Volkes) werden im Abschnitt zum Geistesleben des 18. Jahrhunderts die Bemühungen des Adels und der Geistlichen um die Volksaufklärung der Esten durch Ansprachen des damaligen Generalgouverneurs George von Browne (1698–1792, Generalgouverneur von Livland 1762–1792, Generalgouverneur von Estland 1775–1792) verdeutlicht. Dieser zog als Beispiel für die mangelhafte Bildung der Bauern Fälle von Sodomie heran, die vor den Gerichten der Ostseeprovinzen verhandelt worden waren:

„Solche Phänomene können lediglich bei den unzivilisierten Völkern vorkommen, die von nur einzelnen Missionaren unterrichtet werden. Man möchte gar nicht glauben, dass dies in einem Land passieren kann, wo das Volk 500 Jahre lang ununterbrochen von den stets anwesenden zahlreichen Geistlichen belehrt worden ist.“¹

Brownes Ansprachen über Sodomie wurden von estnischen Historikern der 1930er Jahre gerne herangezogen, um die Unfähigkeit und Gleichgültigkeit der frühneuzeitlichen Lokalverwaltung bei der Volksaufklärung aufzuzeigen. Doch bedürfen die persönlichen Bemerkungen des höchsten Staatsbeamten der Ostseeprovinzen einer näheren Betrachtung. Als Phänomen kann Sodomie nicht getrennt werden von der frühneuzeitlichen Gesellschaft, ihren offiziellen Institutionen und der Ideologie, welche die Ansichten der Gesellschaft prägte. Aus diesem Grund wird im vorliegenden Aufsatz am Beispiel der Sodomie der Einfluss des frühneuzeitlichen Staates auf seine Bürger betrachtet, wobei mit der Kirche und dem Gericht zwei bedeutende Institutionen der frühneuzeitlichen Gesellschaft im Fokus stehen; als Quelle dienen Materialien über Fälle von Sodomie, die in den Jahren 1669 bis 1819 vor dem Landgericht Pernau verhandelt wurden.

In der Geschichtswissenschaft wurde der Sozialdisziplinierung und der Wohlfahrt im frühneuzeitlichen Staat, die zu einer sprunghaften Zunahme

Die Abfassung dieses Beitrags wurde durch den *Eesti Teadusfond* (ETF 9164) und durch die Wissenschaftsförderung der Republik Estland SF0180006s11 unterstützt.

¹ *Eesti rahva ajalugu III: Varasem Vene aeg Eestis* [Geschichte des estnischen Volkes III: Die frühere russische Zeit in Estland], hrsg. von JUHAN LIBE, AUGUST OINAS, HENDRIK SEPP und JUHAN VASAR. Tartu 1935, S. 1445.

von Gesetzen und Anordnungen zur Regelung des sittlichen Verhaltens führten, seit den 1960er Jahren große Aufmerksamkeit zuteil.² Ernst Schubert brachte den Begriff „neue Sittlichkeit“ in Umlauf, womit er die ab dem 16. Jahrhundert zunehmenden Bemühungen der Staatsgewalt bezeichnete, das Verhalten der Untertanen durch Land-, Polizei- und Kirchenordnungen sowie durch einzelne Gesetze und Strafandrohungen so zu regeln, wie man annahm, dass es dem Willen Gottes entsprach. Es handelte sich um einen gezielten Normierungsprozess, der nicht nur in der Reformation des Glaubens, sondern auch in der Umgestaltung der weltlichen Regierungsweise wurzelte. Unter dem Einfluss der „neuen Sittlichkeit“ wurden nun auch solche Verhaltensweisen bekämpft, die zuvor auf staatlicher Ebene nicht verfolgt worden waren.³ Nach Michel Foucault zielte die Staatsgewalt in der Frühen Neuzeit darauf ab, das Individuum in immer stärkerem Maße in das staatlichen System einzugliedern, was eine immer stärkere Sozialdisziplinierung über das alltägliche Verhalten, die Identität und die Tätigkeit der Bevölkerung gewährleisten sollte. Dies garantierte eine Ordnung, die jedes Mitglied der Gesellschaft nicht auf Grundlage rechtlich bindender Gesetze, sondern aus persönlicher Überzeugung befolgen sollte.⁴

Eine ähnliche Tendenz zeichnete sich auch im frühneuzeitlichen Est- und Livland ab, die im 16. bzw. 17. Jahrhundert dem schwedischen Reich einverleibt worden waren. Die lutherische Kirche hatte in Schweden den Status der Reichskirche, als einzig mögliche Konfession wurde das orthodoxe Luthertum anerkannt. Daher war es für Schweden im 17. Jahrhundert charakteristisch, dass die Kirche, die örtlichen Gerichte und die Regierung enge Beziehungen zueinander unterhielten und die offizielle Kontrolle über die Moral der Bürger gemeinsam betrieben.⁵ So verlief auch die Zusammenarbeit der Adelskorporationen der Ostseeprovinzen mit der schwedischen Zentralgewalt bei der Organisation des religiösen und des Kirchenlebens weitaus einträglicher als in vielen anderen Bereichen.⁶

² ANDREA ISELI: Öffentliche Ordnung in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2009, S. 115-121.

³ ERNST SCHUBERT: Räuber, Henker, arme Sünder. Verbrechen und Strafe im Mittelalter, Darmstadt 2007, S. 217. In der mittelalterlichen Gesellschaft wurde die widernatürliche Sexualität vor allem durch den Begriff der „Sünde“ definiert, womit sich in erster Linie die Kirche beschäftigte.

⁴ MICHEL FOUCAULT: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main 1994, S. 99, 231.

⁵ JONAS LILIEQUIST: Brot, synd och straff. Tidelagsbrottet i Sverige under 1600- och 1700-talet [Delikt, Sünde und Strafe. Sodomie in Schweden im 17. und 18. Jahrhundert], Umeå 1992, S. 175f.

⁶ ALEKSANDER LOIT: Läänemere-provintside riigiõiguslik asend Rootsi suuriigis 1561–1710 (1721) [Die staatsrechtliche Stellung der Ostseeprovinzen im schwedischen Großreich 1561–1710 (1721)], in: Läänemere-provintside arenguperspektiivid Rootsi suuriigis 16./17. sajandil, hrsg. von ENN KÜNG, Tartu 2002 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised = Acta et commentationes archivi historici Estoniae 8 [15]), S. 7-27, hier S. 21.

Erstinstanzliche Gerichte in Est- und Livland, die aus örtlichen Adligen bestanden, waren ohne Weiteres bereit, sich mit Strafanzeigen wegen sexuellen Missbrauchs zu befassen, ungeachtet dessen, dass dies den eigenen wirtschaftlichen Interessen schaden konnte – schließlich konnte ein angeklagter Bauer vorübergehend oder sogar für immer vom Frondienst für das Gut ausgeschlossen werden.

Mit der Unterstellung unter russische Herrschaft zu Beginn des 18. Jahrhunderts gingen keine wesentlichen Änderungen einher, weder im Hinblick auf die örtliche Gerichtsordnung noch hinsichtlich der juristischen und religiösen Überzeugungen des Gerichts, weshalb man in diesem Zusammenhang von der „langen schwedischen Zeit“ sprechen kann.⁷ Im Kern unverändert blieb in den livländischen Gerichten auch die Behandlung von Sexualdelikten. Sieht man einmal von den zahlreichen Prozessen gegen uneheliche Mütter ab, stellten Fälle von Sodomie den Hauptteil der Sexualstraftaten. Nach 1764, als die Verletzung der ehelichen Treue entkriminalisiert wurde, stieg der Anteil der Fälle von Sodomie an der Gesamtzahl der Delikte weiter an.⁸

Sodomie wurde ihm Rahmen der Geschichte der Sexualität der europäischen Frühen Neuzeit erst ab Mitte des 20. Jahrhunderts seriös untersucht.⁹ Hierbei muss jedoch betont werden, dass der Begriff „Sodomie“ in der Frühen Neuzeit sehr weit gefasst war und zahlreiche unterschiedliche sexuelle Praktiken umfasste: die Homosexualität, die Selbstbefriedigung, das „widernatürliche“ Sexualverhalten zwischen Mann und Frau (etwa Analverkehr oder Oralverkehr), aber eben auch den Geschlechtsverkehr mit Tieren,¹⁰ der im engeren Sinne und vorwiegend als Sodomie bezeichnet wurde.¹¹ In den Dokumenten des Landgerichts Pernau gilt als Sodomie ausschließlich sexueller Missbrauch von Tieren.

Die Reihe der historischen Abhandlungen über Sodomie im Ostseeraum wurde eröffnet von Jonas Liliequist, der in seiner 1992 verteidigten Dissertation auf Fälle eingeht, die im 17. und 18. Jahrhundert vor dem schwedischen Hofgericht verhandelt wurden.¹² Sowohl Liliequist wie auch

⁷ MATI LAUR: *Eesti ala valitsemine 18. sajandil (1710–1783)* [Die Verwaltung des estnischen Gebietes im 18. Jahrhundert (1710–1783)], Tartu 2002, S. 240f.

⁸ MATI LAUR: *Peccatum contra sextum* vor dem Pernauer Landgericht in den 1740er Jahren, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 3 (2008), S. 132–150, hier S. 133, 147.

⁹ Zur Historiografie der Sodomie siehe HANI MILETSKI: *Understanding Bestiality and Zoophilia*, Bethesda 2002. Miletski beschäftigt sich sowohl mit soziologischen Untersuchungen zur Gegenwart als auch mit historischen Übersichten. Zu Deutschland siehe jetzt DOMINIK LANG: *Sodomie und Strafrecht. Geschichte der Strafbarkeit des Geschlechtsverkehrs mit Tieren*. Diss. phil. Frankfurt am Main 2009.

¹⁰ GERD SCHWERHOFF: *Historische Kriminalitätsforschung*, Frankfurt am Main 2011, S. 161.

¹¹ KATHERINE CRAWFORD: *European Sexualities, 1400–1800*, New York 2007, S. 162.

¹² LILIEQUIST, *Brott, synd och straff* (wie Anm. 5). Bereits ein Jahr zuvor veröffentlichte Liliequist einen Aufsatz zum Thema seiner Dissertation. DERS.: *Peasants*

die ihm folgenden Autoren haben den im Vergleich zum übrigen Europa großen Anteil von Sodomiefällen hervorgehoben, die vor schwedischen Gerichten verhandelt wurden.¹³

In allen oben erwähnten Studien zum frühneuzeitlichen Schweden wird die Sodomie als Problemfall männlicher Sexualität betrachtet. Doch ist dies nur eine Möglichkeit, die verhandelten Fälle von Sodomie zu betrachten. Ebenso gut können diese auch vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen in der Frühen Neuzeit als Beispiel für das sich wandelnde Verhältnis zwischen Staat und Individuum untersucht werden. Die verhandelten Fälle von Sodomie ermöglichen etwa, die Fähigkeit der Lokalverwaltung vom ideologischen Standpunkt aus zu beurteilen. Wie erfolgreich war die Zusammenarbeit zwischen staatlichen und kirchlichen Institutionen, um eine effektivere Sozialkontrolle über die niedrigen Stände, d.h. vorwiegend über die Bauern, auszuüben? Es handelte sich bei den Fällen von Sodomie um Delikte gegen Ideen, nicht gegen Menschen oder das Eigentum.¹⁴ Somit bieten die Verhandlungen dieser Fälle ein anschauliches Beispiel für die Bemühungen des frühneuzeitlichen Staates um Sozialdisziplinierung, die gewährleisten sollte, dass sich die Gesellschaftsmitglieder in möglichst geregelter und vorauszuahnender Weise verhielten.

Die Häufigkeit derartiger Fälle in den Ostseeprovinzen ist mit der Anzahl der Sodomiefälle im übrigen Gebiet Schwedens vergleichbar.¹⁵ Im Landgericht Pernau¹⁶ wurden von 1669 bis 1818 Verfahrensakten über insgesamt 78 Anklagen wegen Sodomie erstellt.¹⁷ Das ausgewertete Quellen-

Against Nature: Crossing the boundaries between Man and Animal in Seventeenth- and Eighteenth-Century Sweden, in: *Journal of the History of Sexuality* 1 (1991), S. 393–423.

¹³ LILIEQUIST, Brott, synd och straff (wie Anm. 5), S. 173; TEEMU KESKISARJA: „Secoituxesta järjettömäin luondocappalden canssa“. Perversiot, oikeuselämä ja kansankulttuuri 1700-luvun Suomessa [„Vermischung mit unvernünftigen Kreaturen“. Perversitäten, Gerichtsleben und Volkskultur im Finnland des 18. Jahrhunderts]. Diss. phil. Helsinki 2006, S. 268; SUSANNA SJÖDIN LINDENSKOUG: Manlighetens bortre gräns. Tidelagsrättegänar i Livland åren 1685–1709 [Die äußerste Grenze der Männlichkeit. Fälle von Sodomie in Livland vor Gericht 1685–1709], Stockholm 2011 (Stockholm Studies in History, 94 = Södertörn Doctoral Dissertations, 55 = Södertörn Studies in History, 10), S. 22f. Hierzu siehe AIVAR PÖLDVEE: Sodomie, *gender studies* und die baltische Geschichte: Anmerkungen zu einer schwedischen Dissertation, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2013), S. 220–227.

¹⁴ COURTNEY THOMAS: „Not Having God Before his Eyes“: Bestiality in Early Modern England, in: *Seventeenth Century* 26 (2011), S. 149–173, hier S. 150.

¹⁵ LINDENSKOUG, Manlighetens bortre gräns (wie Anm. 13), S. 22f.

¹⁶ Die Landgerichte waren in Livland die Gerichte erster Instanz, deren Zuständigkeit einen Kreis umfasste. Das Gericht bestand aus dem Landrichter, der aus dem Kreis des örtlichen Adels gewählt wurde, und aus zwei Beisitzern (Assessoren). Die Zuständigkeit des Landgerichts umfasste die Zivil- und Strafsachen der Bauern und aller anderen außerhalb der Stadt ansässigen Nichtadligen sowie die Zivilsachen der Adligen. Die oberste Instanz für das Landgericht Pernau war das livländische Hofgericht. LAUR, *Eesti ala valitsemine* (wie Anm. 7), S. 106f.

¹⁷ Die betrachtete Periode endet mit dem Jahr 1819, als die livländische Bauernschaft von der Leibeigenschaft befreit wurde. Obgleich dies im Hinblick auf die

material bestätigt, dass Sodomie im frühneuzeitlichen Livland eine sexuelle Handlung war, die insbesondere von Männern in ländlichen Gebieten betrieben wurde.¹⁸ Wie in Schweden und Finnland gab es auch in Livland keine Frauen, die wegen Sodomie zur Verantwortung gezogen worden wären.¹⁹ Fast alle der Sodomie angeklagten Männer gehörten zum Bauernstand, der damals etwa 95% der Bevölkerung ausmachte.²⁰ Als Ausnahme kann der 1771 in Pernau verhandelte Fall des deutschen Müllers Gotthard Friedrich Schack vom Gut Taifer gelten. Schack war 57 Jahre alt, verheiratet, übte ein ehrwürdiges Amt aus und war lese- und schreibkundig. Interessant ist die Aussage des Müllers Jürgen Johann Normann, der dem Angeklagten, den er bei der Schändung einer Kuh ertappt hatte, zugerufen haben will: *Was machst du da Unverschämter, und vermischt dich mit meiner Kuh, gehe zum Teufel, du soltest dich schämen, um so mehr, da du ein Teutscher bist.*²¹ Hieran lassen sich einige Charakteristika der livländischen Gesellschaft ablesen. Offensichtlich war der Zeuge vor allem deshalb schockiert, weil der Sodomit Schack Deutscher war und die gleiche gesellschaftliche Position hatte wie er selbst.

Den größten Anteil der Angeklagten machten Knechte und Häusler aus, die in der Hierarchie der bäuerlichen Gesellschaft auf der untersten Stufe standen. Doch war Sodomie nicht ausschließlich ein Problem der Männer aus unteren Gesellschaftsschichten: Unter den Angeklagten gab es auch Wirte, ihre Söhne und Wachtkerle sowie Nachkommen von Gutshandwerkern. Der große Anteil an Knechten und Häuslern (etwa 40%) unter den Angeklagten dürfte auf den Umstand zurückzuführen sein, dass es sich größtenteils um ledige, noch nicht verheiratete Männer handelte, die das 25. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten und somit in der Dorfgesellschaft in der Regel als Knechte auf Bauernhöfen arbeiteten.

In der Gesellschaft Westeuropas war die Sodomie in der Frühen Neuzeit vor allem ein Problem pubertierender Viehkerle.²² Zu einem ähnlichen Schluss kam auch Jonas Liliequist, der die in Schweden im 17. und

Gerichtsordnung und das Strafrecht keine bemerkenswerten Änderungen bewirkte, stellt die Bauernbefreiung einen wichtigen Wendepunkt dar, von dem an sich die bisherige traditionelle Lebensführung der ganzen örtlichen Bauernschaft in einem immer höheren Tempo zu verändern begann. Im vorliegenden Beitrag wird nicht auf die Periode der Statthalterschaft (1783–1796) eingegangen, als die Tätigkeit des Landgerichts Pernau infolge einer gründlichen Reorganisation des Gerichtssystems unterbrochen wurde.

¹⁸ Dasselbe wird festgestellt auch von SCHWERHOFF, Historische Kriminalitätsforschung (wie Anm. 10), S. 161.

¹⁹ KESKISARJA, Secoituxsesta (wie Anm. 13), S. 270.

²⁰ Eesti ajalugu IV: Põhjasõjast pärisorjuse kaotamiseni [Geschichte Estlands IV: Vom Großen Nordischen Krieg bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft], hrsg. von SULEV VAHTRE und MATI LAUR, Tartu 2003, S. 162.

²¹ Acta in Inquisitionis-Sachen contra den Müller Gotthard Friedrich Schack in puncto Sodomie, 1771–1772, in: Estnisches Historisches Archiv (*Eesti Ajalooarhiiv*, Tartu, künftig EAA), Bestand 915, Findbuch 1, Akte 1509, Bl. 4.

²² SCHUBERT, Räuber, Henker, arme Sünder (wie Anm. 3), S. 217.

18. Jahrhundert verhandelten Fälle von Sodomie erforscht hat; nach seinen Angaben waren die von 1635 bis 1778 in Schweden wegen Sodomie Angeklagten fast ausnahmslos Jünglinge und junge Männer in der Pubertät.²³ Liliequist fügt hinzu, dass Sodomie nicht nur auf das niedrige kulturelle Niveau der damaligen bäuerlichen Jugendlichen zurückzuführen sei, sondern auch auf einen unbefriedigten Sexualdrang, wurden Ehen in der Frühen Neuzeit doch erst ziemlich spät geschlossen.²⁴ So hielt auch Johann Georg Eisen (1717–1779), Pastor im Kirchspiel Torma des Landkreises Dorpat, um 1773 Folgendes fest:

„Inzwischen verdiente unter den Hindernissen der Ehen auch die bemerkt zu werden, daß der Bauer bei den übrigbehaltenen heidnischen Hochzeitsgebräuchen, nicht anders, als nach seiner Art kostbar heirathen kann. Die Gesetze sind von den Schwedischen Zeiten an beflissen gewesen, die Hochzeitsüppigkeiten zu zerstören, allein die übriggelassenen Gebräuche vereiteln immer die besten Absichten.“²⁵

Eisen formuliert hier die damals in Europa allgemein verbreitete Tendenz, dass die Eheschließung in den unteren Ständen hinausgeschoben wurde, bis die Eheleute in der Lage waren, selbst für ihren Lebensunterhalt aufzukommen. Eine späte Heirat war allgemeiner Brauch sowohl in Schottland, Irland, Skandinavien, in Nordfrankreich wie auch im deutschen Westen, wo Ehen bei Männern wie bei Frauen im Schnitt um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des dritten Lebensjahrzehnts geschlossen wurden.²⁶ Eine ähnliche Tendenz stellte in seinen Untersuchungen zur estnischen Bevölkerung des 18. Jahrhunderts auch Heldur Palli fest.²⁷

Liliequists Behauptung, die Sodomie sei in der frühneuzeitlichen Gesellschaft ausschließlich ein Problem unverheirateter junger Männer gewesen, wird durch die Akten des Landgerichts Pernau indes nicht bestätigt. In etwa einem Viertel der Fälle wurden verheiratete Männer angeklagt, von denen ein nicht unbeträchtlicher Teil Kinder hatte.²⁸ Eine vergleichbare Abweichung stellte auch Susanna S. Lindenskoog in ihrer Dissertation über Sodomiefälle in Livland von 1685 bis 1709 fest: Fast die Hälfte derjenigen, die in Livland wegen Sodomie angeklagt wurden, führten zur

²³ LILIEQUIST, *Brott, synd och straff* (wie Anm. 5), S. 174, 176.

²⁴ DERS., *Peasants Against Nature* (wie Anm. 12), S. 412.

²⁵ Gedanken vom Kindermord und der Sodomiterei in Ansehung Liv- und Estland, in: EAA, 1265/1/334, Bl. 1a; JOHANN GEORG EISEN: *Ausgewählte Schriften: deutsche Volksaufklärung und Leibeigenschaft im Russischen Reich*, hrsg. von ROGER BARTLETT und ERICH DONNERT, Marburg 1998, S. 548.

²⁶ CRAWFORD, *European Sexualities* (wie Anm. 11), S. 21.

²⁷ HELDUR PALLI: *Eesti rahvastiku ajalugu 1712–1799* [Die Geschichte der Bevölkerung Estlands 1712–1799], Tallinn 1997, S. 81.

²⁸ Z.B. *Actor off. contra den Eigstferschen Bauer Andresse Jaak in puncto sodomiae insimulatae, 1706–1707*, in: EAA, 915/1/599, Bl. 22; *Inquisitionis Acta contra den Gudmansbachschen Baur Arro Thomas in puncto Sodomiae, 1732*, in: EAA, 915/1/1042, Bl. 6a.

großen Überraschung des Gerichts eine „normale“ Ehe und hatten das 30. Lebensjahr bereits vollendet.²⁹ Ein bemerkenswert hoher Anteil von verheirateten Sodomiten wird auch von August Wilhelm Hupel (1737–1819), Literat und Pastor in Oberpahlen, bezeugt, der die Sodomie unter den Bauern Livlands in erster Linie auf den Umgang mit dem Vieh, der bereits in der Kindheit beim Weiden seinen Anfang genommen habe, zurückführte.³⁰ Auch Liliequist und Teemu Keskiarja führen den großen Anteil junger Männer an den Angeklagten auf die Weidekultur zurück, die in deren Kindheit von großer Bedeutung gewesen sei.³¹

Bei den Jungen, die das Vieh hüteten, wie bei Bauernkindern allgemein, entwickelte sich zu den weidenden Tieren zweifelsohne ein enges Verhältnis.³² Außerdem wohnten die Bauern in der kalten Jahreszeit mit ihren Haustieren in einem Raum, was die Beziehung zwischen Vieh und Mensch vertiefte. Zugleich konstatierte die Ethnologin Maarja Kaaristo in einem Aufsatz über das Verhältnis zwischen der estnischen Bauernschaft und den Haustieren eine gewisse Ambivalenz:

„Einerseits handelte es sich zwar um vollberechtigte Mitglieder der Bauernwirtschaft, um deren Wohlstand man sich in jeder Weise kümmerte, andererseits wurden die Tiere aber oft als ‚Objekte‘ angesehen, die in der Hierarchie unter den Menschen standen und denen eine rein wirtschaftliche Bedeutung beigemessen wurde.“³³

Somit kann man der Behauptung von Courtney Thomas zustimmen, dass die Sodomie in der Frühen Neuzeit ihrem Grundwesen nach ein

²⁹ LINDENSKOUG, *Manlighetens bortre gräns* (wie Anm. 13), S. 140f. Der Umstand, dass Lindenskoug einen noch größeren Anteil verheirateter Angeklagten feststellte, kann unter anderem durch die Differenz im Hinblick auf die Stichprobe bedingt sein: In ihrer Dissertation hat sie 28 Sodomiefälle in Livland untersucht; diese Zahl ist fast um das Dreifache kleiner als die der für die vorliegende Studie ausgewerteten Gerichtsfälle.

³⁰ AUGUST WILHELM HUPEL: *Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland*, Bd. 1, Riga 1774, S. 517.

³¹ LILIEQUIST, *Peasants Against Nature* (wie Anm. 12), S. 413; KESKISARJA, *Seoituxsesta* (wie Anm. 13), S. 270.

³² MARJU TORP-KÕIVUPUU: *Risti peale kirjutas: Ühel papil oli peni ...: Eesti loomakalmistukultuurist* [Hat ans Kreuz geschrieben: Ein Pfaffe hatte einen Köter ...: Über die Kultur der Tierfriedhöfe in Estland], in: *Mäetagused* 2004, Nr. 25, S. 47-76, hier S. 49.

³³ MAARJA KAARISTO: *Vägivald loomade vastu: inimene ja koduloom Lõuna-Eesti külas 19. sajandi II poolel vallakohtute protokollide näitel* [Gewalt gegen Tiere: Mensch und Haustier im südestnischen Dorf in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anhand der Protokolle der Gemeindegerichte], in: *Mäetagused* 2006, Nr. 32, S. 49-62, hier S. 53f. Siehe auch DIES.: *Märkmeid maarahva koduloomade koha 19. sajandil* [Anmerkungen zu den Haustieren des Landvolkes im 19. Jahrhundert], in: *Vikerkaar* 2012, Nr. 7, S. 123-134. In ihren Aufsätzen ging Kaaristo zwar nicht auf das enge Verhältnis zwischen den mit dem Weiden beauftragten Kindern und den Haustieren ein. Zugleich bedürfte dieses Thema jedoch einer Untersuchung, denn in der traditionellen Dorfgesellschaft weidete fast jeder Dorfbewohner das Vieh und kam dadurch täglich mit ihm in Berührung.

eigennütziges Delikt war, das gewöhnlich nicht mit der übermäßigen emotionalen oder physischen Zuneigung der Angeklagten zu einem konkreten Tier verbunden gewesen sein dürfte.³⁴ Auf der Grundlage des Quellenmaterials des Landgerichts Pernaun kann gezeigt werden, dass das Tier für die Angeklagten ein bloßes „Mittel“ zur Befriedigung sexueller Triebe war, was durch die Einstellung der Angeklagten zu den missbrauchten Tieren bestätigt wird. Um Geschlechtsverkehr mit einem Tier zu betreiben, banden die Angeklagten es in der Regel fest oder näherten sich ihm erst dann, wenn es vor einen Wagen oder in ein Arbeitsgerät gespannt war. *Er hätte auch zu dem Ende eine Kuh im Viehstalle mit einer Peitschen Schnur, welche er in der Tasche gehabt angebunden.*³⁵

Nach allgemeiner Auffassung der Frühen Neuzeit setzte ein moralisch einwandfreies Verhalten unter anderem einen nüchternen Verstand voraus, der auf das Verlangen nach schneller Befriedigung verzichten konnte. Zudem ging man davon aus, der Verstand trage dazu bei, in größeren Kategorien zu denken, um nach den von Gott festgelegten moralischen Regeln zu leben.³⁶ Im Sexualverhalten wurden das „Natürliche“ und das „Widernatürliche“ einander gegenübergestellt. Der „natürliche“ Geschlechtsverkehr, der von den Geistes- und Machtstrukturen der Gesellschaft akzeptiert wurde, konnte nur in der Ehe zustande kommen. Homosexuelle Beziehungen unterhöhlten die Auffassung, dass das Sexualleben produktiv sein sollte, mit der Sodomie wurden aber die Grenzen zwischen den Arten überschritten.³⁷

Die „Widernatürlichkeit“ der Sodomie lag nach damaliger Ansicht auf der Hand. Die Sodomie galt als eine schwere Sünde, die den Zorn Gottes gegen die ganze Gesellschaft heraufbeschwor und großes Elend – Missernten, Pest und Hungersnöte – verursachte.³⁸ War sich jedoch die Bauernschaft in der Frühneuzeit dessen bewusst, dass Sodomie als „widernatürliche Sünde“ galt? Die Pernauner Gerichtsdokumente unterstützen die Anschauung des Religions- und Kulturwissenschaftlers Jürgen Beyer, der eine ständige Zunahme der religiösen Kenntnisse unter der estnischen Bauernschaft während des 17. Jahrhunderts festgestellt hat. Laut den Visitationsberichten, die ab den 1620er Jahren in den ländlichen Gemeinden regelmäßig durchgeführt wurden, konnte bereits in den 1680er Jahren ein Großteil der Menschen beten, und die Tatsache, dass die religiösen

³⁴ THOMAS, Not Having God Before his Eyes (wie Anm. 14), S. 159f.

³⁵ Protocollum Inquisitionis Actor officiosus Fiskal Bruno contra des Wanna Hinricko Jürri seinen Sohn Hinrick aus dem Testamaschen Gebiete in puncto Sodomiae insimulatae, 1757, in: EAA, 915/1/1303, Bl. 2a; Protocollum Inquisitionis in Denunciations-Sachen des Paistelschen Pastoris Zimmermann contra den Kirchen Bettler Saint Jaack aus dem Euseküllschen in puncto Sodomiae, 1741–1742, in: EAA, 915/1/1148, Bl. 8a.

³⁶ THOMAS MAUTNER: Introduction, in: FRANCHIS HUTCHESON: Two Texts on Human Nature, Cambridge 1993, S. 3–85, hier S. 17.

³⁷ CRAWFORD, European Sexualities (wie Anm. 11), S. 155, 162.

³⁸ LILIEQUIST, Brot, synd och straff (wie Anm. 5), S. 177.

Anforderungen an die Bauern in jedem Jahrzehnt erhöht wurden, weist darauf hin, dass das zuvor vorgeschriebene Niveau bereits erreicht worden war.³⁹ Die Mehrheit derjenigen, die vor dem Landgericht Pernau wegen Sodomie angeklagt wurden, waren Mitglieder einer lutherischen Gemeinde, und es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, dass die Angeklagten faule Kirchgänger gewesen seien oder es ihnen an christlichen Kenntnissen gemangelt hätte. Da ein Großteil von ihnen versicherte, einigermaßen beten zu können und/oder am Abendmahl teilgenommen zu haben und sich dessen bewusst zu sein, dass die Sodomie allgemein als Sünde gelte, folgte diesem Bekenntnis erwartungsgemäß die Frage des Gerichts, warum der Angeklagte trotzdem Geschlechtsverkehr mit einem Tier hatte. Man kann zwei typische Antworten herausdestillieren: Oft meinten die Angeklagten, sie wüssten selbst nicht, wie dies passiert sei; noch üblicher war jedoch die Behauptung, der Teufel (bzw. der böse Geist oder der böse Feind) habe sie zu dieser Tat angestachelt.⁴⁰

In seiner Studie zum Teufelsbild im estnischen Volksglauben hat der Folklorist Ülo Valk ausgeführt, dass in den volkstümlichen Überlieferungen vorchristliche Vorstellungen vom Teufel mit den Einflüssen des Katholizismus und des Luthertums verschmolzen seien.⁴¹ In den hier behandelten Fällen ist der Teufel nach den Beteuerungen der Angeklagten jemand, der unter den Menschen aktiv sei. Bauer Liwa Jahn aus dem Gut Sallentack sagte z.B. aus: *Der Teuffel hätte ihm in Sinne gegeben, daß er solte zur Kube geben, Sodomiterei zu treiben.*⁴² Hieran zeigt sich, dass die mit dem Teufel verbundenen Überlieferungen archaischen Ursprungs sind: Während der christliche Teufel denjenigen bestraft, der christliche Verhaltensnormen verletzt hat, greift der auf archaischen Vorstellungen beruhende Teufel an, weil er ein Dämon ist.⁴³ Die Sodomie wurde von den Bauern mit den

³⁹ JÜRGEN BEYER: Vagaduse edendamise strateegiad Eesti- ja Liivimaal (1621–1710). Konfessionaliseerimine ja pietism [Strategien zur Hebung der Frömmigkeit in Est- und Livland (1621–1710). Konfessionalisierung und Pietismus], in: Läänemere-provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16./17. sajandil III, hrsg. von ENN KÜNG, Tartu 2009 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised = Acta et commentationes archivi historici Estoniae, 17 [24]), S. 80–95, hier 83ff.

⁴⁰ Dabei lässt sich nicht feststellen, dass das Gericht die Angeklagten etwa dazu angeleitet habe, ihre Handlungsweise durch die Machenschaften des Teufels zu begründen – zu dieser Feststellung gelangten die Angeklagten in der Regel selbstständig. Nur in einem Fall ist ersichtlich, dass das Gericht unabhängig vom Angeklagten die Frage der Verbindung mit dem Teufel erhob, nachdem der Angeklagte versichert hatte, dass er sich bewusst sei, dass die Sodomie eine schwere Sünde ist. Actor officios contra des Podisschen Bauern Marksi Tanni Sohn Märt in puncto sodomiae, 1737–1738, in: EAA, 915/1/1115, Bl. 2a.

⁴¹ ÜLO VALK: Allilma isand: kuradi ilmumiskujud eesti rahvausus [Der Herr der Unterwelt: Erscheinungsformen des Teufels im estnischen Volksglauben], Tartu 1998 (Eesti Rahva Muuseumi sari, 1), S. 9.

⁴² Akte in Untersuchungssachen wider den Sallentackschen Bauern Liwa Jahn, 1691, in: EAA, 915/1/9484, Bl. 367.

⁴³ Eesti rahvakultuur [Estnische Volkskultur], hrsg. von ANTS VIRES und ELLE VUNDER, Tallinn 2008, S. 289.

Machenschaften des Teufels erklärt, womit dieser den Menschen zu schaden trachtete. Dass dies jedoch mit christlichen Vorstellungen vereinbar war, bestätigt die Tatsache, dass die Angeklagten während der Vernehmung in vielen Fällen den Namen Gottes zu Hilfe riefen.⁴⁴

Somit lässt sich feststellen, dass das Weltbild der damaligen Bauernschaft, das von der in ihren Gemeinden gepredigten christlichen Lehre stark beeinflusst wurde, seinem Wesen nach weitgehend dualistisch war. In ihm existierten nebeneinander sowohl der strenge, aber gerechte Gott, der sich des Menschen erbarmte, als auch der Teufel, der die Menschen auf die falsche Fährte lockte. Im Unterschied zu vielen anderen Gebieten Europas wird dem Teufel im estnischen Volksglauben unter anderen übernatürlichen Kreaturen eine recht große Bedeutung beigemessen, ungeachtet dessen, dass die Esten das Christentum später als andere Völker angenommen haben.⁴⁵

Somit ist Beyers Kritik an dem bekannten Klischee zuzustimmen, die Esten seien bis zum 18. Jahrhundert bzw. bis zum Aufkommen der Herrnhuter Brüdergemeine weitgehend heidnisch geblieben.⁴⁶ Auf der Grundlage der für die vorliegende Abhandlung ausgewerteten Quellen kann man zeigen, dass das christliche Weltbild mit seinen Grundlagen in synkretistischer Weise bereits spätestens am Ende des 17. Jahrhunderts in die Vorstellungen der Esten gelangt war. Dies bedeutet zugleich, dass das Verständnis der Bauern von der Sodomie grundsätzlich mit der christlichen Ideologie verflochten war, d.h. es ähnelte der unter den Oberschichten verbreiteten lutherischen Auffassung von der Sodomie als einer widernatürlichen Sünde. Für die Bauern im frühneuzeitlichen Livland handelte es sich aber zugleich um ein Phänomen, das von teuflischen Kräften ermöglicht wurde, mit denen der böse Geist die Gläubigen auf hinterhältige Weise zur Sünde verleitete. Aus den Aussagen vieler Angeklagter lässt sich herauslesen, dass sie tiefe Reue über ihr Vergehen empfanden. Bauer Lehli Hans aus dem Gut Böcklershof teilte dem Gericht Folgendes mit: *Er [Hans; K.I.] wusste nicht wie ihm dieses mahl der böse Feind dergl: böse Gedancken eingegeben, wovor er itzo den grösten Abscheu hätte.*⁴⁷ Wie sich diesem Zitat entnehmen lässt, war die Sodomie auch für die Angeklagten selbst dermaßen abscheulich, dass sie in den frühneuzeitlichen Abhandlungen oft als eine „stumme Sünde“ bezeichnet wurde. Dieser Begriff, der aus dem Mittelalter stammt, weist

⁴⁴ So dankten die Angeklagten, die vor Gericht lediglich die Absicht, Sodomie zu betreiben, eingestanden, Gott, dass dieser sie davor gehütet hatte, dies in die Tat umzusetzen. Zugleich baten die Angeklagten in vielen Fällen Gott und Jesus um Erbarmen und Begnadigung, doch waren sie in ähnlicher Weise bereit, vor Gott ihre Unschuld zu beteuern.

⁴⁵ VALK, Allilma isand (wie Anm. 41), S. 205.

⁴⁶ BEYER, Vagaduse edendamise strateegiad (wie Anm. 39), S. 94. Dieser alten Auffassung folgt auch die jüngste akademische Gesamtdarstellung der estnischen Geschichte des 18. Jahrhunderts: Eesti ajalugu IV (wie Anm. 20), S. 237.

⁴⁷ Der Karkussche Pastor Johann Ucke contra den Böcklershofschon Bauer Lehli Henns Bruder Hans in puncto sodomiae, 1747–1752, in: EAA, 915/1/1201, Bl. 2a.

auf die Schweigepflicht hin, die wiederum auf die allgemeine Verachtung der Gesellschaft für die Sodomie schließen lässt.⁴⁸ Aufgrund dessen konnten Fälle von Sodomie nur dann aufgedeckt werden, wenn der Täter auf frischer Tat erappt und danach beim örtlichen Pastor oder Gutsverwalter angezeigt wurde. Fast alle Zeugen sagten vor Gericht aus, dass sie darüber, einen Geschlechtsakt mit einem Tier gesehen zu haben, dermaßen schockiert gewesen seien, dass sie gar nicht imstande waren, jemandem davon zu erzählen, doch schließlich hätte sie ihr beunruhigtes Gewissen dazu gebracht, Anzeige zu erstatten.⁴⁹ Die Quellen liefern auch Beispiele dafür, dass die von Seelenqual gepeinigten Zeugen aus einem Gebet Kraft schöpften, um die Straftat anzuzeigen. *Als er an solches aber Gott gebeten, ihm im Schlaf an die Hand zu geben (...) und eher darauf getraut, daß er es Prediger angeben musste, so hätte er solches auch gethan.*⁵⁰ Auf jeden Fall folgten die Bauern dem Aufruf der Kirche, die Sodomie zu verurteilen und Vergehen anzuzeigen. Diejenigen, die einen Geschlechtsakt mit einem Tier anzeigten, taten dies offensichtlich aus eigenen moralischen Überlegungen, um sich selbst und ihre Gemeinde dadurch vor dem Zorn Gottes zu bewahren. Auf der Grundlage der Akten des Landgerichts Pernau kann man behaupten, dass sowohl die der Sodomie Angeklagten als auch die geladenen Zeugen eine vergleichbare Position in der Dorfgesellschaft hatten. Somit dürfte es sich bei den Aussagen der Zeugen nicht um Denunziationen gehandelt haben, die auf soziale Ungleichheit zurückzuführen waren.

Sowohl die protokollierten Aussagen der Zeugen als auch diejenigen der Angeklagten zeigen, dass die Sodomiten meist zufällig erappt wurden. Nur in ein paar Fällen wurden die Täter gezielt verfolgt. Hierher gehört auch die bereits erwähnte Geschichte vom deutschen Müller Schack. Die Frau des Lostreibers Jellewerre Hans habe nämlich ihrem Mann und dem schon genannten Müller Norman mitgeteilt, dass der Angeklagte jeden Abend, wenn sich seine Frau ins Bett legte, wohl nicht mit guten Absichten in den Kuhstall gehe. Daraufhin hätten sich die beiden Männer am nächsten Abend unmittelbar vor der Schlafzeit im Stall versteckt, um nachzusehen, ob der Verdächtige nicht etwas Schlimmes plane.⁵¹

Die Reaktionen der Augenzeugen eines Geschlechtsaktes zwischen Mensch und Tier waren in der Regel äußerst emotional. Durchaus charakteristisch

⁴⁸ SCHUBERT, Räuber, Henker, arme Sünder (wie Anm. 3), S. 224. Der Ausdruck „stumme Sünde“ im Sinne der Sodomie ist auch in den Akten des Landgerichts Pernau anzutreffen.

⁴⁹ *Protocollum Inquisitionis contra des Tarwastschen Pastorats Bauern Harjo Andres seinen Knecht Hans in puncto sodomiae*, 1783, in: EAA, 915/1/1716, Bl. 4-4a.

⁵⁰ *Protocollum Inquisitionis contra Sea Maddis seinen Sohn Jaan aus dem Tackerorthschen Gebiete in puncto sodomie insimulatae*, 1782, in: EAA, 915/1/1705, Bl. 4.

⁵¹ *Acta in Inquisitionis-Sachen* (wie Anm. 21), Bl. 3-3a. Aus diesem Beispiel geht hervor, dass bereits der Umstand, dass sich ein Mann regelmäßig und/oder für eine längere Zeit im Stall aufhielt, seinen Familienmitgliedern und Nachbarn Anlass für einen Verdacht gab, und bestätigt zugleich, dass ein engerer Kontakt von Männern mit den Haustieren – ausgenommen die Pferde – als suspekt galt.

war großes Erschrecken; so sagte eine Zeugin über sich: *Sie hätte ihn wollen zu ruffen es wäre ihr aber ein Grauen angekommen.*⁵² Auch männliche Zeugen behaupteten, dass sie bei Ansicht der Tat zu zittern begannen, vor Grauen erstarrten und/oder vor Entsetzen sprachlos wurden. Eben damit begründeten viele Zeugen vor Gericht, warum sie den Angeklagten nicht angerufen und dadurch den Geschlechtsverkehr unterbrochen hätten. Doch gab es unter den Zeugen auch eine große Anzahl derjenigen, die den Geschlechtsakt sofort zu verhindern suchten. Gewöhnlich wurde lauthals reagiert, doch griffen einige Augenzeugen auch physisch ein. So etwa gab Tönnis, der Sohn von Tammissaare Tönnis vom Gut Torgel an, dass der Knecht Manneferre Mert *ihn gezerrt, auch mit seinem Stock einige Hübe gegeben hätte.*⁵³

Ähnlich den Angeklagten brachten auch die Zeugen der Sodomie die Taten mit Machenschaften des Teufels in Verbindung: *Was machstu da, wilstu mit Fleiß zum Teufel fahren?*⁵⁴ rief der Bauer Kaseli Toomas aus dem Gut Testama seinem Bruder Hans zu. Der offensichtliche Schock, den Zeugen eines Geschlechtsaktes mit einem Tier erlitten, zeigt, dass sich unter den livländischen Bauern in der Frühen Neuzeit aufgrund der kirchlichen Lehre das Verständnis von der Sodomie als einer besonders schweren gotteswidrigen Sünde eingebürgert hatte und es als abstoßend galt, mit ihr in Berührung zu kommen. Als Pino Hans, Zeuge der Anklage gegen Andres, den Sohn von Kempfi Willem aus dem Gut Tackerort, hörte, dass der Angeklagte mit einer Kuh Geschlechtsverkehr gehabt habe, *hatt Delator [Pino Hans; K.I.] seinen gantzen Haußgesinde verboten, daß sie mit ihm nicht mehr aus einer Schüssel eßen und aus einer Kanne trincken sollen.*⁵⁵ Ein Zeuge aus dem Gut Pollenhof sagte vor Gericht aus, dass es ihm nicht mehr möglich sei, an der Abendmahlsfeier teilzunehmen, da er mit Sodomie in Berührung gekommen war.⁵⁶

Die Sodomie war für die frühneuzeitliche Gesellschaft nicht nur „wider-natürlich“, sondern es handelte sich zugleich um eine Straftat. Hierbei ergänzten sich Kirche und Staat, was sich auch darin zeigte, dass ein Großteil der vor Gericht verhandelten Anklagen wegen Sodomie durch die Kirchspielpastoren vermittelt wurde. Von den 78 Sodomiefällen, die von 1669 bis 1819 vor dem Landgericht Pernau zur Verhandlung kamen, wurden 14 Angeklagte wegen Sodomie zum Tode verurteilt. Als Grundlage für die Todesurteile dienten entweder die Geständnisse der Angeklagten selbst oder die unter Eid abgelegten Aussagen der Zeugen. Dabei musste jeweils

⁵² Akte in Untersuchungssachen (wie Anm. 42), Bl. 370.

⁵³ Acta in Inquisitionis-Sachen contra den Sohn des Torgelschen Bauern Tammissaare Tönnis, Namens Tönnis in puncto Sodomia, 1779, in: EAA, 915/1/1648, Bl. 3-3a.

⁵⁴ Der Testamasche Pastor Oldekop contra den Testamaschen Bauer Kaseli Thomas Bruder Hans in puncto sodomiae insimulatae, 1753, in: EAA, 915/1/1257, Bl. 5a.

⁵⁵ Akte in Untersuchungssachen wider den Tackerortschen Bauern Andres Kempfi Willems Sohn wegen sodomie, 1699-1670, in: EAA, 915/1/9443, Bl. 2a.

⁵⁶ Protocollum Inquisitionis in Sachen actor officios contra des Pollenhoffschen Hofes Böttigers Puisa Hans seinen Jungen Peter in puncto Sodomiae insimulatae, 1755-1756, in: EAA, 915/1/1285, Bl. 4.

nachgewiesen werden, dass ein *immissio seminis* in die inneren Geschlechtsorgane des Tieres erfolgt war. Hierzu sei folgendes Beispiel angeführt: Das Hofgericht änderte das Todesurteil, das gegen Aukemäh Ado ausgesprochen worden war, da sowohl seine eigenen Aussagen wie auch die des Zeugen vor Gericht darauf hinwiesen, dass der Angeklagte nicht so weit gegangen war.⁵⁷

Über die Vollstreckung der Todesurteile liegen jedoch keine Mitteilungen vor, da die Pernauer Protokolle mit der Verkündung des Gerichtsurteils abgeschlossen wurden. Das Strafrecht im frühneuzeitlichen Livland war seinem Wesen nach partikular, was in erster Linie darin zum Ausdruck kam, dass die deutsche Gesetzordnung in den Ostseeprovinzen auch während der schwedischen und russischen Herrschaft weitgehend aufrechterhalten wurde. Das 1532 vom Kaiser Karl V. eingeführte Strafgesetzbuch *Constitutio Criminalis Carolina* (Karolina) kam während der ganzen hier betrachteten Periode zur Anwendung. Dass die Karolina einen nachhaltigen Einfluss auf die Rechtsprechung in Livland ausübte, zeigt sich daran, dass das livländische Hofgericht noch 1818 auf ihren Artikel CXVI Bezug nahm, als es über den Bauern Aukemäh Ado vom Gut Weibstfer die Todesstrafe wegen Sodomie verhängte.⁵⁸

Artikel CXVI der Karolina sah vor, dass ein Mensch, der mit einem Tier Sodomie betrieben hatte, zusammen mit dem missbrauchten Tier verbrannt werden sollte.⁵⁹ Dies beruhte auf Geboten des Moses.⁶⁰ Nach der 1709 erschienenen deutschsprachigen Ausgabe des schwedischen Landrechts wurde der Verurteilte enthauptet und sein Körper danach verbrannt.⁶¹ Diese Vorgehensweise findet sich auch dadurch bestätigt, dass Kempfi Andres, der 1670 auf Grundlage einer Anklage wegen Sodomie zum Tode verurteilt worden war, mit dem Schwert enthauptet wurde und seine Leiche danach zusammen mit den beiden von ihm missbrauchten Kühen verbrannt wurde.⁶²

Die vom Landgericht Pernau gefällten Todesurteile wurden allesamt vom livländischen Hofgericht in Riga bestätigt. Nach der Abschaffung der

⁵⁷ Akta in Inquisitionssachen contra den Knecht des Karkusschen Krügers Peter, Namens Hans in puncto sodomie, 1782, in: EAA, 915/1/1696, Bl. 20a.

⁵⁸ Acta in Inquisitionssachen wider den publique Weibstferschen Bauern Aukemäh Ado, in puncto sodomie, 1818, in: EAA, 915/1/2615, Bl. 3. Im juristischen Sinne wurde die Karolina in den Ostseeprovinzen erst 1845 aufgehoben, als das neue russische Strafgesetzbuch eingeführt wurde. JAAN SOOTAK: Veritasust kriminaalteraapiani. Käsitlusi kriminaalõiguse ajalooost [Von der Blutrache bis zur Kriminaltherapie. Abhandlungen über die Geschichte des Strafrechts], Tallinn 1998, S. 228.

⁵⁹ Hals oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V und des H. Röm. Reichs nach der Originalausgabe vom J. 1533, Leipzig 1892, S. 57.

⁶⁰ Wer bei einem Vieh liegt, der soll des Todes sterben (2. Mose 22.18). Wenn jemand beim Vieh liegt, der soll des Todes sterben, und das Vieh soll man erwürgen. Wenn ein Weib sich irgend zu einem Vieh tut, dass sie mit ihm zu schaffen hat, die sollst du töten und das Vieh auch; des Todes sollen sie sterben; ihr Blut sei auf ihnen (3. Mose 20.15-16).

⁶¹ Das Schwedische Land- und Stadt-Recht mit denen dazu gehörigen Notis und Allegaten cum Gr. et Pr. Sac. R. M. Sv., Riga 1709, S. 444f.

⁶² Akte in Untersuchungssachen (wie Anm. 42), Bl. 6a.

Todesstrafe im Russländischen Reich von Kaiserin Elisabeth (1741–1762) wurde der Gerichtsbeschluss an den Generalgouverneur weitergeleitet,⁶³ der die Todesstrafen wegen Sodomie durch Brandmarken ersetzte, womit die öffentliche Prügelstrafe und die Verurteilung zu lebenslanger Zwangsarbeit einhergingen. Die letztgenannte Strafe wurde nun bei den schwersten Straftaten angewandt, wozu auch die Sodomie zählte.⁶⁴ Missbrauchte Tiere wurden auch weiterhin hingerichtet: Für sie galten kaiserliche Ukase nicht.

Wenn die vollständige Durchführung (*immissio seminis*) der Sodomie nicht nachgewiesen werden konnte, wurde der Verurteilte mit 30 Paar Rutenhieben bestraft und zu bis zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Wenn der Angeklagte gestand, dass er nur die Absicht hatte, Sodomie zu betreiben, verurteilte das Gericht einen Erwachsenen gewöhnlich zu 20 Paar Rutenhieben, einen nicht Konfirmierten zu 10 Paar. Als kirchliche Strafe kam die Kirchensühne hinzu.⁶⁵ Die oben angeführten Strafmaße konnte das Gericht jedoch je nach den Umständen ändern.

In der untersuchten Periode wurden neun der Sodomie Angeklagte freigesprochen. Meistens handelte es sich dabei um Fälle, bei denen ungeachtet aller resoluten Ermahnungen, die Wahrheit zu sagen, sowohl der Angeklagte als auch der Zeuge auf völlig entgegengesetzten Positionen beharrten, selbst dann, wenn das Gericht beide dazu zwang, ihre Aussagen von Angesicht zu Angesicht zu wiederholen. Das Gericht betonte dabei jedoch, dass es lediglich von der weltlichen Strafe freisprechen könne, die endgültige Entscheidung jedoch dem göttlichen Gericht vorbehalten bleibe.

Sowohl die frühneuzeitliche Kirche als auch das Gericht sahen die Sodomie in erster Linie als ein Phänomen an, bei dem die Täter ihre fleischlichen und teuflischen Begierden nicht zu zügeln vermochten.⁶⁶ Bei der öffentlichen Prügelstrafe vor der Kirche wie auch bei der Kirchensühne vor den Augen der ganzen Gemeinde handelte es sich um beschämende Strafen, die zugleich dem Zweck der Disziplinierung der Gesellschaft dienen. Dass Kirche und Gericht (bzw. im weiteren Sinne der Staat) bei der Einflussnahme auf die Gedankenwelt und die Verhaltensweisen der livländischen Bauern gemeinsam vorgehen, liegt auf der Hand. Ungeachtet des

⁶³ Siehe z.B. Akta in Inquisitionssachen (wie Anm. 58), Bl. 15; HUPEL, Topographische Nachrichten (wie Anm. 30), S. 510.

⁶⁴ HUPEL, Topographische Nachrichten (wie Anm. 30), S. 510.

⁶⁵ Z.B. Der Karkussche Pastor (wie Anm. 47), Bl. 5; Protocollum Inquisitionis in Denunciations-Sachen des Hallistschen Pastoris Seeberg contra Wirita Merts Knecht Jaan aus dem Euseküllschen Gebiete in puncto Sodomiae insimulatae, 1775, in: EAA, 915/1/1559, Bl. 4a; Protocollum Inquisitionis (wie Anm. 56), Bl. 10.

⁶⁶ So begründete das Landgericht Pernau die Verkündung des Urteils gegen den Knecht Peter von Puišo Jaan wie folgt: „da es im gegenwärtigen Falle bei dem Inquisiten, wie aus seinen eigenen Geständniß erhellet, nicht an dem Willen, sondern an dem physischen Vermögen gefehlet hat, das Verbrechen zu vollführen; so er wie oben geschehen das Landericht zu erkennen sich bewegen gefunden.“ Protocollum & Acta in Inquisitionssachen gegen den Neu-Karrishoffschen Bauer Puišo Jaani Knecht Peter in puncto sodomiae, 1805, in: EAA, 915/1/2337, Bl. 9.

niedrigen sozialen Status und des niedrigen Bildungsniveaus der Bauern beweisen sowohl die Aussagen der Angeklagten als auch diejenigen der Zeugen, dass sie im Hinblick auf das „widernatürliche“ Sexualverhalten gleicher Ansicht waren wie die oberen Stände, da sie die Sodomie als eine gotteswidrige Sünde ansahen.

Aus diesem Grund muss den eingangs erwähnten Vorwürfen Generalgouverneur Brownes gegen die mangelhafte Arbeit der Kirche bei der Aufklärung der Bauern widersprochen werden. Die Sodomiefälle, die von 1669 bis 1819 vor dem Landgericht Pernau verhandelt wurden, zeugen von etwas ganz anderem: Die christlichen Grundgedanken, die durch die Kirche vermittelt wurden, waren den Bauern spätestens zu Beginn des 18. Jahrhunderts bekannt. Dies unterhöhlt zugleich die Bemühungen der estnischen Historiker der 1930er Jahre, denen es darauf ankam, anhand der Fälle von Sodomie in Est- und Livland im 18. Jahrhundert die erbärmliche Lage der örtlichen Bauern sowie die allgemeine Gleichgültigkeit der oberen Stände in Hinblick auf die bäuerliche Bildung aufzuzeigen.

Natürlich könnte man dagegen einwenden, dass die Bauern ihre christlichen Überzeugungen nur deswegen vor Gericht demonstrierten, weil dies von ihnen erwartet wurde, d.h. sie unterstützten die offizielle Ideologie ohne selbst ernsthaft daran zu glauben. In Anbetracht dessen, dass die Aussagen der Bauern emotional gefärbt waren, ist es kaum vorstellbar, dass dies nur aus reinem Pragmatismus geschah. Die Sodomie galt als eine Handlung, die nach damaliger Auffassung Gottes Plage für die ganze Gesellschaft nach sich zog, weshalb alle Mitglieder der Gesellschaft vom einfachen Bauern bis zum adeligen Gerichtsherrn vor dem Hintergrund der christlichen Überzeugungen daran interessiert waren, dass diese Zuwiderhandlung aufgedeckt und bestraft wurde. Die Sodomie wurde so zu einem äußerst effektiven „Horror crime“.⁶⁷

Die frühneuzeitlichen Gesellschaft Livlands projizierte in die Fälle von Sodomie alle möglichen Ängste und Begierden, die vor den staatlichen Institutionen bzw. Gerichten unter Bezugnahme auf die christliche Ideologie, der Kirche verhandelt und durch Bestrafung der Verurteilten gelöst wurden. Dies bedeutete, dass eine stärkere Kontrolle über jedes Mitglied der frühneuzeitlichen Gesellschaft angestrebt wurde, was sich in warnender und abschreckender Weise sowohl in der lutherisch-christlichen Ideologie, als auch in den Strafmaßnahmen der Gerichte ausdrückte. Die Verschärfung der Beschränkungen im Hinblick auf das Sexualverhalten der Menschen war eine Methode, mit deren Hilfe soziale Kontrolle über die Gesellschaft ausgeübt wurde. Dieser Prozess verlief in den Ostseeprovinzen sowohl in ideologischer als auch in praktischer Hinsicht ähnlich wie im übrigen frühneuzeitlichen Europa.

⁶⁷ THOMAS, Not Having God Before his Eyes (wie Anm. 14), S. 154, 159.

SUMMARY

*Social Discipline in Early Modern Livland.
Proceedings of Sodomy Cases in Pärnu
County Court in 17th–19th Century*

In the last decades, historical research has taken a closer look at how social discipline and public welfare were implemented in the early modern state. It gave rise to the term “new morality”, which refers to the attempts of state authorities to standardise their subjects’ behaviour through laws and orders regulating morality since the 16th century refers. The given trend was evident also in early modern Livland and Estland where church, local courts and government became involved in proceedings regarding behaviour (including sexual offences) which previously had not been constantly pursued on the state level. From 1669–1818, the main bulk of sexual offence cases – excluding the cases of illegitimacy – in the Pärnu county court were 78 cases of sodomy. This article looks at those cases in the context of early modern social changes as an example of how the relationship between the state and an individual changed and assesses the administrative capacity of local government, as it then was, from the socio-ideological viewpoint.

According to early modern understanding, sodomy was “against nature” and a cardinal sin revealing the wrath of god against the whole society and resulting in major disasters: crop failure, plague and famine. Religious awareness among Livland peasants can be witnessed from court materials which describe local peasants’ knowledge and world-view on the matter. According to these materials, peasants were aware of Christian doctrines in a syncretic-dualistic way – the opposition of a strict and merciful god vs the tempting devil – already by the end of the 17th century.

Sodomy was also considered a serious offence in early modern society. Since it was despicable not the least for the defendant himself, it was referred to as a “silent sin” and, therefore, the relevant cases were brought to the attention of the court only if somebody walked in on the act and brought it to light on personal moral grounds. All in all, 14 people were sentenced to death for sodomy in the Pärnu county court from 1669–1818. When sodomy could not be fully proved, the person was sentenced to hard labour, public flogging and public repentance. The final two punishments served as a disciplinary measure for the society since they disgraced the convicted offender.

The early modern church as well as the court saw bestiality mainly as an indulgence in senseless physical and demonic urges, with these two institutions working together towards shaping the ideas and behaviour of local peasants. Tightening restrictions on one’s physical behaviour was a method in early modern Europe that helped to secure social control in society and was exercised in the Baltic provinces as well as the rest of Europe both ideologically and in practice.

Portrait eines Weitläufigen: Anton C. F. Amelung (1735–1798), Unternehmer und Wirtschaftspionier zwischen Zeiten und Welten

VON HARTMUT RÜSS

In einem Artikel des Holzmindener „Täglichen Anzeigers“ vom 20. Juni 2009 mit der Überschrift „260 Jahre Grünenplan: Die Zukunft der Vergangenheit“ heißt es, dass das Wirken Anton Christian Friedrich Amelungs als Pächter der Grünenplaner Glashütte in den Jahren 1773–1789 und als jemand, der mit seinem jüngeren Bruder Johann Friedrich die Grünenplaner Glastechnologie aus dem „gläsernen Herzen Niedersachsens“ in die Welt hinausgetragen hätte, „leider noch nie gewürdigt worden“ sei.¹ Richtig ist, dass die in Deutschland und Estland vorhandenen Quellenbestände für eine kritische Gesamtsicht von Amelungs Wirken nur zum Teil und bezüglich seiner Unternehmerpersönlichkeit überhaupt noch nicht von der Forschung systematisch ausgewertet worden sind, was den Anstoß zu der vorliegenden Studie gab. Dennoch irritiert die obige Behauptung in dem auch sonst nicht ganz fehlerlosen Beitrag angesichts der Tatsache, dass mindestens bereits seit den 1920er Jahren die Grünenplaner Pachtzeit Amelungs im Rahmen von Forschungen über die Glasmachergeschichte im Hils Gegenstand wissenschaftlichen Interesses und wissenschaftlicher Bewertung gewesen ist,² die Johannes Laufer in seiner Dissertation zur

Für engagierte Unterstützung bei der inhaltlichen Erschließung des handschriftlichen Quellenmaterials aus dem Estnischen Historischen Archiv Tartu gilt mein besonderer Dank Sven Lepa (Tartu), Lennart Petersen (Jena) und Volker Plath (Münster). Die Bezeichnung „Wirtschaftspionier“ im Titel dieses Beitrags geht auf eine Anregung von Folkmar Ballhorn (Bonn) zurück. Für die Realisation des Projekts bis hin zur Drucklegung bin ich meinem Kollegen Prof. Mati Laur (Tartu) in besonderer Weise verpflichtet. Der Redaktion der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ danke ich für die couragierte Bearbeitung des Manuskripts. Meiner Frau Freya, geb. Amelung, schließlich schulde ich Dank für ihr stetes und hilfreiches Interesse am Fortgang der Arbeit.

¹ Vgl. <http://www.tah.de/260jahregreenplandiezukunft.html> (letzter Zugriff 20.3.2014).

² Vgl. KARL F. W. BECKER: Die fürstlich-braunschweigischen Glashütten. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte Braunschweigs von 1740–1840. Diss. Hamburg 1925; EBERHARD TACKE: 200 Jahre Grünenplan, 1749–1949 / 325 Jahre Glasherstellung im Hils, 1624–1949. Bilder aus der Geschichte der Gemeinde Grünenplan und der Glasindustrie im Hils, Alfeld 1949. Die Gründung der Spiegelhütte und des Orts Grünenplan als eines der ältesten Beispiele für eine industrielle Werkssiedlung in

Deutschen Spiegelglas AG, als deren Keimzelle die Glashütte am Grünen Plan gilt, 1997 folgendermaßen formulierte und zusammenfasste:

„Als der 1756 ausbrechende Siebenjährige Krieg nicht nur Handel und Gewerbe stark beeinträchtigte, sondern auch den Staatsbankrott in Braunschweig heraufbeschwor, entschloß sich die Kammer, die Hütte zu verpachten (...). Die tendenzielle Entwicklung Grünenplans zum Besseren berechtigte zunächst dazu, an den Erfolg der Maßnahme zu glauben, denn es gelang dem neuen Pächter Amelung (...) mit finanzieller Starthilfe von Seiten der Kammer, die Produktionsanlagen binnen weniger Jahre auszubauen, die Leistung auf ein recht hohes Niveau zu schrauben und den Umsatz deutlich zu steigern (...) Die Zahl der Beschäftigten auf der Hütte stieg im Zeitraum von 1774 bis 1784 von 68 auf 116 Arbeiter. Die Bevölkerung Grünenplans hatte sich mit etwas mehr als 800 Einwohnern im Jahre 1781 seit 1773 annähernd verdoppelt.“³

Auch Gabriele Wohlauf kommt zu dem Schluss, dass in der Pachtzeit Anton C. F. Amelungs „die Hütte (...) recht schnell in Flor“ kam und rentabel arbeitete. In den Augen der Kammer von Herzog habe die „Kompetenz des Pächters“ außer Zweifel gestanden.⁴ Dies war allerdings nicht durchgehend deren Meinung. Eine vom Kammerrat von Hohenstein und Kammersekretär Wilke durchgeführte Betriebsprüfung am 23. Februar 1785 kam zu dem Ergebnis, dass Amelung sein Augenmerk zu sehr auf die Herstellung „großer Produkte“, die reiche Käufer voraussetzten, gerichtet habe bzw. auf große Handlungsgeschäfte, „die in kürzester Zeit reich machen können“, anstatt auf „currente“ und „wohlfeile“ Ware zu setzen. Überdies wurde sein Mangel an gehöriger Betriebskenntnis moniert und dafür plädiert, eine Kapitalgesellschaft (Societät) zu begründen oder, falls dies nicht gelänge, den Betrieb einzustellen.⁵ In seiner Gegendarstellung zu diesem Untersuchungsbericht vom Mai 1785, in der er zugleich Friedrich II. von Preußen als einen besonders vorbildlichen Förderer der Industrie herausstellte, unterstrich Amelung hingegen die hohe volkswirtschaftliche Produktivität der Grünenplaner Spiegelglashütte.⁶

Deutschland geschah auf Anordnung Herzog Carls I. (1713–1780) von Braunschweig durch seinen Oberjägermeister von Langen, die sich auch durch andere Unternehmensgründungen im Herzogtum (u.a. Porzellanmanufaktur Fürstenberg) hervortaten.

³ JOHANNES LAUFER: Von der Glasmanufaktur zum Industrieunternehmen. Die deutsche Spiegelglas AG (1830–1955), Stuttgart 1997, S. 20f. Vgl. auch GABRIELE WOHLAUF: Die Spiegelglasmanufaktur Grünenplan. Eine Studie zu ihrer Betriebstechnologie und Arbeiterschaft, Hamburg 1981, S. 375. Für das Jahr 1774 zählt die Verfasserin 553 und für 1786 712 Bewohner (S. 528).

⁴ WOHLAUF, Die Spiegelglasmanufaktur (wie Anm. 3), S. 18f.

⁵ Zit. nach BECKER, Die fürstlich-braunschweigischen Glashütten (wie Anm. 2), S. 55ff., der den Bericht als „oberflächlich“, „widerspruchsvoll“, durch mangelnde Kenntnis der Glasfabrikation und als von persönlichen Ressentiments bestimmt ansieht.

⁶ Ebenda, S. 58f.

Dabei folgte er, wie er mehrfach, zuletzt 1786, zum Ausdruck gebracht hatte,⁷ in seiner unternehmerischen Führung und Zielsetzung merkantilistischen Grundsätzen, wie sie auch im Sinne der absolutistischen Staatswirtschaftspolitik des fürstlichen Landesherrn lag. So betonte im gleichen Jahr der Kammerrat Heinemann, der im Auftrag des Herzogs angesichts des offensichtlich immer engeren Liquiditätsspielraums Amelungs eine abermalige Untersuchung über die Profitabilität Grünenplans durchführte,⁸ dass die Spiegelglashütte eine umfassende und wichtige Fabrik darstelle, da sie die „Zierde eines Staates“ sei, „das Holz in Werth“ setze, ungenutzte „Natur Producte als Sand und Kalk“ veredele, „fremdes Geld ins Land“ zöge, sonst unbewohnte Orte bevölkere und viele Menschen ernähre.⁹ Dies entsprach im Großen und Ganzen dem Bestreben der Merkantilisten nach „Schatzbildung“ und einer aktiven Handelsbilanz. Heinemanns Beobachtungen erstreckten sich dabei auch auf das unternehmerische Profil des Pächters Amelung, das im allgemeinen recht positiv ausfällt:

„So weit ich Amelungen haben kennen lernen, ist er von Gemüths character unternehmend, entschlossen, ungemein thätig und lebhaft. Nach meiner Überzeugung würde ein Mann von minderer Fähigkeit ein so ausgebreitetes, wichtiges Werk (...) so weit nicht gebracht haben. (...) Indessen ist vielleicht seine große Lebhaftigkeit Ursache, daß er über Kleinigkeiten (...) zu leicht hinweg eilt (...) So viel Kenntniß, als zum Glasmachen gehöret, hat er sich durch Erfahrung und durch Lesen guter Bücher erworben. Ein gelernter Kaufmann ist er zwar nicht; allein Erfahrung, Fleiß und gesunder Menschen-Verstand hat ihm diesen Abgang völlig ersetzt. Zwar scheinen seine Briefschaften nicht nach der strengsten Ordnung rangiret zu seyn; auch waren die Materialien, auf deren Reinlichkeit doch so vieles ankommt, nicht sorgfältig genug für Schmutz und Unrath aufbewahret. Indessen läßt sich ersteres mit seinen bisherigen Arbeiten und Unruhen entschuldigen; er konnte indoch durch Hülfe seines glücklichen Gedächtnisses alles was man einzusehen nöthig hatte, sofort auffinden und über die geringsten Umstände Erläuterung geben.“¹⁰

In seiner Pachtzeit hat Amelung zahlreiche Neuerungen und Verbesserungen durchgeführt bzw. in die Wege geleitet. Er investierte mit Hilfe von in der Regel zögerlich vergebenen staatlichen Krediten und z.T. bei erheblichem finanziellen Eigenaufwand u.a. in zusätzliche Kühlöfen, erweiterte Einrichtungen zum Schleifen, Belegen und Polieren sowie auch in eine neue Spiegelgussanlage, die es erlaubte, Glastafeln in vorher nicht erreichter

⁷ Vgl. WOHLAUF, Die Spiegelglasmanufaktur (wie Anm. 3), S. 6.

⁸ Ebenda, S. 18.

⁹ Vgl. Staatsarchiv Wolfenbüttel (künftig STW), 4 Alt, Fb 15, Nr. 150 (Brief, 18.4.1786).

¹⁰ Ebenda, S. 23f.

Qualität und Größe herzustellen, „die jede Erwartung übertrafen“.¹¹ Dabei legte er ein großes Interesse an der verbesserten Produktion hochwertigen – auch optischen¹² – Glases an den Tag und knüpfte zu diesem Zweck die Verbindung zu dem bekannten Göttinger Physiker und Literaten Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) an. Zwischen beiden Männern gab es über Jahre hinweg eine lebhaftes Korrespondenz vor allem über physikalische und chemische Detailfragen der Glaserzeugung. Erste Kontakte zu Lichtenberg leitete Amelung bereits 1782 durch Vermittlung seines Schwagers Meyer in die Wege, wie ein Brief des Göttinger Professors an diesen zeigt.¹³ Nicht zuletzt hatte Amelung seine Fühler zu Lichtenberg auch wohl deshalb ausgestreckt, um von ihm zuverlässige Informationen über den europäischen Glashandel zu bekommen.¹⁴ Für Lichtenberg war Amelung sowohl wegen dessen technischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen als auch wegen seiner praktischen Erfahrungen in der Glasherstellung ein Gesprächspartner auf mindestens gleicher Augenhöhe, wie umgekehrt Amelung vom theoretischen Wissen und den physikalischen und chemischen Experimenten des Göttinger Professors zu profitieren hoffte. Im Zusammenhang mit einer Fachbuchempfehlung für ihn schreibt Lichtenberg im März 1787: „Ich bin überzeugt, es wird für einen Mann von ihrem Geist, Thätigkeit und Talente ein wahres Labsal seyn...“¹⁵

Für die Geschichte der Glasherstellung und der dabei immer wieder auftretenden Probleme ist der Briefwechsel zwischen dem Theoretiker Lichtenberg und dem Praktiker Amelung zweifellos eine hochinteressante Quelle. Er ist zugleich ein klassisches Beispiel für die Verbindung von Forschung und angestrebter praktischer Nutzenanwendung, wie dies besonders im zeitgenössischen England gang und gäbe war, wo die sog. Gelehrten Gesellschaften (*Royal Society* u.a.) häufig ihr wissenschaftliches Tun an der industriellen Verwertbarkeit ausrichteten. Lichtenberg und Amelung kamen sich auch persönlich näher. Man traf sich zu Fachgesprächen im

¹¹ Vgl. WOHLAUF, Die Spiegelglasmanufaktur (wie Anm. 3), S. 91, ferner S. 110, 120, 144, 220, 236. Vgl. auch: Familiennachrichten, gesammelt und herausgegeben von FRIEDRICH AMELUNG, Erster Theil: Von 1667 bis zum Jahre 1863 (S. 1-65), Dorpat 1887; Zweiter Theil: Briefliche Memoiren des Fräulein Franziska Amelung von 1789 bis zum Jahre 1834 (S. 71-311), Dorpat 1890; Dritter Theil: Die Jahre 1704 bis 1806, auch Aelteres und Neuere (S. 314-725), hier Dritter Theil, S. 540. Vgl. auch LAUFER: Von der Glasmanufaktur zum Industrieunternehmen Laufer (wie Anm. 3), S. 20f.; zu den zwei eigenen Pottaschesiedereien siehe STW, 4 Alt, Fb 15, Nr. 141.

¹² Er beteiligte sich über den Kopenhagener Physiker Prof. Kratzenstein an einem von der Pariser Akademie ausgelobten Preis für die Erfindung eines guten Flintglases und befasste damit auch Lichtenberg und den Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800). Vgl. Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 478-481, 520.

¹³ Brief, 20.11.1782, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 475ff. Abgedruckt auch in: GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG: Briefwechsel, Bd. II (1780–1784), hrsg. von ULRICH JOOST und ALBRECHT SCHÖNE, München 1985, S. 467f.

¹⁴ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 476 („Dass Frankreich, auch sogar Schweden kleine Spiegel nach China sendet, weiss ich gewiss...“ usw.)

¹⁵ Ebenda, S. 484.

Herbst 1788 in Göttingen.¹⁶ Aus demselben Jahr stammt ein Brief Amelungs an den Göttinger Professor, den er so einleitet:

„Werthester Freund! – Gefehlt, mein Freund, gefehlt! Sie hätten niemand, der für Sie anpochte? Das bemerken Sie nur nicht, denn Zwey generis femini, zwey Damen, vor denen ich grösste Ehrerbietung hege, sind es, die schon lange öffentlich für Sie angepocht haben und ferner noch stärker anpochen werden: ‚Scientia et Sapientia‘. Diese Ihnen leibeigen, werden gewiss am Ende reussieren.“¹⁷

Lichtenberg hatte schon zu Anfang des Jahres 1783 die Spiegelglashütte in Grünenplan besucht, Anton Amelung dort aber nicht angetroffen.¹⁸ Eine Hochzeitseinladung nach Grünenplan 1787 sagte er „mit dem grössten Dank“ ab, indem er sich der „liebenswürdigen Familie“, die „eine netttere Sammlung von schönen Mädchen enthält, als ich je gesehen habe (...) so wie dem Patriarchen derselben, mit der grössten Hochachtung“ empfahl.¹⁹

In einem Memorandum an die Kammer vom Januar 1789 führte Amelung insgesamt siebzehn „Meliorationen“ auf, die in seiner Pachtzeit verwirklicht worden seien.²⁰ Bei dieser Aufzählung lässt er seine wichtigen Maßnahmen zur Verbesserung der sozialen Lage der Hüttenarbeiter unerwähnt. Die von ihm zu Erbenzinsen in großer Zahl erworbenen Wiesen und Gärten verpachtete er in erster Linie an jene Hüttenarbeiter, die als Häuslinge in privaten Wohnungen lebten und über keinen Grund verfügten, wie ein Bescheid aus dem Jahre 1787 exemplarisch zeigt.²¹ Die permanente Wohnraumnot war für ihn der Anlass zur Errichtung der sog. „Amelung’schen Reihe“, einem Komplex von 13 Wohngebäuden gegenüber der Hütte, die bereits 1782 bezugsfertig waren²² und zu deren Errichtung die herzogliche Kammer die erforderlichen finanziellen Mittel kategorisch verweigert hatte.²³ Bereits 1777 hatte sich Amelung bei der Kammer um einen verstärkten Wohnungsbau bemüht, um die aus anderen Gegenden

¹⁶ Brief Amelungs an Lichtenberg, 13.10.1788, in: LICHTENBERG, Briefwechsel (wie Anm. 13), Bd. III (1785–1792), München 1990, S. 575 („Freude war es mir, dass das Bleiglas dero Beyfall erhielt“).

¹⁷ Brief, 14.9.1788, in: ebenda, S. 557; Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 484f.

¹⁸ Brief an Johann Andreas Schernhagen, 24.2.1783, in: LICHTENBERG, Briefwechsel (wie Anm. 13), Bd. II, S. 520.

¹⁹ Brief, 26.3.1787, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 484, sowie LICHTENBERG, Briefwechsel (wie Anm. 13), Bd. III, S. 336f. Es handelte sich um die Hochzeit Dr. Georg David Köhlers, des Bruders eines Schwiegersohns Amelungs, mit Adelaide Mauvillon. Ebenda, S. 337.

²⁰ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 540–547. Siehe auch Amelungs Bericht an den Herzog über seine Maliorationen vom 15.10.1789, in: BECKER, Die fürstlich-braunschweigischen Glashütten (wie Anm. 2), S. 76. In einem Bericht aus dem Jahre 1790 wird die Grünenplaner Hütte als „eine der berühmtesten und kompetentesten in der Welt“ bezeichnet. Vgl. Werkzeitschrift SCHOTT&GEN. JENAER GLAS 2 (1963), S. 8.

²¹ WOHLAUF, Die Spiegelglasmanufaktur (wie Anm. 3), S. 383.

²² Ebenda, S. 369, 375.

²³ LAUFER, Von der Glasmanufaktur zum Industrieunternehmen (wie Anm. 3), S. 21.

angeworbenen Arbeiter bei der Spiegelfabrik fest anzusiedeln, „damit es ihnen nicht etwa einfallen könne, wieder von hier zu gehen.“²⁴ Noch vor dem Pachtantritt Amelungs war unter fürstlicher Administration eine Witwen- und Waisenkasse sowie eine so genannte Büchsenpfennigkasse eingerichtet worden. Die Abzweigung eines bestimmten Anteils vom Lohn war für jeden Spiegelhüttenarbeiter verpflichtend. Die Büchsenpfennigkasse war dazu da, im Krankheitsfall oder bei Arbeitsunfähigkeit versorgt zu werden. Erst Mitte der 1780er Jahre drangen die Schleifer, Facettierer und Polierer der Spiegelhütte darauf, einen rechtlich gesicherten Pensionsanspruch durch die Einrichtung einer Pensionskasse zu erreichen. Amelung solidarisierte sich in einem Schreiben an die Kammer vom 30. Mai 1785 mit diesem Anliegen, wurde aber abschlägig beschieden.²⁵ „Mit dem Weggang Amelungs erlosch das Interesse der Hüttenleitung an der Einrichtung einer Pensionskasse, so dass die Hüttenarbeiter keinerlei Fürsprecher für diese Einrichtung mehr hatten und dieses Projekt in den nächsten Jahrzehnten auch keine Realisierung fand.“²⁶

Die einvernehmlich erfolgte vorzeitige Auflösung des auf 18 Jahre laufenden Pachtvertrages durch den Herzog und Amelung im Jahre 1789 hing offenbar damit zusammen, dass dieser in einer durch internationale Krisen verschärften konjunkturellen Abschwungphase nicht über genügend flüssiges Eigenkapital verfügte, um seinen laufenden Verpflichtungen nachzukommen. Der Mangel an Betriebskapital belastete die Pachtung Amelungs von Anbeginn an. Das erklärt seine mehrfachen Gesuche um Pachtzinsnachlass bei der herzoglichen Kammer, die aber immer wieder abschlägig beschieden wurden. Zwar führte eine große Bestellung der russischen Kaiserin Katharina II. von über 1 000 Spiegelfenster scheiben mit Facetten sowie die Gewährung eines Darlehens durch seinen vermögenden Bruder Georg Wilhelm zu einer vorübergehenden Entspannung seiner finanziellen Lage,²⁷ aber als die Kammer sich nach dem Heinemann'schen Untersuchungsbericht schließlich 1788 zur Herabsetzung des Pacht- und Forstzinses durchrang, fiel dies Zugeständnis in eine Phase erneuter schlechter Konjunktur, verursacht vor allem durch den zweiten russisch-türkischen Krieg (1788–1792) und den holländischen Bürgerkrieg. Es kann somit davon ausgegangen werden, dass sich Amelung durch seine vielfältigen betriebsverbessernden, baulichen und sonstigen Aktivitäten finanziell übernommen und die negativen Folgen möglicher konjunktureller Krisenphasen nicht ausreichend ins Kalkül gezogen hatte. Jedenfalls beschleunigte das nicht vorhersehbare Wegbrechen des für die Grünenplaner Spiegelmanufaktur besonders wichtigen russischen Marktes, mit ausgelöst durch den Verfall des Rubels und die Erhöhung des Zolltarifs

²⁴ STW, 4 Alt, Fb 15, Nr. 112 (Schreiben an die Kammer, 18.10.1777).

²⁵ WOHLAUF, Die Spiegelglasmanufaktur (wie Anm. 3), S. 353f.

²⁶ Ebenda, S. 360.

²⁷ BECKER, Die fürstlich-braunschweigischen Glashütten (wie Anm. 2), S. 53f.

auf Spiegelglas, den Absatzrückgang der Glashütte dramatisch.²⁸ In seiner „Beschreibung der jetzigen wahren Handelssituation der fürstlichen von mir gepachteten Spiegelhütte“ vom 2. März 1784 hatte Amelung die wichtigen Handelsbeziehungen zu Russland dargestellt, die er selbst auf einer Reise dorthin 1777 angeknüpft hatte²⁹ und die jetzt vollkommen zu erlöschen drohten. In einem Schreiben an den Kammerrat Heinemann vom 26. April 1786 hatte er den russischen Handel als „die Seele der hiesigen Fabrik“ bezeichnet.³⁰ Rückblickend konstatierte er: „Nichts aber mehr als der schlechte Cours der russischen Rubel beredete mich zur Abgabe der Fabrik, denn 40 Prozent Verlust an einer Münze kann kein Kaufmann aushalten, wenn die Waare nicht vertheuert wird, und das war mir nicht möglich zu effectuiren.“³¹ Auch der Absatz von Spiegelglas auf dem holländischen Markt war aufgrund des holländisch-englischen Krieges völlig zum Erliegen gekommen.³² Infolge des russisch-schwedischen Krieges 1788–1790 geriet die Einfuhr hochwertiger Pottasche aus Schweden fast gänzlich ins Stocken. Zudem machte dem Pächter die zwischen 1776 und 1778 entstandene Glashütte im benachbarten Hannoverschen Amelith, die höhere staatliche Förderung als Grünenplan genoss, schwer zu schaffen. Eine auf fünf Jahre geschlossene „Konvention“ über Absatzsicherung zwischen Amelung und dem Pächter der Amelither Glashütte erwies sich als trügerisch, da dieser die Grünenplaner Marktanteile in Russland selbst in die Hand bekommen wollte. 1788 stammten von 73 Hüttenarbeitern in Amelith 21 aus Grünenplan.³³ Bereits 1779 hatte Amelung in Erwägung gezogen, das für ihn bedrohliche Konkurrenzunternehmen selbst in Pacht zu nehmen, das „Anlage-Capital dazu ist da.“³⁴ Davon war allerdings der durch größte Sparsamkeit und seinen überaus haushälterischen Sinn bekannte Herzog Carl II. Wilhelm Ferdinand (1735–1806)³⁵ nicht überzeugt.

²⁸ Vgl. WOHLAUF, Die Spiegelglasmanufaktur (wie Anm. 3), S. 393.

²⁹ STW, 4 Alt, Fb 15, Nr. 150 (Beschreibung der jetzigen wahren Handelssituation der fürstlichen von mir gepachteten Spiegelhütte, 2.3.1784). 1783/84 wurden für 66 653 Taler Spiegel abgesetzt, davon allein in Russland für 31 960 Taler. Vgl. BECKER, Die fürstlich-braunschweigischen Glashütten (wie Anm. 2), S. 67.

³⁰ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 539.

³¹ Brief an Graf Joseph Breuner, 30.9.1789, in: ebenda, S. 633f.

³² STW, 4 Alt, Fb 15, Nr. 150 (Beschreibung, 2.3.1784).

³³ WOHLAUF, Die Spiegelglasmanufaktur (wie Anm. 3), S. 297; BECKER, Die fürstlich-braunschweigischen Glashütten (wie Anm. 2), S. 75.

³⁴ Eingabe an die Fürstliche Kammer zu Braunschweig, Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem Herrn Erbprinzen zu Braunschweig unterthänigstes Promemoria, 22.7.1779, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 525ff. Zu dem berühmten Kriegshelden und Bewunderer der französischen Aufklärung vgl. PAUL ZIMMERMANN: Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 15, Leipzig 1882, S. 272–280.

³⁵ Vgl. SELMA STERN: Karl Wilhelm Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Hildesheim und Leipzig 1921 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen, 6), S. 215. Typische adlige Vergnügungen (Tafel, Jagd, Spiel) waren ihm fremd.

In einem persönlichen Brief an Amelung mahnte er: „Sie gestehen selbst ein, dass es eine grosse Anlage erfordert, um die Hannoversche Spiegel-Hütte zu übernehmen, und selbst haben Sie nicht das Vermögen dazu.“ Er zählte die voraussehbaren finanziellen Belastungen einer weiteren Pachtübernahme auf und riet Amelung:

„Der beste Weg, wodurch die Anlage neuer Wercke unschädlich zu machen wäre, ist bessere und wohlfeilere Waare zu fabricieren und Beydes sind wir im Stande zu thun (...), geben Sie sich um aller Versprechungen willen in keine mehrere Weitläufigkeiten (...) Niemand, der nicht durchaus dazu gezwungen ist, muss mehr übernehmen, als er selber übersehen kann, sonst geht es ihm, als wie es hier in unseren Entreprisen Manchen gegangen (...) Dieses ist mein aufrichtiger Rath, mein lieber Herr Amelung, und wer ihr Freund ist und die Umstände kennt, wird Ihnen nicht anders rathen können. Carl, Erbprinz zu Braunschweig und Lüneburg.“³⁶

Wenn sich der herzogliche Landesherr am Ende doch dazu bereit fand, dem Wunsch Amelungs nach vorzeitiger Pchtauflösung stattzugeben, so mag es auch für ihn und in der fürstlichen Kammer gewichtige Gründe dafür gegeben haben. Die ganze Angelegenheit entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, wie sie aus einem vertraulichen Brief vom 30. April 1784 hervorgeht, den der Kammersekretär Wilke an Amelungs Frau Sophie als Antwort auf eine an ihn gerichtete Anfrage von ihr geschrieben hatte. Es heißt dort, dass „ein gegen Ihren Herrn Gemahl hämisch Gesinnter“ sowohl „irrig als fälschlich“ Gerüchte verbreitet habe, „dass die Fabrik nicht mehr mit der vorigen Lebhaftigkeit betrieben würde, dass wenige oder gar keine Versendungen geschähen, dass Herrn Amelung’s Credit hier und an anderen Orten gar sehr gefallen sei und also wohl ein baldiger Stillstand der Hütte zu besorgen sey“. Solche Gerüchte wären auch „zu den Ohren unseres Herzoges“ gelangt, der daraufhin eine Untersuchungskommission zur Überprüfung des „Zustands der Hütte und des Herrn Gemahls Vermögen“ eingesetzt habe. Das aufgekommene Misstrauen sei dann aber nach eingehender Anhörung von Johann Friedrich Amelung, dem jüngsten Bruder des Pächters, gänzlich aus dem Weg geräumt worden.³⁷

Dass ausgerechnet Johann Friedrich Amelung (geb. 1741), der im Frühjahr 1784 der Kammer die Leitungsqualitäten seines Bruders und den Zustand der Spiegelmanufaktur noch so vorteilhaft und überzeugend dargestellt hatte, im Frühsommer desselben Jahres mit mehreren Dutzend

³⁶ Handschreiben des Erbprinzen Karl von Braunschweig an Herrn Commissar A. C. F. Amelung zu Grünenplan, 25.7.1779, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 527-530.

³⁷ Ebenda, S. 532ff. Auch Lichtenberg hatte von den Gerüchten um Amelung gehört. Ein Brief an Johann Andreas Schernhagen vom 24.2.1783 beginnt mit den Worten: „Das wäre doch abscheulich, wenn die Geschichte mit dem Ammelung war wäre. Ich bedaure seine brave Frau und guten Kinder, die er nach der Reihe der Orgelpfeiffen hat, und sehr wohl erzogen zu seyn scheinen.“ Vgl. LICHTENBERG, Briefwechsel (wie Anm. 13), Bd. II, S. 530.

Spiegelmachern und ihren Familien u.a. aus Grünenplan das Unternehmen heimlich in Richtung Amerika verließ,³⁸ musste nun auch die Vertrauenswürdigkeit und Zuverlässigkeit des Pächters Amelung in den Augen mancher Räte der fürstlichen Kammer nachhaltig beschädigen.³⁹ Die dort ohnehin nicht stark ausgeprägte Bereitschaft, ihm finanziell beizustehen, wurde künftig noch restriktiver gehandhabt,⁴⁰ die von ihm angestrebte Erbpacht beharrlich verweigert. Zwar entspannte sich wohl in der Folgezeit seine wirtschaftliche Situation etwas.⁴¹ Allerdings gestand ihm die Kammer letzten Endes nur eine zweijährige Verkürzung des Pachtkontrakts statt der gewünschten vierjährigen zu und ging auch nicht auf seinen Vorschlag ein, ihn als Teilhaber der Fabrik mit einem „tüchtigen Mann“ als „Rechnungsführer“ an der Seite einzusetzen. Um von einer permanenten Subventionspolitik weg zu kommen, hielt sie es anscheinend für besser, die von Amelung selbst ins Spiel gebrachte Idee, einen vermögenden „Capitalisten“ als Pächter zu engagieren,⁴² in die Tat umzusetzen. Dass die Wahl 1792 ausgerechnet auf den kapitalkräftigen Pächter Eckhardt der Konkurrenzhütte Amelith fiel, der ganz bewusst die Spiegelmanufaktur in Grünenplan in wenigen Jahren zugunsten des Hannoverschen Unternehmens an den Rand des Ruins trieb,⁴³ zeugte nicht gerade von der Weit-sichtigkeit der Braunschweiger fürstlichen Kammer, die das unternehmerische Kalkül hier wie auch im Falle Amelungs, dem sie die erforderlichen Zuschüsse versagt hatte, offensichtlich falsch einschätzte, was sie im Falle des neuen Pächters in der Folge teuer zu stehen kam.

Aus seiner „Vermögensbalance“ vom 20. August 1790 geht hervor, dass Anton C. F. Amelung zu diesem Zeitpunkt nach Abzug der Schulden über ein beträchtliches Reinvermögen von ca. 10 000 Reichstalern verfügte, das aber hauptsächlich in noch zum Verkauf stehenden und in Hamburg bzw.

³⁸ Nachdem der Auswanderungsplan Johann Amelungs ruchbar geworden war, erließ der Herzog von Braunschweig am 29.3.1784 ein von der Kanzel und durch öffentlichen Anschlag verbreitetes Edikt, dass die Auswanderung „in Sonderheit nach Amerika“ verbot. Vgl. STW, 4 Alt, Nr. 205, Bl. 39f., sowie CLAUDIA POHLMANN: Die Auswanderung aus dem Herzogtum Braunschweig im Kräftespiel staatlicher Einflussnahme und öffentlicher Resonanz 1720–1897, Stuttgart 2002, S. 57. Johann Amelungs Gläser aus der Manufaktur in New Bremen bei Baltimore gingen als „Old Frederick Glass“ in die Geschichte ein und sind heute im Metropolitan Museum of Art zu besichtigen. Vgl. DOROTHY MACKAY QUINN: Johann Friedrich Amelung at New Bremen, in: Maryland Historical Magazine 43 (1948), S. 155–179.

³⁹ Ersichtlich aus der Eingabe Amelungs an die Fürstliche Kammer um Johanni 1784, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 536f.

⁴⁰ Brief Wilkes an Sophie Amelung, 30.4.1784, in: ebenda, S. 534f., sowie das vertrauliche Schreiben desselben an Anton C. F. Amelung, 28.2.1784, in: ebenda, S. 534, Anm. 2.

⁴¹ Brief an Cammer-Rath Heinemann, 26.4.1786, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 537f.

⁴² Ebenda, S. 536.

⁴³ Dazu LAUFER, Von der Glasmanufaktur zum Industrieunternehmen Laufer (wie Anm. 3), S. 22f.

St. Petersburg lagernden Spiegelgläsern und nicht in flüssigem Kapital bestand.⁴⁴ So ist es wohl auch zu erklären, dass er nach Ende der Pachtzeit und Übersiedlung mit der Familie nach Holzminden, wo er ein Haus erworben hatte, nach einer neuen Betätigung Ausschau hielt. Dazu hatte ihm schon 1788 sein in Ootmarsum (Holland) als erfolgreicher Kaufmann agierender Bruder Georg Wilhelm Amelung geraten.⁴⁵ Aus etwa dieser Zeit stammt eine Originalhandschrift Anton C. F. Amelungs, die uns in zwei voneinander abweichenden Versionen überliefert ist⁴⁶, und die als eine Art Empfehlungs- bzw. Bewerbungsschreiben anzusehen ist. Der Text liefert darüber hinaus einige interessante Aufschlüsse über Charakter und Selbstverständnis des Schreibers. Es heißt dort:

„Anno 1735 den 3. Februarii bin ich Anton Christian Friedrich Amelung zu Hettlingen bei Hannover gebohren, bin in Hannover zur Schule gehalten und in Elbingerode confirmiret. Ao. 1748 bin ich in die Lehre in die Sandartsche Apotheke in Halberstadt gekommen und habe Ao. 1754 ausgelernet. Ich habe darauf in Hornburg und Northheim conditioniret. Ao. 1758 bin zur alliirten Armee nach Dülmen gekommen, und bin von dem Staabs-Wagenmeister Lerch freundschaftlich aufgenommen. Meines Vaters Schwager, dem Proviantschreiber Kunst habe einige Zeit in Dülmen und Warendorff Rechnung machen helfen, bis ich mit Anton Heinrich Delius in Versmoldt in Lieferungs Societaet getreten und unter Gottes Segen, Mühe und Fleiss ein Capitalchen erworben, dass ich capable war, allein Entreprisen von dem General Commissair Michael Hattoh zur Belagerung der Stadt Münster zu übernehmen. Nach Eroberung der Stadt Münster bin ich in Compagnie mit Jakob Paken&C. getreten und habe bis Ende des Krieges starke Lieferungen verrichtet, besonders habe ich einzelne Corps, als das Corps des General L.v. Bock, General v. Conway, General v. Hardenberg [bei Ottow anstelle der beiden letzteren der *General von Seydlitz*; H.R.] geführt und mit Fourage, Brodt und Pferden versorget. [Hier folgt bei Ottow: *Dabei ward ich von einer Kosackenlanze verwundet, auch von einem Donnerwetter sechs Fuß hoch erhoben worden*; H.R.] Ao. 1764 bin ich zum Oberzeugmeister Graf v. Schulenburg gereiset, habe mit selbigen, (da ich mich dem Forst Wesen widmete), die Jagden im Cellischen und Lüneburgischen beigewohnet

⁴⁴ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 547f.

⁴⁵ Brief, 12.11.1788, in: ebenda, S. 572. Er war ein vermögender Junggeselle und Inhaber von Handelshäusern in Bremen und Holland. Ausführlich zu seinen weit gespannten kaufmännischen Aktivitäten in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 550-571.

⁴⁶ Familiennachrichten I (wie Anm. 11), S. 59ff.; MARTIN OTTOW: Die Spiegelabrik Katharina-Lisette bei Oberpahlen und die Familie Amelung, in: Baltische Hefte 9 (1962/63), H. 1, S. 21-42, hier S. 23. Der Text muss zwischen dem 24. Januar 1788 (dort angeführter Tod der zweiten Tochter Maria Charlotte Dorothea) und dem 27. März 1789 (noch nicht erwähnte Geburt der zweitjüngsten Tochter Franziska) entstanden sein.

[hier folgt bei Ottow: *wobei ich vier mal von Hirschen wurde gespießet*; H.R.] Ich bin darauf zur Hahnenburg bey dem Oberförster Beussel um mehrere Kenntniss der Forst zu erlangen dreiviertel Jahr geblieben, bis ich den 23. May 1765 mich mit der Jungfer Sophia Margareta Meyer [des Schlossorganisten 3. Tochter in Hannover, ist den 14. Juli 1746 gebohren; H.R.] verheyratet. Ich bin darauf nach dem Haartz gereiset, und habe unter Anführung des Herrn Oberforstmeister v. Haaren die Hartzter Forsten kennen lernen. Ao. 1766 bin ich mit meiner Frau nach Möln in das vom Obrist Otten erkaufte Haus zu wohnen gezogen, und habe die dasigen Forsten kennen lernen. [Jetzt folgt die Aufzählung der bis zu diesem Zeitpunkt geborenen 15 Kinder mit Angabe des Jahres, des Tages, der Uhrzeit und des Ortes der Geburt sowie die Mitteilung vom Tod der Tochter Charlotte und von der Verheiratung der Tochter Wilhelmina im Jahre 1788; H.R.] Ao. 1768 bin von Möln nach Koenigslutter gezogen und das daselbst gehabte Haus an den Stadtsecr. Wierling verkauft. Ao. 1769 bin von Koenigslutter nach Hohenbüchen gezogen. Ao. 1773 in Novbr. die Pacht der Spiegelhütte zum Grünenplan angetreten.“

Da Amelung auf die Pachtzeit in Grünenplan nicht näher eingeht, dagegen besonders seine Erfahrungen bei der Jagd⁴⁷ und im Forstwesen in der Zeit davor herausstellt, liegt die Vermutung nahe, dass dieses Schriftstück mit Blick auf eine künftige Tätigkeit in diesem Bereich verfasst wurde. Mit der Vermarktung von Holz durch Verkäufe von Möln und Hohenbüchen aus, die sein Bruder Georg Wilhelm in Bremen zwischen 1764 und 1768 organisierte, hatte er schon in früheren Jahren Erfahrung gesammelt und Geschäfte gemacht.⁴⁸ Dabei empfiehlt er sich allgemein als eine Person, die sich durch räumliche Mobilität, berufliche Vielseitigkeit und Fleiß auszeichnet und mithin ein breites Spektrum praktischer Kenntnisse aufweisen kann. Erfahrungen als Apotheker, als „unter Gottes Segen“ agierender Geschäftsmann und Fachmann im Forstwesen lassen ein flexibles Karriereprofil erkennen. Die Beziehungen zu hohen Persönlichkeiten verweisen auf die Fähigkeit, sich Zugang zu einflussreichen gesellschaftlichen Kreisen zu verschaffen und erfolgreich personelle „Netzwerke“ zu knüpfen. Bemerkenswert ist die akribische Auflistung der zahlreichen Nachkommenschaft. Amelung soll seinen Kinderreichtum – 17 eigene und 5 angenommene Kinder – mit den Worten kommentiert haben „Je mehr Kinder, je mehr Vaterunser“.⁴⁹ Dieser mit seiner Zweideutigkeit kokettierende

⁴⁷ Als leidenschaftlicher Jäger hat er sich auch in seiner Grünenplaner Zeit betätigt und gelegentlich die Göttinger akademische Bekanntheit mit Wildbret beehrt, allerdings auch einmal einem Jagdgenossen ins Bein geschossen, was ihn 400 Taler Schmerzensgeld kostete.

⁴⁸ Vgl. Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 530ff., 551f. Zwischen 1769 und 1773 war Amelung Pächter des Gutes Hohenbüchen. Ebenda, S. 550, Anm. 2.

⁴⁹ Überliefert von Franziska Amelung, vgl. Familiennachrichten I (wie Anm. 11), S. 3. Zu ihr HARTMUT RÜSS: Franziska Amelungs Reise nach Livland und Russland 1811 bis 1818, in: Ajalooline Ajakiri 2009, Nr. 3/4 (129/130), S. 559–584; DERS.:

Spruch war durchaus kompatibel mit dem lutherischen Katechismus und der immer noch populären Hausväterliteratur. Eine vielköpfige Nachkommenschaft galt im Übrigen, anders als vielfach zu lesen, nicht unbedingt als Zeichen sozialer Niedrigstellung.⁵⁰ Eine so große Kinderschar, wie die Amelung'sche, musste man sich schließlich leisten können, und in Amelungs Fall scheint sie tatsächlich ein Teilaspekt seines auch ansonsten offensiven und zupackenden Herangehens an das Leben gewesen zu sein, gemäß seinem Wahlpruch: „Der Mensch kann Alles, was er mit Ernst will.“⁵¹

Man kann darüber spekulieren, ob Amelung sein Karriereprofil eines rational kalkulierenden Kaufmanns, sachverständigen Kenners des Forstwesens und sorgend-bedachtsamen Hausvaters und Familienpatriarchen durch seine sonst ihn auszeichnenden Qualitäten – Mut, Draufgängertum, Furchtlosigkeit usw. – ergänzt sehen wollte, wenn er en passant erwähnt, wie er von einer „Kosakenlanze“ verwundet, von einem „Donnerwetter sechs Fuß hoch erhoben“ und von Hirschen „vier mal gespießet“ wurde. Der kritische Leser wird all das wahrscheinlich sogleich als „Jägerlatein“ und Aufschneiderei einstufen. Aber solche „Münchhausiaden“ scheinen in Grünenplan als erheiternder Gesprächsstoff durchaus eine Rolle gespielt zu haben. Der auf seinem Gut in Bodenwerder residierende „Lügen-Baron“ Hieronymus Freiherr von Münchhausen war nämlich häufig zu Gast im Haus von Amelungs Schwiegersohn Fritz Lutterloh, der Pastor im nicht weit von Bodenwerder entfernten Halle war. Zu Gast bei den Amelungs in Grünenplan war auch der Dichter Gottfried August Bürger, um, wie der befreundete Verleger Johann Christian Dieterich (1712–1800) vermutete, die dortigen „Grazien zu beliebäugeln“.⁵² Bürger veröffentlichte 1786 in Göttingen „Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande – Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“. Amelungs Urenkel Friedrich Amelung sah die erwähnten Abenteuer offenbar als irrelevant für die Bewertung der Persönlichkeit seines Urgroßvaters an – jedenfalls hat er bei der Herausgabe der besagten Originalhandschrift 1887 die-

Pochod Napoleona v Rossiju 1812 goda: nemeckij vzgljad iz rossijskoj provincii [Der Zug Napoleons nach Russland im Jahre 1812: ein deutscher Blick aus der russländischen Provinz], in: Problemy istorii Rossii, Bd. 9, Ekaterinburg 2011, S. 256-266.

⁵⁰ Vgl. ANDRE BURGUIERE, FRANÇOIS LEBRUN: Die Vielfalt der Familienmodelle in Europa, in: Geschichte der Familie, Bd. 3: Neuzeit, hrsg. von ANDRE BURGUIERE, CHRISTIANE KLAPISCH-ZUBER, MARTINE SEGALIN und FRANÇOISE ZONABEND, Frankfurt am Main 1997, S. 13-119, hier S. 23, 37, 39.

⁵¹ Nach Erinnerung Franziska Amelungs sei die Mutter nicht dieser Ansicht gewesen und hätte gemeint, „so grosse Gaben dem Vater auch Gott gegeben habe, so fehlte ihm doch die des Gesanges“. Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 96.

⁵² Brief Dieterichs an Amelung, 4.1.1787, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 512ff. Hier heißt es einleitend: „Bleib mit Deiner ganzen Familie im neuen, wie im alten Jahr unser Freund, auf mich kannst Du lebenslang darauf rechnen“. Zu ihm als einem der bedeutendsten Verleger Deutschlands vgl. ÉLISABETH WILLNAT: Johann Christian Dieterich: Ein Verlagsbuchhändler und Drucker in der Zeit der Aufklärung, Frankfurt am Main 1993.

sen Passus weggelassen (und ihn erst sieben Jahre später in einer kleinen Randnotiz an abgelegener Stelle plazierte) und damit eine nicht unwesentliche Seite im Charakter des verehrten Vorfahren zu unterdrücken versucht. Dieser entsprach eben nicht in allem dem rationalen Typus des am Anfang eines modernen Unternehmertums stehenden kühlen „Machers“ und Organisations, wie ihn teilweise die Familienlegende gerne sehen wollte. Seine Wertorientierung war differenzierter angelegt. Altes, Überliefertes und scheinbar Irrationales fanden darin ebenso ihren Platz wie der aufgeklärte Geist eines neuen Zeitalters.

Vorerst war für den ehemaligen herzoglichen Pächter die Suche nach einer neuen Betätigung vorrangig, da die flüssigen Barmittel für den Unterhalt seiner großen Familie beschränkt waren. Kurz nach Beendigung des Pachtverhältnisses schrieb Amelung an den österreichischen Diplomaten Graf Joseph Breuner in Kopenhagen, der vor geraumer Zeit als Göttinger Student sein Gast in Grünenplan gewesen war: „stille mich hinsetzen kann ich nicht, dazu bin ich zu gesund und es ist auch gegen mein Princip, jemals unthätig zu sein.“⁵³ Der in der Literatur häufig vermittelte Eindruck, Amelungs Suche nach einem neuen Betätigungsfeld sei von Beginn der Pachtauflösung an auf Russland fokussiert gewesen,⁵⁴ ist allerdings falsch. Aus dem Schriftverkehr mit Breuner zwischen 1789 und 1791 geht hervor, dass Amelung mit ihm verschiedene Projekte schmiedete, etwa die Errichtung einer Spiegelhütte an der Donau oder in Galizien oder sogar die Einrichtung einer österreichischen Staatslotterie, „aber nur erst Frieden!“⁵⁵ So nutzte er auch seine im Siebenjährigen Krieg angeknüpften Beziehungen zum General von Hardenberg, wenn er sich um Protektion an dessen Sohn, den seit 1791 zum preußischen Staatsminister aufgestiegenen Karl August Fürst von Hardenberg wandte. Dieser hatte als Geheimer Rat in Braunschweiger Diensten 1786 Grünenplan besucht und Amelung versprochen, ihm ein „Gönner (...) zu sein.“⁵⁶ Auch war es unter anderen wohl er, der ihm zur vorzeitigen Pachtauflösung geraten hatte, schreibt Amelung doch an ihn mit Blick auf das Pachtende: „Ich selbst sehe es noch immer für mich als ein grosses Glück an, dort aufgehört zu haben, – ich habe doch alle meine Schulden bezahlen können und habe meinen ehrlichen Namen conserviert. Dieses muss ich Ew. Excellenz annoch mit verdanken.“⁵⁷ In drei Briefen vom Mai, Juni und Dezember 1793 an Hardenberg ersuchte Amelung ihn nun um Unterstützung und Förderung eines von Danzig aus zu betreibenden

⁵³ Brief, 30.9.1789, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 634.

⁵⁴ Vgl. etwa POHLMANN, Die Auswanderung (wie Anm. 38), S. 58, die die Entscheidung für Russland auf 1792 verlegt. Ähnlich schon CLAUS GRIMM: Zur Geschichte der Glasmacher in Est- und Nordlivland, in: Genealogie 13 (1977), Nr. 1, S. 403–425, hier S. 417.

⁵⁵ Brief Amelungs an Graf J. Breuner, 30.9.1789, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 634, und S. 637, Anm. 4.

⁵⁶ Brief Amelungs an Cammer-Rath Heinemann, 26.4.1786, in: ebenda, S. 537.

⁵⁷ Brief Amelungs an Hardenberg, 16.6.1793, in: ebenda, S. 643.

internationalen Getreidehandels.⁵⁸ „Finde ich ein gehöriges Emploi, so bin ich gewillt, ein Preussischer Unterthan zu werden.“⁵⁹ Er knüpfte dieses Vorhaben an die Erwartung, dass „Sr. Königl. Majestät“, also Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ihm durch Fürsprache bei der holländischen Erbstatthalterin Wilhelmine, die dessen Schwester war, zu seinem vom 1791 gestorbenen Bruder Georg Wilhelm ererbten Vermögen von 80 000 Gulden ver helfe, das ihm der Graf von Rechtern-Limburg streitig machte. Staatsminister Hardenberg hat sich wohl auch mit der Sache beschäftigt, ihn auch aufgefordert, nach Berlin zu kommen, was nicht mehr geschehen ist, da die durch die Französische Revolution ausgelösten kriegerischen Ereignisse sowohl Amelungs Kornhandelsprojekt als auch die prozessuale Durchsetzung seiner Erbschaftsansprüche immer unrealistischer werden ließen. Was Letzteres angeht, so hat er statt des ursprünglich sehr beträchtlichen Vergleichsangebots von 60 000 Gulden, das er ablehnte, am Ende gar nichts bekommen! Angeblich habe die Familie diese „Gesinnung des Urgrossvaters, dem es sein Stolz und Rechtsgefühl nicht gestattet, mit sich feilschen zu lassen“, gebilligt.⁶⁰ Angesichts der beredten Klagen seiner Frau über die schwierige materielle Lage der Familie in Holzminden⁶¹ war das jedoch mindestens ein problematisches Verhalten, zumal auch Sophie Amelung als Miterbin ihren Mann zu beeinflussen versuchte, sich in der Erbschaftssache gütlich zu verständigen. Sie soll in jenen schlechten Zeiten oftmals bedauert haben, dass ihr Gatte ihre wertvolle Mitgift an ihre Eltern zurückgegeben und dabei erklärt hatte, „dass er nur die Frau, aber nicht deren Aussteuer sich ausgebeten habe.“⁶²

Während also Anton Amelung an einem Brennpunkt der sich zuspitzenden internationalen Konfliktlage einen immer aussichtsloseren Kampf um das große Erbe seines Bruders führte, focht Sophie Amelung an der häuslichen Front den für sie oft zermürbenden Alltagskampf um eine einigermaßen standesgerechte Versorgung der großen Familie. Das unablässige Projekteschmieden und die „Weitläufigkeiten“ ihres Mannes⁶³ waren ihr bei aller Liebe und Wertschätzung bisweilen durchaus suspekt, zumal wenn dabei der Blick für die alltäglichen Sorgen und Nöte bei ihm verloren zu gehen schien. Ob schließlich sie es gewesen ist, die in realistischer Einschätzung der beruflichen Perspektiven ihres Mannes sein Augenmerk auf das ferne Russische Reich gelenkt hat, wird zwar nicht mehr endgültig zu klären sein. Aber möglich ist es immerhin, dass sie dazu den entscheidenden Anstoß gegeben hat. In Abwesenheit ihres in Holland weilenden

⁵⁸ Ebenda, S. 639-644.

⁵⁹ Brief, Anfang Mai 1793, in: ebenda, S. 639.

⁶⁰ Ebenda, S. 569.

⁶¹ Briefe an ihren in Holland weilenden Mann, 13.11.1790, Juli 1791, 5.9. und 15.9.1791, in: ebenda, S. 614, 318, 321, 323.

⁶² Ebenda, S. 698 (überliefert von Friedrich Amelung).

⁶³ Sophie Amelung an ihren Sohn Carl, 9.3.1794, in: ebenda, S. 649 („von zu viel Weitläufigkeiten musst Du ihn jedoch zurückhalten!“).

den Mannes schreibt sie nämlich am 6. November 1793 an ihren ältesten Sohn Carl in Petersburg: „Sollte es nicht möglich sein, dass Du Deinen Vater dort brauchen könntest? (...) [D]enn er hat so viel erlebt, dass er sich gewiss gern Alles gefallen lassen wird, wenn er Dir nur nützlich sein und für seine Familie arbeiten kann, und ich will hier wohl fertig werden.“⁶⁴

Als der mittlerweile fast 60jährige Anton C. F. Amelung im Jahre 1794 in das seit Peter I. zum russischen Imperium gehörenden Livland aufbrach, um dort als „Oberdirector“ den Aufbau einer Spiegelglashütte bei Dorpat zu organisieren und zu leiten, war es allerdings keineswegs ausgemacht, dass damit der Anfang zu einer beispiellosen Erfolgsgeschichte eines glasindustriellen Unternehmens im Zarenreich gelegt wurde.

* * *

Irgendwann zwischen 1787 und 1788 geschah auf dem Isaak-Platz in St. Petersburg zu nächtlicher Stunde ein folgenschwerer Unfall. Als Carl Philipp Amelung spät von einer Gesellschaft zurück kam, jagte „ein Kutscher sehr schnell an seiner Droschke vorüber. Das Pferd stürzte, die Droschke fiel um, und der junge Mann, der darin gesessen hatte, lag blutend am Boden.“⁶⁵ Bei dem Verunglückten handelte es sich um Carl Heinrich von Rautenfeldt, Sohn des Rigaer Ratsherrn und Großkaufmanns Eberhard Berens von Rautenfeldt. Dieser Rigaer Ratsherr war Schwiegervater des livländischen Gutsbesitzers und Kreismarschalls George von Bock. Letzteren bezeichnet Carl Amelung in einem Brief vom 15. Februar 1790 bereits als „guten Freund“ und führt des Weiteren über ihn aus:

„Um nicht als Dorfjunker zu leben, hat er schon lange ein Project von der Anlage einer Spiegel-Fabrik, in welches er seinen reichen Schwiegervater mit zu verwickeln suchte. – Jetzt bringt er mir die Gewissheit, dass sein alter Vater sich bestimmt für die Entreprise interessieren wollte, vorausgesetzt, dass ich meinen Vater persuadiren könnte, mit einer Anzahl tüchtiger Fabrikanten nach hier zu kommen. Denn wir haben uns angelegen sein lassen, ihm die rechte Meinung von den Kenntnissen meines Vaters bezubringen“.⁶⁶

Tatsächlich vereinigten sich die in diesem Zusammenhang genannten vier Personen in einer „Societät“ und pachteten am 23. März 1792 auf 15

⁶⁴ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 326.

⁶⁵ Diesen Vorfall, der ihr vom Bruder Carl 1811 bei ihrem Aufenthalt in Livland erzählt worden war, berichtet Franziska Amelung. Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 82f.

⁶⁶ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 615f. Fehlerhaft POHLMANN, Die Auswanderung (wie Anm. 38), S. 59, die den Brief Philipp (nicht Carl Ph.) Amelungs an seinen Vater (nicht an seinen Onkel) am 18. April (nicht am 15. Februar) schreiben lässt und darüber hinaus den Fundort in den „Familiennachrichten“ mit falscher Seitenzahl (S. 601) angibt. So ist auch Carl Philipp Amelung nicht erst 1790 nach Petersburg übersiedelt (S. 59), sondern schon drei Jahre früher.

Jahre die seit den 1770er Jahren existente Fensterglashütte Tirna, die Politur und Schleiferei in Kammar und eine Belege in Oberpahlen mit einer Einlage von 26 000 Rubel Banco, verteilt auf die beiden Rautenfeldts zu je 8 000 und auf Carl Amelung sowie George von Bock zu je 5 000 Rubel. Mit dem Ertrag aus dem Pachtobjekt sollte eine neue Anlage „unter Gut Woiseck“ nach und nach erbaut werden.⁶⁷ Von Anton Amelung war dabei allerdings noch nicht die Rede. Wie oben dargestellt, war er zu dieser Zeit mit ganz anderen Problemen befasst. Dafür, dass er gewissermaßen der Drahtzieher des ganzen Projekts gewesen sei, wie in einer neueren Studie behauptet wird,⁶⁸ gibt es keinerlei Quellenbelege. Das heißt nicht, dass er die unternehmerischen Aktivitäten seines Sohnes Carl Philipp nicht gut geheißsen hätte. Aber dieser hat hier offenbar völlig eigenständig und ausgestattet mit dem nötigen Kapital, über das sein Vater zu diesem Zeitpunkt nicht verfügte, gehandelt. Wie aus dem zitierten Brief seiner Mutter vom 6. November 1793 hervorgeht, unterstützte er damals die Eltern finanziell, was bei Sophie Amelung durchaus gemischte Empfindungen auslöste: „stolz bin ich (...) darauf, dass meine Jungens so für ihre Eltern denken! Nur geht es mir nahe, dass Du die Last tragen sollst, anstatt dass wir Dir helfen sollten.“⁶⁹ Das von ihr beim Sohn angefragte Engagement des Vaters in Livland verbindet sie denn auch mit der Bemerkung: „So gäbest Du doch nicht ganz umsonst Dein Geld hin“.

Als neuer Inhaber des Pachtobjekts Tirna/Kammar/Oberpahlen trat der von Katharina II. mit dem Gut Schloss Oberpahlen begnadete Graf

⁶⁷ Vgl. FRIEDRICH AMELUNG: Die Gründung der Spiegelfabrik Catharina-Lisette bei Dorpat, in: Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 43-55, hier S. 44f.; ERNST SERAPHIM: Die Braunschweiger Spiegelfabrikanten in Nordlivland, in: Baltische Monatshefte 5 (1936), Nr. 3, S. 145-161; Estnisches Historisches Archiv (*Eesti Ajaloarhiiv*, Tartu, künftig EAA), Bestand 915, Findbuch 1, Akte 2274, Bl. 41 (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802).

⁶⁸ Vgl. MARTIN KRÄMER: Etwas besseres finden wir überall – Grünenplaner Wirtschaftsflüchtlinge in Osteuropa, 1791–1815, in: Jahrbuch für den Landkreis Holzminden 22 (2004), S. 69-92, hier S. 74f.

⁶⁹ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 326. Der 1769 geborene älteste Sohn Carl Philipp Amelung war unter den Fittichen seines Onkels in Holland kaufmännisch ausgebildet worden und war seit 1787 in Petersburg in der Firma Amburger, seit 1790 als selbständiger Kaufmann und als Agent seines Vaters für den Verkauf von dessen dortigen Spiegelglasvorräten tätig, die mit hohem Verlust veräußert werden mussten. Ebenda, S. 577, Anm. 3. Durch ein großzügiges Geldgeschenk von Seiten seines „holländischen“ Onkels war er aber in der Lage, dem Vater bei dessen Rückständen unter die Arme zu greifen. Ebenda, S. 578 sowie S. 615, Anm. 1. Von „finanzieller Unterstützung“, die Carl vom Vater erhalten habe, spricht fälschlich CLAUDIA POHLMANN: Glasarbeiter aus Grünenplan nach Amerika und Russland, in: Brücken in eine neue Welt. Auswanderer aus dem ehemaligen Land Braunschweig, hrsg. von HORST-RÜDIGER JÄRCK und ELKE NIEWÖHNER, Wiesbaden 2000 (Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek, 76), S. 111-118, hier S. 115.

Aleksej G. Bobrinskij (1762–1813)⁷⁰ in Erscheinung, der im Falle des käuflichen Erwerbs des verliehenen Gutes nach entsprechender Kündigungsfrist das bisherige Pachtverhältnis beenden oder nach seinen Bedingungen erneuern konnte. Dieses mögliche Szenario zwang die Societät zu schnellem Handeln und zur raschen Verlagerung einer sowieso anvisierten verbesserten Glasproduktion in ein neues noch zu errichtendes Werk unter erfahrener und fachkundiger Leitung. Wahrscheinlich war unter diesen Gegebenheiten das beharrliche Drängen seines Sohnes Carl Philipp wohl letztlich ausschlaggebend dafür, dass sich Anton Amelung irgendwann zwischen Spätherbst 1793 und Jahresbeginn 1794 entschied, diese Aufgabe zu übernehmen, die zugleich eine voraussehbare längerfristige Trennung von seiner Frau und den noch im Hause lebenden sieben Kindern bedeutete. Dass er bei seiner Übersiedlung ins Zarenreich viele Gedanken daran verschwendet hätte, sie alle eventuell nie wieder zu sehen, entsprach aber wohl eher nicht seinem Naturell. Auch von der physischen Konstitution her fühlte er sich den absehbaren körperlichen Anstrengungen und Herausforderungen offenbar gewachsen. Seine Tochter Franziska schrieb später, der Vater habe „die grössten Strapazen und Entbehrungen ertragen“ können, ihm soll, „obgleich ein Sechziger (...), kein einziger Zahn gefehlt haben.“ Auch erwähnt sie die „ungemein starke Willenskraft“ des Vaters, bei dem in der Erziehung alles darauf hinausgelaufen sei, „die eigene Kraft zu stählen, die Kinder abzuhärten und sie an Entbehrungen zu gewöhnen“.⁷¹ Er lehrte sie „besonders das Schachspiel (...), Kartenspiel, Billard, Schlittschuhlaufen, Turnübungen und alle Arten von Reiten und Fahren.“⁷² Die Unwissenheit und Unbeholfenheit junger Leute, sich im geselligen Kreis zu bewegen, sei ihnen oft – so sagte er – in ihrem Lebensglück hinderlich in den Weg getreten.⁷³

Solche Vorstellungen, die die Körpererziehung für die Ausbildung von Geist, Willen, Entschlusskraft und gesellschaftlicher Gewandtheit in den Mittelpunkt der Unterrichtung rückten, waren zweifellos stark von den damals populären philanthropistischen Ideen Christian Gotthilf Salzmanns (1744–1811) beeinflusst, die im Braunschweiger Herzog Carl Wilhelm Ferdinand einen engagierten Förderer fanden und in der Landeshauptstadt mit Joachim Heinrich Campe (1746–1818) einen herausragenden

⁷⁰ Er war ein Sohn Katharinas II. aus einer außerehelichen Beziehung, generell siehe: ERIK AMBURGER: Erfundene Familiennamen für illegitime Kinder insbesondere in den Baltischen Provinzen und Russland, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 41 (1993), S. 562–577.

⁷¹ Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 93, 97.

⁷² Ebenda, S. 118f. Ein zeitgenössischer Scherenschnitt (1788) zeigt den Vater im Schachspiel mit seinem Sohn Carl und den Söhnen Friedrich und August sowie Fritz Rautenberg als Zuschauern. Carl Amelung soll bis zu seinem Tod 1817 als der beste Schachspieler im Russischen Reich gegolten haben. Ebenda, S. 118, Anm. 2.

⁷³ Ebenda, S. 119.

Reformpädagogen.⁷⁴ Eine gute Bildung, ein ausgezeichnetes Gedächtnis, Unternehmungsgeist und ein weltoffener Blick gehörten, legt man seine eigenen Verhaltensweisen und Äußerungen sowie die Spiegelung seines Wesens und seiner Fähigkeiten in den Worten anderer zugrunde, zu Amelung hervorstechenden Eigenschaften. Er war fraglos ein Mann von großer Belesenheit, wie die häufigen Buchbestellungen bei Dieterich in Göttingen erkennen lassen.⁷⁵ Seine literarischen Interessen waren dabei breit gefächert und reichten von Tacitus über Dante Alighieri und Werken der zeitgössischen Aufklärung (Johann Georg Krünitz, Georg Simon Klügel) zu im engeren Sinne für die Glasherstellung relevanten naturwissenschaftlichen Abhandlungen. Sprachkenntnisse gehörten für ihn ebenfalls zur unabdingbaren Voraussetzung eines weltgewandten Auftretens. Es gibt klare Hinweise dafür, dass er mindestens des Lateinischen und Französischen mächtig war. So bittet er sich bei Gelegenheit die französische Übersetzung eines Werkes bei seinem Göttinger Verlegerfreund aus.⁷⁶ Die Söhne waren nach seinem Willen nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den Sprachen auszubilden, wenn erforderlich in Privatstunden und im Selbststudium. So berichtet der beim kranken Onkel in Holland weilende und deshalb zeitweise keinem regulären Schulunterricht nachgehende 15jährige Sohn August dem Vater, dass er beim Erlernen des Lateinischen, Griechischen und Französischen vorangekommen, aber in der englischen Sprache „noch ein Anfänger“ sei.⁷⁷ Jedenfalls ist aus alledem zu schließen, dass Anton C. F. Amelung seine Interessen nicht einseitig und ausschließlich auf den kaufmännischen Erfolg und das wirtschaftliche Tun und Handeln hin ausrichtete, sondern über einen breiten Bildungshorizont verfügte, der es ihm erlaubte, sich auch in anderen gesellschaftlichen Milieus und im Ausland souverän zu bewegen, welches Erziehungsziel er gleichermaßen für seine Nachkommen zur Richtschnur machte.

Aus einem Brief an seinen Sohn Carl vom 9. März 1794 spricht nun ein ungebrochener, von allen Zweifeln freier Enthusiasmus für die neue Unternehmung. Seine Frau schreibt in einem heimlichen Nachtrag zu diesem Brief, den sie vor der Absendung nochmals erbrochen hatte: „Dein Vater ist nun ganz wieder Spiegelglas!“ Hinsichtlich seiner Physis bemerkt sie: „Gott lasse ihn noch manche Jahre leben, denn sein Körper ist noch recht

⁷⁴ Zur exponierten Rolle Campes im Braunschweiger Schulreformprozess ausführlich STERN, Karl Wilhelm Ferdinand (wie Anm. 35), S. 95-116. Generell: LEONHARD FRIEDRICH: Wertevermittlung in der Schule um 1800 – dargestellt am Beispiel des Salzmannschen Philantropins Schnepfental, in: Bürgerliche Werte um 1800. Entwurf – Vermittlung – Rezeption, hrsg. von HANS-WERNER HAHN und DIETER HEIN, Köln 2005, S. 141-166.

⁷⁵ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 513-517.

⁷⁶ Ebenda, S. 518 (Brief an Dieterich vom 1.11.1788).

⁷⁷ Ebenda, S. 580. Carl Amelung nahm, seit er Anfang 1787 nach Petersburg übersiedelt war, privaten Russischunterricht, der ihn 6 Rubel pro Monat kostete. Brief an den Vater, 18.4.1787, in: ebenda, S. 601.

fest und er ist gern thätig.“⁷⁸ Dass die ganze Logistik der Übersiedlung ins Russische Reich und die Errichtung einer gänzlich neuen Produktionsstätte besonders in deren Anfangsphase mit einem hohen Kostenaufwand verbunden sein würde, erklärt wohl seine Vorbehalte gegenüber zwar hoch qualifizierten, aber deshalb in ihren Lohnansprüchen „zu theuren“, altbewährten Glasmachern, wie es der Grünenplaner Hüttenmeister Wunderlich einer war.⁷⁹ Er hatte vor, „gute Spiegelglasmacher“ unter eigener Aufsicht anzulernen und stellte für sich selbst keine übertriebenen Forderungen: „Dass ich einen kleinen Antheil an der Fabrik mir erbeten, wirst Du billig und für mich alten Mann angemessen finden.“⁸⁰

Der ganze Komplex der Auswanderung von Glasspezialisten war für diejenigen, die damit in Berührung kamen, wegen der öffentlichen Verbote und Verfolgungen ein heikles Problem. Die Regierungen versuchten, mit allen Mitteln der Praxis der Abwerbung einen Riegel vorzuschieben, denn sie bedeutete nicht nur den Verlust von teuren, hochqualifizierten Spezialisten, sondern auch die Gefahr der Weitergabe von Produktionsweisen an die Konkurrenz. Durch Hüttenreglements – Hinterlegung einer hohen Kautions, Ableistung eines Eids zur Verschwiegenheit über Betriebsgeheimnisse bei Arbeitsantritt – versuchte man die Glashüttenarbeiter zum langfristigen Verbleiben zu zwingen. Abwerbungsinitiative zeigte zunächst hauptsächlich Carl Philipp Amelung, der auch allein dazu in der Lage war, detaillierte Auskunft über die Bedingungen zu geben, welche die Auswanderungswilligen im fremden Land erwarteten. Der Pachtvertrag vom März 1792 enthielt einen Passus, laut welchem Carl Amelung damit beauftragt wurde, „die nöthigen Fabrikanten aus Deutschland zu verschreiben und die Überkunft zu besorgen, womit auch in demselben Jahre der Anfang gemacht worden“ sei.⁸¹

Erst 1794 wird auch Anton Amelung in Braunschweiger Quellen mit Abwerbungen von Grünenplaner Fachkräften direkt in Zusammenhang gebracht. So hatten sich Ende August sechs Grünenplaner Arbeiter heimlich auf den Weg nach Livland gemacht und in Lübeck eingeschifft. Eine vom Herzog eingesetzte Untersuchungskommission, die vom Gerichtsverwalter in Grünenplan geleitet wurde, behandelte das Verschwinden der Arbeiter als Kriminalfall. Auch stellte sich heraus, dass noch andere Glasarbeiter beabsichtigt hatten oder noch beabsichtigten, nach Livland zu gehen. „Zwey Emissairs“ von dort, ehemals Grünenplaner Glasspezialisten, als deren Auftraggeber Anton Amelung ausgemacht wurde, hätten

⁷⁸ Ebenda, S. 649.

⁷⁹ Ebenda, S. 647. Später in Livland hat er allerdings den „lieben Meister Wunderlich“ 1797 in die besondere Verantwortung für das Gedeihen der Fabrik und die Begleitung seines Sohnes August als ein „Lehrer und Freund“ genommen. Vgl. EAA, 1806/1/36, Bl. 1 (Abschiedsrede, 5.7.1797).

⁸⁰ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 646.

⁸¹ EAA, 915/1/2274, Bl. 39 (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802). Weitere Anwerbungen von „fehlenden Meistern“ durch Carl Amelung: ebenda, Bl. 40a, 42.

auf Versammlungen in Privatwohnungen die Vorzüge der livländischen Spiegelfabrik auseinander gesetzt. Als man sie von Amts wegen genauer nach ihren Absichten befragen wollte, seien „sie in größter Eile bey Nacht und Nebel entflohen.“⁸² Aus dem Untersuchungsprotokoll geht ferner die bereits von Amelung im März konstatierte prekäre soziale Lage vieler Grünenplaner Hüttenbeschäftigten als Folge der Betriebsunterbrechungen hervor.⁸³

Eine im Tartuer Historischen Archiv liegende Quelle steht höchstwahrscheinlich mit diesen Ereignissen in Zusammenhang. Es handelt sich um eine von Carl Philipp Amelung am 24. Mai 1794 ausgestellte „Vollmacht für den BelegeMeister Gottfried Reiche, um in meinem Nahmen und für meine Rechnung Spiegel Glaß Fabrikanten und andere nöthige Arbeiter zu engagieren.“ Reiche wurde von Carl Amelung ermächtigt, den in Grünenplan und Amelith anzuwerbenden Schleifern folgende Versprechungen zu machen: 1. Reisegeld für Ledige 6, für Familien 10 Dukaten, 2. freie Wohnung nebst Gartenstück sowie freie Weide und Brennholz frei, 3. „für jeden Satz Gläser den sie schleifen (...) vier Rubel, und überdehm dafür sie ihr Vaterland verlassen 5 Rubel jeden monath während ein ganzes Jahr“. Mühlenführern, Handpolierern und Facettierern wurde hinsichtlich des Reisegeldes dasselbe wie den Schleifern versprochen. Polierer und Facettierer sollten 10 Rubel im Monat erhalten, konnten sich aber bis auf 13 bis 14 Rubel hoch arbeiten. Von allen Übersiedlungswilligen wurde erwartet, dass sie „sich ruhig anständig und arbeitsahm auf der Fabriek“ verhalten und einen Arbeitsvertrag auf sechs Jahre abschließen.⁸⁴

Friedrich Amelung als Urheber der folgenden Überlieferung hat später behauptet, dass sein Urgroßvater Anton 1794 mit 40 Familien, im ganzen 200 Menschen, nach Livland ausgewandert sei.⁸⁵ Für die in diesem Jahr

⁸² STW, 4 Alt, Nr. 205, Bl. 2a, 3a-4a (Protokoll des Gerichtsverwalters in Grünenplan an die Herzogliche Kammer vom 8.–15.9.1794), in: Ausführlicher Quellenkommentar bei GOTTFRIED ETZOLD: Die Abwerbung von Glashüttenarbeitern aus Grünenplan 1794, in: Brücken in eine neue Welt (wie Anm. 69), S. 119-123, der allerdings mit der Formulierung, dass Carl Philipp Amelung und sein Vater „eine (...) Glashütte in Oberpahlen“ pachteten und sich dann 1792 „mit dem ins Geschäft hineingenommenen Edelmann George von Bock (...) mit der Spiegelglashütte Catharina und der Glashütte Lisette bei Dorpat *selbständig*“ machten, den Sachverhalt nicht korrekt wiedergibt (Hervorhebungen H.R.). Zu den Abwerbungen vgl. auch POHLMANN, Glasarbeiter (wie Anm. 69), S. 59f.

⁸³ Siehe etwa die Aussagen der Frau des ausgewanderten Werner, in: STW, 4 Alt, Nr. 205, Bl. 27a.

⁸⁴ EAA, 290/1/19 (Vollmacht für den BelegeMeister Gottfried Reiche, um in meinem Nahmen und für meine Rechnung Spiegel Glaß Fabrikanten und andere nöthige Arbeiter zu engagieren, 24.5.1794).

⁸⁵ AMELUNG, Die Gründung (wie Anm.67), S. 46, 53, sowie DERS.: Die älteren Glashüttenanlagen des Majors von Lauw seit 1764 und die Gründung der Spiegelfabrik Catharina-Lisette im Jahre 1792, in: Neue Dörptsche Zeitung 20.11.1876. GRIMM, Zur Geschichte der Glasmacher (wie Anm. 54), S. 418, und POHLMANN, Die Auswanderung (wie Anm. 38), S. 60, schreiben, dass die Auswanderung von 40 Familien mit Anton C. F. Amelung im Herbst 1794 erfolgt sei. Dies widerspricht aber dem

über Lübeck eingereisten Glasmacherfamilien hatte Carl Amelung „ministeriellen Schutz“ erwirkt.⁸⁶ Franziska Amelung spricht von 100 Arbeitern, die mit dem Vater nach Livland gegangen seien, „denen später ihre Familien folgten.“⁸⁷ Alles deutet aber eher auf ein sich über einen längeren Zeitraum hinziehendes, kumulatives Auswanderungsszenario hin, denn ein schlagartiges Verschwinden so vieler Menschen hätte sicherlich in Braunschweig und woanders größeres Aufsehen erregt. Das herzogliche Septemberedikt von 1794⁸⁸ ist gleichwohl als Reaktion auf diesen kumulativen Prozess verstärkter Grünenplaner Auswanderungsbestrebungen zu deuten. Auch die genannten auffällig runden Zahlen wird man deshalb eher auf das ungefähre Resultat eines in mehreren Schüben ablaufenden Auswanderungsvorgangs und nicht auf einen einzigen spektakulären Übersiedlungsakt zu beziehen haben.⁸⁹

Zum Verständnis der Anfänge des Spiegelglasunternehmens „Catharina/Lisette“ ist ein kurzer Blick auf die Geschichte des oben erwähnten Pachtobjekts Tirna/Kammar/Oberpahlen unerlässlich. Die protoindustrielle Blüte Oberpahlens ist aufs engste mit dem Namen des Majors Woldemar von Lauw verbunden, der seit 1750 als Besitzer des Gutes Schloss Oberpahlen neben anderen Produktionseinrichtungen (Kupferhammer, Stärkemehlfabrik, Gerbereien, Porzellanmanufaktur) seit 1764 die Grünglashütte Lasone betrieb, die zur besseren Verwertung des Brennholzes von Lauws ausgedehnten Waldungen diente. Die Glasmacher in Lasone stammten überwiegend aus Mecklenburg. Nach 1775 entstanden mit Hilfe

Quellenbefund. Amelung selbst datiert seine Ankunft auf dem neuen Hüttenplatz in den Juni 1794. EAA, 1806/1/24, Bl. 37 (Gehors. Bericht, 28.6.1795). Den Briefen seiner Frau Sophie ist zu entnehmen, dass ihr Mann im Frühjahr 1794 nach Livland übergesiedelt war und dort bis zum Herbst in Oberpahlen gelebt hatte. Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 328f., Anm. 1. Letzteres wird indirekt durch einen Brief aus Petersburg an ihn vom Schwiegervater seines Sohnes Carl, Martin Luther Wolf, der an seine Adresse in Oberpahlen gerichtet ist und vom 31. August datiert (ebenda, S. 630), bestätigt. Das vertraglich geregelte Arbeitsverhältnis Anton C. F. Amelungs datiert mit Beginn Mai 1794.

⁸⁶ EAA, 1806/1/18, Bl. 23 (Briefwechsel aus dem Jahr 1794).

⁸⁷ Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 90. Ein herzoglicher Erlass gestattete den „Weibern“ der Entflohenen bzw. „Ausgetretenen“ freien Abzug. Vgl. ETZOLD, Die Abwerbung (wie Anm. 82), S. 123, was die Bemerkung Franziska Amelungs zu bestätigen scheint.

⁸⁸ STW, 4 Alt, Nr. 205, Bl. 38a.

⁸⁹ AMELUNG, Die Gründung (wie Anm. 67), konstatiert, dass zwischen 1792 und 1819 über 100 deutsche Familien vor allem aus Grünenplan nach Livland übergesiedelt seien und zu Anfang der 1830er Jahre noch einmal 50. Vgl. Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 49. An anderer Stelle präzisiert er seine früheren Angaben: Im September 1794 seien 20 Glasmacherfamilien (20 Männer, 18 Frauen, 30 Kinder) zu Schiff über Lübeck und Pernaun ins Land gekommen. Ein ebenso großer Transport folgte im Frühjahr 1795 nach. Ein dritter großer Transport sei im Frühjahr 1797 unter Hüttenmeister Wunderlich in Livland eingetroffen. FRIEDRICH AMELUNG: Studien zur Geschichte Oberpahlens in seiner industriellen Blütezeit. Ein historischer Vortrag, Dorpat 1892, S. 36, Anm. 84.

von Staatskrediten zwei weitere Glasunternehmungen Lauws, und zwar das 10 Werst von Lasone entfernte Tirna im dichten Wald des Gutes Kerrafer, wo es schon früher kleine Grünglashütten gegeben hatte, sowie Kammar-Oberpahlen. Um mehr Mittel für diese Unternehmungen frei zu bekommen, wurde Lasone 1775 gänzlich aufgegeben und die dortige Arbeiterschaft zum größten Teil nach Tirna überführt. Diese Fabrikationsstätte produzierte zunächst gutes weißes Fensterglas und wurde 1782 in eine Spiegelglashütte umgewandelt, in der mehrere deutsche Glasbläser unter dem Hüttenmeister Fleckenstein tätig waren, die man mit großen Kosten angeworben hatte. Die jährlichen Betriebskosten überstiegen allerdings den Gewinn, und als Lauw 1786 starb, war sein Vermögen, nicht zuletzt wegen seiner grandseigneurialen Lebensweise und der hohen Betriebs- und Aufbaukosten, weitgehend aufgebraucht. Als Hauptgläubiger übernahm nun die Regierung das Gut Schloss Oberpahlen. Die Glasmanufakturen Tirna/Kammar/Oberpahlen wurden unter staatlicher Verwaltung zunächst weitergeführt. Als deren Agent war seit 1791 Carl Philipp Amelung in Petersburg tätig. Unter der Firmenbezeichnung „Rautenfeldt, Amelung & Co“ wurde das Unternehmen, wie erwähnt, im März 1792 von den oben genannten vier Gesellschaftern gepachtet. Hütte und Gewerke mussten erst wieder in einen arbeitsfähigen Zustand versetzt werden, was mit Zeitverlust und hohen Kosten für den Unterhalt der angeworbenen Glasmacher verbunden war.⁹⁰ Als 1794 der Brigadier Graf Aleksej Bobrinskij das ihm von Katharina II. verliehene Gut Schloss Oberpahlen käuflich erwarb und sich daraufhin die Verhandlungen über eine Verlängerung der Pacht zerschlugen, begann der forcierte Aufbau der neuen Glasproduktionsstätten „Catharina/Lisette“⁹¹ unter Gut Woiseck. Inzwischen hatte sich die Societät durch Ausgabe von 75 Aktien zu je 1 000 Rubel Banco⁹² das nötige Kapital zur Errichtung und zum Betrieb des neuen Unternehmens beschafft. Ein großer Teil der deutschen Glasmacher, die 1794 aus Grünenplan nach Livland übersiedelt waren, arbeitete zunächst noch in Tirna und Kammar⁹³, bevor sie in die

⁹⁰ EAA, 915/1/2274, Bl. 39a (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802). Als für Bilanz und Kalkulation verantwortlicher „Director“ wurde zunächst Friedrich Leopold Amelung (geb. 1772) engagiert, ein jüngerer Bruder Carl Amelungs.

⁹¹ Der Name stammt von der Frau (Catharina) und der Tochter (Elisabeth) Georges von Bock, auf dessen Grund und Boden die Fabrik errichtet wurde. Catharina von Bock war eine geb. von Rautenfeldt. Der Pachtvertrag mit George von Bock war auf 45 Jahre, vom 23. März 1792 bis zum 23. März 1837, abgeschlossen. Die Pacht sollte in den ersten 15 Jahren 700 Rubel jährlich betragen, von 1807–1822 jährlich 1 000 Rubel und in den letzten 15 Jahren 2 000 Rubel. Vgl. EAA, 1806/1/14, Bl. 1a, 2.

⁹² EAA, 1806/1/14, Bl. 12 (Kaufvertrag). AMELUNG, Die Gründung (wie Anm. 67) spricht von 80 Aktien, die emittiert wurden (Familiennachrichten II [wie Anm. 11], S. 45), was zutrifft, wenn man die 5 Aktien, die man Anton C. F. Amelung unter bestimmten Bedingungen als Gratifikation gewähren wollte, hinzurechnet.

⁹³ Zum Vorangehenden vgl. AUGUST WILHELM HUPEL: Topographische Nachrichten von Lief- und Ehtland, 3 Bde., Riga 1774–1782; AMELUNG, Studien zur Geschichte Oberpahlens (wie Anm. 89), S. 19–37; MAKs ROOSMA: The Glass

im Aufbau befindliche Fabrik wechselten, die 1795 in „Catharina“ und im folgenden Jahr in „Lisette“ ihre Produktion aufnehmen konnte. Wie sehr in dieser schwierigen Übergangsphase Anton Amelung durch den Besitzerwechsel in Oberpahlen alarmiert war, zeigt ein „gehorsamstes P.M.“ (Pro Memoria), das wahrscheinlich an die Mitglieder der Societät gerichtet war: „Der Verkauf des Gebiets Oberpahlen mus die Attention der Societaet auf sich ziehen, weil der jetzige Besitzer verleitet werden könnte, dem Rival von uns zumachen.“ Die Folgen wären neben anderen negativen die „Verteuerung der Arbeitsleute“ und die „Ausartung dieser Menschen“. Denn „sobald als wie die Leute Auswege haben, das sie von einem Werck zum andern gehen können, so werden sie impertinent, nachlässig, liederlich (...)“. Dies könne auch nicht nach dem Willen und der „wohlthätigen absicht der grossen Monarchin“ sein, „wan sich Fabricks-Herrn suchten zu ruinieren“.⁹⁴ Leidtragende dieses düsteren Konkurrenzszenarios waren in diesem Fall allerdings die ehemaligen Lauw’schen Produktionsstätten. Die Spiegelmanufaktur Kammar-Oberpahlen machte schon 1795 dicht. Tirna wurde in zwölfjähriger Pacht zwar von den Meistern Fleckenstein und Poppe, denen Amelung in einem Brief an George von Bock ein äußerst negatives charakterliches und professionelles Zeugnis ausstellte,⁹⁵ weiter betrieben, aber auch dort erlosch danach das Feuer in der Hütte endgültig. Dass die Waagschale sich zugunsten der neuen Fabrik neigte, hatte mehrere Gründe. Als führende Gesellschafter der Societät waren erfahrene Kaufleute tätig, die, wie die Rautenfeldts in Riga und Carl Philipp Amelung in St. Petersburg, über weit gespannte Beziehungen verfügten. Mit Anton Amelung hatte die Leitung ein Mann inne, der langjährige betriebstechnologische Erfahrungen hatte und wie kein anderer mit dem komplexen sozialen Gefüge einer Spiegelglashütte vertraut war. Durch die Ausgabe von Aktien war ein bedeutendes Betriebskapital zum Aufbau der erforderlichen Anlagen und der Anwerbung von dringend benötigten Arbeitskräften vorhanden, die nicht nur aus Grünenplan, sondern auch aus den ehemaligen Lauw’schen Einrichtungen rekrutiert wurden. Dort lagernde Glasprodukte, einiges Gerät und Materialien, die der Pächter-

Industry of Estonia in the 18th and the 19th Century, in: *Journal of Glass Studies* 15 (1969), S. 70–85, hier S. 78–80; GRIMM, *Zur Geschichte der Glasmacher* (wie Anm. 54), S. 411–418.

⁹⁴ EEA, 1806/1/30, Bl. 7a (Schreiben von Oberdirektor Amelung, 1795–1797).

⁹⁵ Brief vom April 1795: „Sie sind auch eine faule, saufende Lebens-Art schon zu sehr gewohnt, um gegen unsere Teutschen, die ich unterwegs habe, aufkommen zu können – auch sind sie in Tirna sich selbst und keiner Aufsicht überlassen.“ Zit. aus AMELUNG, *Studien zur Geschichte Oberpahlens* (wie Anm. 89), S. 36f. Allerdings arbeiteten einige von Carl Amelung aus Deutschland angeworbene Fabrikanten jetzt für Fleckenstein/Poppe, was nicht nur den Verlust der für sie aufgewendeten Reiseausgaben zur Folge hatte, sondern auch die Notwendigkeit erforderte, „aufs neue (...) die uns fehlenden Meister aus Deutschland mit schweren Kosten zu verschreiben.“ Carl Amelung, 8.11.1802, in: EAA, 915/1/2279, Bl. 40a. Vgl. auch die Notizen Anton C. F. Amelungs vom 1.2.1796, in: EAA, 1806/1/32, Bl. 38f.

gemeinschaft gehörten, wurden nach und nach⁹⁶ in die neue Produktionsstätte überführt. Erhebliche Investitionen an Bauten und Einrichtungen mussten allerdings ersatzlos abgeschrieben werden.⁹⁷ Auf der anderen Seite hatte Katharina II. auf eine „unterthänige Supplique“ Carl Philipp Amelungs hin 1793 die Einfuhr ausländischer Spiegelgläser verboten, „welche milde höchste Gnade für den Fortgang unserer Unternehmung die günstigsten Aussichten gewährte.“⁹⁸

Vergegenwärtigt man sich die in einem Brief enthaltene Beschreibung der neuen Fabrikplätze beim Erscheinen des künftigen Leiters Anton Amelung, so grenzt die relativ rasche Aufnahme der Produktion fast an ein Wunder:

„Mitten im morastigen Walde fand er nichts weiter vor als eine kleine, primitive Mahlmühle und einen großen, offenen Arbeitsschuppen. Auch die Wohnungen waren noch nicht alle fertig. Er mußte daher das erste Jahr in einer niederen Hütte zubringen, worin noch kein Ofen war, sondern in einer Vertiefung auf einer eisernen Platte ein offenes Feuer brannte. Aber sein geniales, fröhliches Gemüt überwand alle diese Leiden. Er ertrug geduldig alle Strapazen und bestand darauf, mit seinen Meistern und Arbeitern alles zu teilen. Sechs Werst südlich – auf dem Platz der geplanten Glashütte – sah er zu seinem Schrecken noch nichts weiter als Sumpf und Strauchwerk und noch einmal Sumpf.“⁹⁹

Die aus den Korrespondenzen und Geschäftsbriefen erkennbaren Müheligkeiten und Schwierigkeiten der Fabrikverwaltung in der ersten Zeit lassen die enorme Energieleistung erahnen, die der mittlerweile 60jährige Anton Amelung als nunmehriger „Oberdirector“ in den Aufbau der neuen Glashütte zu investieren hatte, die seit dem 23. März 1795 unter dem Namen „Societät der Spiegel-Glas-Fabrik unter Woiseck“ firmierte.¹⁰⁰ Seine Aufgaben und Kompetenzen waren vertraglich geregelt und entsprechend seiner leitenden Position umfassend. Außer dass ihm ein „anständiges Wohnhaus, Brennholz, frei für die Tühre geliefert“, ein Gartenplatz, Befreiung von „Quoribus Publicis“ und Futter für Pferd und Kuh unentgeltlich zustehen sollte, erhält er drei Prozent vom Verkauf der jährlich gelieferten Glaswaren sowie fünf Aktien im Wert von je 1 000 Rubel Banco als „Gratification“ in dem Fall, dass er einen jährlichen Umsatz der

⁹⁶ Brief Bobrinskijs an Amelung vom 27.3.1795, in: AMELUNG, Studien zur Geschichte Oberpahlens (wie Anm. 89), S. 33f. Erst im August 1796 konnte Anton Amelung feststellen: „endlich kommen wir dahin, daß wir daß so wie für unser Eigenthum halten zu Papier haben.“ EAA, 1806/1/13, Bl. 31 (Akte über die Glasfabrik Tirna und Kammari, 1791–96).

⁹⁷ EAA, 915/1/2274, S. 40, 40a (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802).

⁹⁸ Das Einfuhrverbot datiert Carl Amelung einmal auf das Jahr 1794 (EAA, 915/1/2274, Bl. 41a), ein andermal auf 1793 (ebenda, Bl. 20).

⁹⁹ Zit. bei Ортлов, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 28. Ähnlich zit. bei Franziska Amelung, Familiennachrichten I (wie Anm. 11), S. 12.

¹⁰⁰ EAA, 1806/1/14, Bl. 10a (Geschäftsbriefen).

Hütte von 60 000 Rubel erreichen würde. Ferner verpflichtete er sich, „in keiner anderen Fabrik in Rußland (...) einen Antheil zu haben oder das Directorium zu übernehmen“ sowie „keine Versuche zu Erfindung eines neuen Glases, ohne vorherige Anzeige und Einwilligung der Interessenten, anzustellen.“¹⁰¹ Zu den sonstigen Obliegenheiten des Oberdirectors gehörte es, „Contracte abzuschließen“, wobei in wichtigen Fällen die Hinzuziehung eines Mitglieds der Societätsbevollmächtigten erforderlich war.¹⁰² Die wichtigen Papiere und Dokumente sowie die „Cassa zur Bestreitung der Fabrik“ wurden beim Kreismarschall von Bock in einem besonderen Kasten aufbewahrt, für den der Hausherr den einen, der Oberdirector den anderen Schlüssel hatte und aus dem er von den dort deponierten Geldern einmal monatlich die für Lohnung und Betriebskosten notwendige Summe entnahm¹⁰³, was Amelung wegen der Entfernung zum Gut allerdings für unpraktisch hielt.¹⁰⁴ Jeweils am 1. Februar eines Jahres sollten sich alle Interessenten auf der Fabrik zur Vorlage der Jahresbilanz versammeln.¹⁰⁵ Er selbst schrieb über seine Aufgabe an die Societätsbevollmächtigten am 28. April 1796:

„Carl Amelung hat mich alten Mann beredet meine Ruhe zu verlassen, und mich dieser neuen Anlage die von vielen Umfange ist, zu widmen, ich habe es gerne gethan ja ich freue mich noch nützlich sein zu können in meinen Alter, und behalte ich das Leben, so stelle ich meinen Kopf zum Pfande, die Anlage soll gut reussiren.“¹⁰⁶

Dabei war es für ihn wahrscheinlich durchaus nicht leicht, sich in die ungewohnte Rolle des obersten Angestellten einer Eigentumsgesellschaft hinein zu finden, die sich vom Status des für den eigenen Gewinn wirtschaftenden Pächters in Grünenplan fundamental unterschied. Zwar verfügte er hier wie dort über ähnlich weite Kompetenzen, die aber in Livland an die Gewinnerwartungen von Aktionären geknüpft waren, deren Bevollmächtigte und größte Teilhaber für sich darüber hinaus Kontroll- und Mitspracherechte in der Verwaltungsführung beanspruchten. Er war hier in Strukturen eingebunden, bei denen sein patriarchalischer Führungsstil deutlich an Grenzen stieß. Die vier bevollmächtigten Gesellschafter wohnten an verschiedenen, weit voneinander entfernten Orten, was die Abstimmung über wichtige Betriebsentscheidungen erschwerte

¹⁰¹ Ebenda, Bl. 14–15a. Der Vertrag wurde am 28.3.1794 in Petersburg aufgesetzt und ist unterschrieben von Eberhard Berens von Rautenfeldt, der zugleich für seinen Sohn Carl Heinrich signiert. Der Vertrag ist in späteren Vereinbarungen in einigen Punkten spezifiziert bzw. ergänzt worden. So sollte Amelung laut „dem v. Bok'schen Contracte“ bis 1804 eine Pension von 400 Rubel erhalten, „wan ich nach 2 jahre abgehen würde.“ Vgl. EAA, 1806/1/30, Bl. 36 (Schreiben von Oberdirector Amelung, 1795–1797).

¹⁰² EAA, 1806/1/24, Bl. 7a (Briefwechsel aus dem Jahr 1795).

¹⁰³ EAA, 1806/1/14, Bl. 10–10a (Geschäftsbriefen).

¹⁰⁴ EAA, 1806/1/24, Bl. 30 (Briefwechsel aus dem Jahr 1795).

¹⁰⁵ EAA, 1806/1/14, Bl. 11 (Geschäftsbriefen).

¹⁰⁶ EAA, 1806/1/32, Bl. 19.

und die koordinierende Rolle des Oberdirectors nicht eben erleichterte. Im Rückblick hat Carl Amelung diese Leitungsstruktur als „fehlerhaft und unzweckmäßig“ charakterisiert.¹⁰⁷ Speziell die Vergütung wurde Gegenstand von Querelen zwischen einem der Bevollmächtigten (Eberhard Berens von Rautenfeldt) und dem Oberdirector, der auf Entschädigung für die Nicht-Gestellung eines „anständigen Wohnhauses“ pochte. Tatsächlich hatte er ja mit seinen Söhnen den ersten Winter „in einem einstöckigen Wohnhause, das noch ohne Bretterdiele“ und voll von „Ungeziefer“ war, gehaust.¹⁰⁸ Er verwies ferner darauf, dass anfangs mangels Kasse der angestrebte Umsatz von 60 000 Rubel illusorisch gewesen und demnach auch eine Entschädigung für die entgangene „Gratification“ angemessen sei, da es „nicht meine Schuld ist, daß es am Cassa gefehlt.“ Der juristische Vermittler zwischen ihm und Rautenfeldt verwies allerdings darauf, dass solche Ansprüche ein schlechtes Beispiel für die Arbeiter abgeben würden, da es besser sei, „daß Herr Amelung das erste Beispiel von Nachsicht giebt als daß er der erste ist der (...) Pretensiones macht.“¹⁰⁹ Abgesehen davon, dass die vertraglichen Versprechungen bezüglich einer ordentlichen Unterbringung tatsächlich nicht eingehalten worden waren, verwies Amelung sicherlich zu Recht darauf, dass gerade die Aufbauphase der Fabrik besondere Anstrengungen und einen besonderen Einsatz erforderte und ein Umsatz in der angestrebten Höhe in Kürze nicht zu erreichen gewesen sei, „da es hinlänglich bekannt ist daß dergleichen neue Anlagen im Anfange nie die Ausbeute geben kan die eine ein gerichtete, ein gearbeitete Fabrik gibt.“¹¹⁰ Die am Umsatz orientierte Gratifikationsregelung entsprach wohl deshalb nach Meinung des Oberdirectors nicht seiner tatsächlichen Organisations- und Arbeitsleistung in der schwierigen Anfangsphase des Unternehmens, was ihn zu seiner Ersatzlohnforderung veranlasst haben mag. Dass derlei „Pretensiones“ bei den Arbeitern als Ermutigung genommen werden könnten, eigene Begehrlichkeiten zu entfalten, musste der Kapitalseite sicher nicht gefallen. Aber das mag auch für einige andere generelle Vorstellungen über das Unternehmenskonzept des neuen Oberdirectors gegolten haben, die nicht nur mehr oder weniger indirekt aus seiner Verwaltungs- und Geschäftskorrespondenz erschließbar sind, sondern von ihm zum Teil in knappen „Pro memoria“ oder „Principia“ niedergeschrieben wurden.

So hielt er Zurückhaltung bei den Investitionen für kein erfolgversprechendes Aufbaukonzept. Man dürfe keine Kosten sparen, um die Fabrik möglichst schnell in den bestmöglichen Zustand zu versetzen. Es müsse

¹⁰⁷ EAA, 915/1/2279, Bl. 42-42a.

¹⁰⁸ Vgl. FRIEDRICH AMELUNG: Das Kirchspiel Klein-St.-Johannis. Ein Beitrag zur livländischen Culturgeschichte, in: Neue Dörptsche Zeitung, 17.5.1879.

¹⁰⁹ EAA, 1806/1/24, Bl. 22-22a (Briefwechsel aus dem Jahr 1795). Aus der Quelle geht ferner hervor, dass Amelung das Amt des Oberdirectors offiziell erst am 1. Februar 1795, also mit Beginn des Rechnungsjahres, antrat.

¹¹⁰ EAA, 1806/1/32, Bl. 18a.

der „russischen Monarchie“ bewiesen werden, dass „hinlänglich Glas“ im eigenen Land gemacht werden könne. Das sei ein vorrangiges Ziel, und dazu sei ein guter Draht nach Petersburg nötig, damit „die wichtige Sache bey ihrer Majestät mit gehörigem Fleiße besorget ist.“¹¹¹ Auch die Frage der Arbeiterschaft gehörte für ihn zu den vorrangigen Problemen. „Gehorsame Fabrikanten“ erhalte „man nicht anders als durch Erb Leute.“ Sie anzulernen sei die vorzügliche Aufgabe der „jetzigen Teutschen“. Um das Vertrauen der Fabrikanten zu gewinnen, müsse dafür Sorge getragen werden, dass sie 1. durch möglichst niedrig gehaltene Preise ihre Bedürfnisse befriedigen können, 2. ihre Kinder einen „gehörigen Unterricht“ erhalten, 3. für „gerechte Bezahlung“ gesorgt und 4. „in allen Unglücksfällen Hilfe“ geleistet und darauf geachtet wird, dass sie nicht in große Schulden geraten, sowie 5. man nicht auf „in die Augen fallende Profite siehet“.¹¹² Ein solches soziales Konzept passt schlecht zu der These Martin Krämers, dass „die Familie Amelung“, als deren „Drahtzieher“ beim livländischen Projekter er Anton C. F. Amelung sieht, im Russischen Reich das Bündnis mit den alten Mächten gegen den vierten Stand „erneuerte“, um die Ausbeutungsoption, die in Grünenplan durch die Französische Revolution ins Wanken geraten war, ungestört fortführen zu können.¹¹³ Dem ist entgegenzuhalten, dass die Einrichtung einer Spiegelglashütte in Livland ja nicht deswegen geschah, weil man dort eine größere Verfügungsgewalt über dazu noch billigere Arbeitskräfte hatte, sondern weil die Rahmenbedingungen und ökonomischen Chancen für eine Produktionsstätte auf dem Boden des Russischen Reiches günstig waren. Nicht nur, dass Katharina II. 1793 den Import ausländischer Glaserzeugnisse verboten hatte, was sich Carl Amelung, wie erwähnt, als Verdienst anrechnete,¹¹⁴ trug dazu bei. Russland war der wichtigste Absatzmarkt für Grünenplaner Glaserzeugnisse während der Pachtzeit Amelungs gewesen und die Kenntnis und Fortführung dieser traditionellen wirtschaftlichen Verbindung galt es vor Ort noch effektiver zu nutzen und intensiver zu gestalten. Mit dem Manifest vom 14. Oktober 1762, das den Ausländern die Ansiedlung im Land ausdrücklich gestattete und beförderte, wurde Russland nicht nur für bauerliche Kolonisten, sondern auch für die durch Konjunkturkrisen in Not

¹¹¹ EAA, 1806/1/29 („Principia“).

¹¹² Ebenda. Die Forderung Amelungs nach niedrigen Preisen für die Grundnahrungsversorgung war zu dieser Zeit keineswegs *opinio communis*. Es bestand hingegen eine verbreitete Auffassung, dass ein „allzu wohlfeiler“ Preis zu Müßiggang und Faulheit verleite. Ein hoher Kornpreis verhindert Müßiggang, aus: Herrn Bergius Abhandlung von Lebensmitteln (1771), in: Quellen zu einem Alltagsproblem in Europa und der Dritten Welt – 17. bis 20. Jahrhundert, hrsg. von ULRICH-CHRISTIAN PALLACH, München 1986, S. 188–189.

¹¹³ KRÄMER, Etwas Besseres finden wir überall (wie Anm. 68), S. 74f.

¹¹⁴ Siehe Anm. 98. In einem Gesuch an die Interessenten der Spiegelfabrik vom 23.10.1794 erwähnt er, dass er „bei Besorgung des Verbothes der Einfuhr aller fremden Spiegelgläser (...) 960Rb Unkosten selbst angewandt hat.“ EAA, 1806/1/18, Bl. 23–23a (Briefwechsel aus dem Jahr 1794).

geratenen Glasmacher aus Grünenplan und anderen deutschen Glashüttenorten ein attraktives Auswanderungsziel. Dass die Betreiber der neuen Fabrik an ihnen als vermeintlich billigere Arbeitskräfte im Vergleich zu den estnischen Erbleuten „bares Geld“ verdient hätten,¹¹⁵ ist eine ebenso unhaltbare These, die von den Quellen nicht gestützt wird. Sie gilt vor allem nicht für die Gruppe jener „teutschen“ qualifizierten Glasfacharbeiter und Meister, die Amelung zusätzlich als Lehrherrn für die einheimischen Fabrikanten vorgesehen hatte. Letztere erhielten nach Überlieferung Friedrich Amelungs nur die Hälfte des Lohnes, den die deutschen Glasfabrikanten bekamen,¹¹⁶ ganz abgesehen davon, dass deren Übersiedlung aus Deutschland und Unterbringung in teilweise noch zu errichtenden Wohngebäuden erhebliche Kosten verursachten. Wenn die Auswanderer tatsächlich die billigere Alternative dargestellt hätten, wäre Amelungs Präferenz für einheimische „Erbleute“ nur schwer verständlich. Auch dass längerfristig ein jederzeit verfügbares Potential von gut ausgebildeten und verlässlichen einheimischen Fabrikanten anzustreben war, um nicht von unsicheren Auswanderungskonjunkturen und teuren Abwerbungsaktivitäten abhängig zu sein, versteht sich von selbst. Dieser Zustand ist allerdings erst einige Jahrzehnte später erreicht worden, als Ende der 1870er Jahre die überwiegende Mehrheit der Fabrikbelegschaft bereits aus Esten bestand, die in den Anfangsjahren noch hauptsächlich in den zuarbeitenden Tätigkeitsbereichen als Holzhauer, Verpacker, Handwerker, Gipskocher, Fuhrleute, Hüttenknechte usw. und erst vereinzelt auch schon als Schleifer und Facettierer vertreten waren. Zur Zeit Amelungs waren die Glasbläser bzw. „Hütterer“, also diejenigen, die mit der eigentlichen Produktion des Spiegelglases beschäftigt waren, fast ausschließlich Deutsche. Sie erhielten je nach Qualifikation zwischen 10 und 20 Rubel Banco monatlich. Friedrich Leopold Amelung schrieb am 7. März 1794 an den Vater aus Oberpahlen, dass die Hüttenleute 16 Rubel pro Monat erhielten, die Polierer 12 und die Schleifer 3,5 Rubel per Satz.¹¹⁷ Dabei ist zu bedenken, dass die Preise für Lebensmittel außerordentlich niedrig waren: Eine Mahlzeit im Wirtshaus kostete 5 Kopeken, eine gemästete Gans 12 Kopeken, 1 Pfund Butter 5 Kopeken, 1 Flasche Bier 1 Kopeke, eine Kuh 5 Rubel usw.

Vorerst musste sich der neue Oberdirector mit dem Besitzer des Gutes Woiseck und Verpächter des Fabrikgeländes, dem Kreismarschall George von Bock, über die Gestellung und Entlohnung von dessen leibeigenen Erbleuten auseinander setzen. Dieser erklärte sich zwar bereit, 60 Leibeigene als Arbeitskräfte der Fabrik nach und nach zur Verfügung zu stellen, blieb aber kompromisslos in der Frage des Obrok (Grundzins der Erbleute an den Gutsherrn) und des Lehrgeldes. Beide Leistungen waren von der Societät zu tragen, auch wenn Amelung bezüglich des Lehrgeldes

¹¹⁵ KRÄMER, Etwas besseres finden wir überall (wie Anm. 68), S. 75

¹¹⁶ AMELUNG, Das Kirchspiel Klein-St.-Johannis (wie Anm. 108).

¹¹⁷ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 350, Anm. 10.

argumentierte, dass der Gutsherr längerfristig den meisten Nutzen von der Ausbildung seiner Leute habe.¹¹⁸ Im Übrigen war mit dem Kreismarschall vertraglich festgelegt, dass er sich „aller Disposition“ über seine in der Fabrik arbeitenden Erbleute „begiebt (...), indem sie blos den Befehlen des Herrn Oberdirectors unterworfen sind.“¹¹⁹ Die Fixierung des vorgesehenen Lohns für einheimische Schleifer und Facettierer im Pachtkontrakt von 1796 – ein Facettierer sollte „zwey Rubel für jede Woche“ erhalten, dazu anderthalb Loof Mehl für 1 Rubel – deutet darauf hin, dass verstärkt Anzulernende aus den Reihen der Erbleute besonders in den arbeitsintensiven Veredlungsberufen, auf die im allgemeinen die Majorität einer Spiegelhüttenbelegschaft entfiel (in Grünenplan fast 80%), eingesetzt werden sollten. Auf die Dringlichkeit der Rekrutierung von Schleifern – „diese Classe ist für uns die wichtigste und zahlreichste“ – auch aus der Gruppe von anzuheuernden Erbleuten verwies der Oberdirector in einer speziellen Aktennotiz.¹²⁰

Die Verhandlungen mit dem Verpächter des Fabrikgeländes stellten aber nur einen Teilaspekt des Spiegelglashüttenprojekts dar, das Amelung als Oberdirector mit einer Vielzahl von Schwierigkeiten und Problemen in der Aufbauphase konfrontierte. Die beiden Fabrikplätze lagen 6 km auseinander, in der Gießerei „Lisette“ wurden die Spiegelscheiben hergestellt, die in „Catharina“ durch Handarbeit geschliffen, in Poliermühlen mittelst Eisenrot durchsichtig poliert und mit Folie belegt wurden. August Stierich, der 1794 als 16jähriger Glasmacher mit Amelung nach Livland gekommen war und 1868 in „Catharina“ starb, berichtet bewundernd, wie „der schon über 60jährige Oberdirector“ rastlos auf seinem Schimmel zu Inspektionszwecken und Beaufsichtigungen beim Fortgang der Arbeiten zwischen den beiden Fabrikorten und anderen Arbeitsplätzen hin und her ritt,¹²¹ wo er sich häufig mit den unterschiedlichsten Schwierigkeiten und Problemen konfrontiert sah. So genügte der anfangs verwendete Sand bei der Glasschmelze nicht den erforderlichen Ansprüchen.¹²² Carl Amelung monierte in einem Brief vom 17. Juli 1795, „dass wir über

¹¹⁸ EAA, 1806/1/24, Bl. 47–47a (Briefwechsel aus dem Jahr 1795). Die Höhe der Obrok-Leistungen bewegte sich aufsteigend von 15 (1795–1800) bis 20 Rubel (1820–1825 bzw. bis zum Kontraktende) pro Person jährlich. Zu weiteren Details des Pachtkontrakts zwischen George von Bock und der Societät vom 27. September 1796 bezüglich der Erbleute vgl. den 4. Abschnitt: „Von den zu gebenden Arbeitsleuten“, in: EAA, 1806/1/14, Bl. 3a–5a, sowie A. C. F. Amelungs Votum, in: EAA, 1806/1/24, Bl. 48, in dem es heißt: „Würde die Societät Teutsche für billige Conditionen haben können“, so solle der Kreismarschall die entsprechende Zahl seiner Erbleute zurücknehmen. Das wurde im Pachtkontrakt von 1796 dahingehend präzisiert, dass eine Rückgabe der Erbleute nur mit 18monatiger Kündigung möglich sei.

¹¹⁹ EAA, 1806/1/14, Bl. 4.

¹²⁰ EAA, 1806/1/24, Bl. 49–49a.

¹²¹ Zit. bei OTTOW, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 30.

¹²² Familiennachrichten I (wie Anm. 11), S. 12f. Zur Bedeutung des Sandes für die Glasmacherei vgl. die „Remarcen“ des Oberdirectors, in: EAA, 1806/1/36, Bl. 6ff. (Abschiedsrede, 5.7.1797).

den Bau des Glasofens noch nicht das Mindeste hören und die Hüttenleute umsonst lohnen.“¹²³ Der Oberdirector nahm dies zum Anlass, „über den wahren Stand der Sache“ ausführlich Stellung zu nehmen. So müsse man durch Versuche herausfinden, welche hiesige Tonsorte für den Bau des Schmelzofens am besten geeignet sei. Die jetzigen Hüttenleute hätten keine Erfahrung damit, ob der „Russische Thon“ sich für einen Ofen nach „Grünenplaner Manier“ eigne, für den er, Amelung, plädiere. Solange nicht ausreichend Arbeiter und Wohnungen vorhanden seien, das Problem des Ofenbaus nicht endgültig entschieden und die „erforderliche Gelddisposition“ nicht gemacht sei,

„so lange ist es sicher am besten, einige 100 Rubel Gage umsonst auszugeben, als einen nicht bestant habenden Hütten betrieb anzufangen. Kluge Männer wählen immer den kleinsten Verlust, kluge Männer suchen auch aber mit allen fleiß den kleinen Verlust zu vermeiden, kluge Männer bauen, gründen, errichten lieber langsamer und dauerhaft als geschwind und nicht daurend.“¹²⁴

Ob der Oberdirector mit dieser belehrenden Nachhaltigkeitssentenz bei den auf schnelleren Gewinn und niedrige Kosten rechnenden Kaufleuten und Teilhabern der Societät auf offene Ohren stieß, mag dahingestellt bleiben. Inwiefern die Kritik Carl Amelungs berechtigt war, ist ebenfalls schwer zu entscheiden. Mit Sicherheit war es für die im entfernten Riga und Petersburg ansässigen Bevollmächtigten nicht leicht, die Probleme vor Ort richtig einzuschätzen. Und dass diese, rechnet man noch die anfängliche Unzufriedenheit der aus Deutschland übergesiedelten Glasmacher hinzu,¹²⁵ vorhanden waren, unterliegt keinem Zweifel. Nicht umsonst hat Amelung immer wieder darauf hingewiesen, „daß bey einer jeden neue Anlage fast niemals auf die ersteren jahre auf Aus Beute zu rechnen ist“ und bei den Bevollmächtigten darauf gedrängt, angesichts anstehender Investitionen über die Beschaffung weiteren Betriebskapitals eine „baldige Entschließung“ zu fassen, „weil sonst der Nachtheil der Societe zu groß werden könnte.“¹²⁶ An seine untergebenen Fabrikanten und Arbeiter legte er im Übrigen einen ähnlich strengen Leistungsmaßstab an, wie an sich selbst.¹²⁷ Letzlich komme es darauf an, „daß gute waare verfertigt wird.“ „Faulheit, Unordnung, Sost, Complot machen, Fuchsschwänzen“ waren ihm deshalb ein Dorn im Auge. Fleiß sollte belohnt werden, jedoch nicht

¹²³ EAA, 1806/1/32, Bl. 43.

¹²⁴ Ebenda, Bl. 43-44a.

¹²⁵ An die „Zwietracht unter den Hüttenleuten“ und die „Unzufriedenheit der erst gekommenen Teutschen“ in Kammar und Tirna erinnert Amelung in einer Notiz, 1.2.1796, in: ebenda, Bl. 39.

¹²⁶ EAA, 1806/1/24, Bl. 2 (Briefwechsel aus dem Jahr 1795); EAA, 1806/1/32, Bl. 27.

¹²⁷ Ebenda: „Ich gestehe es daß mein Principium ist mehr zu leisten als zu versprechen“.

mit „zu großen Gagen“, da das zu „mehresten Unfleiß“ reize,¹²⁸ aber das Prinzip des Leistungslohns stand für ihn, wie seine Äußerungen zeigen und wie es im Hüttenwesen gang und gäbe war, grundsätzlich außer Frage. Schon die Erziehung der Kinder sollte darauf gerichtet sein, von Müßiggang abzuhalten. In seiner Abschiedsrede am 5. Juli 1797 wandte er sich direkt an die deutschen Fabrikanten: „Euer Stand der Mittel od. Bürgerstand ist zum Fleiß zur Arbeitsamkeit bestimmt.“¹²⁹ Solche Ansichten entsprechen dem, was die moderne Forschung mit dem Modellbegriff „Bürgerlichkeit“ bezeichnet, der für die Gesamtheit bürgerlicher Mentalitäts-, Denk- und Kulturmuster steht, die von der Hochschätzung individueller Leistung, der Betonung von regelmäßiger Arbeit und rationaler Lebensführung geprägt sind,¹³⁰ aber auch von der Moralisierung der Arbeit als verinnerlichte Tugend und als Legitimation für die „Disziplinierung der Arbeitsgesellschaft“.¹³¹ Besonders hinsichtlich der Lebensführung hielt der Oberdirector mit Blick auf das private Verhalten mancher Fabrikanten mit Kritik nicht hinterm Berg. Zwar lobte er die Woiseckschen Erbleute, „daß sie Lehre haben angenommen und sich dadurch erhöht haben (...), sie sind mir lieber als manche andere, weil sie mir mein Leben nicht verbittert auch der Fabrick billiger gedient haben nur bitte ich sie freundschaftligst das Vollaufen dem gemeinen Baurn zu überlassen.“ Auch die „Teutschen“ ermahnte er, „nüchtern“ und „mäßig“ zu leben, sich nicht in Schulden zu stürzen und einen „NothPfennig“ für schlechte Zeiten zu sparen.¹³²

August Stierich berichtet, dass der Oberdirector 1795 das ganze *artel'* der russischen *plotniki* (Bautischler) habe entlassen müssen, „weil solches sich dem Trunke gar zu sehr ergeben.“¹³³ Aber auch die deutschen Glasmacher und Meister standen den Esten und Russen im Trinken wenig nach. Anschaulich berichtet Franziska Amelung, was ihr darüber erzählt wurde: „Wenn sie bei ihrem Biertrinken in Streit geriethen, dann war es das Erste, sogleich die Flasche (mit oder ohne Bier) beim Halse zu fassen und mit dem stärkeren Ende derselben seinem Gegner auf den Kopf zu schlagen, wobei es recht oft blutige Köpfe setzte. Man sagte mir, dass

¹²⁸ EAA, 1806/1/31 (A.C.F.A. durch Erfahrung erlangte Principia zu einer Spiegel Glast Fabrik). Die Ansicht, dass „zu grosse Gagen“ sich negativ auf die Arbeitsamkeit auswirken würden, war im Europa der Frühindustrialisierung weit verbreitet. GERHARD PFEISINGER: Arbeitsdisziplinierung und frühe Industrialisierung 1750–1820, Wien u.a. 2006, S. 128.

¹²⁹ EAA, 1806/1/36, Bl. 1a-2 (Abschiedsrede).

¹³⁰ Vgl. RALF ROTH: Wirtschaftsbürger als Werteproduzenten, in: Bürgerliche Werte (wie Anm. 74), S. 95–118, hier S. 96f.

¹³¹ Vgl. das Kapitel „Arbeitsdisziplin und Fabriksystem“, in: PFEISINGER, Arbeitsdisziplinierung (wie Anm. 128), S. 207–280.

¹³² EAA, 1806/1/36, Bl. 1a-2 (Abschiedsrede, 5.7.1797).

¹³³ Zit. bei OTTOW, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 31.

das Umgehen mit Feuer und Wasser und die so sehr schwere Arbeit besonders auf ihr Gemüth einwirkten.“¹³⁴

Wenn der Monatslohn ausbezahlt wurde, dann folgten Stierich zufolge unweigerlich einige frohe Tage, an denen das Wirtshaus der Fabrik noch mehr Zuspruch fand als ohnehin. Der „große Durst“ führte zu mancherlei Streitigkeiten, die vor dem Hüttengericht geschlichtet werden mussten oder sogar vor dem Niederlandgericht in Fellin zum Austrag kamen.¹³⁵

Für offensichtliche Rechtsbrüche insbesondere der deutschen Fabrikanten hatte Amelung keinerlei Verständnis, wie seine „Warnung“ an jene angesichts von Beschwerden „über Heu Stehlen“ zeigt: „Wer sich an fremden Guth vergreift der sündigt gegen uns alle, weil dan keines Eigenthum sicher ist“. Mehr als über die materielle Seite des Heudiebstahls sorgte sich Amelung allerdings um den moralischen Schaden. Jeder solle sich bewusst sein, dass „wir (...) hier Fremdlinge“ sind, „laßet uns gute Exempel geben (...), um unsere Ehre und guten Namen zu erhalten (...) ich erkläre hiermit, ich werde ein Beschützer des Bestohlenen sein“.¹³⁶

Dass die hoch gesteckten Erwartungen der „teutschen“ Auswanderer angesichts der vielen anfänglichen Schwierigkeiten nicht so rasch in Erfüllung gingen, wie erhofft, führte zu manchen Reibungen mit der Direktion und sogar zu Klagen vor dem Niederlandgericht in Fellin. So beschwerten sich dort die von Gottfried Reiche im Auftrag Carl Amelungs aus Grünplan und Amelith im Sommer 1794 angeworbenen Schleifer und Polierer im März und April 1795 darüber, dass die ihnen gemachten Versprechungen mehrheitlich nicht eingehalten worden seien: Reiche habe ihnen versichert, „daß die Fabrik in eben solchem Stande bey Carl Amelung wäre, als wir sie hier in Teutschland verließen, ferner würde ein jeder sein Haus und Garten im völligen Stande vor sich finden.“ Als Lohn sei pro Satz 4 Rubel versprochen worden, ferner eine Prämie von 5 Rubel monatlich „wegen Verlaßung des Vaterlandes“ sowie „frey Licht, frey Holtz, frey Futter für das Vieh“, sofort nach Verlassen der Arbeit in Deutschland zwei Reichstaler wöchentlich sowie 10 Dukaten Reisegeld und freier Transport, „und

¹³⁴ Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 219. Hoher Bierkonsum zur „Stabilisierung des Flüssigkeitshaushalts“ war in der Glasmacherzunft weit verbreitet. Speziell die der ständigen Ofenhitze ausgesetzten „Hütterer“ waren für ihre Bierseligkeit bekannt und berüchtigt. Vgl. BURKHARD VON GRAFENSTEIN: Die Spiegelglasindustrie in Röthenbach, in: Oberpfälzer Heimat 51 (2007), S. 183-204, hier S. 198, 200. Ein eindruckliches Charakterbild des fragilen Kulturzustands im Bereich des Glashüttenwesens im ländlichen Livland aus geistlicher Perspektive um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei E. S.: Die Glashütten in Livland (Aus dem St. Petersburger evangelischen Sonntagsblatt), in: Das Inland, 19.5.1858, Sp. 321-325.

¹³⁵ Vgl. SERAPHIM, Die Braunschweiger Spiegelfabrikanten in Nordlivland (wie Anm. 67), S. 156f.

¹³⁶ EAA, 1806/1/31. Gras- und Heudiebstahl war auch im Bereich anderer Glashütten keine seltene Erscheinung. Allgemein zur sich ausbreitenden sozialen Aneignungskriminalität im Umfeld von Manufakturbetrieben: PFEISINGER, Arbeitsdisziplinierung (wie Anm.128), S. 268.

wenn jemand Vorschuß benöthige, wäre es nach verfloßenen zwey Jahren erst allmählig zu bezahlen.“

„Als wir aber hier ankamen, fanden wir es leider nicht in einem einzigen Punkt, so wie es uns versprochen war und wie die Vollmacht lautete; denn erstens an statt, daß jeder sein eigen Haus sollte vor sich finden, so mußten 3 Familien in einer kleinen Stube beysammen wohnen, zweytens sind die Glase so schlecht beschaffen, daß es nicht möglich ist in acht Tagen einen Satz fertig zu machen, drittens sollen wir jetzt die Reisekosten bezahlen, da es doch in der ganzen Welt gebräuchlich ist, freye Reisekosten und freyen Transport zu geben, und da es uns hauptsächlich von Gottfried Reich versprochen worden ist, viertens haben wir schlechten Sand und beständigen Mangel an Gips, der Schmirgel taugt auch nichts und also ist es nicht möglich gewesen, daß wir haben können die Zeit über viel verfertigen.“

Zwar sei man wegen des Lohns bei Amelung vorstellig geworden sei, er habe anfänglich auch mehr geben wollen, „allein jezt spricht er ganz anders und sagt daß wir ihm die Unkosten bezahlen sollen die wir ihm gemacht haben, da doch der Vorschuß erst nach Verlauf zwey Jahren erst soll bezahlt werden.“¹³⁷

Aus allen diesen Klagen lässt sich entnehmen, dass offenbar Gottfried Reiche den Auswanderungswilligen in Deutschland Versprechungen gemacht hat, die über das mit Carl Amelung Vereinbarte erheblich hinausgingen, dass dieser den Zustand der im Aufbau befindlichen Fabrik, die Perspektiven sowie die Wohnungs- und Versorgungssituation für die Einwanderer in zu rosigen Farben gemalt hatte und dass der „alte Amelung“ sich nun mit der für ihn unangenehmen Lage konfrontiert sah, Forderungen einlösen zu müssen, die im Detail mit ihm offenbar gar nicht abgesprochen waren. Auf der Durchreise von Riga nach St. Petersburg wendet sich Carl Amelung am 10. April 1795 an die protestierenden Glasarbeiter. Er habe seinen Vater „gebethen, und aufgetragen dieses alles zu beendigen.“ Er kündigt zudem „fortdauernde“ Mehllieferungen über das Versprochene hinaus an und verspricht die Streckung der Rückzahlung von geleisteten Vorschüssen:

„Dagegen habt nun aber hinwiederum Gedult, mit Euren jetzigen schlechten Wohnungen, denen schlechten Gläsern, als andere mangelnde Bequemlichkeiten. Ihr sehet ja daß alle Anstalten gemacht werden alles so geschwinde wie möglich zu verbessern und daß mein Vater seine größte Sorgfalt darauf verwendet Euch bald in den Stand zu setzen daß Ihr gut verdienen und bequem leben könnt, welches mein größter Wunsch ist. Wozu ich die Versicherung beyfüge daß ich

¹³⁷ EAA, 290/1/19, Bl. 14ff. (Bittschrift an ein Hochlöbliches Kayserliches Niederlandgericht, 14.3.1795). Überwiegend gleichlautenden Inhalts eine Bittschrift von drei Polierern an das Niederlandgericht, 5.4.1795, in: ebenda, Bl. 12f.

auch alle herzlich liebe und nach meinem besten Vermögen für Euch sorgen werde.“¹³⁸

Trotzdem dürfte der generelle Eindruck nicht falsch sein, dass das Verhältnis zwischen dem Oberdirector und den Fabrikanten und Arbeitern im Allgemeinen von gegenseitigem Respekt und freundlichem Umgang miteinander gekennzeichnet war. So berichtet Stierich, dass Amelung zu seinen Untergebenen „wie ein lieblicher Vater“ gewesen sei, und Franziska Amelung schreibt: „Des Vaters Grundsatz soll gewesen sein, mit seinen Arbeitern Alles zu theilen und in nichts es besser zu haben, als sie.“¹³⁹ Generell lag es ja im ureigensten Interesse der Fabrikleitung, eine zufriedene Arbeiterschaft zu haben, die nicht durch unbedachte oder törichte Maßnahmen und Verhaltensweisen von oben zu passiver Widerständigkeit provoziert wurde, was gerade in der hoch sensiblen Glasproduktion empfindlichen wirtschaftlichen Schaden zur Folge haben konnte.

Amelungs Beziehungen zu den Kontoristen der Spiegelhütte scheinen hingegen weit weniger friktionslos gewesen zu sein, als zu seinen Fabrikanten. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass er selbst die Verantwortung für die Rechnungsführung als besonders belastend empfand. Die Strenge allerdings, mit der er den eigenen Sohn Friedrich Leopold, seit 1792 „Director“ des Pachtobjekts Tirna/Kammar/Oberpahlen, behandelte, ist dennoch irritierend und befremdlich. In einem „Gehors. Bericht an die 4 alten Hüttenherrn“ vom 28. Juni 1795 beschwerte er sich darüber, zwar „mit schweren Hertzen“, dass er bei seiner Ankunft auf der Glashütte den „Director“ – den Namen des Sohnes vermeidet er durchgehend – nicht angetroffen habe. Dieser habe später versprochen, Rechnung und Comptoir innerhalb von vier Wochen in Ordnung zu bringen, was aber bis zum heutigen Tag nicht geschehen sei. Er habe sich damit herausgeredet, dass er im Februar 1795 seine Demission vom Amt gefordert hatte und somit „für nicht das geringste mehr verantwortlich“ wäre.¹⁴⁰ Diese „Abkanzlung“ seines jüngeren Bruders durch den Vater ging offenbar selbst Carl Amelung zu weit; er sandte das Schreiben mit der Bemerkung an den Vater zurück, dass sich Friedrich Leopold „willig“ gefunden habe, die Bücher in Dorpat revidieren zu lassen, „so habe ich dieses Papier nicht in Circulation bringen mögen.“¹⁴¹

¹³⁸ Ebenda, Bl. 20, 25a.

¹³⁹ Zit. bei OTTOW, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 30 sowie Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 172.

¹⁴⁰ EAA, 1806/1/24, Bl. 32 (Gehors. Bericht an die 4 alten Hüttenherrn, 28.6.1795).

¹⁴¹ Ebenda; EAA, 1806/1/25, Bl. 24a-25 (Entlassungsgesuch F. L. E. Amelungs). In einem Brief an den Kreismarschall vom 12.10.1795 beklagt er sich darüber, dass er sich durch die erzwungene Übersiedlung nach Dorpat verschuldet und vom Vater keinerlei Unterstützung erfahren habe. EAA, 1806/1/25. Auch schon in Deutschland war das Verhältnis zwischen den beiden häufig gespannt (Briefe Sophie Amelungs, in: Familiennachrichten III [wie Anm. 11], S. 327ff., S. 335f.), wie besonders aus einem bewegenden Schreiben des Sohns an die Mutter vom 5.9.1790 [Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 620–623] ersichtlich ist. Im Mai 1797 befindet sich Friedrich

Möglicherweise ging es dem Oberdirector bei seinem harschen Vorgehen gegen den eigenen Sohn aber auch darum zu zeigen, dass Disziplin, Pünktlichkeit und ordnungsgemäße Führung der Bücher seitens der Untergebenen einen so hohen Stellenwert hätten, dass für ihn demgegenüber familiäre Solidarität zweitrangig sei. Denn George von Bock hatte sich 1794 kritisch dahingehend geäußert, dass „der Vater mit 2 Söhnen“ auf den wichtigsten Posten des Unternehmens problematisch sei. Führt Amelung damals dagegen an, dass eine solche Konstellation „Harmonie und gegenseitiges Zutrauen“ in der Direction fördere,¹⁴² so konnte er jetzt dem Kreismarschall mit dem demonstrativen Verdikt über die Tätigkeit des Sohnes überzeugend beweisen, dass er ein familiäres Netzwerk nur so lange toleriere, wie die einzelnen Familienmitglieder den übergeordneten Aufgaben und den Ansprüchen der Societät gerecht würden.

In einem anderen Fall geriet er allerdings unversehens selbst in die Kritik. Warum sein Buchhalter Paslack 1797 eine erkleckliche Reihe von Versäumnissen, Fehlern und Nachlässigkeiten in der Amtsführung des Oberdirectors auflistete, um sie den Societätsbevollmächtigten bekannt zu machen, ist nicht mehr eindeutig festzustellen. Es mag sich bei ihm ein Groll gegen das patriarchale Gebaren Amelungs allmählich aufgebaut haben. Möglich ist aber auch, dass er auf diese Weise eigene Verfehlungen zu kaschieren versuchte. Paslack, der wegen seiner russischen und estnischen Sprachkenntnisse dem Oberdirector von seinem Sohn Friedrich Leopold empfohlen worden war, gab sich anfangs bescheiden und respektvoll.¹⁴³ In der Folge scheint ihn Amelung aber wegen gewisser Saumseligkeiten getadelt zu haben, denn Paslack sagt ihm in einem Brief vom Dezember 1795 „den größten Dank für die Väterliche und freundschaftliche Warnung“ und verspricht sogar, wie gefordert, „ein nötiges Geschäft am Sonntag zu verrichten“.¹⁴⁴ In einem Brief vom 24. Juni 1796 verschärfte der Oberdirector den Ton und drohte sogar mit der Kündigung, da Paslack an der verabredeten „acuraten Rechnungsführung“ nicht gearbeitet habe.¹⁴⁵ Die im Februar 1797 erhobenen Vorwürfe Paslacks an die Adresse Anton C. F. Amelungs liefen darauf hinaus, dass letztlich der Oberdirector für die nachlässige und fehlerhafte

Leopold noch in Livland, als er von Carl Amelung bevollmächtigt wird, auf der anberaumten Zusammenkunft sämtlicher Bevollmächtigten für ihn das Interesse der Societät wahrzunehmen. EAA, 1806/1/35, Bl. 4, 7. Seine Zukunft sah er aber offenbar nicht mehr im Zarenreich, sondern in Amerika, wohin er im selben Jahr zu seinem Vetter nach Baltimore übersiedelte.

¹⁴² EAA, 1806/1/24, Bl. 19 (Geh. P. M. an den Herrn Kr. m. v. Bock, 26.12.1794). Mit Anton C. F. Amelung war 1794 auch sein Sohn August (geb. 1775) als sein möglicher Nachfolger nach Livland gekommen. Auf dem Paedagogium zu Ilfeld erzogen, war sein ursprünglicher Berufswunsch Arzt gewesen. Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 613. Vgl. den Anstellungsvertrag zwischen ihm als dem Vater untergeordneter „Director“ und der Societät, in: EAA, 1806/1/14, Bl. 19f.

¹⁴³ EAA, 1806/1/17, Bl. 4 (Schreiben, 4.9.1795).

¹⁴⁴ Ebenda, Bl. 11.

¹⁴⁵ Ebenda, Bl. 20.

Führung der Bücher verantwortlich sei, dass er die Arbeiter unnütze und unprioritäre Arbeiten verrichten lasse, so dass Lohngelder vergeudet würden, dass er Materialien verschwende bzw. unsachgemäß einsetze, auf den Rat von Fachleuten, z.B. beim fehlerhaften Dammbau oder dem Tonbrand für den Ofen, nicht gehört habe und überhaupt einen unkommunikativen Führungsstil pflege, so dass einige Fabrikanten gegenüber Carl Amelung geäußert hätten, „die Fabrik könne so keinen Bestand haben wenn sie nicht anders betrieben würde.“¹⁴⁶

In einer ausführlichen Replik wies der Oberdirector die einzelnen Vorwürfe Punkt für Punkt zurück und bescheinigte dem Buchhalter in den meisten seiner Vorhaltungen Unkenntnis, fehlenden Sachverstand sowie eine bewusste Verfälschung von Tatsachen. Was Amelung als Rechtfertigung seines Tuns in einem zwischen Sachlichkeit und Zorn gehaltenen Ton gegen Paslack anführt, klingt für den Außenstehenden, jedenfalls meistens, überzeugend und zeigt ihn hier nochmals auf der Höhe seines pionierhaften Wirkens. Zwar räumt er ein, dass auch Fehler gemacht worden seien, aber das rechtfertige nicht die zahlreichen anderen Vorwürfe Paslacks, die dieser aus niederen Motiven erhoben habe.¹⁴⁷

Unbeschädigt ist Amelung aus dieser Affäre aber nicht hervorgegangen, im Gegenteil. Abgesehen davon, dass sie sein Nervenkostüm und seine Gesundheit in erheblichem Maße strapaziert haben muss, wird wachsende Unzufriedenheit über seine Rechnungs- und Unternehmensführung nun auch von Seiten George von Bocks und der Rigaer Ratsherren erkennbar. Da der Glasverkauf nicht die gehegten Erwartungen erfüllte und Verluste aufgelaufen waren, glaubten einige Societätsmitglieder, einem von ihnen befürchteten Bankrott der Fabrik durch Erhöhung der Preise für Spiegelgläser entgegen zu können, was zu Lasten des „Commissionärs“ Carl Amelung ging, der später dazu bemerkte, dass die Kreditwürdigkeit des Etablissements „durch diesen Vorgang“ ungemainen Schaden erlitten habe.¹⁴⁸

¹⁴⁶ EAA, 1806/1/17, Bl. 43-48a (Schreiben, 17.2.1797). Dass sich einige Fabrikanten über den Kopf des Oberdirectors hinweg *Carl* Amelung anvertrauten, wirft ein bezeichnendes Licht auch auf die immer wieder auftretenden Spannungen zwischen ihm und dem Vater. Dies zeigte sich etwa in unterschiedlichen Ansichten zur Betriebskalkulation und hinsichtlich der Kapitalbeschaffung (vgl. Differenzien, in: EAA, 1806/1/37, Bl. 44) oder bezüglich der von Carl Amelung als „nachtheilig“ empfundenen Bedingungen, die ihm als „Contrahent“ für den Verkauf der Gläser auferlegt wurden. EAA, 1806/1/18, Bl. 26 (Briefwechsel aus dem Jahr 1794) und EAA, 915/1/2274, Bl. 43-43a (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802). In seinem ausführlichen Rückblick auf Entstehung und Entwicklung der Fabrik vom 8.10.1802 erwähnt er die Oberdirection des Vaters mit keinem Wort, wohl aber seine beiden (nicht namentlich genannten) „Directoren“ brüder Friedrich und August, von denen „einer derselben seinen Abschied verlangte, um nach Deutschland zurückzukehren und der darauf folgende durch den Tod dahin gerafft wurde“, woraus „mehrerer Nachtheil in der Direction des innern der Fabrique“ entstanden sei. Ebenda, Bl. 42a.

¹⁴⁷ EAA, 1806/1/17, Bl. 53-56 (Extract aus A. C. F. Amelungs Remarques auf die Klage des Buchhalters Paslack).

¹⁴⁸ EAA, 915/1/2274, Bl. 43a (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802).

Die Verschiebung der jährlichen Zusammenkunft der Anteilseigner vom 1. Februar auf den 20. Mai 1797 hatte möglicherweise auch damit zu tun, dass über die anstehende Vertragsverlängerung mit dem Oberdirector keine Einigkeit bestand. Dieser hatte sich 1796 nach zweijähriger Amtszeit in einem „Unterthänigen P.M.“ an sämtliche 14 Aktionäre der Spiegelhütte gewandt, zwar seine Bereitschaft zur Verlängerung des Arbeitsverhältnisses zum Ausdruck gebracht, dies aber mit der dringenden Bitte verknüpft, dass sich die „gnädigen Herren“ als „angesehene nützliche Männer im Staat“ beim Kaiser dafür verwendeten, 1) seine in Deutschland lagernden Spiegelgläser zollfrei nach Russland einführen zu dürfen und 2) auf dessen Fürsprache beim holländischen Gesandten zur gütlichen Regelung seiner holländischen Erbschaft hinzuwirken. „Gewähret man mir diese 2 Bitten so kan ich mich der Fabrick gänzlich widmen (...), ansonst bitte ich um die stipulierte Pension und Entlassung damit ich draußen meine Geschäfte besorgen könne.“¹⁴⁹ Dass die Verknüpfung dieses Ansinnens mit der Vertragsverlängerung nicht eben geschickt war, liegt auf der Hand, zumal die Angesprochenen wohl weder bereit noch überhaupt in der Position waren, in der gewünschten Richtung auf den Kaiser einzuwirken. Der Oberdirector handelte bei dieser „ultimativen Bitte“ offenbar noch völlig im Bewusstsein der allseitigen Anerkennung seiner Leistung und seines unermüdlichen Einsatzes für die Fabrik sowie in der Überzeugung, Fürsprache an höchster Stelle verdient zu haben. Dass er willentlich seine Entlassung provozieren wollte, ist eher unwahrscheinlich. Der Entwurf bzw. die Vorlage zu seiner „Abschiedsrede“ datiert vom 5. Juli 1797. Das genaue Datum der Entlassung bzw. das Abschiedsszenario ist aus dem überlieferten Dokumentenbestand aber nicht eruierbar. Aus dem Monat Juli stammen einige Schriftstücke, die auf das drängende Problem einer immer noch in Unordnung befindlichen Rechnungsführung Bezug nehmen.¹⁵⁰

Die zunehmende Verhärtung der Fronten wird in einer Stellungnahme des Oberdirectors deutlich, in der er darauf hinweist, dass er den von ihm entworfenen Arbeitsvertrag mit dem neuen Buchhalter Bernoff immer noch nicht geprüft, d.h. unterschrittsreif zurückerhalten habe, so dass er letzteren „zu keiner Obliegenheit“ bezüglich der gewünschten Rechnungsvorlagen „anhalten“ könne. Ferner sei anscheinend eine Abmachung zwischen dem Kreismarschall und Bernoff, dessen „Pflichten betreffend“, über seinen Kopf hinweg geschlossen worden, was dem Grundsatz widerspreche, dass „alle Ordres, das Innere der Fabrique betreffend“, an ihn zu gelangen hätten, dem „das Innere der Fabrique anvertraut ist.“¹⁵¹ Allerdings wird aus einem Schreiben des Bock'schen Syndikus Rathleff vom 11. Juli 1797

¹⁴⁹ EAA, 1806/1/30 (Schreiben von Oberdirector Amelung, 1795–1797).

¹⁵⁰ EAA, 1806/1/37, Bl. 15–15a (Schreiben, 21.7.1797). Die Zusammenkunft der Interessenten im Mai statt am 1.2.1797 war auch deshalb notwendig geworden, weil in der Bilanz des Unternehmens ein Verlust aufgetreten war, der durch eine Anleihe ausgeglichen werden sollte. Ebenda, Bl. 3f.

¹⁵¹ Ebenda, Bl. 19–19a.

bereits deutlich erkennbar, dass mit der Personalie Bernoff im inneren Zirkel der Verwaltung des Unternehmens die Entmachtung des Oberdirectors in die Wege geleitet war, indem er nämlich aufgefordert wird, jenem alle Geschäftsinformationen bereitwillig zur Verfügung zu stellen.¹⁵² Nur wenn man davon ausgeht, dass der neue Buchhalter das Votum der Bevollmächtigten hinter sich wusste, ist seine überaus arrogante Herablassung gegenüber dem bisherigen Fabrikleiter zu erklären, dem er eine von diesem zugesandte Rechnung mit der Bemerkung zurückschickt, ihn „mit dergl. zu verschonen, da Sie mir doch nur Schreiberey verursachen ohne einen mindesten Nutzen davon zu ziehen.“¹⁵³ Zu diesem Zeitpunkt, Ende Oktober 1797, war Amelung bereits aus seinem Amt als Oberdirector ausgeschieden. Er beschwerte sich darüber, dass man ihn, obwohl er alle Rechnungen und Belege für die Jahre 1795 bis 1797, wie vom Kreis marschall „decretiert“, abgegeben habe, „nicht revidiert und die Meriten aussetzt.“¹⁵⁴ Dass nun selbst die vertraglich versprochenen außerordentlichen Vergütungen hinausgezögert wurden, musste ihn, neben den anderen Querelen und negativen Begleiterscheinungen beim Abschied vom Amt, zutiefst getroffen haben, bekam er doch auf diese Weise das Gefühl vermittelt, dass alle seine Anstrengungen, Verdienste und Leistungen beim Aufbau der Fabrik nichts mehr galten.¹⁵⁵ Wie hatte er noch 1796 anlässlich der Vertragsverlängerung formuliert:

„Ich kan es nicht leugnen es würde mir sehr schmerzend seyn wan ich die noch in ihrer Kindheit seyende Fabrick verlassen müßte (...) es würde mir sehr schmerzend seyn, dem grossen belohnenden Gedanken – es hat mir in Rusland sowie in Teutschland geglückt die Fabrick empor gebracht zu haben – entsagen zu müssen.“¹⁵⁶

Dieser Fall war nun eingetreten und er zog sich tief gekränkt und nach einem Schlaganfall auch gesundheitlich schwer angeschlagen nach Dorpat zurück.

In seinem Misstrauen gegenüber Bernoff fand Amelung offenbar auch keinen Rückhalt bei seinen eigenen Söhnen August und Carl Philipp. Gerade letzterem, dem später so erfolgreichen Besitzer der Fabrik, ging wohl vorübergehend der Blick für die Nachhaltigkeit des Unternehmenskonzepts seines Vaters verloren. Bernoff übernahm am 1. Oktober 1799 die Pacht von „Catharina/Lisette“. Der Hoffnung, die man auf den neuen Pächter gesetzt hatte, wich sehr rasch die Ernüchterung, „er hat die ganze

¹⁵² Ebenda, Bl. 16.

¹⁵³ EAA, 1806/1/37, Bl. 56 (Schreiben, 24.10.1797).

¹⁵⁴ EAA, 1806/1/20, Bl. 77f.

¹⁵⁵ Als Vermittler im Streit um die vereinbarte Entschädigung hatte er den in Livland weit bekannten Pastor August Wilhelm Hupel aus Oberpahlen eingeschaltet, an den er am 10.2.1798 schreibt: „Werthester Freund! Ihnen statte ich meinen Dank ab, dass Sie die Stelle eines Schiedsrichters in meinen Differenzen mit der Societät übernommen haben.“ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 358, Anm. 9.

¹⁵⁶ EAA, 1806/1/30 (Schreiben von Oberdirector Amelung, 1795–1797).

Societät getäuscht, und mit ihr, leyder auch mich“, schrieb Carl Philipp Amelung im Februar 1801.¹⁵⁷ Bernoff verschwand nach nicht viel mehr als einem Jahr unter Vorenthaltung von Lohngeldern für die Fabrikanten auf Nimmerwiedersehen nach Amerika.¹⁵⁸ Es wiederholte sich das ruinöse Nachfolgeszenario, wie es nach der Pachtaufgabe Anton C. F. Amelungs 1789 in Grünenplan eingetreten war.

* * *

Mit Vorbehalt könnte man Anton Christian Friedrich Amelung als einen „gescheiterten Erfolgreichen“ bezeichnen, obwohl er selbst diese Charakterisierung wahrscheinlich von sich gewiesen hätte. Er hatte einerseits unter zweifellos fragwürdigen Begleiterscheinungen aus den von ihm geführten Spiegelglashütten in Grünenplan und in Livland vorzeitig und nicht ganz freiwillig ausscheiden müssen. Andererseits haben sich diese durch seine verdienstvolle Aufbauleistung, für die er in ihren Anfängen alleinverantwortlich Pate stand, in späterer Zeit zu bedeutenden und erfolgreichen Großunternehmen entwickelt. „Erfolgreich“ im Sinne von Schaffung persönlichen materiellen Wohlstands durch die individuelle berufliche Leistung ist er letztlich aber nicht gewesen, sondern das war er am Ende seines Lebens „nur“ im Sinne seines nachhaltigen Wirkens für spätere Generationen. Trotz dieser Einschränkung gehörte er zweifellos mit dem Habitus seiner nicht nur räumlichen, sondern auch geistigen und fachlichen „Weitläufigkeit“ zu den markanten Wirtschaftspionieren seiner Zeit. Dabei stand es für ihn immer außer Frage, dass der ökonomische Erfolg eines so komplexen und sensiblen Gebildes, wie eine Glashütte sie darstellte, ohne eine zufriedene Arbeiterschaft, die zugleich diszipliniert und qualifiziert zu sein hatte, nicht zu erreichen war. Es war nicht immer leicht für ihn, das Murren mancher mit großen Erwartungen ins Zarenreich gekommenen Landsleute über die vielen anfänglichen Unzulänglichkeiten und Unbequemlichkeiten in der livländischen Ödnis zu besänftigen. Dabei ist immer auch zu berücksichtigen, dass bei den Glasmachern und speziell den „Hütterern“ ein ausgeprägter „zünftischer“ Elitegeist mit entsprechenden Privilegienansprüchen herrschte, der sich von ihrer langjährigen Ausbildung und Berufserfahrung sowie der hohen Professionalität

¹⁵⁷ EAA, 915/1/2176, Bl. 32a.

¹⁵⁸ Vgl. Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 340, Anm. 8. Dort wird er von Friedrich Amelung als „gewandter Schmeichler“, „niederträchtig“ und „listig“ charakterisiert. Vgl. auch S. 372 und S. 373, Anm. 3, sowie SERAPHIM, Die Braunschweiger Spiegelfabrikanten in Nordlivland (wie Anm. 67), S. 152. Laut Carl Amelung erfolgte die Insolvenzerklärung des „Ausländers“ Bernoff am 14.1.1801, vgl. EAA, 915/1/2274 (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802), dort auch detailliert zu den wirtschaftlichen Gründen für das Scheitern Bernoffs, „hauptsächlich aus Mangel an eigenem Fond“.

und Kunstfertigkeit ihrer Arbeit herleitete. Wenn sich einige über die ihrer Meinung nach zu schlechten Wohnbedingungen beschwerten, wies der Oberdirector das mit der Begründung ab, dass es zunächst darauf ankäme, überhaupt erst genügend Unterkünfte für alle zu schaffen,¹⁵⁹ zumal auch er selbst sich vorläufig mit einer durchaus primitiven Behausung begnügte. Auch in Livland spielte für ihn der soziale Aspekt als Teil der Unternehmenskultur eine wichtige Rolle. Er machte Vorschläge für die Versorgung von Witwen und Waisen. Auch die Fabrikherren müssten dazu ihren Beitrag leisten. Ein „Fabriks Ältesten Gericht“ hielt er für unabdingbar. Für Unterricht der Kinder und gute Erziehung war Sorge zu tragen, freilich immer mit dem Ziel, „sie vorzüglich von Müßiggang“ abzuhalten.¹⁶⁰ Die Fabrik war für ihn nicht nur zuvorderst eine Institution zur Befriedigung der materiellen Erwartungen ihrer Besitzer, sondern in hohem Maße eine „viele Menschen ernährende“, „wohlthätige“ Einrichtung. In fast allen Religionen, besonders in der christlichen, spiele „Menschen Liebe“ eine zentrale Rolle, „und besteht Menschen Liebe nicht vorzüglich darin daß ich meinen bedürftigen Mitmenschen ja Mitbruder (...) Gelegenheit (...) gebe“, sich „gut“ zu ernähren. Auch müsse dem erbuntertägigen, „gebundenen“, „gefesselten“ Esten oder Livländer die Möglichkeit gegeben werden, „sich und seine Familie *frey* zu arbeiten, auch mehr Cultur unterrichtet zu gewarten haben.“¹⁶¹

Solche und andere zitierte Äußerungen Anton C. F. Amelungs werden auf dem Hintergrund seiner Zugehörigkeit zur Freimaurerei erst recht verständlich. Franziska Amelung erinnert sich:

„Damals war Alles *Freimaurer*, der Herzog von Braunschweig selbst war Grossmeister der Loge, Vater stand ihm sehr nahe im Range (...). Wir wurden als Kinder gewöhnt, den Orden als die höchste Ehre anzusehen und es wurde ganz besonders der Zweck desselben als ein wohlthätiger dargestellt, nämlich für verwaiste Kinder zu sorgen, sich mit allen Menschen als Brüder zu betrachten und gegenseitig zu helfen.“¹⁶²

¹⁵⁹ EAA, 1806/1/29; 1806/1/17, Bl. 55.

¹⁶⁰ EAA, 1806/1/36, Bl. 1a (Abschiedsrede, 5.7.1797).

¹⁶¹ EAA, 1806/1/30, Bl. 39 (Schreiben von Oberdirector Amelung, 1795–1797). Carl Amelung schreibt in seinem Kredithilfeersuchen an den Staat (1802), in dem eine ähnliche Einstellung wie die des Vaters zum Ausdruck kommt, „daß alle diese, für das Land und für das ganze Reich gewiß sehr nützlichen“ und „viele Menschen ernährende Anlagen (...) ohne irgendeinen öffentlichen Zuschuß (...) gegründet und unterhalten wurden...“ EAA, 915/1/2274, Bl. 20a (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802).

¹⁶² Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 119. Auch Carl Philipp Amelung und dessen Sohn Carl Georg waren Freimaurer, letzterer in der Loge zu Mitau. Ebenda, Anm. 2. Zur Bedeutung Braunschweigs als eines Zentrums der Freimaurerei vgl. GERHARD STEINER: Freimaurer und Rosenkreuzer. Georg Forsters Weg durch die Geheimbünde, 2., erw. Aufl., Berlin/Ost 1987, S. 37ff.

Eine Bestätigung der freimaurerischen Zugehörigkeit Amelungs liefert sein Briefwechsel mit dem Verleger Dieterich, aus dem hervorgeht, dass beide Logenmitglieder waren.¹⁶³ Bekanntlich gehörten zur freimaurerischen Ethik Werte wie Humanität, Toleranz, Weltbürgertum, Wohltätigkeit, Menschenliebe, Rechtschaffenheit, Bildung, Erkenntnis, Vernunft und das Streben nach Aufhebung ständischer Ungleichheit. Letztes Ziel war unter permanenter Anstrengung und Arbeit am ‚rauen Stein‘ die „sittliche und geistige Veredelung des Menschen“.¹⁶⁴ Wie stark Amelung neben den allgemein menschlichen die in der Aufklärungsepoche propagierten bürgerlichen Werte verinnerlicht hatte, wurde im Vorangehenden deutlich. Ständische Schranken waren kein Hindernis für ihn, sich in übergeordneten Kreisen als Vertreter eines aufgeklärten Bürgertums selbstbewusst zu geben. Es sei daran erinnert, dass er den „Mittel-“ oder „Bürgerstand“ als den „Glücklichsten in allen Regierungs Formen“ bezeichnet hat. Im höfisch-adligen Milieu bewegte er sich, ohne sonderliche Verbeugung vor altständischer Privilegiertheit und deren Etikette, relativ unbefangen, wie ja überhaupt die Freimaurerei „einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die ‚Erosion der höfisch-aristokratischen Standeskulturen‘ und auf die Entstehung einer neuen bürgerlichen Oberschichtenkultur ausgeübt“ hat¹⁶⁵ und die Betätigung in der Loge eine bewusst genutzte Möglichkeit war, „die sozialen Schranken der ständischen Gesellschaft zu überwälzen, und zwar sowohl zwischen den sozialen Großgruppen Adel und Bürgertum, als auch (...) zwischen den korporativ streng gesonderten Statusgruppen des ‚bürgerlichen‘ Milieus selbst“.¹⁶⁶ Von Franziska Amelung ist überliefert, dass ihr Vater auf einer Hofmaskerade in Hannover als „falscher Geldmünzer“ aufgetreten sei und mit seinem schwarzen Haarbeutel, auf dem ein großes „A“ von Talerstücken angebracht war, erhebliches Aufsehen erregte.¹⁶⁷ Der Herzog von Cambridge, den diese Aufmachung sehr belustigte und der sich bei dem Verkleideten nach ihrer Bedeutung erkundigte, soll zu ihm gesagt haben: „Voilà, les mauvais Hannoveriens!“ Den Hintergrund der Maskerade bildete das Gerücht, dass in Grünenplan alchemistische Versuche gemacht würden, da sich dort häufig Professoren aus Göttingen zu Versuchen aufhielten. Es ist ja bekannt, dass man die Freimaurer auch mit alchemistischen Experimenten, der Suche nach dem „Stein der Weisen“ und der Transmutation von Metallen in Verbindung brachte, welche Gerüchte der Pächter von Grünenplan nun mit dieser selbstironisierenden

¹⁶³ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 512–518. Auch Amelungs Schwiegersohn Fritz Lutterloh war Freimaurer. Vgl. Amelungs Brief an Dieterich vom 1.11.1788, ebenda, S. 517f.

¹⁶⁴ Vgl. GERHARD MÜLLER: Von der arkanen Sozietät zum bürgerlichen Verein. Die Freimaurerei in Weimar-Jena als Medium bürgerlicher Wertevermittlung (1744–1844), in: Bürgerliche Werte um 1800 (wie Anm. 74), S. 167–192, hier S. 167.

¹⁶⁵ HELMUT REINALTER: Die Freimaurer. 5., akt. Aufl., München 2006, S. 96.

¹⁶⁶ MÜLLER, Von der arkanen Sozietät zum bürgerlichen Verein (wie Anm. 164), S. 169f.

¹⁶⁷ Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 65.

Maskerade bei Gelegenheit des Hoffestes humorvoll aufs Korn nahm. Auch auf „äußeren Staat“ legte er der Familienlegende zufolge offenbar keinen gesteigerten Wert. So sei er zwar zu einem Empfang am Braunschweiger Hof in „Schuh und Strümpfen nach der Mode gekleidet erschienen, doch hätte ihm dabei das eine Strumpfband mit einer auf dem Parkett schep-pernd nachschleppenden Schnalle lang herab gehangen, bis ihn ein Hofcavalier lächelnd darauf aufmerksam gemacht“ habe.¹⁶⁸ Diese etwas laxen und wahrscheinlich nicht einmal provokant gemeinte Vernachlässigung des Äußeren könnte darauf hindeuten, dass er der starren Hofetikette als Ausdruck adlig-ständischen Wesens aus einem aufgeklärten bürgerlichen Selbstbewusstsein heraus nicht unbedingt mehr *die* Hochschätzung und Aufmerksamkeit entgegen brachte, wie eigentlich erwartet wurde. Das bevorzugte Milieu, in dem er sich bewegte, und das sein gastfreundliches Haus in Grünenplan bevölkerte, war das wirtschaftlich tätige Bürgertum und die technisch-wissenschaftliche Intelligenz der nahen Universitätsstadt Göttingen.

Obwohl in vieler Hinsicht den fortschrittlichen Ideen der Aufklärung verpflichtet, war er doch – in Anbetracht der schädlichen Auswirkungen auf Handel und Wirtschaft durch revolutionäre Umwälzungen und Kriege – bezüglich des Erhalts der überkommenen staatlichen Ordnungen „konservativ“ eingestellt. Hierin befand er sich freilich in Übereinstimmung mit dem Gros des deutschen Wirtschafts- und Bildungsbürgertums, das an den Grundfesten der politischen Ordnung, im Unterschied zu der anderen Entwicklung etwa in England und Frankreich, nicht rüttelte und seine Ideale langfristig im Rahmen eines „aufgeklärten Absolutismus“ und Wohlfahrtsstaates verwirklichen zu können glaubte. Der Fortschritt sollte nicht gegen den Staat, sondern durch ihn erreicht werden.¹⁶⁹ So sah denn auch Amelung seine ökonomischen Interessen bei den höchsten Repräsentanten der alten staatlichen Macht am besten aufgehoben, wenn er sich z.B. über Minister Hardenberg an den preußischen König oder über die Societätsmitglieder an den russischen Kaiser wandte. Aus seiner Pachtzeit in Grünenplan war er es gewohnt, dass wichtige wirtschaftliche Anliegen der Hütte dem Braunschweiger Herzog persönlich zur Entscheidung vorgetragen wurden. Aus solchen Erfahrungen resultierte bei

¹⁶⁸ Zit. bei OTTOW, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 25, sowie Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 318, Anm. 4.

¹⁶⁹ Friedrich II. von Preußen wandte sich 1784 ausdrücklich gegen die Ausartung der Aufklärung in „freche Ausgelassenheit“, „Aufruhr“, „Ungehorsam“ und „Zügellosigkeit“. Zit. nach WILHELM TREUE: Deutsche Geschichte, Stuttgart 1958, S. 403. Nach Kant sollte der Staat „dem Volk zu seinem Recht, bis hin zu einem repräsentativen System, verhelfen. Aber das hieß auch: diesen Zustand herbeizuführen war Sache des Staates und nicht des Volkes.“ HEINRICH AUGUST WINKLER: Geschichte des Westens. Von den Anfängen in der Antike bis zum 20. Jahrhundert, München 2009, S. 229f., vgl. auch S. 242, 340. Die Rezeption der Französischen Revolution im deutschen Bürgertum war dementsprechend ganz überwiegend negativ. Ebenda S. 338ff.

ihm offenbar eine Art Überzeugung vom „guten Herrscher“, deren zum Teil innere Widersprüchlichkeit zwischen idealem Anspruch und gesellschaftlicher Wirklichkeit ihm wahrscheinlich aufgrund seines paternalistischen Habitus gar nicht bewusst war. Plädierte er aus einem durchaus fortschrittlich-aufklärerischen und weltbürgerlich-übernationalen Impetus heraus für die gesellschaftliche und kulturelle Emanzipation der leibeigenen estnischen Erbleute, so rühmt er an anderer Stelle die Herrschaft Katharinas II. und Pauls I.,¹⁷⁰ die eben dieses von ihm indirekt kritisierte Leibeigenschaftssystem par excellence repräsentierten:

„Wo ist ein grösserer Posten um Menschen Glück zu befördern als auf *Catherinens Thron*. Wer (...) vermag diesen Posten besser erben, besser besorgen als der in der Regierungs Lehre und Menschen Kunde sehr (...) erfährne *Allerdurchlauchtigste Herr, Herr Paul Petrowitsch*. Millionen Menschen sehen Glück entgegen von Ihm durch Ihm mit Gewisheit (...) und wo ist für Fabrikanten ein grösseres Feld, um thätig, fleissig seyn zu können als in der grossen Russischen Monarchie?“¹⁷¹

Amelungs auf Fortschritt und „Glück“ für die Menschen gerichtetes Denken bewegt sich auch hier in gewohnten patriarchalischen Bahnen. Andererseits findet sich bei ihm die folgende Notiz: „Sehr hoch hat Gott die Könige der Welt gestellt. Wieviel des Guthen können Sie, wie leicht es thun! allein des Bösen auch sehr viel. Und ach wie leicht! Erhabene, doch Sterbliche wie glücklich seyd Ihr doch. Und ach wie elend auch.“¹⁷²

In seiner Abschiedsrede vom 5. Juli 1797 forderte er die Fabrikanten auf, „euer Gebet mit dem Meinigen“ zu vereinigen,

„daß heißt: Allmächtiger Gott, Vater und Wohlthäter des gantzen Menschen Geschlechts, es hat Dir ein edler Mann in Wohlthun nachgeahmet. Er hat uns ernähret, vergelte und belohne davor unsern Helfer und Wohlthäter Hr. B. v. Rautenfeldt mit ewigen Freuden. Amen. Es segnet Euch alle keinen ausgeschlossen der alte sterbende [das Wort ist durchgestrichen; H.R.] A.“¹⁷³

So weit war es allerdings zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Dennoch beschäftigte ihn zunehmend der Gedanke an den Tod und an das, was danach kommt, und er sah es als „meine grösste Pflicht, mich zum sterben bereit zu halten“. Diesen Passus am Anfang der zitierten Abschiedsrede verbindet er mit guten Wünschen für seine „große Familie und die hiesige Fabrik (...), deren Erfüllung ich dem Allgütigen Alleweisen Gott, der immer unser Beste will, gänzlich anheim stelle.“ Nicht nur diese Äußerung zeigt, dass Amelung bei allen Säkularisierungstendenzen seiner Zeit im Glauben fest verankert war. Im Juli desselben Jahres ertrank sein 14-jähriger Sohn Ludwig in der Weser, was ihn zur Niederschrift der folgenden,

¹⁷⁰ Eine knappe Einführung bietet DETLEF JENA: *Die russischen Zaren in Lebensbildern*, Graz, Köln und Wien 1995.

¹⁷¹ EAA, 1806/1/30 (Schreiben von Oberdirektor Amelung, 1795–1797).

¹⁷² EAA, 1806/1/36, Bl. 5 (Abschiedsrede, 5.7.1797).

¹⁷³ Ebenda, Bl. 2.

für „meine übrigen Lieben Kinder“ gedachten Sentenz veranlasste, „zeitig an dem Tod denken. Und glaubt. Jedes Böse so ihr thun wollet, wäre fünf Minuten vor Euren Tode.“¹⁷⁴

Inwieweit er mit seiner Selbstdiagnose, dass „ich (...) Lungen Geschwüre bemerke“, richtig lag, sei dahingestellt. Eine Übersiedlung nach Dorpat schien unter diesen Umständen jedenfalls angeraten. War er früher bisweilen in das ca. 50 km entfernte Dorpat geritten, „um in die Ressource zum Tanzen zu gehen“,¹⁷⁵ so ließ er sich nun Ende Februar/Anfang März 1798 in der Embach-Metropole nieder, um dort seine letzten Lebenstage zu verbringen.¹⁷⁶ Zwar trieb ihn sein unermüdlicher Tätigkeitsdrang trotz angeschlagener Gesundheit auch jetzt noch um, indem er das Projekt der Einrichtung einer Spiegelbelege in Dorpat verfolgte,¹⁷⁷ doch erlitt er im Spätsommer des Jahres mehrere Schlaganfälle, die ihn im November endgültig auf das Sterbelager warfen und am 24. Dezember 1798 zu seinem Tod führten. Laut Kirchenbuch der Dorpater Johanniskirche wurde seine Leiche vier Tage später beigesetzt.¹⁷⁸ Dass vier Wochen zuvor sein geliebter Sohn August, nunmehr faktischer Leiter der Spiegelfabrik „Catharina/Lisette“, überraschend gestorben war, hat man ihm verheimlicht, wie auch die Söhne und er selbst seine Frau Sophie über die Differenzen mit der Societät bei seinem Ausscheiden sowie über seinen Gesundheitszustand völlig im Unklaren gelassen haben. Mehrfach beschwert sie sich in ihren Briefen über „Euer abscheuliches“, „unmenschliches Stillschweigen“ und fordert ihren Mann auf: „gieb mir umständlich von allen Nachricht, sonst sollst Du nie wieder was von mir hören, ich gehe nach Amerika!“¹⁷⁹ Inzwischen hegte sie ernste Zweifel, ob ihre anvisierte Übersiedlung nach Livland überhaupt gewünscht war: „Nun ist die Frage, ist es wirklich Dein heisser Wunsch, uns dort zu sehen? (...) Ist die Einrichtung so, dass sie uns

¹⁷⁴ Ebenda, Bl. 4.

¹⁷⁵ Nach August Stierich, zit. bei Ottow, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 30, und Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 119, Anm. 1 (laut einer Augenzeugin).

¹⁷⁶ Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 358, Anm. 9 (im Haus Bügel, Ritterstraße 4).

¹⁷⁷ Eine Belege-, Folierungs- und Rahmenfabrik wurde dann in Dorpat von seinem Sohn Carl realisiert. EAA, 915/1/2274, Bl. 20 (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802).

¹⁷⁸ Sein Grab in Dorpat ist bei der Friedhofsverwaltung nicht belegt. Laut Kirchenbuch der Johanniskirche zu Dorpat erfolgte die Beisetzung im Ehlertzchen Erbgrabnis am 28.12.1798 (Familiennachrichten III [wie Anm. 11], S. 698), während eine Schautafel auf dem Friedhof in Klein St. Johannis ihn als auf der dortigen Familiengrabstätte verzeichnet, was eine spätere Überführung voraussetzt. Auch sein einen Monat vor ihm gestorbener Sohn August wurde dort laut Kirchenbuch bestattet, und auch alle späteren Besitzer der Spiegelfabrik haben ihre letzte Ruhestätte in Klein St. Johannis gefunden (Carl Philipp Amelung 1817, Carl Georg Amelung 1851 und Friedrich Amelung 1909, der von Riga nach Klein St. Johannis überführt worden ist). Zur Geschichte des Ortes: AMELUNG, Das Kirchspiel Klein-St.-Johannis (wie Anm. 108).

¹⁷⁹ Brief vom 4.2.1798, in: Familiennachrichten III (wie Anm. 11), S. 345.

alle ernähren kann (...)?)¹⁸⁰ Diese Frage hätte wahrscheinlich ihr Mann zu diesem Zeitpunkt nicht überzeugend mit „Ja“ beantworten können, was auch einer der Gründe für sein beharrliches Schweigen gewesen sein mag. Jedenfalls geht aus dem vom Dorpater Magistrat eingeleiteten Nachlassverfahren, nachdem Carl Amelung das Erbe ausgeschlagen hatte,¹⁸¹ klar hervor, dass Anton Amelung zum Zeitpunkt des Todes über kein nennenswertes Vermögen verfügte und bei einigen Dorpater Geschäftsleuten und Ratsherrn mehr oder weniger tief in der Kreide stand. So wunderte sich der Gouvernementssekretär und Stadtfiskal Tobias Buschund angesichts der beträchtlichen Forderung des Apothekers Christian Gotthard Wegener, in dessen Haus der Verstorbene zuletzt gewohnt hatte, dass jener „bey der Unzulänglichkeit des Vermögens des defuncti eine so ansehnliche Summe creditirt“ habe.¹⁸² Schließlich trat das ein, was wohl einige der Hauptgläubiger befürchtet haben mochten, dass nämlich die Einnahmen aus dem versteigerten Nachlass nicht völlig ausreichten, um sämtliche Forderungen abzudecken.

Damit schließt sich der Kreis. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie des Schicksals, dass dieser geografisch wie habituell Weitläufige und Weltgewandte, dieser rührige „Netzwerker“ und Projekteschmieder, rastlos Tätige und gleichwohl nie nur an sich, sondern immer auch an das Wohlergehen „Vieler“ denkende Unternehmensführer und „Menschenfreund“, der patriarchale Mittelpunkt einer zahlreichen Familie und eines gastlichen Hauses, in einer persönlich durchaus fragilen materiellen Lage und von Frau und Kindern weit entfernten fremden Umgebung seine letzten Lebensstage zubringen musste. Allerdings waren andererseits die Umstände, unter denen er dem Tod begegnete, nicht von der Art, dass sie nicht zu seinem Wesen und zu seinem Lebensstil gepasst hätten. Er war ein Vielreisender und in vielen Welten zu Hause. Sein Habitus war geprägt von jener widersprüchlichen Übergangszeit, jener Welt im Umbruch, in der ein neuer Geist und neues Denken und das beharrende Festhalten an alten Werten und Ordnungen aufeinander prallten. Insofern war er auch, wie viele seiner Zeitgenossen und wie es im Titel dieses Beitrags ausgedrückt ist, ein Mann *zwischen* den „Welten“, der als Unternehmer und Repräsentant des aufstrebenden Wirtschaftsbürgertums unter den Bedingungen und Traditionen des überkommenen absolutistischen Systems und ständischen Wesens zu

¹⁸⁰ Briefe an ihren Mann, 4.2. und 22.2.1798, in: ebenda, S. 342-345 und 345f.

¹⁸¹ Vgl. EAA, 995/1/12108 (Acta betreffend den Nachlaß des in Dorpat verstorbenen Glasfabrikanten Ant. Christ. Fried. Amelung, 22.9.1802). Für juristische Expertise bezüglich des Nachlassverfahrens danke ich Richter Ekkehard Habel (Medebach).

¹⁸² Ebenda (Schreiben Buschunds, Contradictoris und Curatoris bonorum in Convocatione Creditorum des Spiegel Fabriks Inspectors Anton Christ. Fried. Amelung, an Bürgermeister und Rat, 12.10.1801). Den größten Posten bildeten die Ausgaben (seit April 1798) für den „Speise Wirth“ (14 Rubel pro Monat), die Miete (80 Rubel) und den Sarg (20 Rubel). Aus dem Protocollum Inventarii, 25.9.1800 ist ersichtlich, dass Amelung auch in Estland über einen beträchtlichen Bücherbestand verfügt hat. Ebenda.

agieren und zu „lavieren“ hatte. Ein dem ökonomischen Handeln eigener Pragmatismus und die Nähe zur wissenschaftlichen Intelligenz erleichterten ihm offenbar diese Aufgabe. Anders als Herzog Carl II. Wilhelm Ferdinand, der von den modernen Strömungen seines Jahrhunderts zwar phasenweise fortgerissen und angezogen wurde, „ohne daß er doch die Kraft hatte, die Vergangenheit innerlich zu überwinden“,¹⁸³ scheint dies in dieser von Selma Stern konstatierten Weise für seinen Zeitgenossen Amelung nicht zu gelten. Impliziert nicht seine Überzeugung, dass der Mensch „*Alles*“ erreichen könne, wenn er es nur „*mit Ernst*“ wolle, dass solches Ziel im Rahmen der bestehenden Ordnung möglich sei und es keiner politischen Umwälzung zur Schaffung von qualitativ neuen Handlungsspielräumen für ein aktives Bürgertum bedürfe? Auf der anderen Seite hat er die von der Aufklärung angestoßenen neuen geistigen Strömungen und Entwicklungen mit der ihm eigenen Neugier und Aufgeschlossenheit offenbar sehr aufmerksam verfolgt. Die technischen Probleme und Entwicklungen in der Glasherstellung und deren Optimierung waren für ihn eine ständige praktische und theoretische Herausforderung, der er sich mit großem Engagement stellte. Dass darunter die strenge Kontrolle der Geschäftsbücher als Teil seiner Leitungstätigkeit bisweilen gelitten haben mag, lässt sich erahnen. Sein vorzeitiger Rückzug aus den Unternehmen sowohl in Grünenplan als auch in Livland war aber hauptsächlich durch Faktoren bedingt, die nicht seinem unmittelbaren Einfluss unterlagen. Dennoch ist nicht auszuschließen, dass das komplexe soziale, technische und kaufmännische System einer Spiegelglashütte eine einzelne Führungsperson, der es schwer fiel, Aufgaben zu delegieren, überfordern konnte. Dass er die Fabrik häufig als eine „Menschen ernährende“ Einrichtung charakterisiert hat, war bei ihm offenbar nicht leere Unternehmerrhetorik, sondern entsprach seinem sozialen Gewissen und Verantwortungsgefühl sowie dem Willen, der Gesellschaft Nutzen zu bringen, was im Kontext nicht nur der *damaligen* Lebenswelten durchaus progressive Züge aufweist. In vielem aber spiegelte sich in seiner Person die Widersprüchlichkeit und Ambivalenz seiner Zeit wider. Sein Führungsstil lässt sich mit Louis Bergeron, der diese Tautologie auf den Feinmechanikunternehmer Frederic Japy (1749–1812) bezog, vielleicht am treffendsten als „patriarchaler Paternalismus“ charakterisieren.¹⁸⁴ Auch in seinem Erziehungsstil befand er sich – abgesehen von seinen Vorstellungen über die Mädchenerziehung und die Rolle der Frau, die einem herkömmlichen Bild verhaftet waren, das aber auch dem Bild der maßgebenden männlichen Aufklärer entsprach¹⁸⁵ – durchaus auf der Höhe des zeitgenössischen pädagogischen Diskurses. Dennoch ist fraglich, ob er den ihm von seiner Tochter Fran-

¹⁸³ STERN, Karl Wilhelm Ferdinand (wie Anm. 35), S. 16f.

¹⁸⁴ LOUIS BERGERON: Der Geschäftsmann, in: Der Mensch der Aufklärung, hrsg. von MICHEL VOVELLE, Frankfurt am Main 1996, S. 98-121, hier S. 115.

¹⁸⁵ Nach DOMINIQUE GODINEAU: Die Frau der Aufklärung, in: ebenda, S. 321-358, hier S. 327f., vertrat die Aufklärung bei der überwiegenden Mehrheit ihrer Vertreter

ziska zugeschriebenen Wahlspruch „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben“ in seiner Sterbestunde rückblickend für sich erfüllt sah. Die Hoffnung, das jenseitige „Morgenlicht“ zu schauen, mag ihn über das subjektive Empfinden seines teilweisen Scheiterns in *dieser* Welt hinweggeholfen haben.

Gleichwohl war er es, der – ohne die Leistungen späterer Generationen zu schmälern – auch in Livland das Fundament für eine äußerst erfolgreiche Unternehmensentwicklung gelegt und der auch selbst noch die Genugtuung gehabt hatte, gutes Glas zu erzielen. Bereits zu seiner Oberdirectorenzeit in „Catharina/Lisette“ betrug die Einwohnerzahl in diesen beiden Fabrikorten an die 400 Personen, 1822 gab die Zeitung „Marahwa Näddala-Leht“ (Wochenzeitung des Landvolkes) die Zahl mit 508 (ohne Wald- und Transportarbeiter) an, um 1830 waren es schon 600 und in den 1850er Jahren an die 800, um dann, nach der Einführung des Arbeitskräfte sparenden Spiegelgusses 1866 durch Dr. chem. Hermann Benrath,¹⁸⁶ der ein Schwager des letzten Besitzers der Fabrik, Friedrich Amelung, gewesen ist, wiederum auf etwa 600 Personen abzusinken.¹⁸⁷ Wie erwähnt, hatte 1806 Carl Philipp für einen Kaufpreis von 60 000 Rubel Banco die Fabrik auf „eigene Rechnung und Gefahr“ übernommen und bis zu seinem Tod 1817 unter der Firmenbezeichnung „Amelung & Sohn“ geleitet. Dieser Sohn Carl Georg stand bis zu seinem Tod 1851 an der Spitze des Unternehmens und brachte es durch zahlreiche bauliche Erweiterungen und technische Verbesserungen zu großer Blüte.¹⁸⁸ Das Handschleifen von großen Glas-

eine Ideologie, „die den beiden Geschlechtern unwiderruflich je unterschiedliche Eigenschaften, Aufgabenfelder und soziale Rollen zuschreibt.“

¹⁸⁶ Bekannt auch als Verfasser des Werkes „Die Glasfabrikation“, Braunschweig 1875. Er richtete in „Lisette“ (Meleski) ein Laboratorium ein, wo er Forschung mit der Praxis verbinden konnte.

¹⁸⁷ Vgl. zu diesen und den folgenden Angaben OTTOW, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 28–31; Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 43–55 (Friedrich Amelung); GRIMM, Zur Geschichte der Glasmacher (wie Anm. 54), S. 418f.; OTTO KARMA: Tööstuslikult revolutsioonilt sotsialistlikule revolutsioonile Eestis: tööstuse arenemine 1917. aastani [Von der industriellen Revolution bis zur sozialistischen Revolution in Estland: Die Entwicklung der Industrie bis 1917], Tallinn 1963, S. 36f., 78f., 139ff. (für die Übersetzung danke ich Prof. Anti Selart, Tartu). Im April 1802 betrug die Einwohnerschaft der Spiegelglashütte „unter Woiseck“ 309 „Seelen“, vgl. EAA, 915/1/2274, Bl. 33 (Supplique von Carl Amelung, 8.10.1802).

¹⁸⁸ In dem Roman „Der Verrückte des Zaren“ des bekannten estnischen Schriftstellers Jaan Kross, in dessen Mittelpunkt Timotheus von Bock (1787–1836), Sohn Georges von Bock, steht, werden Anton, Carl Philipp und Carl Georg Amelung mehrfach erwähnt. So heißt es an einer Stelle des in Tagebuchform konzipierten Romans unter dem 14.4.1828: „Die Herren Amelung – Vater, Sohn und Enkel – gehören und gehörten der wenigstens in unserem Nordlivland neuen Menschengattung an, die ungelernete und gelernte Arbeiter für Lohn an Maschinen beschäftigt und auf diese Weise Geld anhäuft (...) und die in der Gesellschaft allmählich die Rolle spielen wird, die bisher der Adel gespielt hat (und vielleicht sogar eine wichtigere, sollte sie klug sein).“ JAAN KROSS: Der Verrückte des Zaren. Historischer Roman, München 1990, S. 216 (estn. Original JAAN KROSS: Keisri hull, Tallinn 1978). Dass allerdings aus dem Amelungischen Stamm nicht alle diesen Weg beschritten, zeigt etwa das Beispiel

scheiben wurde 1831 durch die Aufstellung von 15 sog. Watt'schen Schleifmaschinen ersetzt. 1841 wurde mit der Anschaffung neuer Poliermaschinen begonnen. Seit diesem Jahr wurden auch estnische Arbeiter für die Hütte und die Poliere angelehrt, so dass deutsche Glasmacher immer entbehrlicher wurden.¹⁸⁹ Gab es in den Anfangsjahren ca. 30 Schmelzen jährlich, so stieg ihre Zahl zur Mitte des 19. Jahrhunderts auf bis zu 100. Für den Holztransport – der Betrieb verbrauchte über 3 000 Faden Brennholz jährlich – ließ Carl Georg 1842 einen kleinen Dampfer bauen, der das aus dem erworbenen Waldgebiet bei Teilitz geschlagene Holz über den Wirzsee heranschaffte. Das jährliche Glasquantum betrug seit 1840 rund 4 000 Quadratmeter. Durch die kostenaufwendige Einrichtung des Spiegelgusses wurde das Hüttenpersonal von 50 Glasbläsern mit ihren Gehilfen auf 30 Mann verkleinert. Eine weitere bedeutende Neuerung nach Einführung des Spiegelgusses anstelle des bisher geblasenen Walzenglases war die Ausstattung der Fabrik mit Siemens-Regenerativ-Schmelzöfen, die Zeit und Feuerung sparten. Die Erzeugnisse der Fabrik fanden starken Absatz in Petersburg, Moskau und auf der Messe in Nižnij-Novgorod. „Catharina/Lisette“ wuchs im 19. Jahrhundert zum größten Glasunternehmen der Ostseeprovinzen und zum zweitgrößten im ganzen Reich heran. Anlässlich des Betriebsjubiläums 1892 schreibt die „Neue Dörptsche Zeitung“: „Seit dem Bestehen des Instituts ist von demselben die Gesamtsumme von etwa 10 Mill. Rbl. erarbeitet worden – ein stattlicher Betrag, welcher indirect auch der ganzen Umgebung und unserer Provinz zu Gute gekommen ist.“ Zur Ergänzung der Produktion von „Catharina/Lisette“ wurden Satelliten-Glashütten angelegt, so bereits am Ende des 18. Jahrhunderts die Bouteillenhütte Nelwa in Estland im Kirchspiel Merjama und 1806 in Livland zum gleichen Zweck eine Hütte bei Kerro im Kirchspiel Fennern sowie 1822 die Fensterglas und Bouteillen produzierende Fabrik Carolinenhof beim Gut Fennern, die 1865 in den Besitz Moritz Graubners, des Schwagers von Carl Georg Amelung, übergang. Seit Beginn der Fabrik existierte ein so genanntes Hüttengericht und seit den 1830er Jahren ein Fabrik-Gemeindegerecht, wobei die lokalen estnischen Arbeiter in Bezug auf ihre sonstigen Gemeindeangelegenheiten weiterhin vollständig zur Gemeinde des Gutes Waiseck gehörten. Die Fabrik hat seit ihrem Beginn eine, ab 1830 zwei deutsche Schulen unterhalten. In den Wohnungen der Fabrikanten erblickte Franziska Amelung Bücherbretter und

von Julius Amelung (1813–1884), dem jüngsten Sohn Carl Philipp Amelungs, der im russischen Militär als Marine-Ingenieur Karriere machte und am 16.7.1842 in den Adelsstand erhoben wurde. Vgl. ARMIN WOLF: Geschichte der Hameler Familie Amelung als Spiegel sozialer Gegebenheiten und Umschichtungen in einer niedersächsischen Stadt zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert nebst Stammtafeln, in: Archiv für Familiengeschichtsforschung 15 (2011), H. 3, S. 82–94, hier S. 94.

¹⁸⁹ KARMA, Tõöstuslikult revolutsioonilt sotsialistlikule revolutsioonile Eestis (wie Anm. 187) konstatiert (S. 38), dass bereits in Kammar die Mehrzahl der Polierer lokaler Herkunft gewesen sei, wie auch dann in Rõika („Catharina“), ohne letztere Angabe aber zeitlich zu präzisieren.

„war nicht wenig erstaunt Shakespeare, Schiller und Göthe hier vertreten zu finden.“¹⁹⁰ Laut August Stierich fuhren die deutschen Glasfabrikanten sonntags regelmäßig zur neun Werst entfernten Kirche Klein St. Johannis auf ihren mit einem Pferd bespannten, zweirädrigen Karren zum Gottesdienst. Zu den jährlichen großen Arbeiten gehörte zwischen 1817 und 1850 die Errichtung eines 1,5 Werst langen Steindamms oberhalb der Fabrik am linken Pahleufer und die Vertiefung des Flussbetts zur besseren Nutzbarmachung der Wasserkraft. 1840 wurde auf Kosten des Fabrikherrn das flache Embach-Flussbett unterhalb Kerrafer ausgebaggert, um so die Verbindung von der Fabrik nach Dorpat schiffbar zu machen. Mit seinem Schwager, dem Dorpater Kaufmann und Ältermann der Großen Gilde, Friedrich Wilhelm Wegener, eröffnete Carl Georg Amelung mit dem Dampfer „Juliane Clementine“ 1842 den ersten Dampfschiffverkehr zwischen Dorpat, Narva und Pleskau.¹⁹¹

Vom 25. bis 28. Juli 1892 wurde in „Catharina“ das hundertjährige Bestehen der Fabrik mit vielen auswärtigen Gästen und der Belegschaft glanzvoll gefeiert. Zu den Höhepunkten des Festes gehörten ein Doppelgottesdienst in deutscher und estnischer Sprache, dem vom Pastor zu Klein St. Johannis, Villem Reimann, der Text zugrunde gelegt worden war: „Bis hierher hat uns Gott geführt“, ferner ein Rückblick auf Entwicklung und Geschichte der Fabrik durch den Jubilar Friedrich Amelung selbst, seinen Vetter Robert Wegener und Pastor Reimann vor der Arbeiterschaft in estnischer Sprache, sowie eine Schachpartie mit menschlichen Figuren, in der die siegreiche Begegnung des Jubilars gegen den Fürsten Urusov in Moskau am 4. Februar 1869 nachgespielt wurde.¹⁹² In der Vorschau auf das Jubiläumsereignis war mit Bezug auf die von Friedrich Amelung schon früher geäußerte Überzeugung in der „Neuen Dörptschen Zeitung“ zu lesen,

„daß die Fabrik nicht blos dadurch ein nützlichtes Institut gewesen, daß sie während etwa drei Generationen beständig je 150 Familien ernährt hat, sondern auch dadurch, daß in dieser langen Zeit von je her die humane Seite gebührend berücksichtigt worden und daß in Folge dieses Umstands ein guter, zufriedener und arbeitsamer Geist unter den

¹⁹⁰ Familiennachrichten II (wie Anm. 11), S. 174. Danach war „Catharina“ ein „sehr langes Dorf“. Die Esten lebten einzeln und für sich, während in den zwölf großen deutschen Häusern zu beiden Seiten der Straße jeweils drei bis vier Familien wohnten. Stallungen aller Art, Garten und Kartoffelfeld schlossen sich im hinteren Bereich der Häuser an.

¹⁹¹ Vgl die Mitteilung über den Stapellauf der „Juliane Clementine“ am 24.6.1842, in: Das Inland, 14.7.1842, Sp. 242.

¹⁹² Ausführliche Beschreibung der Jubiläumsfeiern bei Оттов, Die Spiegelfabrik (wie Anm. 46), S. 36–39 und in: Neue Dörptsche Zeitung, 1.8.1892. Ein Vorbericht zum Jubiläum in: Neue Dörptsche Zeitung, 25.7.1892. Die Schachpartie mit lebenden Figuren war nicht nur eine Verbeugung vor dem Jubilar, der ein außergewöhnlich begabter Schachspieler und Herausgeber von Schachliteratur war, sondern auch die Reminiszenz an eine „lebende Schachpartie“ in der Dorpater Ressource im Jahre 1799, die Friedrich Amelungs Großvater Carl Philipp mittels 32 kostümierten Personen aufgeführt hatte (siehe auch oben Anm. 72).

deutschen wie estnischen Arbeitern der Fabrik herrschend geworden ist.“

Zehn Jahre später hat Friedrich Amelung (1842–1909), der auch als Polyhistor und baltischer Kulturforscher bekannt wurde, als der letzte männliche Vertreter dieses Namens an der Spitze des Unternehmens die Spiegelfabrik verkauft,¹⁹³ die danach in den Wirren des 20. Jahrhunderts einem wechselhaften Schicksal entgegen steuerte,¹⁹⁴ ohne jemals wieder das produktive und qualitative Niveau früherer Zeiten zu erreichen.

SUMMARY

*Portrait of a Well Travelled Man:
Anton C. F. Amelung (1735–1798),
Entrepreneur and Economic Pioneer
between Times and Worlds*

The focus of this article is Anton C. F. Amelung as an individual and entrepreneur. For the first time, German and Estonian archival materials have been systematically analysed as well as the “Family News” (*Familiennachrichten*) published by his great-grandson Friedrich Amelung in the last quarter of the 19th century which are available today only in archives. During his lifetime, Amelung headed two enterprises in their early stages that later became quite important and prosperous: the mirror glass factory Grünenplan in the Dukedom Brunswick since 1773 and the mirror factory “Cahtarina/Lisette” near Dorpat in Livonia since 1794. Here, he carried the title of “Oberdirector”. The conflict between traditional perceptions of order and new ideas, which was characteristic for his era is mirrored quite exemplarily in his character and personality. The rational and social impetus of the Enlightenment was of utmost importance for his management of human resources and his economic understanding and action. Amelung’s close contacts to prominent protagonists of the Enlightenment and his affiliation with freemasonry only support this thesis.

¹⁹³ Er starb am 7. März 1909 in Riga. Ausführlicher Nekrolog von ERNST SERAPHIM, in: Kalender der deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland auf das Jahr 1911, S. 68ff.

¹⁹⁴ Über Meleski (ehemals „Lisette“) jetzt der Heimatforscher VILLE DREVING: Meleski. Klaasivabriku kolm sajandit [Meleski. Drei Jahrhunderte der Glasfabrik], Tartu 2013.

Nonetheless, it has recently been argued that Amelung, as alleged wire-puller of the Livonian project, simply renewed the traditional alliance with the old powers against the fourth estate untroubled in the Russian empire in order to continue the exploitation that had been shattered in Grünenplan after the French Revolution. To the author of this article, however, this thesis seems to be an indefensible simplification. To his mind Amelung has been a “failed triumphant” – *contradictio in adiecto!* – whose enduring activity for later generations was in obvious conflict with his partial failure as entrepreneur and his extremely fragile personal and financial situation at the end of his life.

Vorbild oder abschreckendes Beispiel? Der „baltische Weg“ in der Agrarpolitik des Russländischen Imperiums

VON DAVID FEEST

Die späten fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts waren für den russischen Landadel eine Zeit der grundlegenden Neuorientierung. Die Befreiung der Bauern war von einer fernen Vision zu einer Aufgabe geworden, die in allernächster Zukunft zu verwirklichen war. Und mit ihr, das wussten alle, würde sich auch das Verhältnis zwischen Gutsadeligen und Bauern grundlegend ändern. Umso wichtiger musste den Gutsadeligen nun die Art und Weise sein, in der die Befreiung vonstatten ging. Eine Reihe von Gutsherren meinte, die Bauern könnten ohne eigenen Bodenbesitz in die Freiheit entlassen werden und den Gutshöfen als Pächter verbunden bleiben. Andere favorisierten eine Befreiung mit Boden, die durch staatliche Mittel oder Kredite finanziert werden sollte.

Diese Debatte fand auch Einzug in die neu geschaffenen Redaktionskommissionen, in denen die administrativen Eliten mit Unterstützung einiger Vertreter aus dem gutsbesitzenden Adel ab dem 17. Februar 1859 die Modalitäten der Bauernbefreiung ausarbeiteten. Hier fand etwa am 15. Juni desselben Jahres der St. Petersburger Adelsmarschall Graf Petr Andreevič Šuvalov – eine führende Figur der sich langsam herausbildenden aristokratischen Opposition und von 1864–1866 Generalgouverneur der Ostseeprovinzen – deutliche Worte. Er gestehe den Gutsherren das Recht zu, den Bauern auf Grundlage freiwilliger Übereinkünfte den Boden zur Nutzung zu überlassen, sagte er. Jegliche Enteignung des Bodens aus dem Besitz der Gutsherren sei jedoch abzulehnen. Weder dürfe dem Bauern ein grundsätzliches Recht auf Land zugestanden werden, noch sei ein vom Staat organisierter Aufkauf gutsherrschaftlichen Bodens statthaft. Denn Bodenverkauf an die Bauern, so fasste Šuvalov seine Position zusammen, sei eine private wirtschaftliche Angelegenheit zwischen dem Gutsherrn als Besitzer des Bodens und dem Bauern als Interessenten.¹ Er war unter

¹ NIKOLAJ PETROVIČ SEMENOV: Osvoboždenie krest'jan v carstvovanie imperatora Aleksandra II [Die Befreiung der Bauern in der Herrschaftszeit von Imperator Alexander II.], 5 Bde., St. Petersburg 1889–1894, hier Bd. 1, St. Petersburg 1889, S. 258.

den russischen Gutsherren nicht der einzige, der für eine Politik des *laissez-faire* argumentierte.²

In den Redaktionskommissionen stieß Šuvalov mit diesen Äußerungen allerdings auf heftigen Widerspruch von Männern, die sich ihrerseits als Träger ganz anderer liberaler Ideen verstanden.³ In den Redaktionskommissionen dominierten besonders Mitarbeiter der hauptstädtischen Administration, die der Historiker W. Bruce Lincoln als „aufgeklärte Bürokraten“ bezeichnet hat.⁴ Es waren Männer wie Nikolaj Alekseevič Miljutin oder Aleksandr Karlovič Girs und Jakov Aleksandrovič Solov'ev, die bereit waren, ihre Vorstellungen einer modernen und aufgeklärten Politik gegebenenfalls auch gegen den landbesitzenden Adel durchzusetzen. Ihnen zur Seite standen von den Reformbürokraten ausgesuchte Experten für bäuerliche Angelegenheiten aus dem Gutsbesitzerstand, von denen die Mehrheit auch grundlegende Veränderungen der lokalen Verhältnisse anstrebte. Sie alle sahen in Šuvalovs Vorschlag nichts anderes als einen Versuch, die alten Machtstrukturen auf dem Land aufrecht zu erhalten. Denn eine Befreiung ohne Boden, so argumentierte beispielsweise der Kommissionsvorsitzende Jakov Ivanovič Rostovcev, sei nur eine „nominale“ Befreiung, sie bringe nur eine „Vogelfreiheit“, da die Bauern in völliger ökonomischer Abhängigkeit von den Gutsherren verblieben und ihnen auch weiterhin in persönlicher wie in administrativer Hinsicht ständig verpflichtet seien. Rostovcev illustrierte seine Aussage mit einer Analogie: Die Bauern wären dann in einer ähnlich misslichen Lage wie die ehemaligen Leibeigenen in den Ostseegouvernements.⁵

Rostovcev drückte die Vorbehalte vieler russischer Reformen gegen die baltischen Agrarverhältnisse aus.⁶ Die estnischen und lettischen Bauern waren bereits vierzig Jahre zuvor befreit worden, hatten aber keinen Boden erhalten. Die aufgeklärten Bürokraten in Russland sahen darin nicht nur

² IGOR' ANATOL'EVič CHRISTOFOROF: „Aristokratičeskaja“ oppozicija Velikim Reformam. Konec 1850 – seredina 1870-č gg. [Die „aristokratische“ Opposition gegen die Großen Reformen. Ende der 1850er bis Mitte der 1870er Jahre], Moskau 2002, S. 114.

³ Es ist in der Geschichtsschreibung wiederholt bemerkt worden, dass die Bezeichnung „liberal“ in Russland nur schwer in Deckung mit seiner Verwendung im westeuropäischen Kontext zu bringen ist, vgl. etwa ALFRED J. RIEBER: *Interest-Group Politics in the Era of the Great Reforms*, in: *Russia's Great Reforms, 1855–1881*, hrsg. von BEN EKLOF, JOHN BUSHNELL und LARISSA ZAKHAROVA, Indiana 1994, S. 58–83; DANIEL FIELD: *Kavelin and Russian Liberalism*, in: *Slavic Review* 32 (1973), S. 59–78.

⁴ W. BRUCE LINCOLN: *In the Vanguard of Reform: Russia's Enlightened Bureaucrats, 1825–1861*, DeKalb/Illinois 1992.

⁵ SEMENOV, *Osvoboždenie* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 258.

⁶ Vgl. etwa das Beispiel Murav'evs bei IGOR' ANATOL'EVič CHRISTOFOROF: *Sud'ba reformy. Russkoe krest'janstvo v pravitel'svennoj politike do i posle otmeny krepostnogo prava (1830–1890-e gg.)* [Das Schicksal der Reform. Die russische Bauernschaft in der Regierungspolitik vor und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft (1830–1890er Jahre)], Moskau 2011, S. 139.

einen Hemmschuh für jegliche fortschrittliche Entwicklung, sondern auch den Grund für die negative Entwicklung der nächsten Jahrzehnte: Viele Bauern waren verarmt, und in den späten 1840er Jahren war es zu offenen Aufständen gekommen. Die Schuldigen dafür machten die russischen Kritiker in den Ritterschaften aus, die angeblich an ihren althergebrachten Privilegien und egoistischen Standesinteressen festhielten.

Die deutschbaltischen Anhänger der Reform erzählten dagegen eine andere Geschichte. Hier wurde stets darauf verwiesen, dass es eben die Ritterschaften waren, die als erste, und weitgehend ohne Zwang durch die Zentralregierung, bereits 1816, 1817 und 1819 die Bauern befreit hätten, und die in den späten vierziger Jahren durch wesentliche Modifizierungen des Agrarsystems den Weg zur Entwicklung einer freien, bodenbesitzenden Bauernschaft geebnet hätten.⁷ Der deutschbaltische immatrikulierte Adel erscheint in dieser Lesart nicht als Hemmschuh, sondern ganz im Gegenteil als Avantgarde des Imperiums, die bereits vor der russischen Bauernbefreiung sowohl die persönliche Befreiung der Leibeigenen bewerkstelligt wie auch die Voraussetzungen zur Entwicklung einer prosperierenden Bauernschaft geschaffen hätte.

So unterschiedlich die Bewertung der Ereignisse ausfällt, haben beide Interpretationen doch eins gemeinsam: Sie behandeln die baltischen Reformen weitgehend isoliert vom breiteren Kontext des Russländischen Imperiums. Das Augenmerk wird meist auf das Besondere der Ostseeprovinzen gelenkt, weniger aber auf die Gemeinsamkeiten, die zwischen dem russischen und dem liv-, est- und kurländischen Adel durchaus bestanden. Denn obwohl die Autonomie der baltischen Gouvernements innerhalb des Imperiums beispiellos war, und sich ihre Gutbesitzer organisatorisch wie kulturell von ihren russischen Standesgenossen unterschieden, waren auch sie schon lange vor den zentralistischen Russifizierungsversuchen von den wachsenden staatlichen Kontrollansprüchen betroffen. Und die Sorgen und Ängste der baltischen Gutsbesitzer ähnelten dabei durchaus jenen der russischen Landadeligen. Auch sie mussten sich zu den Vorgaben aus St. Petersburg verhalten, und dem einen wie dem anderen bot die dortige Bürokratie auch eine Plattform, um lokale Richtungsstreitigkeiten auszufechten.

Die Agrarreformen sind ein gutes Beispiel für die Wechselspiele zwischen Zentrum und Peripherie. An ihnen lassen sich die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der Situation des russischen und des deutschbaltischen Gutsadels verdeutlichen. Dabei soll gezeigt werden, wie der spezifische Modus der baltischen Bauernbefreiung aus einer Grundkonstellation entstand, die in vieler Hinsicht für große Teile des Imperiums galt. Und selbst nachdem die Krise der 1840er Jahre die baltische

⁷ Vgl. etwa BERNHARD UEXKÜLL ZU FICKEL: Erörterungen einiger Grundzüge estländisch-baltischer Agrarentwicklung, während der letzten Dezennien, in: Baltische Monatsschrift 27 (1880), S. 130-163, hier S. 133f.

Bauernbefreiung als Vorbild weitgehend diskreditiert hatte, wurden Ansätze zur Lösung dieser Krise („Fölkersahmsche Reformen“) für den russischen Kontext durchaus diskutiert. Warum sie für die Ostseeprovinzen durchgesetzt wurden, während sie für die russische Bauernbefreiung am Ende keine Anwendung fanden, wird am Ende dieses Aufsatzes erörtert.

„Aufgeklärtes Gutsherrentum“ im Vergleich

Historiker haben die Geschichte der baltischen Agrarreformen häufig mit den so genannten „privaten Bauernrechten“ des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts beginnen lassen.⁸ Dabei handelte es sich um Reglements, welche die Gutsherren für ihre Gutshöfe entwarfen, um das Leben und Wirtschaften auf ihren Gutshöfen verbindlicher zu gestalten.⁹ Als Vorform der Befreiung scheinen sich diese Regelsysteme von daher zu qualifizieren, als sie eine Selbstbeschränkung der Gutsherren bedeuteten: An die Stelle willkürlicher Machtausübung traten klare Vorgaben und Berechenbarkeit, von denen auch die Leibeigenen profitieren konnten. In diesem Sinne hat etwa Olaf Hansen, der 1896 einige private Bauernrechte aus dem Gouvernement Estland herausgab, an ihnen besonders den philanthropischen Aspekt hervorgehoben: „Gern durchblättert man diese alten Schriftstücke“, schrieb er gemütvoll,

„gern liest man aus ihnen das selbstthätige Eingreifen der Gutsherrn in die Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse; denn überall treten die Belege entgegen für ein warmes Herz, eine edle, auf das Wohl des ihrer Obhut anvertrauen Gebietes gerichtete Gesinnung jener Vorkämpfer in der Agrarfrage unter den estländischen Edelleuten.“¹⁰

Solche Regularien waren indessen keine baltische Besonderheit. Unter dem Einfluss aufklärerischer Ideale begannen Gutsherren im späten 18. Jahrhundert im ganzen Russländischen Imperium, ihre Gutshöfe nach Maßstäben zu reorganisieren, die ihnen vernünftig und rational erschienen. Der Historiker Edgar Melton hat diesen Ansatz als „aufgeklärtes Gutsherrentum“ bezeichnet.¹¹ Er argumentiert überzeugend, dass es dabei um mehr ging, als um die humanistisch motivierte Verbesserung der Lage der Bauern auf der einen, die Steigerung der wirtschaftlichen Effizienz auf der anderen Seite. Die Gutsherren, die letztlich für die öffentliche Ord-

⁸ REINHARD WITTRAM: Baltische Geschichte: Die Ostseelände, Livland, Estland, Kurland, 1180–1918, München 1950, S. 153ff.

⁹ Das erste derartige Gutsrecht wurde Ende des 18. Jahrhunderts vom livländischen Landrat K. Fr. Frh. Schoultz von Ascheraden in lettischer Sprache erlassen. Ebenda, S. 154.

¹⁰ GOTTLIEB OLAF HANSEN: Die privaten Bauernrechte Estlands für die Gebiete von Fickel, Kaltenbrunn, Kandel und Essemäggi, o.O. 1896 (Verhandlungen der Estländischen Gelehrten Gesellschaft, XVIII), S. IX.

¹¹ EDGAR MELTON: Enlightened Seigniorialism and its Dilemmas in Serf Russia, 1750–1830, in: Journal of Modern History 62 (1990), S. 675–708.

nung in ihrem Machtbereich zuständig waren, strebten eine vernünftige Organisation der Gesellschaft und des Lebens schlechthin an, und die Gutshöfe wurden dabei, wie Marc Raeff es ausgedrückt hat, zu „Experimentierstätten, in denen die Adelligen Regeln und Prozeduren, die sie im Dienst in den Amtsstuben und Armeeregimentern gelernt hatten, auf die Gutswirtschaft übertrugen“.¹² Um die modernen Ideale des „wohlgeordneten Staates“ auch in ihrem kleineren Einflussbereich zu verwirklichen, gewannen neue Praktiken an Bedeutung: gutswirtschaftliche ebenso wie private Gegenstände wurden gezählt und tabellarisch erfasst, Arbeitsabläufe wurden normiert und teilweise bis in kleinste Details in Vorschriftskatalogen festgelegt. In Bezug auf die baltischen Provinzen sind solche Bestrebungen bereits für das 17. Jahrhundert festgestellt worden.¹³

Durch diese Herangehensweise wurde zwangsläufig auch das Verhältnis der Gutsherren zu den Leibeigenen neu definiert, denn auch dieses sollte in einer rationalen und vernünftigen Ordnung wurzeln. Hansens Verweis auf das „selbstthätige Eingreifen der Gutsherrn in die Ordnung der bauerlichen Verhältnisse“ kann durchaus wörtlich genommen werden: Kodifizierung bedeutete immer auch eine verstärkte Intervention der Gutsherren in den bauerlichen Alltag. Daher ist der zeitgenössische Begriff des „Bauernschutzes“ auch irreführend. Gewiss: Die Anforderungen an die Leibeigenen wurden berechenbarer und vorhersehbarer. Doch war nicht die größere Freiheit oder die Entlastung der Leibeigenen das Ziel solcher Reglementierungen, sondern die aktive Umformung des örtlichen Lebens nach vernünftigen Organisationsprinzipien. Dem Bauernschutz haftete daher immer etwas Paternalistisches an. Jakob G. von Berg, der in Estland maßgebliche Vorarbeit dafür leistete, dass solche Verordnungen 1804 auf das gesamte Gouvernement übertragen wurden, ist ein gutes Beispiel. Er hatte sich auf ausgedehnten Aufenthalten in der Schweiz unter anderem mit Pestalozzi angefreundet. Bei ihm stand nicht der Schutz sondern die Erziehung der Bauern im Zentrum. Der didaktische Tonfall in seinen „Ersten Schritten zur gesetzlichen Bestimmungen des Zustandes der Bauern in Ehstland“ ist nicht zufällig: Hier sehen wir den Versuch, den Leibeigenen vernünftige Gründe für eine ordentliche Wirtschaft, aber auch für den Gehorsam gegenüber den Herren zu liefern, die der Förderung ihres eigenen Wohlstands dienten.¹⁴ Russische Gutsbesitzer interpretierten diese

¹² MARC RAEFF: *Origins of the Russian Intelligentsia: The Eighteenth Century Nobility*, New York 1966, S. 78f.

¹³ MELTON, *Seigniorialism* (wie Anm. 11), S. 694; zum Ideal des wohlgeordneten Staates in Russland siehe MARC RAEFF: *The Well-ordered Police State. Social and Institutional Change through Law in the Germanies and Russia, 1600–1800*, New Haven und London 1983; zu den baltischen Provinzen siehe ULRIKE PLATH: *Kommunikation als Drahtseilakt: Verwalter auf dem baltischen Gutshof in der Frühen Neuzeit*, in: *Das Leben auf dem Lande im Baltikum*, hrsg. von JÜRGEN HEYDE, Lüneburg 2012 (*Baltische Seminare*, 16), S. 273–311.

¹⁴ J[OHANN] PH[ILIPP] G[USTAV] VON EWERS: *Provisorische Verfassung des Bauernstandes in Ehstland [Gesetz von 1804]*, St. Petersburg 1806, S. 14–17. Zu den

Tätigkeiten nicht selten als eine Fortsetzung des Staatsdienstes, aus dem der Adel 1775 entlassen worden war.¹⁵ Der baltische Adel konnte sie dagegen mit Traditionen der „Volksaufklärung“ und der traditionellen Vorstellung des paternalistischen „Landdienstes“ verbinden, der seinerseits auch die Zuständigkeit für zentrale örtliche staatliche Ordnungsfunktionen beinhaltete. Seine Ausübung erhielt nun äußerlich eine neue, modernere Form.

Normierung und die Ausweitung des staatlichen Einflusses

Die Genese der Gesetze zur Bauernbefreiung in den Ostseegouvernements zeigt allerdings, dass diese Prinzipien ihre eigenen Schwierigkeiten mit sich brachten. Denn das Imperium wurde zunehmend von Männern verwaltet, die ihrerseits Entscheidungen zunehmend auf der Grundlage objektivierbarer und quantifizierbarer Informationen treffen wollten und diese aus den Gouvernements einforderten. Sie beanspruchten auf diese Weise, ihren Einfluss auch in die entlegensten Gemeinden auszuweiten und zeigten immer weniger Bereitschaft, auf das örtliche Wissen des Gutsadels zu vertrauen. Ein erster Schritt bestand darin, die durch die Bauern zu leistende Arbeit zentral zu normieren und an die alten Grundbücher der Höfe, die Wackenbücher, zu binden. Da diese sich aber als unvollständig erwiesen, erschien es der Regierung notwendig, diese Angaben in einem zweiten Schritt zu präzisieren und eine vollständigere Katasterkarte zu erstellen – in den Worten James C. Scotts das „krönende Artefakt“ vereinfachender und vereinheitlichender Praktiken.¹⁶ Eine „Katastrierung“ des Bauernlandes, die in Livland von 1809 bis 1823 durchgeführt wurde, war auf diese Weise für das Gouvernement nicht nur mit immensen Kosten verbunden, sondern öffnete dem vordringenden Staat auch eine Flanke, Einfluss zu nehmen.¹⁷ Denn sie versorgte St. Petersburg mit einem Wissen, das es den bürokratischen Eliten ermöglichte, auch das örtliche Leben nach zentralen Standards zu reglementieren.

Unter diesen Bedingungen musste es dem baltischen Adel darum bestellt sein, für die Befreiung der Bauern eine Lösung zu finden, die eine lokale Angelegenheit blieb. Bereits die im „Bauernschutz“ festgelegten

paternalistischen Traditionen, an die hier angeschlossen wurde, siehe MARTEN SEPPÉL: Paternalistliku pärisorjuse idee Baltikumis [Die Idee der paternalistischen Leibeigenschaft im Baltikum], in: Tuna 2006, Nr. 3, S. 27-41.

¹⁵ DAVID MOON: The Russian Peasantry, 1600–1930, London und New York 1999, S. 132. MELTON, Seigniorialism (wie Anm. 11), S. 683.

¹⁶ JAMES C. SCOTT: Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed, New Haven und London 1998, S. 36.

¹⁷ Zur Katastrierung in Livland siehe GERT VON PISTOHLKORS: Die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft (1710/95–1914), in: Baltische Länder, hrsg. von DEMS., Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 266–450, hier S. 333.

Regulierungen schienen in die Hände der Bürokratie zu spielen. Aus diesem Grund gewann in den Diskussionen innerhalb der Ritterschaften bald eine ganz andere Richtung die Oberhand: Mit Rückgriff auf die Werke Adam Smiths, die im ganzen russischen Imperium breit rezipiert wurden, setzte sich der Plan durch, das Verhältnis zwischen Gutsherren und Bauern durch „freie Verträge“ zu bestimmen.¹⁸ Dafür sollten die Bauern befreit werden und privatrechtliche Rechtsfähigkeit erhalten, während der Boden im Besitz der Gutsherren verblieb. Die beiden Parteien sollten dann aushandeln, unter welchen Bedingungen die Bauern auf dem gutsherrschaftlichen Boden arbeiten würden. Die Unabhängigkeit von zentralen Vorgaben konnte auf diese Weise gewahrt bleiben. Anstelle von zentral definierten Normen trat hier ein Aushandlungsprozess zwischen Bodenbesitzern und Bodennutzern. Dieser Plan wurde als erstes im Gouvernement Estland umgesetzt, wo die Bauern 1816 befreit wurden. Auf derselben Grundlage geschah die Bauernbefreiung auch in Kurland 1817 sowie in Livland und auf der Insel Ösel 1819.

Befürwortern erschienen diese Maßnahmen als echte Emanzipation der Bauern. Durch sie wurden deren Beziehungen zum gutsbesitzenden Adel auf eine rein ökonomische Basis gestellt, die nur noch den Regeln des Marktes unterworfen war.¹⁹ Allerdings waren die Reformen in dieser Hinsicht nicht konsequent. Denn sie ersetzten nicht die Fronarbeit („Knechtwirtschaft“) durch eine Geldpacht, welche das Verhältnis zwischen Gutsherren und Bauern auf eine monetäre Basis gestellt und damit den wirtschaftsliberalen Gedanken am überzeugendsten verwirklicht hätte. Obwohl die Fronarbeit nun auf Grundlage von Verträgen geleistet wurde, die in regelmäßigen Abständen neu geschlossen werden mussten, begründete sie noch immer die unmittelbare Entscheidungsgewalt des Gutsherren darüber, wie die in die Freiheit entlassenen Bauern ihre Arbeit verrichteten und was sie dafür erhielten. Damit wurde auch unter den neuen Bedingungen eine unmittelbare Einmischung in den bäuerlichen Alltag fortgesetzt, die mit den liberalen Prinzipien, die den Reformen nominell zugrunde lagen, kaum zu vereinbaren waren. Es ist bezeichnend, dass auch die Schwierigkeiten, die aus der neuen Situation entstanden, nicht unbedingt als Folgen einer wirtschaftsliberalen Politik interpretiert werden können. Nicht die Verdrängung der Bauern von ihrem Pachtland („Bauernlegen“) wurde zum hauptsächlichen Problem. Vielmehr hat Juhan Kahk dargelegt, dass die Konservierung der Fron und ihre zu hohe Festlegung

¹⁸ Zum Einfluss von Adam Smith in Russland siehe TAT'JANA VLADIMIROVNA ARTEM'EVA: Adam Smit v Rossii [Adam Smith in Russland], in: Rossija i Britanija v epochu Prosvješčenija: Opyt filosofskoj i kul'turnoj komparativistiki, Teil 1, St. Petersburg 2002 (Filosofskij vek. Al'manach, 19), S. 39–66.

¹⁹ Die freiheitlichen Grundprinzipien der Reform betonte etwa UEXKÜLL ZU FICKEL, Erörterungen (wie Anm. 7), S. 133.

den eigentlichen Konfliktherd bildeten.²⁰ In den vierziger Jahren kam zu Hungersnöten und wiederholten Bauernaufständen, die nicht nur die örtlichen Gutsherren beunruhigten. Sie brachten auch die St. Petersburger Regierung dazu, sich eingehender mit den baltischen Verhältnissen zu beschäftigen.

Die Reformdiskussionen der vierziger Jahre

Die vierziger Jahre, so hat Gert von Pistohtkors geschrieben, „wurden von den Zeitgenossen als tiefer Einschnitt empfunden, der die ganze privilegierte Existenz der Ritterschaften in Frage zu stellen schien“.²¹ Für die Verunsicherung des deutschbaltischen Adels in den frühen 1840er Jahren gab es eine Reihe örtlicher Anlässe. Neben wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Hungersnöten gehörte dazu auch die sichtbare Abwendung zehntausender livländischer Bauern vom Protestantismus zur Orthodoxie in der so genannten „Konversionsbewegung“.²² Doch kam noch hinzu, dass auch der autokratische Staat unter dem Eindruck dieser Gefahr von Unruhe und Instabilität stärker in die Geschehnisse in den Ostseegouvernements eingreifen wollte. Zar Nikolaj I. beklagte in einer Rede vor dem Staatsrat am 30. März 1842 die schlechte Lage der Bauern in den baltischen Provinzen und schlug vor, die Bauern an ihr Land zu binden. Außerdem wollte er eine viel stärkere Kontrolle über die Verträge zwischen Bauern und Gutsherren etablieren. Andere, wie der Minister für Staatsdomänen, Pavel Dmitrievič Kiselev, forderten sogar obligatorische „Inventarien“ der Gutshöfe: Eine detaillierte Erfassung der dortigen Gegebenheiten sollte dem Zweck dienen, verbindliche Richtlinien über die Arbeitsleistungen der Leibeigenen zu erstellen.²³ Was der deutschbaltische Gutsadel glaubte, durch das System der „freien Verträge“ abgewendet zu haben, hing nun wieder wie ein Damoklesschwert über seinen Köpfen: die Fortsetzung der

²⁰ JUHAN KAHK: Die Krise der feudalen Landwirtschaft in Estland. Das zweite Viertel des 19. Jahrhunderts, Tallinn 1969, S. 153. Siehe auch die ausgewogene Diskussion dieser Deutung bei GERT VON PISTOHLKORS: Ritterschaftliche Reformpolitik zwischen Russifizierung und Revolution. Historische Studien zum Problem der politischen Selbsteinschätzung der deutschen Oberschicht in den Ostseeprovinzen Russlands im Krisenjahr 1905, Göttingen 1978 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, 48), S. 43-53.

²¹ Ebenda, S. 45.

²² Zur Rolle des Gutsadels während der Hungersnot siehe KERSTI LUST: Die Rolle der Gutshöfe bei der Hungerhilfe für die livländischen Bauern in den Krisenjahren 1841–1847, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 61 (2012), S. 219-246. Die Konversionsbewegung im Kontext einer sich verändernden Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie behandelt KARSTEN BRÜGGEMANN: Imperiale und lokale Loyalitäten im Konflikt: Der Einzug Russlands in die Ostseeprovinzen in den 1840er Jahren, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 62 (2014) (im Druck).

²³ ALEXANDER VON TOBIEN: Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert, 2 Bde., Riga 1911, Bd. 2, S. 380.

nur teilweise verwirklichten Katastrierung des Bauernlandes in den Ostseegouvernements und die Verstärkung staatlicher Regulierung.

Auch dabei handelte es sich jedoch um kein baltisches Spezifikum. Ähnliches sollte in den späten fünfziger Jahren auch der russische Gutsadel durchmachen, der sich ständig durch die Ankündigung einer umfassenden „Inventarisierung“ bedroht sah. Und auch hier waren die Reaktionen alarmistisch: Wo der konservative Adelsmarschall und Publizist Petr Borisovič Blank einen „Kampf um Leben und Tod“ ausmachte, ging es für den Slavophilen Aleksandr Ivanovič Košelev um nichts weniger als um „sein oder nicht sein“.²⁴ Angesichts dieser Gemeinsamkeiten erscheint es nicht angebracht, im baltischen Fall das große ideologische Konzept der „Russifizierung“ zu überstrapazieren und bis in die vierziger Jahre zurück zu projizieren.²⁵ Es ging zunächst einmal viel genereller um das Vordringen des Staats, das dem Gutsadel zu schaffen machte. Es ist daher auch kein Wunder, dass Landadelige in den Ostseeprovinzen ebenso wie in Russland den örtlichen Repräsentanten der Staatsbürokratie mit äußerster Ablehnung begegneten. Wo Blank in der Bürokratie einen von der Gesellschaft „vollständig abgetrenntem“ und „schädlichen“ und „äußerst unreinen Stand“ sah, der sich für Košelev „fast wie Sand auf dem Meeresboden auf die ganze Weite des Imperiums ausgebreitet“ habe, schossen die örtlichen Beamten laut Georg von Brevern in Estland „wie Pilze“ aus dem Boden, um sich zu bereichern.²⁶ Die zentrale politische Frage, wer in Zukunft überhaupt über die lokalen Geschicke bestimmen sollte, wurde zur bestimmenden Grundfrage der Agrarreformen und zwar im ganzen Imperium.

Natürlich dürfen angesichts dieser Gemeinsamkeiten die großen Unterschiede nicht übersehen werden: Während der baltische Adel in Ritterschaften korporativ organisiert war, fehlten solche Organisationsformen im russischen Fall fast völlig, da die von Katharina II. geschaffenen Adelskorporationen mit ihren Versammlungen „leere Gehäuse“ geblieben waren.²⁷ Und während es den Ritterschaften gelungen war, erfolgreich ihre Vor-

²⁴ MICHAEL DMITRIEVIČ DOLBILOV: *Soslovnaja programma dvorjanskich „oligarchov“ v 1850–1860-ch godach* [Das ständische Programm der adeligen „Oligarchen“ in den 1850er und 1860er Jahren], in: *Voprosy Istorii* 2000, Nr. 6, S. 32–52, hier S. 45; ALEKSANDR IVANOVIČ KOŠELEV: *Čto takoe russkoe dvorjanstvo i čem ono byt' dolžno?* [Was ist der russische Adel und was soll er sein?], Anhang von: *Kakoj ischod dlja Rossii iz nynešnego ee položenie?* [Welchen Ausweg gibt es für Russland aus seiner gegenwärtigen Lage?], Leipzig 1862, S. 47–66, hier S. 47.

²⁵ Gegen eine solche Verengung wendet sich auch PISTOHLKORS, *Reformpolitik* (wie Anm. 20), S. 61.

²⁶ DOLBILOV, *Soslovnaja programma* (wie Anm. 24), S. 44; KOŠELEV, *Kakoj ischod* (wie Anm. 24), S. 28; GEORG VON BREVERN: *G. v. Breverns Briefe an Th. Baron Krüdener*, mitget. von O. M. Stackelberg, in: *Baltische Monatsschrift* 66 (1908), S. 153–192.

²⁷ MANFRED HILDERMEIER: *Der russische Adel von 1700 bis 1917*, in: *Europäischer Adel 1750–1950*, hrsg. von HANS-ULRICH WEHLER, Göttingen 1990 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft, 13), S. 166–216, hier S. 181.

rechte als Inhaber des status provincialis gesetzlich abzusichern,²⁸ konnten derartige Überlegungen beim russischen Adel schon aufgrund seiner vollständigen Uneinigkeit nur Fernziele bleiben. Doch verfolgten auch russische Adelige (teilweise recht vage) Pläne, ebenfalls ihre Rechte als Korporation zu stärken.²⁹ Und Reinhard Wittrams Diktum, die liberalen baltischen Aristokraten der Reformära hätten „ihre liberalen Forderungen als zeitgemäße Mittel zur Selbstbehauptung“ empfunden,³⁰ ließe sich auch auf viele liberale Gutsadelige in Russland übertragen. Der Historiker Igor' Christoforov hat gezeigt, dass sich auch viele Mitglieder der im Entstehen begriffenen adeligen Opposition gegen den Modus der Bauernbefreiung in Russland aus dem Repertoire der westeuropäischen liberalen Theorie bedienten, um ihre politischen und ökonomischen Interessen zu fördern.³¹ Zuletzt wurde auch für diese russischen Adelige das englische „self-gouvernement“ zu einem positiven Leitbild, wie dies in den Ostseeprovinzen bereits im 18. Jahrhundert der Fall gewesen war.³²

Letztlich erwies sich der deutschbaltische Adel in der Interaktion mit der Obrigkeit aber als erfolgreicher. Wenn Julius Eckardt schrieb, die Ostseeprovinzen müssten mit der russischen (politischen) Entwicklung en niveau bleiben, um sie nicht von dort aufgezwungen zu bekommen,³³ so formulierte er die Grundzüge einer Strategie, die mit viel Geschick umgesetzt wurde.

Die Agrarreformen der späten vierziger Jahre sind ein gutes Beispiel für die Interaktion zwischen hauptstädtischen und örtlichen Eliten, aber auch dafür, wie der Adel sich neu zu positionieren vermochte. Sie nahmen ihren Ausgang in Livland und waren insbesondere das Werk des dortigen Landmarschalls, d.h. Vorsitzenden der Ritterschaft, Hamilkar von Fölkersahm. Sie waren dort durchaus umstritten. Grundsätzlich war Fölkersahm Anhänger des existierenden wirtschaftsliberalen Systems der „Freien Verträge“, die er im Kern zu retten versuchte. Damit zog er sich die Gegnerschaft jener zu, die meinten, die Bauern sollten wieder wie 1804 durch klare und verbindliche Normen auf Grundlage der alten Wackebücher geschützt werden. Fölkersahm ergänzte das Prinzip der „Freien Verträge“ aber durch drei wesentliche Zusätze. Erstens meinte er, ein gewisses Kontingent an Boden müsse grundsätzlich den Bauern reserviert bleiben. Solches „Bauernland“ sollte klar erkennbar von den gutsherrschaftlichen Böden abgetrennt und in die Grundkarten eingezeichnet werden.

²⁸ PISTOHLKORS, Reformpolitik (wie Anm. 20), S. 56.

²⁹ CHRISTOFOROV, „Aristokratičeskaja“ opozicija (wie Anm. 2), S. 135.

³⁰ REINHARD WITTRAM: Liberal und konservativ als Gestaltungsprinzipien baltischer Politik, in: Baltische Monatsschrift 61 (1930), S. 213–232, hier S. 213.

³¹ CHRISTOFOROV, „Aristokratičeskaja“ opozicija (wie Anm. 2), S. 114.

³² FREDERICK S. STARR: Decentralization and Self-Government in Russia, 1830–1970, Princeton 1972, S. 64; SEMENOV, Osvoboždenie (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 831; für die baltischen Provinzen und insbesondere Estland siehe UEXKÜLL ZU FICKEL, Erörterungen (wie Anm. 7), S. 148.

³³ WITTRAM, Liberal (wie Anm. 30), S. 214.

Mit dieser Forderung zog er sich den Zorn jener Gutsbesitzer zu, die auf ihren ursprünglichen, 1817 zugesagten Besitztitel beharrten. Zweitens war Fölkersahm der Meinung, die Fronpacht solle, wo sie existiere, klar reglementiert, letztlich aber durch eine Geldpacht abgelöst werden. Auch hier gab es viele skeptische Stimmen. Georg von Brevern etwa, der maßgeblich an der Ausarbeitung der estländischen Agrargesetze beteiligt war und mit Fölkersahm in den meisten Punkten übereinstimmte, hielt diesen Schritt für verfrüht und argumentierte, der livländische Bauer sei „noch zu unkultiviert für eine vernunftsmäßige Ackerwirthschaft, bedarf noch sehr der Aufsicht, um nicht durch Nachlässigkeit den Boden zu ruiniren.“³⁴ Und drittens formulierte Fölkersahm als Fernziel, die Bauern sollten sukzessive Bodeneigentümer werden, wobei ein eigenes Kreditsystem helfen sollte. Damit bettete er ein Programm, das für sich als Interessenswahrung des gutsbesitzenden Adels gegenüber Kontrollansprüchen des bürokratischen Staates gedacht war, in ein entwicklungsgeschichtliches Geschehen ein, das auch die weitere Zukunft der Bauern berücksichtigte. Mit diesem Programm schaffte Fölkersahm es, wirtschaftsliberale Prinzipien mit den alten paternalistischen Vorstellungen des Landesdienstes zu versöhnen. Gleichzeitig signalisierte er zudem den Machthabern in St. Petersburg, dass der deutschbaltische Gutsadel auch langfristig um die Verbesserung der Lage des Bauernstandes bemüht war.

Freilich betrachteten Fölkersahms konservative Standesgenossen auch diesen Plan mit Argwohn, da sie befürchteten, die Vormachtstellung des Adels selbst werde durch ihn in Frage gestellt. So wurde das Grundkonzept des Bauernlandes zwar in Livland bereits 1841, in Estland 1842 durch die Landtage beschlossen, die entsprechenden Regelungen in der Praxis aber bald wieder aufgeweicht.³⁵ Um sie beständig zu etablieren, war Fölkersahm gezwungen, nicht nur im heimatlichen Gouvernement für seine Ideen zu werben, sondern auch Unterstützung von Mitgliedern der Regierung zu erhalten.

Die Interaktion mit St. Petersburg

Es ist in der Forschung wiederholt festgestellt worden, dass die Regierung an den Agrarreformen der vierziger Jahre in den Ostseeprovinzen weitaus aktiver beteiligt war als noch bei der Bauernbefreiung 1816–1819.³⁶ Doch lassen sich die Grenzen zwischen Zentrum und Peripherie nicht immer leicht ziehen. Das für die Behandlung der baltischen Bauernfrage zuständige St. Petersburg „Komitee zur Behandlung der Agrarfragen“

³⁴ GEORG VON BREVERN: Erinnerungen aus seinem Leben und an die Anfänge der zweiten Agrarreform in Estland 1839–1842, Reval und Leipzig 1907, S. 59.

³⁵ WITTRAM, Baltische Geschichte (wie Anm. 8), S. 163.

³⁶ Siehe etwa JUHAN KAHK: Peasant and Lord in the Process of Transition from Feudalism to Capitalism in the Baltics, Tallinn 1982, S. 93.

(allgemein „Ostseekomitee“ genannt) war eine staatlich-ritterschaftliche Mischorganisation, deren Kanzlei auf Kosten des baltischen Adels unterhalten wurde und deren Vorsitzender, Peter Johann Christoph von der Pahlen, dem deutschbaltischen Adel entstammte. Im Komitee waren stets mindestens drei baltische Delegierte vertreten.³⁷ Der spätere Innenminister Petr Aleksandrovič Valuev hat in seinem Tagebuch bemerkt, die Vertreter des baltischen Adels seien generell gewohnt gewesen, in St. Petersburg die Rolle diplomatischer Agenten ihrer Korporation zu spielen.³⁸ Tatsächlich handelte es sich aber um drei Korporationen (Estland, Livland und Kurland), oder sogar um vier, zählt man Ösel noch hinzu. Weder zwischen noch in ihnen herrschte Einigkeit und die Anhänger ganz unterschiedlicher Richtungen versuchten, in St. Petersburg Gehör zu finden. Ein gewichtiger Teil dieser Lobbyarbeit geschah außerhalb der offiziellen Gremien. St. Petersburg wurde auf diese Weise zu einem zweiten Schauplatz der innerbaltischen politischen Auseinandersetzung, der die Möglichkeit bot, einer Meinung auch an den Landtagen der Ostseeprovinzen vorbei Geltung zu verschaffen. Von Brevern etwa beschreibt in seinem Memoiren, wie er sich für die Estländische Ritterschaft im Jahr 1843 nach St. Petersburg aufmachte, da er „das Terrain sondieren und persönlich die Männer kennen lernen wollte, mit denen seine Amtsgeschäfte ihn später nothwendig in Beziehung setzen würden.“³⁹ Mit Hilfe quasi-privater Kontakte drang er bis zum Justizminister Viktor Nikitič Panin vor, später lernte er auch Kiselev kennen, der auch Mitglied des Ostseekomitees war.⁴⁰

Dagegen musste Fölkersahm, dessen schlechte Russischkenntnisse seine Verhandlungen in der Hauptstadt erschwerten, bald feststellen, dass seine Gegner im Landtag ihre entsprechenden Kontakte spielen ließen und es seinem Gegenspieler Gustav von Buddenbrock sogar gelungen war, Denkschriften gegen die Landtagsbeschlüsse bis zum Zaren zu bringen.⁴¹ Die unterschiedlichen Parteien im Landtag fanden jeweils auch Unterstützer unter den imperialen Ministern, mit denen das Ostseekomitee besetzt war. So war Innenminister Lev Alekseevič Perovskij ein Befürworter der Fölkersahm'schen Pläne. Dagegen hatte der Minister für Staatsdomänen Kiselev bereits während der Reformen der russischen Staatsdörfer gezeigt, dass er die exakte Reglementierung, Kodifikation und Zentralisierung von

³⁷ MAKSIM MICHAJLOVIČ DUCHANOV: *Ostzejcy. Politika ostzejskogo dvorjanstva v 50–70 gg. XIX v. i kritika ee apologetičeskoj istoriografii* [Balten. Die Politik des baltischen Adels in den 1850er bis 1870er Jahren und eine Kritik ihrer apologetischen Historiografie], Riga 1978, S. 50.

³⁸ *Dnevnik P. A. Valueva ministra vnutrennych del* [Tagebuch des Innenministers P. A. Valuev], hrsg. von PETR ANDREEVIČ ZAJONČOVSKIJ, Moskau 1961, Bd. 2, S. 422.

³⁹ BREVERN, *Erinnerungen* (wie Anm. 34), S. 78.

⁴⁰ Ebenda.

⁴¹ R. BARON STAEL VON HOLSTEIN: *Baron Hamilkar von Fölkersahm*, Riga 1907, S. 170.

Information unterstützte.⁴² Er sah in einer interventionistischen Politik den eigentlichen Fortschritt in der Beziehung des Staats zu den Bauern und befürwortete sie auch in Bezug auf die Ostseeprovinzen. Da die dafür notwendigen exakten Informationen allerdings noch fehlten, fiel auch ihm vorerst nichts Besseres ein, als die alten Wackenbücher für weitere 25 Jahre als rechtskräftig zu erklären, womit er seine Verhandlungsposition schwächte.⁴³ Dass sich Fölkersahm am Ende mit seinem Programm durchsetzen konnte, lag aber letztlich daran, dass er nicht nur den Estländischen Landtag, sondern auch den Innenminister auf seine Seite bringen konnte. Am Ende stimmte ihm auch der Zar selbst zu und ließ durch den Generalgouverneur an den Livländischen Landtag vermitteln, welche Entscheidung er dort wünschte.

Die Befreiung der russischen Leibeigenen 1861 und die Ostseeprovinzen

Obwohl das Gesetz für Livland im Juli 1849 und sein estländisches Gegenstück im September 1856 vom Zaren bestätigt worden waren, rissen die Diskussionen darüber nicht ab. Während die formale Verabschiedung durch den Staatsrat noch ausstand, wurden sie, unterbrochen vom Krimkrieg, noch bis 1860 fortgesetzt. Damit reichten sie in einen Zeitraum hinein, in dem die russische Führung – geschockt von der Niederlage in diesem Krieg – ihrerseits die Befreiung der russischen Bauern in Angriff nahm. Dass die Fölkersahm'sche Variante auch hier als Option gehandelt wurde, erscheint auf den ersten Blick naheliegend. Allerdings werden auf den zweiten Blick auch die Grenzen ihrer Anwendbarkeit auf Russland klar. Denn die baltische Variante der Bauernbefreiung war nicht zuletzt auch Frucht einer Strategie des Gutsadels, sich der staatlichen Intervention zu entziehen. Mit dem Antritt des neuen Zaren, Alexander II., erhielt aber die eingangs erwähnte Gruppe „aufgeklärter Bürokraten“ einen wesentlichen Einfluss auf die Reformplanung, die dem Gutsadel hinsichtlich der Bauernbefreiung nichts zutraute. Diese Reformbürokraten konnten den Zaren davon überzeugen, dass die in ihren Augen egoistischen und rückwärtsgewandten Ansprüche des Landadels eine der wesentlichen Gefahren für den Reformverlauf darstellten. Bereits im Dezember 1858 wurde daher dem russischen Landadel die Kontrolle über den Inhalt der Reform fast

⁴² Grundlegend NIKOLAJ MICHAJLOVIČ DRUŽININ: *Gosudarstvennye krest'jane i reforma gr. N. D. Kiseleva* [Die Staatsbauern und die Reform N. D. Kiselevs], Bd. 1-2, Moskau 1946–1959.

⁴³ JUHAN KAHK: *Bauer und Baron im Baltikum: Versuch einer historisch-phenomenologischen Studie zum Thema „Gutsherrschaft in den Ostseeprovinzen“*, Tallinn 2000, S. 137f.; vgl. auch STAEL VON HOLSTEIN, Fölkersahm (wie Anm. 41), S. 171.

vollständig entzogen.⁴⁴ Als Begründung dienten dabei unter anderem die schlechten Erfahrungen in den Ostseeprovinzen.⁴⁵ Jurij Fedorovič Samarin, der als „Experte“ Mitglied der Redaktionskommissionen zur Ausarbeitung des Befreiungsstatus geworden war, teilte den eingeladenen Delegierten des russischen Landadels unumwunden mit, sie seien „nichts als wandelnde Nachschlagewerke“, deren Aufgabe sich darauf beschränke, die Kommission über die örtlichen Verhältnisse zu informieren.⁴⁶

Eine weitere Eigenart der russischen Bauernbefreiung lag in der besonderen Rolle, die ihre Planer den Bauerngemeinden zudachten. Die in der Geschichtsschreibung meist als „liberal“ etikettierten St. Petersburger Bürokraten waren in diesem Punkt weit vom *laissez-faire*-Liberalismus der baltischen Bauernbefreiung entfernt. Und selbst die Fölkersahm'sche Modifikation, die den Bauern eine bestimmte Fläche an Pachtboden garantierte, ging ihnen nicht weit genug. Die Redaktionskommissionen legten vielmehr Wert darauf, die Bauerngemeinden vor dem unmittelbaren Zugriff der Gutsbesitzer so weit es ging zu bewahren. Entsprechend wurde der Bodenverkauf an die Bauern, im Gegensatz zur Praxis der Ostseeprovinzen, obligatorisch gemacht, doch ging das Nutzungsrecht am Land nicht individuell an die Bauern, sondern an die Gemeinden. Diese, nicht die Gutsherren, sollten als Garanten für die örtliche Stabilität dienen, allzu schnelle soziale Veränderungen aufhalten und als Bollwerk gegen den Einfluss der Gutsherren fungieren.

Bei alledem wurden die Ansätze der zweiten baltischen Agrarreformen durchaus rezipiert. Besonders das Konzept des „Bauernlandes“ wurde immer wieder diskutiert.⁴⁷ Es fand einen ranghohen Fürsprecher im Mitarbeiter des Innenministers Aleksej Iraklievič Levšin, der aber zunehmend an Bedeutung verlor. Darüber hinaus gab es besonders unter den Landadeligen Anhänger einer „baltische Lösung“, so die Adelsvertreter aus Char'kov, die fast geschlossen eine Anwendung der Agrarrechte der Ostseeprovinzen auf Russland forderten.⁴⁸ Und noch am 14. Juli 1860 ver-

⁴⁴ DAVID MOON: *The Abolition of Serfdom in Russia, 1762–1907*, London und New York 2001, S. 64.

⁴⁵ LARISSA GEORGIEVNA ZACHAROVA: *Samoderžavie i otmena krepostnogo prava v Rossii* [Die Autokratie und die Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland], Moskau 1984, S. 103–107.

⁴⁶ OLGA NIKOLAEVNA TRUBECKAJA: *Materialy dlja biografii kn. V. A. Čerkasskogo* [Materialien zur Biografie von Fürst V. A. Čerkasskij], 2 Bde., Moskau 1901–1904, Bd. 2, S. 83.

⁴⁷ SEMENOV, *Osvoboždenie* (wie Anm. 1), Bd. 3:1, St. Petersburg 1892, S. 7, 14, 19f., 33f., 88f., 111f., 121, 125, 127f., 131; Bd. 3:2, St. Petersburg 1892, S. 27, 306.

⁴⁸ TOBIEN, *Agrargesetzgebung* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 237. Dass die baltische Bauernbefreiung für den russischen Adel eine Vorbildfunktion gehabt habe, betont auch JUCHAN KACHK [JUHAN KAHK]: „Ostzejskij put“ *perechoda ot feodalizma k kapitalizmu. Krest'jane i pomeščiki Estljandii i Lifljandii v XVIII – pervoj polovine XIX veka* [Der „baltische Weg“ des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus. Die Bauern und Gutsherren Estlands und Livlands im 18. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts], Tallinn 1988, S. 309–320, und kürzlich TOOMAS KARJAHÄRM:

wies einer der Wortführer der Kommissionen, Vladimir' Aleksandrovič Čerkasskij, darauf, dass in den Entwürfen für das Befreiungsstatut drei Varianten erkennbar seien: „*Bauernland*, das System der Umteilungs-gemeinde [*obščina*] und das System der Erbnutzung (...)“.⁴⁹ Doch war die Stimmung in der St. Petersburger Führung am Ende gegen die erste Variante. Der Historiker Alexander von Tobien vermutete, die meisten mit der russischen Agrarreform befassten Staatsbeamten seien mit dem Vorbild der Ostseeprovinzen ohnehin nicht besonders gut vertraut gewesen. Am Ende konnten sich die Anhänger einer baltischen Variante der Bauernbefreiung für Russland nicht durchsetzen.⁵⁰

Im Gegenteil sorgten die St. Petersburger Debatten dafür, dass selbst die Bestätigung des livländischen Agrargesetzes durch den Staatsrat im Jahr 1860 wieder in Frage gestellt wurde. Unter dem Einfluss der Diskussion um die Gemeindeverfassung brachten einige Reformbürokraten die Frage auf, ob nicht entsprechende Regelungen auch in den Ostseeprovinzen Anwendung finden sollten. Erst die Drohung des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen, Aleksandr Arkad'evič Suvorov, in diesem Fall sein Amt niederzulegen, konnte die Mitglieder des Staatsrats umstimmen. Die Endfassung von 1860 stimmte fast völlig mit dem Gesetz von 1849 überein. Sie hatte keinerlei Gemeinsamkeiten mit dem etwa ein Jahr später erlassenen Befreiungsstatut für die russischen Bauern.

Wie war es möglich, dass den baltischen Provinzen noch zu diesem Zeitpunkt ein Sonderweg zugestanden wurde? Wäre nicht spätestens Anfang der 1860er Jahre eine einheitliche Regelung für alle Bauern des Imperiums ein naheliegender Schritt gewesen? Zwei Gründe erscheinen hier wesentlich zu sein: Erstens war die Autokratie in der Lage, die regionalen Unterschiede in Betracht zu ziehen. Gerade die auf geschlossene Bauerngemeinden zielende Reform beruhte auf (zumindest vermeintlichen) russischen Gegebenheiten, die mit den lettischen und estnischen ländlichen Lebensumständen nur wenig gemein hatten. Zweitens war es der Autokratie grundsätzlich um Loyalität und Stabilität gelegen, nicht aber um Homogenität. Solange die Unterschichten noch als Bauern wahrgenommen wurden, nicht aber als potentielle Träger kultureller Werte, war es keine Grundsatzfrage, nach welchem Modus sie befreit wurden und wo sie kulturell einzuordnen waren. Doch hatte dieses Bild bereits Risse bekommen. Besonders die oben erwähnte Konversionsbewegung hatte Ängste geweckt, dass die Bauern sich dem lokalen Machtbereich entziehen könnten. Und in dem Maße, in dem seit den Bemühungen um den Bauernschutz die Ansprüche gestiegen waren, über das Innenleben der Gemeinden Bescheid zu wissen, wurden sie auch zunehmend in

Vene imperium ja rahvuslus: moderniseerimise strateegiad [Das russische Imperium und die Nationalität: Strategien der Modernisierung], Tallinn 2012, S. 33.

⁴⁹ SEMENOV, *Osvoboždenie* (wie Anm. 1), Bd. 3:2, St. Petersburg 1892, S. 27.

⁵⁰ TOBIEN, *Agrargesetzgebung* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 235ff.

Vorstellungen kultureller Einheit einbezogen. In den ab den späten 1860er Jahren immer schärfer geführten Debatten tauchte auf russischer wie auf baltischer Seite immer häufiger eine Frage auf, ob die Bauern „europäische“ oder „russische“ Werte vertraten. Das ein wesentlicher Anstoß dabei von Jurij Samarin ausging, ist kein Zufall. Nicht nur war er als Slavophiler abgeneigt, ständische Kategorien als verbindlich anzuerkennen. Als Mitglied sowohl des Ostseekomitees als auch der Redaktionskommissionen war er auch mit beiden Seiten gut vertraut.

Schlüsse

Die Agrarreformen in den Ostseeprovinzen standen in keinem unmittelbaren Verhältnis zu jenen in Russland: Eine direkte Vorbildfunktion erfüllten sie lediglich für eine relativ kleine Anzahl wirtschaftsliberaler Gutsadeliger, während sie für die Reformbürokratie allenfalls dazu dienten, ein ebenso abschreckendes wie oberflächliches Zerrbild zu liefern. Und dennoch weist der Grundkonflikt zwischen Staat und Gutsadel in Kernrussland und den baltischen Provinzen bei allen gravierenden Unterschieden der Verfasstheit des Adels doch deutliche Parallelen auf. In beiden Fällen haben wir es mit einem Gutsadel zu tun, der sich in einer krisenhaften, seine Existenz bedrohenden Situation sah und nach unterschiedlichen Wegen suchte, seine örtliche Machtposition neu zu legitimieren. Dabei musste er sich mit wachsenden Ansprüchen der Regierung in St. Petersburg auseinandersetzen, überprüfbare Standards zu schaffen und darüber Kontrolle auszuüben. Während sich aber die Reformer in Bezug auf Russland mit dem Plan durchsetzten, die Bauern dem gutsherrschaftlichen Einfluss so weit wie möglich zu entziehen, fand der baltische Adel einen Kompromiss, der die Machthaber in St. Petersburg zufriedenstellte. Fölkersahms Lösung ist ein weiteres Beispiel für die von Heide Whelan in ihrem Buch über den deutschbaltischen Adel hervorgehobene Fähigkeit, Modernität zu adaptieren, ohne dabei die Grundlagen der Ständegesellschaft gänzlich aufzugeben.⁵¹ Er sollte diese Fähigkeit auch in den Folgejahren unter Beweis stellen:

„In den Ostseeprovinzen wurde es zur Regel, daß der Adel bei der Vorbereitung aller wichtigen Reformen der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts selbst den mäßigsten Regierungsvorschlägen eine noch zurückhaltendere Reformvariante entgegenstellte (Paßreform, Gemeindereform, eine Regelung der Körperstrafen).“⁵²

⁵¹ HEIDE W. WHELAN: *Adapting to Modernity: Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*, Köln u.a. 1999 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 22).

⁵² MAKSIM M. DUCHANOV: *Der baltische Adel, der Zarismus und ihre Reformpolitik 1850–1880*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 34 (1985), S. 558–566, hier S. 564.

In der erfolgreichen Anpassung des Ständesystems an die jeweiligen Anforderungen lag eine unbestreitbare Stärke, ebenso aber auch ein schwerer Defekt. Auf der einen Seite ermöglichten die Reformen den ehemaligen Leibeigenen, allmählich zu Bodenbesitzern zu werden und eine eigene wirtschaftliche Basis aufzubauen. Auf der anderen Seite blieb die Ständegesellschaft durch diese Entwicklung selbst durch die Jahre der „Russifizierung“ hindurch so stabil, dass die Esten und Letten eigene Wege gehen mussten, wollten sie der deutschbaltischen Vormundschaft entkommen. Es ist kein Zufall, dass die estnischen und lettischen Nationalbewegungen zunächst nicht städtische, sondern ländliche Erscheinungen waren,⁵³ der Zusammenhang mit den Agrarreformen ist hier offenkundig. Doch zwang die soziale Undurchlässigkeit des Ständesystems Esten und Letten, ihren eigenen Weg in die Moderne zu finden. Und dafür bot das baltische System ihnen Möglichkeiten, die den russischen Bauern in ihrer rechtlichen Isolation verwehrt blieben.

SUMMARY

*Role Model or Daunting Example?
The “Baltic Path” in the Agrarian
Politics of the Russian Empire*

The article puts the agrarian reforms in the Baltic Provinces in the larger context of state-gentry interaction in the Russian Empire. Although the Baltic German landholding gentry enjoyed a special degree of independence within the Russian Empire and had strong corporate institutions, it nevertheless shared a number of problems with its Russian counterparts. Most importantly, in both cases, the gentry sought to rationalize and regulate the relations to their serfs, while fearing similar approaches by the central state that would restrict their own freedom of action. When the Baltic German gentry emancipated its serfs in 1816/17 and 1819, it therefore initially sought to solve this problem by declaring the relations between peasants and landowners to be a basically private economical affair. Drawing on the contemporary liberal theory, it did not grant the freed peasants any land, but left the further developments of the gentry-peasants relations up to the free market. They were to be regulated by “free contracts”. However, famine and peasant uprisings in the 1840s made an intervention

⁵³ DAVID FEEST: Die Entstehung der estnischen Nation, in: Estland – Partner im Ostseeraum, hrsg. von JÖRG HACKMANN, Lübeck 1998 (Travemünder Protokolle, 2), S. 19-39, hier S. 20-25.

by the St. Petersburg government into the Baltic affairs ever more likely. At last, Hamilar von Fölkersahm created a plan that preserved the liberal core of the “free contracts” system, while re-introducing elements of peasant protection. According to it, a certain contingent of land was reserved for the peasants and they were given the perspective of becoming land-owners in the long run. In complicated negotiations Fölkersahm not only prevailed against his adversaries in the Baltic provinces, but also convinced the decision makers in St. Petersburg of his plan.

The “Baltic path” in agrarian reform was popular among a number of Russian landholders as well as some St. Petersburg bureaucrats. However, when the emancipation of the Russian serfs was discussed in the late 1850s, it never became a serious option and had no impact on the emancipation statute of 1861. The reason was that the Russian bureaucratic elites had already decided beforehand, that the Russian gentry should have only little influence on the course of reform. Also, the image of the peasant commune as warrant for local stability, an impediment against quick social change and bulwark against the landlord’s influence on peasant life did not allow a liberal approach. Land was handed out to the communes rather than to individuals. In the light of these plans, the Baltic reforms were not seen as a role model, but rather as a daunting example.

The skilful diplomacy of the Baltic German gentry enabled it to adapt to the requirements of the new times while holding on to the principles of the feudal system. On the one hand, this enabled the former serfs to gradually become individual land-owners – something the Russian peasants would not become for a long time still. On the other hand, by stabilizing the existing system the “Baltic path” left no possibility for the peasants to rise beyond a certain level in society. It was not by chance that the Baltic national movements were mainly agrarian ones and soon turned against the Baltic German establishment.

Die Tätigkeit der amerikanischen Mission in Lettland unter der Leitung von Warwick Greene: Liepāja, April bis Mai 1919

VON ĒRIKS JĒKABSONS

Die Provisorische Regierung der am 18. November 1918 proklamierten Republik Lettland unter Kārlis Ulmanis stand vor einer militärisch und politisch schwierigen Aufgabe. Es sollte noch zwei Jahre dauern, bis das Territorium des neuen Staates von feindlichen Truppen befreit war. Der Kampf um die internationale Anerkennung der jungen Republik währte sogar noch länger. Die schwierigste Zeit waren jedoch die ersten Monate, als seit Januar 1919 die Regierungsarbeit eingeschränkt nur in der Stadt Liepāja und in deren Umland erfolgen konnte, da das übrige Lettland von einem lettischen Sowjetregime unter Pēteris Stučka beherrscht wurde. Die Lage wurde noch komplizierter, als am 16. April 1919 Teile der mit der lettischen Regierungspolitik unzufriedenen Deutschen in Liepāja die Macht ergriffen und kurz darauf eine prodeutsche Regierung bildeten. In den Monaten darauf gab es allein in Liepāja formal zwei Regierungen – die eine unter der Leitung von Kārlis Ulmanis (unter dem Schutz der Entente-Missionen bzw. Militärvertretungen) und die andere unter der Leitung des prodeutschen Pastors Andrievs Niedra. Seit ihren Anfängen war die Provisorische Regierung bestrebt gewesen, eine Politik zu realisieren, die sich an der Politik der Siegermächte, d.h. Großbritanniens, Frankreichs und der USA, orientierte und von jenen unterstützt wurde. Ähnlich wie für alle anderen durch den Ersten Weltkrieg und die darauffolgenden Konflikte erschöpften Länder war es auch für die Regierung und die Gesellschaft Lettlands äußerst wichtig, dass die USA, die seit dem Krieg zur entscheidenden Großmacht geworden waren, auch den baltischen Staaten ihre politische und eventuell in erster Linie sogar ihre ökonomische Unterstützung gewährten. Darauf wurden sehr große Hoffnungen gesetzt.

Die Frage der Tätigkeit der amerikanischen Mission unter Leitung von Warwick Greene (1879–1929) ist bis jetzt fast ausschließlich¹ von Histo-

Der Artikel ist im Rahmen der Förderung des Wissenschaftsrates Lettlands entstanden.

¹ Zu Greene siehe auch HANS VON RIMSCHA: Die baltische Mission des amerikanischen Oberstleutnants Warwick Greene im Jahre 1919, in: West-östliche Perspektiven. Wirtschaft, Soziologie, Wissenschaft, Politik. Festschrift für Professor Dr. Erik von Sivers zu seinem 65. Geburtstag, Stuttgart 1966, S. 99–117. Vgl.

rikern der sowjetischen Zeit erörtert worden.² Weniger tendenziös, doch auch nur oberflächlich haben sich die lettischen Exil-Historiker Edgars Andersons und Edgars Dunsdorfs diesem Thema gewidmet, wobei sie ihre Ausführungen hauptsächlich auf zeitgenössische Erinnerungen an Greene aus Lettland stützten.³ Mit dem vorliegenden Aufsatz wird der Versuch unternommen, die Ereignisse vom Frühjahr 1919, als Oberstleutnant Greene die Arbeit der Mission in Liepāja aufnahm, unter Rückgriff auf bisher unbenutztes Quellenmaterial zu rekonstruieren. Gleichzeitig ist dies die Zeit, als sich die Provisorische Regierung Lettlands in Liepāja aufhielt und versuchte, ihre politische und wirtschaftliche Lage sowohl durch Verhandlungen mit den Deutschbalten als auch durch ihre Beziehungen zu den Westmächten zu stabilisieren.

Vorbereitung der Mission, Ankunft in Lettland, Beginn der Tätigkeit

Die Frage der Unabhängigkeit Lettlands und der beiden anderen baltischen Staaten war nach offizieller Sicht der USA abhängig von der Russlandpolitik. Grundlage dieser Politik war die vorgestellte Notwendigkeit, Russland in seinen ehemaligen Grenzen wiederherzustellen, bestenfalls unter Erreichen eines gewissen Grades an Autonomie für einige Völker. Diese Haltung wurzelte zum Teil in Vorstellungen der amerikanischen

AGO PAJUR: Der Ausbruch des Landeswehrkriegs. Die estnische Perspektive, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 4 (2009), S. 145-169; KASPARS ZĒLLIS: Die Schlacht bei Cēsis, die Esten und das historische Bewusstsein der Letten, in: ebenda, S. 170-189 (Anm. der Red.).

² Siehe ALEKSANDR I. LEJT: Agressija imperialističeskich deržav v Latvii (1917–1920 gg.) [Die Aggression der imperialistischen Großmächte in Lettland (1917–1920)], Riga 1952, S. 59-77; KARL M. GRAUDIN, GEORGIJ A. STOROŽENKO: V ogne intervencii [Im Feuer der Intervention], Riga 1958, S. 147f.; Amerikāņu un Rietumeiropas imperiālistu agresija Latvijā [Die amerikanische und westeuropäische Aggression in Lettland], Riga 1954; VILNIS JA. SĪPOLS: Za kulisami inostranoj intervencii v Latvii (1918–1920 gg.) [Hinter den Kulissen der ausländischen Intervention in Lettland (1918–1920)], Moskau 1959, S. 172-176; VILNIS SĪPOLS: Slepenā diplomātija: Buržuāziskās Latvijas ārpolitika 1919.–1932. gadā [Geheime Diplomatie. Die Außenpolitik des bürgerlichen Lettland in den Jahren 1919–1932], Riga 1965, S. 24f.; DERS.: Latvijas buržuāziskā diplomātija [Diplomatie des bürgerlichen Lettland], Riga 1969, S. 27ff., 35; Kā tas bija. Dokumenti un materiāli (Kā latviešu buržuāzija nāca pie varas) [Wie ist das gewesen. Dokumente und Materialien (Wie kam die lettische Bourgeoisie an die Macht)], hrsg. von ALEKSANDRS DRĪZULIS, Riga 1968, S. 66-268; LEV A. BEZYMENSKIJ: Osobaja missija podpolkovnika Uorvika Grina [Die spezielle Mission des Oberstleutnant Warwick Greene], in: Novoje vremja 1987, Nr. 46, S. 25f.

³ Siehe EDGARS ANDERSONS: Latvijas vēsture 1914–1920 [Geschichte Lettlands 1914–1920], Stockholm 1967; EDGARS DUNSDORFS: Kārļa Ulmaņa dzīve. Ceļinieks, politiķis, diktators, mocekļis [Das Leben von Kārlis Ulmanis. Wanderer, Politiker, Diktator, Märtyrer], Riga 1992.

historischen Erfahrung in Bezug auf mögliche negative Folgen einer Teilung oder eines Zusammenbruchs großer Staaten.⁴

Am 10. Februar 1919 berichtete der amerikanische Außenminister Robert Lansing aus Paris an den US-Präsidenten Thomas Woodrow Wilson von einem Vorschlag, den ein Mitglied der US-Mission in Polen, Robert Lord, gemacht habe. Lord zufolge sei es angesichts der Bedeutung der „Russian affairs“ sinnvoll, Beobachter in die Ostseeprovinzen zu senden, denn diese seien „sections of Russia“, von wo es derzeit wenig Informationen gebe. Lord wies darauf hin, dass die neuen nationalen Regierungen von Litauen, Estland und Lettland, die sich in ihrer Gründungsphase befänden und gegen den Bolschewismus und deutsche Intrigen kämpften, auf amerikanische Unterstützung und Anerkennung hofften. Gemäß Lords Vorschlag sollten zunächst je ein Beobachter nach Estland und Litauen gesandt werden, von Lettland war nicht die Rede. Lansing unterstützte diese Idee und bat den Präsidenten, eine entsprechende Entscheidung zu treffen.⁵ Schon im März 1919 erwog die US-Regierung ernsthaft die Notwendigkeit, den baltischen Staaten wirtschaftliche Hilfe in Form von Nahrungsmitteln zu leisten. Am 12. März berichtete der diplomatische Vertreter der Provisorischen Regierung Lettlands in Tallinn, Jānis Ramans, Ministerpräsident Ulmanis, dass er amerikanischen Hauptmann August Krantz getroffen habe, der als Vertreter der US-Hilfsadministration in Estland tätig sei. Krantz habe die ersten Hilfslieferungen nach Lettland im Laufe eines Monats versprochen, da die USA im Kampf gegen die Bolschewiki „nicht mit Mitteln geizen“ würden.⁶ Es ist interessant, dass gerade dieser US-Offizier schwedischer Abstammung, der aus Paris mit dem Auftrag nach Estland geschickt worden war, die lokalen Umstände zu klären, derjenige war, der Anfang März 1919 zum ersten offiziellen amerikanischen Vertreter nicht nur in Estland, sondern gewissermaßen auch in Lettland

⁴ Vgl. allgemein DAVID S. FOGLESONG: *America's Secret War Against Bolshevism*, Chapel Hill und London 1995, S. 231-271; ALBERT N. TARULIS: *American-Baltic Relations 1918-1922: The Struggle Over Recognition*, Washington 1965; siehe zur Politik der USA gegenüber Russland auch ĒRIKS JĒKABSONS: *Latvija un Amerikas Savienotās Valstis: pirmie sakari 1918.-1919. gadā* [Lettland und die Vereinigten Staaten von Amerika: die ersten Kontakte in den Jahren 1918-1919], in: *Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls* 2011, Nr. 1, S. 18-47, hier S. 19-24.

⁵ Lansing an Wilson, 10.2.1919, in: *Papers Relating to the Foreign Policy of the United States (künftig FRUS), The Paris Peace Conference 1919*, Bd. XII, Washington 1947, S. 136.

⁶ *Satversmes sapulces loceklis Oto Hasmaņa atmiņas par brīvības kustību Ziemeļlatvijā 1919. gada sākumā* [Die Erinnerungen von Oto Hasmanis, eines Mitglieds der Verfassungsgebenden Versammlung, über die Unabhängigkeitsbewegung in Nordlettland zu Beginn des Jahres 1919], o.O. 1928, in: *Lettisches Nationalarchiv, Lettisches Historisches Staatsarchiv (Latvijas Nacionālais arhīvs, Latvijas Valsts vēstures arhīvs, Rīga, künftig LVVA)*, Bestand 1313, Findbuch 1, Akte 10, Bl. 33; A. GRONSKIJ, O. RISS: *Porty Pribaltiki – ob'jekt ěkspansii imperialistov v 1918-1920 godach* [Die Ostseehäfen – das Objekt der Expansion der Imperialisten in den Jahren 1918-1920], in: *Voprosy Istorii* 1955, Nr. 7, S. 92-98, hier S. 94.

wurde, stattete er doch estnischen Truppen auch in Valga und Rūjiena einen Besuch ab. Vor allem aber war er derjenige, dem einige Vertreter der lettischen Seite ihre politischen Forderungen unterbreiteten: So erhielt er, als er auf dem Weg von Izborsk nach Rūjiena war, am Bahnhof von Valga von einigen Letten ein Dokument überreicht, in dem betont wurde, dass nicht alle Letten Anhänger der Bolschewiki seien, denn es gebe auch „national denkende Bürger“. Daher wurden die Westmächte gebeten, „mit Waffen, Kleidung und Nahrung“ zu helfen. Krantz versprach, den Antrag bei „den Vertretern der verbündeten Staaten“ einzureichen. Oto Hasmanis, einer der Männer, die Krantz in Valga angesprochen hatten, schilderte dieses Ereignis in seinen Erinnerungen:

„Als Krantz aus dem Waggon stieg, grüßte er uns. Wir gingen alle zum Salonwagen der Schmalspurbahn hinüber, wo wir verhandelten. Das Gespräch verlief auf Russisch mit Hilfe eines Dolmetschers, der ein estnischer Offizier war. Hauptmann Krantz versprach, unsere Bitte weiter an die Verbündeten zu leiten und nahm ein von mir verfasstes Bittschreiben für die Friedenskonferenz von Versailles an.“⁷

Am 8. März telegraphierte Ulysses Grant-Smith, der bevollmächtigte Vertreter der USA in Kopenhagen, nach Washington, es sei dringend nötig, die Haltung gegenüber den baltischen Ländern zu überdenken, da Finnland und Estland sich bereits von den Bolschewiki befreit hätten, während Lettland und Litauen noch kämpften. Er bestand auf Nahrungsmittellieferungen, um den Einfluss der lokalen Bolschewiki zu mindern, und schlug vor, den baltischen Regierungen Waren auf Kredit anzubieten sowie eine Mission dorthin zu entsenden.⁸ Am 12. März billigten die Leiter der Delegationen der Siegermächte in Paris, unter denen sich auch Lansing befand, die Bildung einer Mission für die baltischen Staaten unter der Leitung von Oberstleutnant Greene.⁹ Schon am gleichen Tag informierte Lansing Grant-Smith, dass sich innerhalb einer Woche eine US-amerikanische Expertenkommission für Finnland, Estland, Lettland und Litauen unter der Leitung Greenes auf den Weg nach Tallinn machen würde, um die militärische und wirtschaftliche Lage in den baltischen Staaten sowie ihre Kreditfähigkeit zu prüfen. Greene, der bereits am 8. März ernannt

⁷ OTO HASMANIS: *Atmiņas par brīvības kustību Ziemeļlatvijā 1919. gada sākumā, Ziemeļlatvija, 1.7.1933* [Erinnerungen an die Unabhängigkeitsbewegung in Nordlettland zu Beginn des Jahres 1919, Nordlettland, 1.7.1933], in: LVVA, 6033/1/65, hier Bl. 9; vgl. den anonymen Text *The Mysterious Captain Krantz*, einsehbar auf der URL: <http://photos.state.gov/libraries/estonia/99874/History%20stories/The-Mysterious-Captain-Krantz.pdf> (letzter Zugriff 9.4.2014).

⁸ Grant-Smith an Lansing, 8.3.1919, in: FRUS, 1919 Russia, Washington 1937, S. 672f.; VALENTIN A. ŠTEJNBERG: *Džentel'meny v Latvii (1917–1920)*. *Tajnoe i javnoe v politike Zapada* [Gentlemen in Lettland. Das Geheime und das Offene in der Politik des Westens, 1917–1920], Riga 1983, S. 95.

⁹ *Minutes of the Daily Meetings of the Commissioners Plenipotentiary, Wednesday, March 12, 1919*, in: FRUS, *The Paris Peace Conference 1919*, Bd. XI, Washington 1945, S. 114–115, hier S. 114.

worden war, hatte Erfahrungen aus dem amerikanischen-spanischen Krieg sowie als Direktor des *Bureau of Public Works* in Manila im Kolonialdienst auf den Philippinen (1910–1915) vorzuweisen, kam indes aus der Privatwirtschaft.¹⁰ Zusammen mit einem Kommissionsmitglied suchte er das Quartier der lettischen Delegation in Paris auf und informierte diese über die geplanten Reise. Die Delegation gab ihm die notwendige Auskunft und informierte ihn, soweit möglich, über die Regierungsbehörden in Lettland.¹¹ Die Hauptaufgaben Greenes waren in Wahrheit die Beurteilung der militärisch-politischen Situation in Lettland sowie die formale Beaufsichtigung der bereits beschlossenen Lebensmittellieferungen. Das erste Transportschiff mit Mehl traf in Liepāja am 9. April ein. Am 9. März schrieb Greene privat einem Freund, dass er von der Friedensdelegation ein Angebot bekommen habe, eine Mission in den baltischen Staaten zu leiten, die ungefähr einen Monat dauern könne. Danach solle er einen Erfahrungsbericht verfassen und Empfehlungen zur künftigen Entwicklung geben. Greene hatte zu diesem Zeitpunkt schon damit begonnen, die Delegation zusammenzustellen und schrieb, dass diese zwar den US-Diplomaten bei den Friedensverhandlungen in Paris untergeordnet sei, aber aus Offizieren bestehe. Greene betonte, dass die Mission direkt mit dem Bolschewismus in den baltischen Ländern und in Finnland konfrontiert werde, die genannten Nationen die Ausbreitung des Bolschewismus verhindern würden und für diesen Kampf um Unterstützung bäten.¹²

Am 23. März verließ die Mission Greenes Paris und traf über Kopenhagen¹³ am 2. April mit dem englischen Kriegsschiff „Galatea“ in Liepāja ein. Weil die erste Schifflieferung mit Mehl erwartet wurde, suchten die Amerikaner sofort die Stadtverwaltung auf, sprachen über die Versorgungsprobleme in Liepāja und interessierten sich für den Zustand der Fabriken und anderer Industriebetriebe. Am 5. April besichtigten sie die Lagerhäuser für Nahrungsmittel und Hilfseinrichtungen der Stadt. Am Abend des 6. April besuchten sie in der St. Annen-Kirche ein Orgel-

¹⁰ Lansing an Grant-Smith, 12.4.1919, in: FRUS, 1919 Russia (wie Anm. 8), S. 673f.; TARULIS, *American-Baltic Relations* (wie Anm. 4), S. 165; ANDERSONS, *Latvijas vēsture 1920–1940* (wie Anm. 3), S. 355. Zur Charakteristik der Tätigkeit Greenes in Lettland siehe auch *Latvijas Brīvības cīņas 1918–1920. Enciklopēdija* [Die lettischen Freiheitskämpfe 1918–1920. Enzyklopädie], hrsg. von INTA PĒTERSONE, Riga 1999, S. 344. Greene wurde am 18.12.1879 als Sohn eines Generalmajors geboren. Er bekleidete seit 1916 verschiedene Posten im Roten Kreuz der USA in Frankreich und Belgien und war in den 1920er Jahren Direktor der Ölgesellschaft *New England Oil Refining Co.* Er starb nach einer Operation am 18.11.1929 in Boston und ist auf dem Friedhof Oak Hill in Washington beigesetzt.

¹¹ Ziņojums Nr. 2: Latvijas delegācijas un Ārlietu ministrijas darbība no 10. līdz 17. martam 1919 [Bericht Nr. 2: Die Tätigkeit der lettischen Delegation und des Außenministeriums vom 10. bis 17. März 1919], in: LVVA, 1313/1/13, Bl. 232.

¹² *Letters of Warwick Greene 1915–1928*, hrsg. von ROBERT HALE, Boston und New York 1931, S. 91–95.

¹³ Telegramm des Außenministers Zigfrīds Anna Meierovics' aus Paris an Ulmanis, 24.3.1919, in: LVVA, 1313/1/5, Bl. 48.

konzert des Komponisten Alfrēds Kalniņš zu Ehren der englischen und amerikanischen Missionen, in dem auch die Nationalhymnen der beiden Großmächte gespielt wurden. Zugegen war Ministerpräsident Ulmanis mit allen in der Stadt befindlichen Ministern. Am 8. April begaben sich einige Missionsmitglieder zusammen mit Vertretern des Schutzministeriums [die damalige Bezeichnung des Verteidigungsministeriums; Red.] sowie des Innenministeriums der Provisorischen Regierung nach Ventspils, um sich über die Situation zu informieren.¹⁴

Am 7. April stieß der Militärexperte Oberstleutnant Ernst J. Dawley zur Mission, den Greene seit der Vorkriegszeit kannte und mit dem er zusammen im Kolonialdienst auf den Philippinen gewesen war. Dawley war Oberstleutnant des US-Expeditionskorps in Frankreich und wurde später auch als Stellvertreter Greenes eingesetzt; außerdem kam Lieutenant Robert Hale hinzu, ein Fachmann in juristischen Fragen. Insgesamt bestand die Mission aus elf Personen: außer Greene, Dawley und Hale zählten zu ihr noch Major Alvin Devereux (vormals Militärattaché in Kopenhagen), Lieutenant Commander John A. Gade (der zudem von Tallinn aus die Missionsarbeit in Estland und Finnland leitete), die Lieutenants Ludlow B. Alexander und Sollinger, die beide eigentlich für Gade in Tallinn tätig waren, der Dolmetscher (für das Deutsche) Lieutenant A. H. Stonestreet, zwei Militärschreiber (Louis Rosenthal und J. Holbrook-Chapman) sowie Korporal Joseph Saliunas [Šaliūnas?], der wohl litauischer Herkunft war. Am 15. April kam noch John Lehrs nach Liepāja, der eine längere Zeit als US-Konsularbeamter in Moskau gearbeitet hatte und daher praktisch unter den Missionsmitgliedern der einzige war, der Russland tatsächlich kannte. Zunächst ließ sich die Mission im zentral gelegenen Hotel „Roma“ nieder; später bezog sie ein Sommerhaus.¹⁵ Als Verbindungsoffizier des Schutzministeriums der Provisorischen Regierung wurde der Mission Oberstleutnant Herberts Pētersons zugeteilt.¹⁶

¹⁴ Amerikāņu misijas locekļi pilsētas valdē [Mitglieder der US-Mission in der Stadtverwaltung], in: *Latvijas Sargs*, 6.4.1919; A. Kalniņa koncerts angļu-amerikāņu viesiem [Das Konzert von A(lfrēds) Kalniņš für die englischen und amerikanischen Gäste], in: ebenda, 8.4.1919; Amerikāņu misijas locekļi dodas uz Ventpili [Mitglieder der US amerikanischen Mission begeben sich nach Ventspils], in: ebenda, 9.4.1919; ANDERSONS, *Latvijas vēsture 1914–1920* (wie Anm. 3), S. 484.

¹⁵ Siehe den Briefwechsel über die Zusammensetzung der Mission vom März und April 1919, in: FRUS, *The Paris Peace Conference 1919* (wie Anm. 5), S. 137f.; ROBERT HALE: *War and Diplomacy on the Baltic*, in: *American Oxonian* 7 (1920), Nr. 3, S. 139–150, hier S. 139; DERS. [ROBERTS HEILS]: *Amerikānis 1919. gada Liepājas notikumos* [Ein Amerikaner in den Ereignissen von Liepāja im Jahre 1919], in: ALEKSANDRS PLENSNERS: *Divdesmitā gadsimta pārvērtības. Atmiņas [Metamorphosen des zwanzigsten Jahrhunderts. Erinnerungen]*, [Brooklyn] 1978, S. 368–372; Sabiedroto misijas Latvijā [Die Mission der Verbündeten in Lettland], in: *Brīvā Zeme*, 3.8.1919.

¹⁶ H. Pēterona personiskā lieta [Die Akte von H(erberts) Pētersons], 1921, in: LVVA, 5601/1/4865, Bl. 3.

Von diesem Zeitpunkt an schrieb Greene regelmäßig Berichte an die US-Delegation bei der Pariser Friedenskonferenz, die über Grant-Smith in Kopenhagen vermittelt wurden. In diesen Berichten schilderte er die Situation in den baltischen Staaten Finnland, Estland, Lettland und Litauen.¹⁷ Bereits auf dem Weg nach Liepāja hatte Greene ausdrücklich betont, dass die baltischen Staaten dringend mit Lebensmitteln versorgt werden müssten, denn anderenfalls drohe hier die Ausbreitung des Bolschewismus.¹⁸ Am 5. April telegraphierte der Außenminister der Provisorischen Regierung Lettlands, Zigfrīds A. Meierovics, aus Paris an Ulmanis, er solle mit Greene Verbindung aufnehmen und „alles fordern, was Sie brauchen. Wenn Greene günstig für uns berichtet, bekommen wir Medikamente, Nahrung, Kleidung; fordern sie im vollen Umfang.“¹⁹

Greene berichtete Ulmanis von den Veränderungen in der Mission. So setzte er diesen etwa am 8. April darüber in Kenntnis, dass Lieutenant Hale eingetroffen sei. Er bat darum, diesen als Experten in juristischen Fragen mit der Entstehung und Geschichte der lettischen Regierung, der Situation des Staatsforsts und der Eisenbahn sowie der Gesetzgebung bekannt zu machen.²⁰ Greene meldete auch die Ankunft Dawleys, des Militärexperthen der Mission, und bat für diesen um Genehmigung, die militärischen Operationsgebiete zu besuchen.²¹ Die Missionsoffiziere fuhren in der Tat mehrmals persönlich zu den lettischen und deutschen Truppeneinheiten an der Front. Am 11. April besuchten Greene, Dawley, Devereux und Stonestreet die Front bei Jelgava, Tukums und Bauska; am 13. und 14. April fuhr Greene zusammen mit einigen anderen Missionsmitgliedern zu den lettischen Einheiten an der Front zwischen Kauguri und Kalnciems, wo sie von Schutzminister Jānis Zālītis und Stabschef General Augusts Mišinš begleitet wurden.²² Der damalige Kommandeur der Lettischen Brigade, Jānis Balodis, erinnerte sich später, dass Greene in seinen Reden an der

¹⁷ Telegramm Meierovics' (wie Anm. 13); Dokumenti stāsta. Latvijas buržuāzijas nāksana pie varas [Dokumente erzählen. Der Weg zur Macht der lettischen Bourgeoisie], zusammengestellt von VALDIS BĒRZIŅŠ, Riga 1988, S. 165f., 157ff.; Socialističeskaja Sovetskaja respublika Latvii v 1919 g. i inostrannaja intervencija. Dokumenty i materialy [Die Sozialistische Sowjetrepublik Lettlands im Jahre 1919 und die ausländische Intervention. Dokumente und Materialien], Bd. 2, Riga 1960, S. 46, 56, 61, 65, 71, 75.

¹⁸ DAVID FOGLESONG: The United States, Self-Determination and the Struggle against Bolshevism in the Eastern Baltic Region, 1918–1920, in: Journal of Baltic Studies 26 (1995), S. 107–144, hier S. 118.

¹⁹ Meierovics an Ulmanis, 5.4.1919, in: LVVA, 1313/1/5, Bl. 70.

²⁰ Greene an Ulmanis, 8.4.1919, in: LVVA, 1468/1/140, Bl. 82.

²¹ Greene an Ulmanis, 8.4.1919, in: LVVA, 1468/1/133, Bl. 128.

²² Amerikāņu misija [Die amerikanische Mission], in: Latvijas Sargs, 11.4.1919, S. 2; HEILS, Amerikānis 1919. gada Liepājas notikumos (wie Anm. 15), S. 373. Siehe die Darstellung des Empfangs von Greene in Kalnciems am 13.4.1919 und seine Verwunderung über den schlechten Versorgungszustand der lettischen Soldaten: ATIS SĒJA: Ceļā uz Rīgu [Auf dem Weg nach Riga], in: Latvijas Kareivis, 1.5.1938.

Front die Wichtigkeit der Kämpfe gegen den Bolschewismus betont, doch im Einzelgespräch erklärt habe, dass er jetzt

„ein völlig anderes Bild davon habe, als er vorher gedacht habe, denn er habe jetzt persönlich gesehen, dass die lettischen Einheiten, die gegen die Bolschewiken kämpfen und mit äußerst schwacher Versorgung und technischer Ausstattung an der Front im Einsatz sind, keinesfalls bolschewistisch gesinnt sein könnten, wie ihm bedauerlicherweise von mehreren Quellen zugetragen worden sei, ja sogar von Letten, man spräche gar nicht von den Deutschen.“²³

Später sollte Balodis aussagen, dass die lettische Einheit an der Front keine Waffen von der Entente bekommen habe, obwohl Greene es ihnen versprochen hatte. Seiner Meinung nach habe Greene „in Liepāja den Eindruck gewonnen, dass man uns keine Waffen geben dürfe“, da die Letten sie gegen die deutschbaltische Freiwilligentruppe der Baltischen Landeswehr und das deutsche VI. Reservekorps unter General Rüdiger von der Goltz richten könnten.²⁴

Die eigentlichen Gründe hierfür waren jedoch nicht von Greenes persönlicher Einstellung abhängig, sondern von der Haltung der USA insgesamt. In seinen Erinnerungen, die er nach dem Zweiten Weltkrieg verfasste, schrieb Balodis, dass Greene, als er zusammen mit Stabschef Misiņš die Unterkunft der lettischen Truppen aufsuchte, den Wunsch geäußert habe, sich sowohl mit den Soldaten zu unterhalten, die bestens bewaffnet und gekleidet, als auch mit denjenigen, die schlecht versorgt waren. Balodis erinnerte sich:

„Ich habe etwa 20 Soldaten aus der Studentenkompanie aufgerufen, die am besten ausgestattet war. Darunter waren auch Offiziere aus den lettischen Schützenregimentern, also erfahrene Männer. Einige von den Soldaten konnten die Fragen von Greene ohne Hilfe des Dolmetschers beantworten. Greene war von dem strammen Auftreten der Soldaten und von ihren selbständigen und freien Antworten überrascht, so dass er ausrief: ‚Das ist ja eine rein europäische Armeeeinheit!‘ Danach ließ ich die Kompanie des Kapitäns [Jānis] Grāvelsiņš kommen. Beim Rundgang in der Kompanie wurde Greene sehr nachdenklich, denn das, was er jetzt sah, ähnelte kaum dem, was er vorher gesehen hatte, und schon gar nicht einer ‚europäischen Armeeeinheit‘. Er schien mit seinem Urteil voreilig gewesen zu sein. Der Kontrast war tatsächlich groß. Es mangelte uns immer noch an Waffen und Kleidung. Manche hatten sogar Alltagskleidung von zuhause und Schnürstiefel an. Greene fragte, ob diese Männer auch an den Kämpfen teilgenommen hätten, worauf General Misiņš rasch antwortete, dass diese Einheit noch nicht an Kämpfen teilgenommen habe, denn sie werde erst noch aufgestellt, müsse noch ausgebildet und mit Kleidung ver-

²³ Zit. n. den Abschriften der Ermittlungsprotokolle gegen Andrievs Niedra, in: LVVA, 5479/1/54, Bl. 52.

²⁴ Ebenda, Bl. 204.

sorgt werden. In diesem Augenblick wandte ich mich an Misiņš: ‚Verzeihen Sie mir, Herr G[eneral], Sie sind nicht informiert. Ich bin nicht hier, um zu schweigen. Ich sehe es als meine Pflicht an, richtig zu informieren. Diese Soldaten haben an den Kämpfen teilgenommen und dabei viel Mut gezeigt. Unter ihnen sind viele Freiwillige, die erst vor ein paar Tagen den Fluss Lielupe bei Kalnciems unter sehr ungünstigen Umständen befestigt haben. Es gab Tauwetter und lag Wasser auf dem Eis. Die Soldaten waren sogar gezwungen im Wasser zu liegen, um dem Kugelregen zu entkommen. Ich bin überzeugt, sie werden auch künftig ihren Soldatenpflichten genauso gewissenhaft nachgehen.‘ Oberst[eutnant Reinhold] Muške gab meine Erläuterungen auf Englisch an Oberst Greene weiter. Nachdem ich meinen Soldaten so das beste Zeugnis ausgestellt hatte, wandte sich Greene an die Soldaten und sagte, dass er unsere Schwierigkeiten verstehe; er habe seinerseits versprochen, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, damit unsere Soldaten Hilfe erhalten könnten – Ausrüstung, Munition und Bekleidung. Er verabschiedete sich herzlich von mir und den Soldaten und fuhr ab.“²⁵

Greene schilderte in seinem ersten Bericht vom 11. April, den er über Kopenhagen nach Paris sandte, die militärisch-politische Situation in Lettland und schlug vor, die Blockade durch britische Kriegsschiffe zu lockern und die deutschen Truppen – unter strenger Kontrolle der britischen Flotte – mit dem Nötigen zu versorgen, solange diese die Bestimmungen des mit der Entente abgeschlossenen Waffenstillstandes einhielten und den Kampf gegen den Bolschewismus fortsetzten.²⁶ Im Bericht vom 12. April setzte Greene die Beschreibung der komplizierten Lage in Lettland und in Liepāja fort. Er schrieb von der „intensity of local intrigue in which Germans, Balts, Bolsheviks, Lettish, *bourgeoisie*, Jews and Lettish socialists all have a hand“.²⁷ Weiter schilderte er die schwierige Lage der Lebensmittelversorgung, die versteckten Sympathien von Arbeitern und Landlosen für den Bolschewismus, die Dominanz der deutschen Truppen sowie die geringe Bedeutung der lettischen Kräfte:

„Without Germans country would be quickly submerged by Bolsheviks. This naturally creates most difficult and anomalous situation, as Lettish people historically are anti-German, and this feeling has been reinforced by their experience of German Military Intelligence Service operation during war. Von der Goltz informs us that Germans here under article 12 armistice, and also for the international fight

²⁵ JĀNIS BALODIS: Atmiņas par Latvijas nacionālās armijas gaitām Brīvības cīņās [Erinnerungen an den Weg der nationalen Streitkräfte Lettlands während der Freiheitskämpfe], in: Dievturu Vēstnesis 1993, Nr. 17, S. 55-63, hier S. 60ff.

²⁶ US-Delegation Paris an Washington (Bericht Greene 11.4.1919), vor 15.4.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 5), S. 138f.

²⁷ Grant-Smith an die US-Delegation in Paris und Lansing (Bericht Greene, 12.4.1919), 13.4.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 5), S. 139-141, hier S. 139 (Hervorhebungen im Original).

against Bolsheviki which threatens western civilization and western culture. (...) The present *de facto* government of Latvia is extremely weak, and represents no mandate from the people of Latvia. It would be overthrown immediately if there were popular election. It is self-constituted government by party leaders and men who took things into own hands at Riga and were later driven from that city by Bolsheviki advance. It was recognized by Germans December. Both Balts and Socialists are hostile too and *bourgeoisie* give only grudging support. At the same time it is only organization we have dealings with and should be supported as *de facto* national government or organization of Latvia, but should not be recognized for present. It should be treated with, however, on all questions concerning food import, blockade, finances, etc. Ulmanis, Prime Minister, and Walters [Miķelis Valters; E.J.], Minister of Home Affairs, only capable men they have in Cabinet. Ulmanis makes good appearance and seems to have considerable energy and shrewdness.²⁸

Greene unterstrich die Wichtigkeit der Versorgung der Einwohner in den von den Bolschewiken befreiten Gebieten mit Nahrungsmitteln und forderte die Fortsetzung der Lebensmittellieferungen, anderenfalls fördere man nur die Bolschewiki. Greene war überzeugt, Arbeiter und Landlose seien der Meinung, falls sie schon hungern müssten, dann lieber bei den Bolschewiken, denn dann dürften sie die Bourgeoisie und die Reichen berauben. Auch in diesem Bericht schlug Greene vor, die Seeblockade aufzuheben und die Lebensmittellieferungen der US-Hilfsadministration für Liepāja und Ventspils fortzusetzen. Außerdem forderte er einen Finanzexperten an, um die Möglichkeiten der Absicherung der Kredite an die Provisorische Regierung mit Hilfe der ehemaligen russischen Staatswähler auf lettischem Territorium zu klären.²⁹

Der Putsch vom 16. April und der Vermittlungsversuch Warwick Greenes bei der Gründung einer neuen Regierung

Am 16. April, als die Stoßtruppe der Baltischen Landeswehr die Provisorische Regierung Ulmanis in Liepāja stürzte, besuchten die Amerikaner in Begleitung von Schutzminister Jānis Zālītis und Stabschef Misiņš Jelgava. Dort hatte Greene ein Gespräch mit dem Kommandeur des Freikorps „Eiserne Division“, Major Josef Bischoff. Zwar soll der Amerikaner versucht

²⁸ Ebenda, S. 140f. (Hervorhebungen im Original).

²⁹ US-Delegation Paris an Washington (wie Anm. 26); Grant-Smith an die US-Delegation in Paris und Lansing (wie Anm. 27); Bericht Greenes an die US-Delegation in Paris, 12.4.1919, in: Kā tas bija. Dokumenti un materiāli (wie Anm. 2), S. 67-70.

haben, die Deutschen dazu zu bewegen, Riga schneller einzunehmen,³⁰ doch habe die Truppe auf ihn einen schlechten Eindruck gemacht. Später erinnerte er sich, dass die Amerikaner auf dem Weg nach Jelgava von den Bolschewiken beschossen worden seien. Hinter ihnen sei ein Maschinengewehrposten der „Eisernen Division“ stationiert gewesen, der jedoch keinen Schuss abgegeben habe, die Deutschen hätten nur zugesehen, wie „Trockijs rote Jungs“ die Amerikaner aus einer Entfernung von etwas über 500 m sogar mit automatischen Waffen beschossen hätten. Greene fasste zusammen: „Das Eisen dieser Eisernen Division war ganz schön weich.“³¹

Andererseits konnte Greene auf dem Heimweg von der Front nach Liepāja unmittelbar nach dem Putsch in der Eisenbahnstation der Stadt einen Versuch der Deutschen verhindern, General Misiņš und vier andere lettische Offiziere und Soldaten festzunehmen. Er brachte die Letten in das von der amerikanischen Mission requirierte Sommerhaus „unter den Schutz des amerikanischen Adlers“.³² In seinem Bericht an Paris schrieb Greene, die Deutschen hätten versucht, die Letten, gleich nachdem sie aus dem Zug gestiegen seien, festzunehmen, er habe das jedoch nicht zugelassen. Kurz darauf sei der Rittmeister der Baltischen Landeswehr J. William Armitstead eingetroffen, der im Namen des neugebildeten Sicherheitsausschusses der Stoßtruppe den Zwischenfall folgendermaßen erklärt habe: Der Ausschuss befürchte, die Provisorische Regierung könne sich bolschewisieren, weshalb man Gespräche über die Bildung eines neuen Kabinetts führe, das die Interessen aller Einwohner berücksichtigt. Greene weigerte sich, im Bahnhof von Liepāja derartige Fragen mit einem deutschbaltischen Offizier in Anwesenheit von bewaffneten deutschen und deutschbaltischen Soldaten zu erörtern, die zudem noch versuchten, Personen festzunehmen, die mit den Amerikanern zusammen waren. Er verlangte, einen Haftbefehl vom Libauer Militärgouverneur General von der Goltz vorgelegt zu bekommen. Als das nicht erfolgte, brachte er Misiņš zum Quartier der amerikanischen Mission und meldete den Vorfall weiter an von der Goltz. Er machte diesem gegenüber deutlich, dass Misiņš Gast der US-Mission sei. Gleich darauf begab sich Dawley zum Kriegshafen, wo er sich davon überzeugte, dass ein lettischer Wachposten von den Deutschen umgebracht worden war, und dass diese dort plünderten und raubten. Doch habe er „no positive evidence what troops committed outrage or antecedent evidence“ ermitteln können.³³

An dieses Ereignis erinnerte sich auch der damalige Kommandeur des britischen Geschwaders in der Ostsee, Admiral Sir Walter Cowan, der

³⁰ Amerikāņu misija (wie Anm. 22), S. 2; BEZYMENSKIJ, Osobaja missija (wie Anm. 2), S. 26.

³¹ Letters of Warwick Greene (wie Anm. 12), S. 144.

³² HELLS, Amerikānis 1919. gada Liepājas notikumos (wie Anm. 15), S. 384.

³³ Grant-Smith an die US-Delegation in Paris und Lansing (Bericht Greene, 20.4.1919), 21.4.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 5), S. 141-144, Zitat S. 143.

berichtete, dass sich Greene und Dawley im Bahnhof sehr entschieden verhalten hätten, obgleich der Ort voller deutscher Soldaten gewesen sei: Sie hätten dem deutschen Offizier erklärt, der Verhaftung von Personen, die mit der amerikanischen Mission zusammen seien, nur dann zustimmen zu können, wenn sie einen persönlichen Befehl von der Goltz' vorgelegt bekämen. Darauf hätten die beiden Amerikaner die lettischen Offiziere in ihre Mitte genommen und den Bahnhof gemeinsam verlassen. Die Deutschen hätten sich in dieser Situation nicht getraut energisch vorzugehen.³⁴ Am 16. April fand in Liepāja eine Beratung aller Entente-Vertreter statt, an der auch Greene und Dawley teilnahmen. Obwohl beschlossen wurde, von der Goltz aufzufordern, den Status quo wiederherzustellen, und die Lage scharf verurteilt wurde, sah sich die Besprechung nicht in der Lage, weitergehende Entscheidungen zu treffen. Am selben Tag telegraphierte Greene nach Kopenhagen und berichtete über den Putsch: „Pretext for *coup d'état* apparently suppression Bolsheviki. Real motive embarrass Allied powers“.³⁵

Lieutenant Robert Hale notierte am 16. April in sein Tagebuch, er sei am Vormittag am Strand und in der Stadt spazieren gegangen, wo es „ruhig“ gewesen sei. Erst gegen 16 Uhr, als er die Britische Mission anrief, habe er erfahren, dass es im Kriegshafen zwischen den Deutschen und Letten zu einem Konflikt gekommen sei. Ein Lieutenant Harrington habe das Gesagte bestätigt und berichtet, dass die Regierung gestürzt sei und sich die Stadt unter allgemeiner deutscher Kontrolle befinde. Als beide auf dem Weg durch die Stadt zum Hotel waren, sahen sie auf den Straßen und in den Grünanlagen am Hotel deutsche Wachposten und berittene Patrouillen mit Speeren. Sie kehrten ins Quartier der Mission zurück und schickten Lewis Rosenthal und einen lettischen Boten im Dienst der Mission aus, um die Lage zu erkunden. Beide bestätigten Gerüchte, dass „Ulmanis und andere verhaftet, die lettischen Soldaten entwaffnet und eingesperrt“ seien. Ein paar Tage später, am 20. April, schrieb Hale: „Ostersonntag. Herrliches Wetter, die Straßen voller Leute. Keine Zeichen äußerer Erschütterungen. Die Letten haben mit Zustimmung der Balten Aufrufe ausgehängt, in denen alle Letten aufgefordert werden, Ruhe zu bewahren.“³⁶

In der Forschungsliteratur wird häufig die Meinung vertreten, Greene habe angeblich die nach dem Putsch gebildete, in gewissem Sinne prodeutsche Regierung des Pastors Andrievs Niedra unterstützt.³⁷ Sowohl Greene als auch das Mitglied der Pariser US-Delegation, Oberst Oskar N. Solbert – er war schwedischer Herkunft und am 22. April in Liepāja auf einem englischen Kriegsschiff aus Kopenhagen eingetroffen –, aber auch andere Mitarbeiter der Mission nahmen an den Gesprächen mit General von der

³⁴ GEOFFREY BENNET: *Cowan's War. The Story of British Naval Operations in the Baltic, 1918–1920*, London 1964, S. 94.

³⁵ Grant-Smith an US-Delegation Paris (Bericht Greene 16.4.1919), 17.4.1919, in: FRUS, 1919 Russia (wie Anm. 8), S. 675 (Hervorhebung im Original).

³⁶ Letters of Warwick Greene (wie Anm. 12), S. 96f.

³⁷ Siehe z.B. ANDERSONS, *Latvijas vēsture 1914–1920* (wie Anm. 3), S. 432f.

Goltz, Ulmanis sowie anderen Vertretern verschiedener Organe teil: Sie versuchten, bei der Bildung einer neuen Regierung einen Kompromiss zu erzielen.³⁸ Als Solbert am 28. April nach Paris zurückkehrte, reichte er der US-Delegation einen Bericht ein, in dem er seine Eindrücke aus Lettland schilderte. Sein Schreiben und seine Empfehlungen stützte er vor allem auf Informationen, die er in Liepāja in Gesprächen mit den Mitgliedern der amerikanischen Mission, mit Ulmanis und von der Goltz gewonnen hatte. Er schlussfolgerte mit Recht, dass sich von der Goltz dem Putsch gegenüber wohlwollend verhalten habe, auch wenn er selbst nicht direkt darin verwickelt sei, wie es der General ja auch behauptete. Solbert schrieb:

„If allied governments countenance the forcible usurpation of the government by the Balts (who form about 7% of the population), the Letts will probably take matters into their own hands and rise up throughout the country and exterminate the long hated, power- and land-privileged Balts. Such an uprising of the Letts would be looked upon by the Germans as a Bolshevik revolution which they in turn would take as a pretext to put the Letts down with the sword. The present is a critical period.“³⁹

Solbert schlug daher vor, die Verbündeten sollten von der Goltz und Ulmanis informieren, dass sie die Wiederherstellung der vorigen Regierung wünschten, unter Einbeziehung von Vertretern aller in Lettland lebenden Nationalitäten. Dies sei notwendig, um „revolution and bloodshed“ zu verhindern. Zudem wäre es für die deutsche Regierung ein deutliches Zeichen seitens der Westmächte, dass man nicht zulasse, kleine Völker für eigene Interessen zu missbrauchen. Auf diese Weise bekäme man auch eine Garantie, dass sich künftig ähnliche Umsturzversuche nicht mehr wiederholen würden. Solbert schilderte auch die militärische Situation an der Front zutreffend: Seiner Ansicht nach würde der sofortige Rückzug der deutschen Truppen die Übergabe des Landes an die Bolschewiki bedeuten. Deutschland wiederum sei daran interessiert, seine Truppen im Baltikum zu halten, um sein Territorium vor dem Bolschewismus zu schützen und eine kampfbereite Armee außerhalb Deutschlands für den Notfall zu halten. Außerdem gehe es Deutschland ökonomisch um seine „bridges to the East“, nach Russland, die im Zusammenhang mit der Seeblockade der Entente wichtig seien. Daher schlug Solbert vor, die Verbündeten sollten die deutschen Truppen im Baltikum ablösen und die Gründung einer nationalen Armee Lettlands unterstützen, was aber wohl „out of the question“ sei.⁴⁰

Die Absichten Greenes spiegelt sein Bericht vom 20. April: Hierin betonte er, es sei ein Fehler der gestürzten Provisorischen Regierung

³⁸ HEILS, Amerikānis 1919. gada Liepājas notikumos (wie Anm. 15), S. 388; KARLIS OZOLS: Darbs un atmiņas Latvijai topot [Arbeit und Erinnerungen zur Zeit der Entstehung Lettlands], in: Latvijas Kareivis, 26.10.1934.

³⁹ Solbert and General T. H. Bliss, 28.4.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 5), S. 150-154, hier S. 152.

⁴⁰ Ebenda, S. 152f.

Lettlands gewesen, Deutschbalten und Juden nicht an der Regierung zu beteiligen und zu sehr darauf bedacht gewesen zu sein, ihre Rechte vor der deutschen Herrschaft zu schützen; daher sei sie dem Untergang geweiht gewesen. Dennoch war Greene überzeugt, dass auf der Basis dieser Regierung „a stable and representative government“ hätte gebildet werden können „with the necessary help from outside which was essential“.⁴¹ In einem weiteren Bericht vom 20. April betonte er, dass die Deutschen die stärkste antibolschewistische Macht seien. Daher sollten die Siegermächte nach der Bildung einer Kompromissregierung die Gründung einer Armee aus lettischen und deutschen Einheiten unterstützen, damit diese das Land verteidigen könnte, zöge sich von der Goltz' zurück. Greene empfahl, die lettischen und deutschen Einheiten an verschiedenen Orten zu mobilisieren, beispielsweise in Liepāja und Ventspils. Er betonte, dass die Verbündeten die Absichten Deutschlands im Baltikum klären sollten, wozu auch die Frage gehöre, auf welche Weise Berlin den Kampf gegen den Bolschewismus bis zu dem Zeitpunkt zu unterstützen bereit sei, an dem die neu zu bildende lettische Armee selbst kampfbereit sein wird. Greene schlug vor, dass die Verbündeten die Finanzierung sowie die Versorgung der Armee mit Lebensmitteln und Kriegsgerät übernehmen sollten, wobei dies unter der Aufsicht der Militärvertretungen Großbritanniens oder der USA zu erfolgen habe. Als Alternative führte Greene an, dass die Entente ja Kurland okkupieren könne, „which will at once release German troops now here and rid this country of Teutonic forceful influence.“⁴² Greene wies mit Recht darauf hin, dass „[i]n the eyes of common people of Latvia the old tyranny in all its rigor backed by armed might of Germany has returned in defiance of Allies and America“. Noch verhalte sich das Volk ruhig, und selbst die lettischen Soldaten, denen befohlen worden sei, keinen Widerstand zu leisten, zeigten „admirable fortitude and forbearance under intense provocation and almost intolerable circumstances“. Greene warnte, das Land warte auf Hilfe – entweder seitens der westlichen Demokratien oder der östlichen Bolschewiki: Das Volk werde „baron dominance“ nicht mehr lange dulden und sei kampfbereit. Falls der Westen jedoch keine Unterstützung leiste, war der Ausgang für ihn klar: „they will turn Red“.⁴³

Am 27. April meldete Greene der amerikanischen Botschaft in Kopenhagen, dass das lettische Volk das sogenannte Borkowsky-Kabinet nicht unterstützen werde und dass ein „government by free and fair agreement“

⁴¹ Grant-Smith an die US-Delegation in Paris (Bericht Greene 20.4.1919), 21.4.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 5), S. 141-144, hier S. 143.

⁴² Grant-Smith an die US-Delegation in Paris (Bericht Greene 20.4.1919), 22.4.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 5), S. 144-147, hier S. 146f.

⁴³ Grant-Smith an die US-Delegation in Paris (wie Anm. 41), S. 143f.

eingesetzt werden müsse.⁴⁴ Gleich nach dem Putsch war mit deutscher Unterstützung eine neue Regierung unter der Leitung des deutschbaltischen Staatsanwaltes am Libauer Bezirksgericht, Oskar Borkowsky, gebildet worden. Erst Anfang Mai wurde die Regierung des Pastors Andrievs Niedra ernannt. Greene unterstützte im Gegensatz zur britischen Militärvertretung nicht die Idee, dass das alte Kabinett unter Ulmanis seine Arbeit wieder aufnehmen solle.⁴⁵ Nachdem er sich am 1. Mai persönlich mit Niedra getroffen hatte, sandte er am gleichen Tag ein ausführliches Schreiben an diesen, in dem er seine inoffiziellen Überlegungen über Charakter und Aufgaben der zu bildenden Regierung ausführte. Greene betonte, dass die USA sich nicht in die Innenpolitik Lettlands einmischen wollten – außer wenn Regierungsmaßnahmen „affect the carrying out of the terms of the Armistice“.⁴⁶ Green fühlte sich bemüht zu erklären, dass die amerikanischen Sympathien das Volk Lettlands in seinen Bemühungen um Selbstbestimmung und in seinem Kampf gegen die zerstörerische Kraft des Bolschewismus begleiteten. Greene teilte im Namen der Mission mit, man wünsche sich eine temporäre Regierung, organisiert nur für den derzeitigen militärischen Notstand, die von allen antibolschewistischen Mächten unterstützt werde, um den Bürgerkrieg zu verhindern. Zudem forderte er, Verwaltungsbehörden einzurichten, um die amerikanischen Lebensmittellieferungen zu verteilen, eine Armee zu gründen und die Aufgaben der Zivilverwaltung besser zu regeln. Greene war der Meinung, dass dies alles nur dann machbar sei, wenn die am 16. April eingeleiteten Maßnahmen aufgehoben – die bewaffneten Wachen vor Regierungsgebäuden – und der Putsch verurteilt würde. In diesem Fall könnte die Regierung Ulmanis ihre Arbeit wieder aufnehmen, um unverzüglich zurückzutreten; eine neue Regierung würde gebildet, in der alte Regierungsmitglieder die Mehrheit, aber neue Regierungsmitglieder („Balts, Moderate Letts, Jews etc.“) eine Minderheit bilden würden. Eine politische Amnestie sei zu erlassen und ein politischer und sozialer Waffenstillstand zu schließen, der wiederum „a vigorous prosecution of the war against Bolshevism“ ermöglichen würde.⁴⁷

Andrievs Niedra hielt offensichtlich große Stücke auf Greene: Dieser sei ein verhältnismäßig junger Mann von ungefähr 35 bis 40 Jahren – er war tatsächlich damals 40 – und

„von durch und durch klarem Charakter. Er diente früher seinem Staat auf den Philippinen und legte dort die ersten Grundlagen staatlichen Lebens. Er hatte keine ökonomischen Nebenabsichten. Überall brachte er seine Handlungen mit politischen und humanitären Motiven in Übereinstimmung. Zudem klebte er nicht an den Einzel-

⁴⁴ Greene an Grant-Smith, 27.4.1919, in: Hoover Institution Archives, American Relief Administration, box 135, file 21.

⁴⁵ Greene an die US-Delegation Paris, 3.5.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 5), S. 172-183, hier S. 179f.

⁴⁶ Greene an Niedra, 1.5.1919, in: ebenda, S. 182f., Zitat S. 182.

⁴⁷ Ebenda, S. 183.

beobachtungen persönlicher Erfahrung, vielmehr verstand er es, diese mit umfassenderen Prinzipien des Staatslebens und politischen Ideen in Verbindung zu setzen. Ich bin davon überzeugt, dass ich seinen Namen noch einmal, wenn Gott mich das erleben lässt, in Zusammenhang mit der höchsten Politik Amerikas hören werde.⁴⁴⁸

Valters Iršiks, ein Schulfreund Niedras, der mit diesem zusammen am 1. Mai bei Greene gewesen war, bezeugte später, dass der amerikanische Offizier bei diesem Treffen den Ankömmlingen gegenüber die „kategorische“ Forderung nach Bildung einer neuen Regierung gestellt habe – mit sieben Ministern des Ulmanis-Kabinetts und fünf Ministern aus der Gruppe der Deutschen um Niedra. Ulmanis hingegen betonte, er habe von Greene einen Brief erhalten, in dem dieser die genannte Verteilung in der Regierung vorgeschlagen habe, allerdings habe er dies nicht als „Vertreter Amerikas“ getan, sondern es als „persönliche Auffassung“ charakterisiert.⁴⁴⁹

In seinem Bericht vom 3. Mai schilderte Greene ausführlich die Umstände, unter denen die Provisorische Regierung Lettlands 1918 gebildet worden war. Er berichtete, dass auch der Deutschbalte Eduard Baron von Rosenberg, der „only the liberal Balts“, d.h. die „Deutschbaltische Fortschrittliche Partei“, vertrat, mit dem Posten eines Staatskontrolleurs in die Regierung aufgenommen worden war; doch da dieser gar nicht im Lande gewesen war, seien die Interessen von Deutschbalten und Juden nicht vertreten worden. Greene berichtete über die Zusammensetzung und Bewegungen der Streitkräfte; er betonte die Bedeutung Deutschlands und die der deutschen Truppen für die Versorgung und Aufrechterhaltung der Front. Er schilderte die Ereignisse vom 16. April und ihre Folgen, nicht zuletzt auch seine eigene Tätigkeit in der Zeit nach dem Putsch.⁵⁰

Über das „Niedra cabinet“ schrieb Greene, dass dieser keine allzu große administrative und politische Erfahrung besitze, jedoch ein großer Patriot sei; dass er den Bolschewismus als „the supreme peril“ empfinde und im Kampf gegen diesen bereit sei viel weitgehender mit den Deutschen und Deutschbalten zu kooperieren als die meisten Letten. Greene hatte den Eindruck, Niedra wolle in dieser Situation ein „mediator between the various groups and factions“ sein. Die Regierung unter dessen Leitung sah Greene bereits als gescheitert an, da sie keine Unterstützung von den Siegermächten genoss.⁵¹ Um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, sei dem-

⁴⁴⁸ ANDRIEVS NIEDRA: Tautas nodevēja atmiņas. Piedzīvojumi cīņā pret lielniecismu [Die Erinnerungen des Volksverrätters. Erlebnisse im Kampf gegen den Bolschewismus], Riga 1998, S. 199–204. Siehe auch ĀDOLFS ŠILDE: Latvijas vēsture 1914–1940 [Geschichte Lettlands, 1914–1940], Stockholm 1976, S. 306.

⁴⁴⁹ Abschriften der Ermittlungsprotokolle (wie Anm. 23), Bl. 220, 236, 241.

⁵⁰ Greene an die US-Delegation Paris (wie Anm. 45). Der Bericht enthielt ferner Kopien von der Korrespondenz zwischen Greene und von der Goltz zwischen dem 20. und 23. April, die eine nähere Einsicht in die Abläufe erleichtert, ebd. S. 176f. Rosenberg wird auf S. 173 erwähnt. (Tatsächlich waren noch zwei weitere Deutschbalten sowie zwei Juden beteiligt; Anm. d. Red.).

⁵¹ Ebenda, S. 177f.

gegenüber eine Regierung nötig, die sowohl von den Letten als auch von den Deutschbalten unterstützt würde:

„That is, the establishment and maintenance in power of a Balt government will deliver the country either to Germany or to Bolshevism. American influence is now strong because all parties look to America for food and raw materials, and the mass of the Letts look to America for moral support in their efforts at national self-expression and self-determination. On America's attitude the immediate future of the country depends. If food and raw materials are furnished to a government founded on violence and established in favour of a hated and powerful minority as is the present government, it would be considered a condonation on America's part of an unlawful and intolerable act of violence by the reactionary groups of the country (...).“⁵²

Er fasste den Standpunkt der amerikanischen Mission mit folgenden Worten zusammen:

„A wrong has been committed against the Lettish people which must be righted if there is to be internal peace and a united stand against Bolshevism. At the same time the deposed Provisional Government was at fault in not being more representative. In view of the prominent part the Balts have taken in carrying on the war against Bolshevism, some Balts should have been included in the Ministry. The best solution, therefore, is a political truce, a united stand to win the war, and the reestablishment of the Provisional Government with Mr. Ulmanis as Prime Minister, and a cabinet in which the majority will consist of members of Mr. Ulmanis' old ministry, and a minority of Moderate or Conservative Letts, Balts, Jews, etc. In this way a Lettish majority will have control of the government, but a minority which has been very active in the war will also have a voice in the direction of the affairs of the country.“⁵³

Für den Fall, dass die deutsche Seite dies ablehne, schlug Greene vor, die Siegermächte sollten einen starken Druck auf die deutsche Regierung ausüben, damit diese von der Goltz einen entsprechenden Befehl erteile. Im Gegensatz zur britischen Militärvertretung war Greene der Ansicht, dass man in der derzeitigen Situation keine Mobilmachung der Letten anordnen dürfe, da dies zu einem Konflikt zwischen Letten und Deutschen führen würde. Er vertrat die Meinung, dass es möglich sei, eine „lettische Armee“ zu bilden, jedoch nur unter Kontrolle der Siegermächte. Er wies auch darauf hin, dass die Haltung der Deutschbalten aufgrund des Drucks seitens der Missionen beträchtlich liberaler geworden sei.⁵⁴

Am 1. Mai traf das Missionsmitglied John Gade aus Tallinn in Liepāja ein, der gemeinsam mit Greene von der Goltz, Ulmanis und den „Baltischen Deutschen Nationalausschuss“ aufsuchte. Als von der Goltz ihnen

⁵² Ebenda, S. 178f.

⁵³ Ebenda, S. 180.

⁵⁴ Ebenda.

mitteilte, dass die Wiederherstellung der alten Regierung die Landeswehr schwächen würde, was es wiederum erschweren würde, die Front zu halten, bekamen sie den Eindruck, der General urteile mehr „as a soldier and not as a politician, and that he believes what he says“. Allerdings betrachte er die Situation „from a thoroughly German point of view. It will be hard to teach new tricks to an old Prussian dog“.⁵⁵

Der damalige Handels- und Industrieminister Fricis Paegle war der Ansicht, dass die Amerikaner die hasserfüllten Beziehungen zwischen Letten und Deutschen auf Grund ihrer andersartigen politischen Ordnung nicht begreifen könnten, und dass die deutschbaltische Führung dies in ihrem eigenen Interesse auszunutzen versuchte. Zudem habe sich Greene stark von John Lehrs beeinflussen lassen, der als Berater in der Mission wirkte und Paegle zufolge prodeutsch gesinnt war.⁵⁶ Auch Ulmanis schrieb später in seinen im Herbst 1940 in sowjetischer Gefangenschaft in Krasnovodsk verfassten Aufzeichnungen, dass der ehemalige „Moskauer Geschäftsmann“ Lehrs „allem Deutschen nahe stand“ und seine Rolle während des Putsches vom 16. April „ziemlich deutlich zu erkennen“ gewesen sei.⁵⁷ Sehr kritisch sprach sich über den ehemaligen „Mitinhaber eines Industriebetriebes in Moskau“ auch das damalige Mitglied des Stadtrates von Liepāja und einer der Führer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Lettlands, Fricis Mendērs, aus. Er bemerkte, dass Lehrs gut russisch sprach und sich bei wiederholtem Besuch in der Stadtverwaltung bemühte, deren Leitung davon zu überzeugen, dass die „einzige Rettung für Lettland“ sei, sich mit Niedra abzufinden. Das letzte Gespräch sei „beiderseits“ so angespannt gewesen, dass

„Herr Lehrs beim Weggehen so hastig war, dass er seinen Regenschirm und seine Galoschen, die er als ‚Russe‘ zu tragen pflegte, in den Räumen der Stadtverwaltung stehenließ. Diese Requisiten lagen eine Zeit lang herum, bis sie jemand mitnahm oder wegwarf. Lehrs war auch ein so schwacher Diplomat, dass er gar nicht verbarg, dass er für die Wiederherstellung des ‚großen und unteilbaren‘ [d.h. des russischen Imperiums; E.J.] stand, und dass die Letten dabei helfen sollen“.⁵⁸

⁵⁵ Ebenda, S. 182. Minutes of the Daily Meetings of the Commissioners Plenipotentiary, 1.5.–23.5.1919, in: FRUS, The Paris Peace Conference 1919 (wie Anm. 9), S. 172-184; ĀRIS PURIŅŠ: Andrievs Niedra. Četri gadi un viss mūžs [Andrievs Niedra. Vier Jahre und ein ganzes Leben], Riga 2005, S. 309, hier wird der Bericht fälschlich auf den 5. Mai datiert.

⁵⁶ FRICIS PAEGLE: Kā Latvijas valsts tapa [Wie der Lettische Staat entstand], Riga 1923, S. 288.

⁵⁷ Kārlis Ulmanis trimdā un cietumā. Dokumenti un materiāli [Kārlis Ulmanis in der Verbannung und im Gefängnis. Dokumente und Materialien], hrsg. von INDULIS RONIS und ARTURS ŽVINKLIS, Riga 1994, S. 258.

⁵⁸ FRICIS MENDERS: Latvijas valdības „Liepājas posms“ un sociāldemokrāti [Die „Liepāja-Periode“ der Regierung Lettlands und die Sozialdemokraten], bearbeitet und kommentiert von AIVARS STRANGA, in: Padomju Latvijas Komunisti 1990, Nr. 3, S. 85-93, hier S. 90.

In der Sitzung des Volksrats Lettlands, der provisorischen Konstituante des Landes, die am 12. Mai in Liepāja stattfand, wurde festgehalten, dass wenn eine Einigung über eine neue Regierung zwischen Ulmanis, Niedra und den Deutschen nicht zu erzielen sei, der „inoffizielle Vorschlag des Vertreters der Mission der Vereinigten Staaten“ zugrunde gelegt werden sollte. Diesem zufolge sei in der gegenwärtigen Situation eine Regierung zu bilden, die nur aus den militärischen Erfordernissen abzuleiten und von allen antibolschewistischen Kräften zu unterstützen sei. Um die Hauptfunktionen einer Zivilverwaltung umzusetzen, bis ein „normales politisches Kabinett“ gebildet werden könne, müsse sie stark genug sein, um einen Bürgerkrieg zu verhindern, den notwendigen Verwaltungsapparat für die Verteilung der US-Lebensmittelhilfe aufzubauen und die Bedingungen zu schaffen, unter denen die Lockerung der Seeblockade zur Wiederbelebung von Handel und Industrie erreicht werden könne. Schließlich müsse eine eigene Armee unter „entsprechender Kontrolle“ aufgestellt werden. Der Volksrat hielt fest, dass Greenes Vorschlag in der derzeitigen, ökonomisch und militärisch bedrohlichen Lage „im Prinzip akzeptabel“ sei. Doch in den darauf folgenden Gesprächen mit deutschbaltischen Vertretern und Niedra stellte sich heraus, dass die Deutschbalten eine Amnestie auch auf diejenigen beziehen wollten, „die Privat- und Staatseigentum geraubt“ hatten. Und Niedra weigerte sich, in ein Kabinett unter Ulmanis' Leitung einzutreten, da er so „seine Innen- und Agrarpolitik nicht verwirklichen“ könne.⁵⁹ Die Gespräche wurden daher unterbrochen, obgleich Ulmanis am Ende dem Vorschlag, dass dem Kabinett auch drei Deutschbalten, ein Anhänger Niedras und ein Jude angehören sollten, zugestimmt hatte. Stattdessen war bereits am 11. Mai die prodeutsche Regierung unter Niedra ausgerufen worden.

Gerade im Mai wurde sichtbar, dass sich auch die Militärvertretungen der Siegermächte in Lettland nicht einig waren, in erster Linie bezüglich der Rolle der Deutschen. Auch die Abmachung, die Greene am 7. Juni in Liepāja mit englischen und französischen Vertretern traf, der zufolge gemeinsame Empfehlungen auszuarbeiten seien, um die militärisch-politische und soziale Situation in den ehemaligen Ostseeprovinzen zu verbessern, änderten daran nichts. Diese Abmachung betonte die Dringlichkeit, eine gemeinsame Mission in die baltischen Staaten zu entsenden und deren Regierungen ein Darlehen zu gewähren, allerdings müsse in Lettland zunächst die Frage einer stabilen Regierung geregelt sein.⁶⁰ Die Meinungsverschiedenheiten unter den Siegermächten waren besonders deutlich gegen Ende Mai hervorgetreten, als Alexander Duff in seiner Eigenschaft als Vertreter Admiral Cowans in Liepāja eintraf. Duff gelang

⁵⁹ Siehe das Protokoll der Ratssitzung, 12.4.1919, in: *Latvijas Tautas Padome (Sēžu protokoli)* [Der Lettische Volksrat (Sitzungsprotokolle)], Riga 1920, S. 75.

⁶⁰ *Recommendation by the French, British, and American Representatives at Libau, 7.6.1919*, in: *FRUS, The Paris Peace Conference 1919*, Bd. VI, Washington 1946, S. 682f.

es in kürzester Zeit, die Offiziere und Militärvertretungen der Entente unter seine politische Kontrolle zu bringen – mit der Ausnahme von Greene und Dawley, die weiterhin den Deutschbalten freundlich gesonnen zu sein schienen. Die Briten beschuldigten das US-State Departement einer allzu wohlwollenden Haltung gegenüber Deutschland. Es hieß sogar, die Amerikaner hätten behauptet, die Siegermächte müssten im Baltikum mit von der Goltz gegen die Bolschewiki kooperieren, weshalb sie nach dem Waffenstillstandsvertrag im Baltikum zu Verbündeten Deutschlands geworden seien. Die Briten selbst betonten ihre Neutralität. Ihr einziger Wunsch sei es, die Ordnung in diesem Teil Europas wieder herzustellen.⁶¹ Auch der finnische Historiker Olavi Hovi schreibt, dass sowohl Lansing als auch sein „Vertrauensmann“ Greene tatsächlich an die Ehrlichkeit der Deutschen glaubten und davon ausgingen, die deutschen Truppen müssten im Baltikum bleiben, um die Gefahr des Bolschewismus zu abzuwehren.⁶²

Am 25. Mai, drei Tage nachdem Riga von deutschen Truppen gestürmt worden war, traf Greene mit mehreren seiner Missionsmitglieder in der lettischen Hauptstadt ein.⁶³ Greene zufolge sie die Straße von Jelgava nach Riga „voll mit Soldaten, Häftlingen und Flüchtlingen“ gewesen. Er sah „Leichen von Bolschewiken und ihrer Anhänger entlang der Straße, und Kinder spielten gleichgültig neben ihnen. Große, purpurrote Rauchsäulen stiegen von den brennenden Bauernhöfen hoch in den klaren Himmel und wiesen die Richtung des Kampfes nach Osten.“⁶⁴

Gleich nach der Ankunft in Riga gab Greene ein großes Interview in der russischen Zeitung „Rižskoe slovo“ (Das Rigaer Wort), das wortgetreu auch in der lettischen Presse wiedergegeben wurde. Hier formulierte er sehr deutlich die offizielle Haltung seiner Mission:

„Unsere einzige Aufgabe in Riga besteht darin, das Sammeln von Material über die Gräueltaten des Bolschewismus sowie die Lebensmittelhilfen für die ausgezehrteten Rigenser streng zu kontrollieren. Als deutlich wurde, dass der Versuch der Entente, in Lettland eine vereinte Front gegen die Bolschewisten zu bilden, gescheitert war, beschloss die amerikanische Mission, sich der Beteiligung am politischen Leben des Landes zu enthalten. Daher unterhält die Mission weder Beziehungen zu der Regierung Lettlands noch zu anderen politischen Gruppen. Die Mission erfüllt die Rolle eines unparteiischen Beobachters der Ereignisse. Wir wünschen Lettland eine Regierung, die von breiten Schich-

⁶¹ BENNET, *Cowan's War* (wie Anm. 34), S. 101.

⁶² OLAVI HOVI: *The Baltic Area in British Policy 1918–1921*, Vol. 1, *From the Compiègne Armistice to the Implementation of the Versailles Treaty*, 11.11.1918–20.1.1920, Helsinki 1980, S. 145. Zu den Unterschieden in der Auffassung der Briten und der Amerikaner bezüglich der Situation in Lettland siehe ALBERT JA. VARSLAVAN: *Politika anglijskogo imperializma v otnošenii buržuaznoj Latvii (1920–1923)* [Die Politik des englischen Imperialismus bezüglich des bürgerlichen Lettland (1920–1923)], Riga 1966, S. 12–18.

⁶³ Amerikas misija [US-Amerikanische Mission], in: *Baltijas Vēstnesis*, 27.5.1919.

⁶⁴ *Letters of Warwick Greene* (wie Anm. 12), S. 147.

ten seiner Bewohner unterstützt wird und die Vertrauen im Lande genießt. Daher halten wir noch immer eine Aussöhnung zwischen dem Kabinett Niedras und der Gruppe von Ulmanis für nötig, denn einzig das Bündnis aller gemäßigten politischen Kräfte macht den Kampf gegen den gemeinsamen Feind erfolgreich.“⁶⁵

Abschied von Lettland

Am Abend des 18. August 1919 veranstaltete das Außenministerium Lettlands im Wöhrmannschen Park in Riga eine große Feier, um von der Mission Greenes Abschied zu nehmen. In seiner Rede sagte Greene, dass er Lettland „gedrückten Herzens“ verlasse und erklärte, dass die USA Lettland auch künftig Hilfe leisten würden. Die lettische Presse referierte seine Rede. Greene sprach offen und versuchte vor allem, seine eigene und die Haltung seines Staates in der Frage der Unabhängigkeit Lettlands darzulegen.

Im Sommer 1919 äußerte Greene seine Ansichten auch recht direkt in einem privaten Brief, in dem er aus den „eigenartigen Katzenrepubliken Lettland und Litauen“ berichtete:

„Diese kleinen Völker Westrusslands besitzen viel an dickköpfiger Kraft, und in ihren Bestrebungen sich auf eigene Füße zu stellen, gibt es viele ehrliche Ziele. Sie sind energisch und eifrig, und sie können kämpfen. Trotzdem bleibt sehr wahrscheinlich, dass dann, wenn der alte Bär wieder zum Leben erwacht, im Baltikum einige wenige klägliche Pieplaute zu vernehmen sein werden, nur Pieplaute, denen ein Schweigen folgt. Anders ausgedrückt – die russische Lokomotive, die niemals mit den Deutschen wetteifern könnte, wird noch mal Dampf machen und dann diese kleinen Republiken so gründlich überfahren, dass sie nie mehr von der Karte Russlands zu trennen sein werden (...). Hier, in Osteuropa gibt es eine brodelnde, von Hunger und Not befallene selbstmörderische Masse, die nach Brot und Frieden schreit, doch gleichzeitig immer einen Stein und ein schmutziges Gewehr in der Hand hält. Und das Unglück wurzelt in Paris. Vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer haben wir nicht nur die Regierungen gestürzt, sondern auch Macht und Einfluss ergriffen. Das östliche Europa, das nicht bolschewisiert ist, wird derzeit balkanisiert, wie Winston Churchill sagte. Jeder springt seinem Nachbarn an die Gurgel – der Deutsche dem Polen, der Pole dem Litauer, der Rumäne dem Ungarn, der Ukrainer dem Anhänger [des antibolschewistischen weißen russischen Generals; E.J.] Denikin. Und alle fahren dem Bolschewiki an

⁶⁵ Amerikāņu misija Rīgā [Die Mission der Amerikaner in Riga], in: Jaunākās Ziņas, 28.5.1919; Amerikāņu misija Rīgā [Die Mission der Amerikaner in Riga], in: Baltijas Vēstnesis 28.5.1919.

die Kehle, doch der Bolschewik greift sie selbst an. Keine Industrie, keine Produktion, kein Handel. Alle lügen, stehlen, vergewaltigen, bekämpfen, hassen. Oh Gott! Was für ein Hass, Mord und Verschwörung! Alice im blutigen Wunderland, vom Rhein bis Vladivostok. Wir haben einen ‚Selbstbestimmungswein‘ in alte Flaschen voll Eiter gegossen, sie sind zersprungen, und die schreckliche Mischung steigt gen Himmel.“⁶⁶

Auch Elwin Devereux, einer der leitenden Männer in Greenes Mission, beschrieb im Herbst 1919, kurz vor seiner Abreise aus Frankreich in die USA, in einem Gespräch mit dem Vertreter der lettischen Handelsorganisation „Konsums“ in Europa und in den USA, dem späteren Diplomaten Kārlis Ozols, seine Eindrücke aus den baltischen Staaten. Ihm würden Letten, Esten und auch die Deutschbalten, die er die „zu Beginn des Krieges privilegierteste Schicht Europas“ nannte, für immer in Erinnerung bleiben. Zuweilen sei es recht schwer anzusehen gewesen, „wie das Leben der Barone und ihrer Familien ruiniert“ worden sei. Keiner der Deutschen habe jedoch verstanden, wie unangenehm es auf die amerikanische Mission gewirkt habe,

„als all diese vom Schicksal getroffenen Menschen sie aufklären wollten, dass fast alle Letten und Esten eben jene Bolschewiki seien. Die Barone hätten nicht verstanden, dass der große Arbeitseifer der baltischen Völker, der Kampf ihrer Armeen gegen die Bolschewiki und vieles andere gezeigt habe, dass solche Behauptungen viel zu egoistisch waren und eben dadurch den baltischen Adel selbst in einem schlechten Lichte erscheinen ließen.“⁶⁷

Schlussfolgerungen

Zweifellos war Greene einer der bemerkenswertesten Vertreter der Siegermächte in Lettland, und auch die große Bedeutung der US-Mission sowohl aus der Sicht der damaligen Provisorischen Regierung als auch faktisch ist nicht zu leugnen. Ungeachtet seines bemerkenswerten Konservatismus und der auch von ihm geteilten traditionellen amerikanischen Auffassung bezüglich des Zusammenbruchs von Imperien, was den meisten Politikern in Lettland als Zeichen mangelnden Wohlwollens gegenüber der Provisorischen Regierung und der Unabhängigkeit Lettlands galt, versuchte Greene eine für die Konfliktparteien gerechte Politik zu verwirklichen, soweit das seinem Gerechtigkeitsgefühl und seinen politischen Überzeugungen entsprach. So war der Antibolschewismus eine der am stärksten ausgeprägten politischen Leitlinie der Mission. Aus eben diesem Grunde konnte die bisherige traditionelle gesellschaftliche Elite Lettlands, in welcher der

⁶⁶ Letters of Warwick Greene (wie Anm. 12), S. 142-154.

⁶⁷ KĀRLIS OZOLS: Darbs un atmiņas Latvijai topot [Arbeit und Erinnerungen zur Zeit der Entstehung Lettlands], in: Latvijas Kareivis, 18.1.1935.

deutschbaltische Adel immer noch die führende Rolle einnahm, Greene nicht gleichgültig sein. Doch dies schloss nicht aus, dass Greene gleichzeitig eine kritische Haltung gegenüber der allgemeinen Politik Deutschlands einnahm. Die Position der US-Mission gegenüber den Deutschbalten als der wirtschaftlich, politisch und militärisch einflussreichsten Macht in Lettland war also logisch und voraussehbar. Doch die Ansicht, Greene habe im Konflikt mit den Letten eindeutig die Deutschen unterstützt, ist mehr als fragwürdig. Dagegen spricht beispielsweise der Vorfall, als Vertreter der US-Mission und Greene höchstpersönlich den hohen lettischen Amtsträgern, welche die Deutschen nach dem Putsch vom 16. April verhaften wollten, Schutz boten.

Greene war mehr als nur ein Beobachter der Situation im Baltikum, mehr als nur ein Berichterstatter für die US-Delegation bei den Friedensverhandlungen in Paris. Als er eine starke antibolschewistische Koalitionsregierung ins Leben rufen wollte, trieb er selbstständige Politik. Zudem handelte er aus Pflichtbewusstsein und entsprechend seinem Verständnis der besten Lösung für den lettischen Staat in der jeweiligen Situation. Die komplizierten Umstände ließen ihn dies nur teilweise realisieren, und auch dann nur in der zweiten Phase seiner Mission, nämlich im Sommer 1919, nachdem die deutschen Truppen bei Cēsis schon geschlagen waren.

Insgesamt führten Greene und die amerikanische Mission in diesem für Lettland so wichtigen Zeitabschnitt eine typische Großmachtpolitik. Doch kann man diese, zumindest aus damaliger Sicht, kaum als ausgesprochen ungünstig für den lettischen Staat bezeichnen. Lettland war für Greene damals nur eine der vielen provisorischen staatlichen Bildungen in Osteuropa. Zugleich sind bei ihm auch gewisse Veränderungen in seinen Ansichten zu beobachten, nachdem er die Lage und die örtliche Bevölkerung kennengelernt hatte. Ungeachtet dessen, dass er kein Vertrauen in ein langfristiges Bestehen der baltischen Staaten hatte, gab er gegen Ende seiner Mission privat zu, dass die Forderung der baltischen Völker nach Selbstbestimmung berechtigt war, und dass diese über gewisse Eigenschaften verfügten, die ihnen die Erlangung der Unabhängigkeit ermöglichen.

SUMMARY

*The Activities of the US Mission
Led by Warwick Greene in
Latvia, April – May 1919*

The Provisional Government of the Republic of Latvia proclaimed on 18 November 1918 faced two years of difficult military and political action in order to liberate the young republic's territory from foreign armies and an even longer fight for international recognition *de jure*. Obviously, the most difficult period was the first phase when the government was territorially limited to the city of Liepāja and its neighbourhood while the rest of the territory was under Soviet control. On 16 April 1919 (Baltic) German forces, dissatisfied with the Latvian government, organized a coup d'état and created a pro-German government that challenged the Provisional Government for several months. However, right from the start the Provisional Government followed a course oriented towards the Entente Powers. Therefore its activities were, to some extent, protected by Great Britain, France and the USA represented by military missions on Latvian soil. In spring 1919 there were British and US missions active in Liepāja whose support was crucial for Latvia.

This article discusses the impact of the US mission, led by colonel-lieutenant Warwick Greene during the time when the Latvian Provisional Government was still located in Liepāja using hitherto unknown archival sources. Greene was one of the most outstanding allied representatives in Latvia and the great importance of the US mission is quite obvious. However, Latvian actors sensed a considerable conservatism that held to the traditional American viewpoint of the potential negative consequences if a great power should collapse. Although this factor seemed to be a rather typical expression of certain disfavour against Latvian independence in general, Greene, a convinced anti-Bolshevik, tried to be as fair as possible concerning the involved parties. Whereas he was very critically disposed to Germany in general, and the presence of German forces in Latvia in particular, he was not indifferent to the Baltic German nobility as the traditional elite in Latvian society. Even if this attitude was quite understandable in the eyes of Americans given the position of the Baltic Germans as a considerable economic, political, and military force in Latvia, it is not true that Greene unequivocally supported them in conflict with the Latvians. Thus, he personally and the mission officially provided protection to the high rank officials of the Provisional Government whom the Germans wanted to arrest after the coup of 16 April. At the same time, Greene was not simply an observer and caretaker in case of threatening events. He

also tried to ensure the establishment of a strong anti-Bolshevik coalition government and thus became involved in Latvian affairs. This involvement was motivated by the conviction that this solution would best serve the given contested situation in Latvia. Due to different circumstances, his goal was only partially accomplished in the second half of the mission's presence in Latvia, in the summer of 1919, after the Baltic German forces were defeated in the battle of Cēsis. This latter period, however, is not discussed in this article.

Die Mobilisierungen des Jahres 1944 in Estland: Ein Triumph der deutschen Propaganda?

VON TRIIN TARK

Während der deutschen Besetzung Estlands in den Jahren 1941 bis 1944 kam es wie auch in anderen okkupierten Gebieten zur einer forcierten Einbindung der Bevölkerung in die NS-Kriegsmaschinerie, sei es als Freiwillige oder als Zwangsmobilisierte. Seit dem Beginn der Besatzungszeit wurden estnische Freiwillige zum Wehrdienst in den deutschen Streitkräften angeworben; ab Herbst 1943 kam es auch zu mehreren Zwangsmobilmachungen. Während des Jahres 1944 schlossen sich insgesamt etwa 50 000 Esten den deutschen Truppen an, was ungefähr 5% der damaligen Bevölkerung Estlands ausmachte.¹ Ein derartiger Erfolg war auch für die Besatzungsmacht überraschend. Im vorliegenden Aufsatz wird untersucht, ob und inwieweit die Propagandataktik der deutschen Okkupationsmacht zum Erfolg der Mobilisierungen beitrug und welche anderen Faktoren dabei eine Rolle spielten. Dabei kann sich diese Fragestellung nicht zuletzt auch auf die bis heute in Estland fortgesetzte Auseinandersetzung hinsichtlich der individuellen Wahlmöglichkeiten der Esten im Zweiten Weltkrieg berufen.

Deutlich zeigt sich die Komplexität der Lage in den Erinnerungen derjenigen, die auf deutscher Seite kämpften. Einer von ihnen schrieb, es scheinete ja niemanden zu kümmern, dass er „bedingt durch die Lage, einer Laune des Schicksals“ wegen in die Estnische Legion mobilisiert worden sei. Dort habe er „als redlicher Freiheitskämpfer zwei Jahre lang gekämpft“, dabei aber stets „nur an die Freiheit Estlands“ gedacht.² Die Veteranen sehen sich als Opfer des Schicksals und bestehen darauf, als Freiheitskämpfer anerkannt zu werden. Sie sind von der Haltung der Öffentlichkeit enttäuscht,

¹ TOOMAS HIIO: Eesti üksustest Wehrmacht, SSi ja politsei ning Relva-SSi alluvuses Teise maailmasõja ajal [Über die estnischen Einheiten im Zweiten Weltkrieg, die der Wehrmacht, der SS und der Polizei sowie der Waffen-SS untergeordnet waren], in: Väeteenistusest Eestis ja eestlastest väeteenistuses = Military Service in Estonia. Estonians in the Military Service, Tallinn und Viimsi 2011 (Eesti sõjaajaloo aastaraamat = Estonian Yearbook of Military History 1 [7]), S. 158-273, hier S. 255. Die Bevölkerungszahl Estlands belief sich 1941 auf 1 017 475 Einwohner. Siehe Registrierung der Bevölkerung 1. XII 1941, in: Statistische Monatshefte für den Generalbezirk Estland 1942, H. 1/2, S. 43-47, hier S. 43.

² So Aksel Väljaots, in: Estnisches Kulturhistorisches Archiv (*Eesti Kultuurilooline arhiiv*, Tartu, künftig EKL A), Bestand 350, Akte 1553, Bl. 58.

die sie ihrer Ansicht nach lediglich als Mitläufer eines verbrecherischen Regimes ansieht:

„Nun, ein halbes Jahrhundert später, wird den Kriegsteilnehmern, die gegen die Rote Armee gekämpft haben, wiederholt vorgeworfen, auf der Seite Nazi-Deutschlands gekämpft zu haben. Man hat sogar verlangt, dass sich das estnische Volk dafür bei jemandem entschuldigen soll“.³

Auch wenn einige Veteranen, die auf deutscher Seite gekämpft haben, sich grundsätzlich missverstanden fühlen, fanden ihre Anschauungen doch auf die eine oder andere Weise Eingang in das Geschichtsbewusstsein der Esten.⁴ In ihm gilt die Beteiligung an der Mobilmachung als eine bewusste Wahl zugunsten der Verteidigung der estnischen Unabhängigkeit. Angesichts der Lage im Jahre 1944 wird die Entscheidung als Einsicht in die Notwendigkeit und fast unvermeidliche Notwendigkeit gedeutet, im Namen eines gemeinsamen Zieles Krieg gegen die Sowjetmacht zu einem Zeitpunkt zu führen, als diese sich anschickte, ihre Gewaltherrschaft über Estland wiederzuerrichten. Eine solche Rezeption der Mobilmachung lässt jedoch keinen Raum für die Frage, inwieweit eine solche Wahrnehmung von der deutschen Propaganda bekräftigt bzw. sogar erst ermöglicht wurde.

In den bisherigen Untersuchungen über die Mobilsierungen wurde der Einfluss der deutschen Propaganda auf die estnische Wahrnehmung der Lage kaum diskutiert und höchstens beiläufig erwähnt.⁵ So berücksichtigte Hain Rebas in einem Artikel zur Frage, warum die Mobilmachung in

³ VAINO KALLAS: Saateks [Zum Geleit], in: Eesti koolipoisid Teises maailmasõjas, Bd. 2, hrsg. von DEMS., Pärnu 2000, S. 4-5, hier S. 5.

⁴ Vgl. ENE KÕRESAAR: Introduction, in: Soldiers of Memory: World War II and its Aftermath in Estonian Post-Soviet Life Stories, hrsg. von DERS., Amsterdam und New York 2011 (On the Boundary of two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics, 27), S. 1-34, hier S. 8ff. Dass bei einem großen Teil der Esten Reflektionen über die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und die Rolle der Esten darin üblich sind, zeigte sich anschaulich im Laufe eines Konfliktes, der im Herbst 2004 in Lihula eskalierte, als auf Regierungsbeschluss ein Monument, das einen Soldaten in deutscher Uniform darstellte, versetzt wurde. Siehe z.B. KARSTEN BRÜGGEMANN, ANDRES KASEKAMP: Identity Politics and Contested Histories in Divided Societies: The Case of Estonian War Monuments, in: Identity and Foreign Policy: Baltic-Russian Relations and European Integration, hrsg. von EIKI BERG und PIRET EHIN, Farnham und Burlington 2009, S. 51-64, hier S. 54ff.

⁵ Estnische Historiker haben sich erst in den letzten Jahren mit der Propaganda während der deutschen Besatzung beschäftigt. Siehe KRISTO NURMIS: „Das fein geschliffene Glas“: Saksa okupatsiooni aegne propaganda organisatsioon Eestis 1941–1944 [„Das fein geschliffene Glas“: Die Propagandaorganisation während der deutschen Besatzung in Estland 1941–1944]. Magisterarbeit, Tartu 2011; DERS.: „Eesti rahva kannatuste aasta“ ja Saksa okupatsioon [Das „Leidensjahr des estnischen Volkes“ und die deutsche Besatzung], in: Akadeemia 25 (2013), S. 892-921; DERS.: Eesti ja eestlane Saksa okupatsiooni aegsetel propagandaplakatlitel, 1941–1944 [Estland und der Este auf Propagandaplakaten der deutschen Besatzungszeit, 1941–1944], in: Kunstiteaduslikke uurimusi 2013, Nr. 1–2 (22), S. 30-71; TRIIN TARK: Eesti elanikkonna reaktsioonid Saksa propagandale 1941–1944 [Die Reaktionen der estnischen Bevölkerung auf die deutsche Propaganda 1941–1944]. Magisterarbeit, Tartu 2013.

Estland so erfolgreich verlief, während entsprechende Versuche in Litauen scheiterten, verschiedene Faktoren, ohne dabei der Rolle der Propaganda allzu große Aufmerksamkeit zu schenken.⁶ Dabei stellte er die Mobilmachungen aber in einen breiteren Kontext und betrachtete die historischen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen und auch persönlichen Aspekte, weshalb sein Beitrag einen guten Ausgangspunkt für die folgende Untersuchung bietet.⁷

Auch in Lettland, wo die Mobilisierung für die Besatzungsmacht ebenso erfolgreich verlief wie in Estland, ist die Geschichtsschreibung der Auffassung, dass die Motivation der Letten zum Eintritt in die deutschen Streitkräfte auf die Tragödie des sowjetischen Okkupationsjahres 1940/41 zurückzuführen sei; mit dem Einsatz auf deutscher Seite habe man die Wiederherstellung der lettischen Unabhängigkeit angestrebt.⁸ Die Frage, inwieweit die Propaganda der deutschen Besatzungsmacht zum Erfolg der Rekrutierungen beigetragen hat, ist aber auch in Lettland noch nicht direkt gestellt worden. Der lettische Historiker Kaspars Zellis ist sogar der Auffassung, dass die deutsche Propagandapolitik in Lettland vollständig gescheitert sei.⁹ Derartig eindeutige Urteile gibt es von estnischen Historikern bislang nicht.

Die vorliegende Studie beruht auf einer Analyse der regelmäßig verfassten Berichte der deutschen Sicherheitspolizei, der im estnischen Exil erstellten komprimierten Informationen über die Lage in Estland sowie

⁶ HAIN REBAS: Miks edu – miks luhtumine? Võrdlev essee Saksa mobilisatsioonidest Eestis ja Leedus 1943. a [Warum der Erfolg – warum der Fehlschlag? Ein vergleichender Essay über die deutschen Mobilmachungen in Estland und Litauen im Jahre 1943], in: *Akadeemia* 8 (1996), S. 692-727.

⁷ Ein Großteil der Abhandlungen über die Mobilisierungen der deutschen Besatzungszeit sind entweder veraltet oder haben nur geringen wissenschaftlichen Wert. Siehe z.B. ALVIN ISBERG: *Zu den Bedingungen des Befreiers: Kollaboration und Freiheitsstreben in dem von Deutschland besetzten Estland 1941 bis 1944*, Stockholm 1992 (*Studia Baltica Stockholmensia*, 10); *Eesti riik ja rahvas Teises maailmasõjas* [Das estnische Land und Volk im Zweiten Weltkrieg], Bd. VII-IX, hrsg. von RICHARD MAASING u.a., Stockholm 1959-1960; MART LAAR: *Eesti sõdur II maailmasõjas = The Estonian Soldier in World War II*, Tallinn 2009; SEppo MYLLYNIEMI: *Die Neuordnung der baltischen Länder 1941-1944: zum nationalsozialistischen Inhalt der deutschen Besatzungspolitik*, Helsinki 1973 (*Historialisia tutkimuksia*, 90); TOE NÕMM: *Eesti üksustest Saksa sõjaväes: Formeerimine ja isikkoosseis* [Über die estnischen Einheiten in den deutschen Streitkräften: Aufstellung und Truppenstärke], in: *Akadeemia* 2 (1990), S. 113-135. Am übersichtlichsten und aktuellsten ist HIIO, *Eesti üksustest* (wie Anm. 1).

⁸ Siehe z.B. INESIS FELDMANIS: *Waffen-SS Units of Latvians and Other Non-Germanic Peoples in World War II: Methods of Formation, Ideology and Goals*, in: *The Hidden and Forbidden History of Latvia Under Soviet and Nazi Occupations 1940-1991*, hrsg. von VALTERS NOLLENDORFS und ERWIN OBERLÄNDER, Riga 2005 (*Latvijas vēsturnieku komisijas raksti*, 14), S. 122-131, hier S. 129f.

⁹ KASPARS ZELLIS: *Ilūziju un bailu mašinerija: propaganda nacistu okupētajā Latvijā: vara, mediji un sabiedrība (1941-1945)* [Maschinerie der Illusion und Angst: Propaganda im deutsch besetzten Lettland: Macht, Medien und Gesellschaft (1941-1945)], Riga 2013, S. 333.

auf Erinnerungen, die nach der Wiedererlangung der estnischen Unabhängigkeit aufgezeichnet wurden.¹⁰ Unter den Letzteren finden sich Beiträge, die für den 2003 ausgeschriebenen Biografie-Wettbewerb zum Thema „Deutsche Besatzungszeit“ erstellt wurden, sowie in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre niedergeschriebene Lebensgeschichten von Männern, die im Sommer 1944 zum Kriegs-Hilfsdienst bei der Luftwaffe eingezogen worden sind.¹¹

Obgleich sich der Begriff „Mobilisierung“ sehr breit definieren lässt – z.B. im Sinne einer völligen Nutzbarmachung der menschlichen und natürlichen Ressourcen eines Landes für die Besatzungsmacht¹² –, versteht der vorliegende Aufsatz darunter allein die militärische Mobilmachung. Der Begriff „Propaganda“ wird vorwiegend in Anlehnung an die Definition von Garth S. Jowett und Victoria O'Donnell als zielgerichteter und systematischer Versuch verstanden, auf die Anschauungen der Menschen einzuwirken, sie zu manipulieren und ihr Verhalten zu beeinflussen, um die von den Propagandisten erwünschte Reaktion zu bewirken.¹³ Um eines der wesentlichen Ziele des deutschen Propagandaapparates während der zweiten Hälfte der Besatzungszeit, eine möglichst große Anzahl von Esten im deutschen Militärdienst, zu erreichen, hieß es, hinreichenden Einfluss auf das Meinungsbild in der Bevölkerung zu gewinnen.

Zur deutschen Propaganda in Estland

Die nationalsozialistische Propaganda zeichnete sich in den besetzten Gebieten Osteuropas durch ihre Anpassungsfähigkeit aus, was auch für Estland gilt. Während es zu Beginn der Besatzungszeit aus ideologischen Gründen ausgeschlossen war, die Bevölkerung der eroberten Gebiete in die deutschen Streitkräfte einzuziehen, änderte sich diese Auffassung mit

¹⁰ Die Berichte wurden vor Ort von den estnischen Referenten der Sicherheitspolizei erstellt, denen es möglich war, den Inhalt nach ihrer jeweils eigenen Überzeugung zu gestalten. Dasselbe gilt auch für die Exilanten, die aus verschiedenen Gründen (meist um der Einberufung in die deutschen Streitkräfte zu entkommen) nach Finnland geflohen waren. Die Nachrichten, die sie mitbrachten, dienten als Grundlage für die dort erstellten komprimierten Informationszusammenstellungen.

¹¹ Im Hinblick auf die Erinnerungen sind die zeitliche Distanz sowie eine mit der Wiedererlangung der estnischen Unabhängigkeit einhergehende Veränderung der politischen Verhältnisse und der herrschenden Geschichtsauffassung zu berücksichtigen, was die Darstellungen der Autoren verzerrt haben dürfte. Vgl. KÖRESAAR, Introduction (wie Anm. 4), S. 4ff.

¹² So definiert den Begriff Mobilisierung etwa ROBERT BOHN: Kollaboration und deutsche Mobilisierungsbemühungen im RK Ostland: Grundsätzliche Überlegungen, in: Collaboration and Resistance during the Holocaust: Belarus, Estonia, Latvia, Lithuania, hrsg. von DAVID CAUNT u.a., Bern 2004, S. 33-44, hier S. 35.

¹³ GARTH S. JOWETT, VICTORIA O'DONNELL: Propaganda and Persuasion, Thousand Oaks 2006, S. 7.

der Zeit. In Konsequenz der Lage an den Fronten verstärkten sich die Bemühungen, die Lokalbevölkerung auf deutscher Seite einzusetzen.¹⁴

Größten Einfluss auf die Ansichten und das Verhalten der Esten hatten zwei wesentliche Komponenten der deutschen Propaganda: die Dämonisierung der Sowjetunion und die beschönigende Darstellung der Lage an der Front. Die Erfahrung der sowjetischen Okkupation 1940/41 und die damals erlittenen Repressalien schufen einen günstigen Resonanzboden für dieses propagandistische Konzept in Estland, dessen wichtigste Themen die anti-kommunistische Agitation und die Betonung des sowjetischen Terrors waren. Texte über das Jahr der Sowjetherrschaft nahmen einen beträchtlichen Teil der Zeitungen ein, in den Originalbeiträgen überwoogen sie sogar.¹⁵ Ins Bewusstsein der Esten gelangten immer neue Beschreibungen des Terrorregimes, womit der Feind klar umrissen werden sollte.

Die während der Besatzungszeit betriebene Propaganda gegen den Kommunismus schuf die Grundlage für die spätere Mobilisierungsagitation, die ab 1943 immer mehr an Bedeutung gewann. Seither richtete sich die Propaganda verstärkt direkt an die Esten, und der Aspekt des estnischen Freiheitskampfes fand Betonung. Darauf weist etwa der zweite Band des Sammelwerkes „Eesti rahva kannatuste aasta“ (Das Leidensjahr des estnischen Volkes) hin, in dem die Rolle der estnischen Widerstandskämpfer, der „Waldbrüder“ im so genannten Sommerkrieg 1941, erheblich stärker unterstrichen wurde als im ersten Band.¹⁶ Um den Mobilisierungsbefehl vom 26. Oktober 1943 legitimer erscheinen zu lassen, wurde er vom Ersten Landesdirektor der Estnischen Selbstverwaltung (*Eesti Omavalitsus*)¹⁷ Hjalmar Mäe unterzeichnet und verkündet – in Abwesenheit von Vertretern der Besatzungsmacht. Hierdurch sollte der Eindruck erweckt werden, die Selbstverwaltung habe den Befehl in Eigenregie erlassen. Im Frühjahr 1944 stellten sich Jüri Uluots¹⁸, der sich unter den Esten recht großer Beliebtheit erfreute, und der aus Finnland nach Estland zurückgekehrte Admiral Johan Pitka¹⁹ der deutschen Propaganda zur Verfügung. Große Bedeu-

¹⁴ Vgl. OTTO BRÄUTIGAM: So hat es sich zugetragen...: ein Leben als Soldat und Diplomat, Würzburg 1968, S. 435.

¹⁵ NURMIS, Das fein geschliffene Glas (wie Anm. 5), S. 88, 105f.

¹⁶ DERS., Eesti rahva kannatuste aasta (wie Anm. 5), S. 905; vgl. Eesti rahva kannatuste aasta. Koguteos [Das Jahr der Leiden des estnischen Volkes. Sammelwerk], 2 Bde., Tallinn 1943.

¹⁷ Der für die zivile Verwaltung Estlands gegründete einheimische Verwaltungsapparat.

¹⁸ Jüri Uluots (1890–1945) war ein estnischer Jurist und Staatsmann sowie Professor an der Universität Tartu. Er war der letzte legitime Ministerpräsident der Republik Estland vor der sowjetischen Besatzung Estlands im Juni 1940 und wurde daher als Träger der staatlichen Kontinuität angesehen. Uluots unterhielt Beziehungen zu Exilkreisen und zur nationalen Widerstandsbewegung. Im September 1944 war er an einem Versuch der Wiederherstellung der estnischen Unabhängigkeit beteiligt – die Regierung von Otto Tief –, nach dessen Fehlschlag er nach Schweden flüchtete.

¹⁹ Johan Pitka (1872–1944) wurde während des estnischen Freiheitskriegs (1918–1920) allgemein bekannt. 1940 flüchtete er nach Finnland, woher er im April 1944

tung wird Uluots' Rundfunkauftritt vom 7. Februar 1944 beigemessen, in dem dieser seine völlige Unterstützung für die am 30. Januar verkündete Mobilmachung aussprach und das Volk aufrief, ihr Folge zu leisten.²⁰ Der Text des Interviews wurde auch in der Presse veröffentlicht, sodass Uluots' Botschaft auch zu denjenigen gelangte, die nicht über einen Rundfunkempfänger verfügten. Uluots erklärte, dass sich das estnische Volk in einer „äußerst schwierigen Lage“ befinde, weshalb es geboten sei, „gemeinsam und mit vereinten Kräften“ gegen die Rote Armee vorzugehen.²¹ In gleicher Weise versuchte die Besatzungsmacht, die Autorität von Pitka auszunutzen. Dieser war vor allem im Sommer 1944 aktiv, als er Rundfahrten durch Estland unternahm und „zündende Reden“ zur Unterstützung der Mobilisierung hielt.²²

Inwieweit die Frontlage, d.h. deren beschönigende Darstellung in der Propaganda, einen Einfluss auf die Esten hatte, lässt sich auf den ersten Blick nicht leicht nachvollziehen, zumal in den Erinnerungen einmütig betont wird, dass den Frontnachrichten nicht geglaubt wurde.²³ Entsprechende Informationen versuchte man aus möglichst unterschiedlichen Quellen zu erhalten, um sich auf diese Weise ein wahrheitsgetreues Bild zu machen. Die Zeitzeugen gehen auch davon aus, dass ihnen dies recht erfolgreich gelungen sei.²⁴

Es ist jedoch kaum möglich einzuschätzen, wie viele Menschen Zugang zu alternativen Informationen hatten. Rundfunkgeräte, mit denen ausländische Sender empfangen werden konnten, besaß nur eine Minderheit der Bevölkerung. Informationen verbreitete auch die zahlenmäßig kleine Gruppe des nationalen Widerstands, dessen einzelne Gruppierungen Flugblätter verbreiteten, die jedoch keine hohe Auflage hatten und von Hand zu Hand weitergereicht wurden; ein recht großer Teil der Bevölkerung hatte somit keinen Zugriff auf diese Flugblätter.²⁵ Nach-

nach Estland zurückkehrte. Pitka nahm auch selbst an den Kämpfen teil und ist wahrscheinlich im Herbst 1944 in Estland gefallen. Die genauen Umstände seines Todes sind nicht bekannt.

²⁰ ENN SARV: Eesti Vabariigi kontinuiteet [Die Kontinuität der Estnischen Republik], in: Tootan ustavaks jääda ...: Eesti Vabariigi valitsus 1940–1992, hrsg. von MART ORAV und ENN NÕU, Tartu 2004, S. 15–91, hier S. 54.

²¹ Siehe z.B. „Praegune olukord on eesti rahvale äärmiselt tõsine“ – ütleb prof. J. Uluots [„Die jetzige Lage ist für das estnische Volk äußerst ernst“ – sagt Prof. J. Uluots], in: Eesti Sõna, 8.2.1944.

²² MATI MANDEL: Pitka ja Pitkapoisid – legendid või tõelised? [Pitka und die Pitka-Jungs – Legenden oder Wirklichkeit?], Tallinn 2012, S. 15, 18.

²³ Siehe z.B. Heino Aasma, in: EKLA, 350/1612, Bl. 3; Rein Kasela, in: EKLA, 350/1661, Bl. 15; Aksel Väljaots, in: EKLA, 350/1553, Bl. 50.

²⁴ Siehe z.B. Manivald Metsaalt, in: EKLA, 350/1601, Bl. 11; Vaike Tarjus, in: EKLA, 350/1686-I, Bl. 16f.; Saime Valo, in: EKLA, 350/1678, Bl. 7.

²⁵ TARK, Eesti elanikkonna reaktsioonid (wie Anm. 5), S. 81. Als Hauptziel des nationalen Widerstands ist eher die Wahrung der Kontinuität der Republik Estland anzusehen als die Verbreitung von Nachrichten. Bei Möglichkeit sollte die Unabhängigkeit Estlands wieder ausgerufen werden, wozu Ende 1943 das Nationalkomitee

richten, die nicht der Kontrolle durch die Besatzungsmacht unterlagen, konnten daher nur in Form von Gerüchten weitere Verbreitung finden, doch enthielten diese meist auch verzerrte Informationen. Somit dürfte die Bedeutung alternativer Nachrichtenkanäle bei der Herausbildung der estnischen Haltung zum Krieg nicht allzu groß gewesen sein. Der wichtigste Teil der Informationen wurde über die offiziellen Kanäle der Besatzungsmacht vermittelt. So genossen z.B. die zu Beginn der Besatzungszeit auf den Straßen von Tallinn und Tartu aufgestellten Karten, auf denen die Veränderungen der Frontline nachzuverfolgen waren, große Popularität.²⁶

Die Einstellung der Bevölkerung zum Einsatz für die Besatzungsmacht

Auch wenn die Zeit der deutschen Besatzung in Estland verhältnismäßig kurz war, kann doch beobachtet werden, wie sich die Stimmung der Bevölkerung während dieser drei Jahre wiederholt veränderte – was sich auch auf die Einstellung zum Einsatz unter deutschen Waffen auswirkte. Im Kontext der Mobilmachungen sind es wohl vier Faktoren, die Wirkung zeigten und die individuellen Handlungsoptionen beeinflussten. Gleich nach dem deutschen Angriff 1941 spielte hierbei die wichtigste Rolle die gerade erlebte sowjetische Besatzung. In den darauf folgenden Jahren beeinflussten die Stimmung der Bevölkerung in erster Linie die Lage an der Front, die Frage der Zukunft des Landes und die wirtschaftlichen Probleme. Diese Faktoren prägten das Auf und Ab der Stimmungskurve, vor deren Hintergrund die Einstellung der Esten zum Einsatz in deutscher Uniform gesehen werden muss. An zentraler Stelle in den Berichten der Sicherheitspolizei fungierte die im August 1942 als nationale Freiwilligentruppe in der Waffen-SS gegründete „Estnische Legion“²⁷ und die Stimmung, die in ihr herrschte. Im folgenden Abschnitt werden die genannten Faktoren einer näheren Betrachtung unterzogen.

Die sowjetische Okkupation 1940/41. Für die Entscheidung vieler Esten, das deutsche Militär zu unterstützen, war von Sommer bis Ende 1941 die Erfahrung der sowjetischen Herrschaft von zentraler Bedeutung. Frisch im Gedächtnis waren die Repressalien, darunter vor allem die

der Estnischen Republik gegründet wurde. Vgl. SARV, Eesti Vabariigi kontinuiteet (wie Anm. 20), S. 49ff.

²⁶ Lagebericht Nr. 4, 29.9.1941, in: Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg, RW 4/233, Bl. 109; Lagebericht Nr. 5, 15.10.1941, in: ebenda, Bl. 142.

²⁷ Als „Estnische Legion“ wurde die Truppe in der Umgangssprache bezeichnet. Offiziell war die Legion unter dem Namen Estnische SS-Legion bis zum Mai 1943 tätig, als sie in Estnische SS-Freiwilligen-Brigade und im Jahre 1944 infolge der Erhöhung des Kontingents in 20. Estnische SS-Freiwilligen-Division umbenannt wurde. Ihre Gründung war am 28.8.1942, am Jahrestag der Besetzung Tallinns durch deutsche Truppen, angekündigt worden.

Massendepotration, die unmittelbar vor dem deutschen Angriff im Juni 1941 durchgeführt worden war.²⁸ Aus den Erinnerungen geht hervor, dass die Esten wegen der sowjetischen Verbrechen den Einmarsch der deutschen Truppen positiv empfanden. Dies führte wiederum dazu, dass eine große Anzahl estnischer Freiwilliger bereits zu Beginn der Besatzungszeit sich unter deutschen Befehl stellte. Die Erinnerungen schildern dies im Ton einer gewissen Selbstverständlichkeit: „Beim Kriegsausbruch bin ich in den Wald geflohen, um der Einziehung in die Rote Armee zu entkommen. (...) Als die Deutschen einrückten, bin ich mit ihnen mitgegangen.“²⁹

Im Sommer und Herbst 1941 erfolgte eine intensive Anwerbung in die estnischen Einheiten, die der Polizei und der Wehrmacht untergeordnet waren. Die Bereitschaft zum Beitritt war bis zum Beginn des Jahres 1942 noch verhältnismäßig hoch. Auch war der auf estnische Initiative im Sommerkrieg gegründete Selbstschutz (*Omakaitse*) populär, der seine Tätigkeit als Organ für den lokalen Erhalt der Ordnung fortsetzte.³⁰ Ungeachtet der individuellen Motive steht fest, dass in der Anfangsperiode der Besatzung ein großangelegter Aufbau von estnischen Einheiten erfolgte und die Anzahl derjenigen, die diesen Formationen beitraten, beträchtlich war. Vorgreifend lässt sich aber zugleich feststellen, dass eben daher die Resultate der freiwilligen und der Zwangsmobilmachungen in den nächsten Jahren relativ moderat waren, da sich infolge der vorhergehenden intensiven Anwerbung die Zahl der potenziellen neuen Freiwilligen verringert hatte. Im April 1943 erkannte auch Karl Siegmund Litzmann, der Generalkommissar von Estland, dass das militärische Potenzial der Esten zu einem großen Teil ausgeschöpft sei.³¹

In der zweiten Hälfte des Jahres 1941 herrschte in der estnischen Gesellschaft ein zum Teil sogar euphorisches Gefühl der Befreiung, worunter das Realitätsgefühl der Menschen litt. Auch das im Sommer in mehreren Regionen entstandene Machtvakuum hatte dazu beigetragen: Es war entstanden, nachdem die Sowjetmacht auf estnischem Boden durch den *Omakaitse* bereits vertrieben war, die deutschen Truppen aber noch nicht eingezogen waren. Auf lokale Initiative wurde die Tätigkeit mehrerer Selbstverwaltungen wiederhergestellt, die auch unter der deutschen Militärherrschaft ihre

²⁸ Vgl. OLAF MERTELSMANN: How the Russians Turned into the Image of the „National Enemy“ of the Estonians, in: *Pro Ethnologia* 19 (2005), S. 43-58.

²⁹ Heino Karusoo, in: *Labida ja relvaga: eestlastest töö ja võitluses II maailmasõjas* [Mit Spaten und Waffe: über die Esten im Arbeitsdienst und im Kampf im II. Weltkrieg], hrsg. von LEMBIT KOSENKRANIUS, Tartu 2005, S. 68-71, hier S. 68.

³⁰ HIIO, *Eesti üksustest* (wie Anm. 1), S. 166ff.

³¹ Laut einem Bericht von Generalkommissar Litzmann aus dem Jahre 1943 gab es 1934 in den Geburtsjahrgängen 1916 bis 1925 insgesamt 81 182 Männer, von denen zur Zeit der Erstellung des Berichts bereits mehr als 72 000 entweder militärisch eingesetzt, in die Sowjetunion deportiert oder hingerichtet worden waren. Von den übrigen fast 10 000 Männern dieser Jahrgänge waren noch diejenigen abzuziehen, die eines natürlichen Todes gestorben oder nach Deutschland umgesiedelt waren. HIIO, *Eesti üksustest* (wie Anm. 1), S. 169.

Befugnisse bewahrten. Dies erweckte bei der Landbevölkerung zum Teil die Illusion, als könne die estnische Unabhängigkeit in nächster Zukunft wiederhergestellt werden.³² Später jedoch ließ die Einsatzbereitschaft für die Besatzungsmacht allmählich nach, was darauf hinweist, dass die ursprünglich hohe Zahl an Freiwilligen und Mitgliedern der *Omakaitse* in erster Linie als spontane Reaktion auf die „Befreiung“ gewertet werden muss. Viele von denen, die im Sommer 1941 wie selbstverständlich die Waffen ergriffen, zeigten später keine vergleichbare Bereitschaft mehr. Nicht wenige von ihnen versuchten sogar, den Zwangsmobilisierungen zu entkommen.³³

Die Lage an der Front. Der lettische Historiker Antonijs Zunda, der zwischen der Lage an der Front und der Stimmung der Bevölkerung eine Verbindung sieht, ist der Ansicht, dass die Bereitschaft zur Kooperation mit den Deutschen umso stärker zurückging, je komplizierter die Lage an der Front wurde.³⁴ Auf der Grundlage von Berichten der estnischen Sicherheitspolizei lässt sich indes die genau entgegengesetzte Tendenz feststellen. Vor dem Hintergrund kritischer Nachrichten von der Front, z.B. einer militärischen Niederlage, berichten die Referenten, dass sich der Verteidigungswille der Esten verstärkt habe, während bei offensichtlich stabiler Frontlage die Berichte eher von einer passiven und sogar ablehnenden Haltung bezüglich des Einsatzes auf deutscher Seite zeugen. So wurde etwa die Estnische Legion etwa in einer Situation gegründet, als die Front noch recht weit von der estnischen Grenze entfernt lag, und das Interesse der Esten, am Krieg teilzunehmen, nach der Euphorie in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 beträchtlich nachgelassen hatte. Nach Auskunft der Stimmungsberichte war man der Auffassung, dass der richtige Zeitpunkt für die Gründung der Legion verstrichen sei und diese bereits im vorangegangenen Herbst hätte gegründet werden müssen.³⁵ Auch in Lettland, wo die SS-Legion am 23. Januar 1943, also ein halbes Jahr später als in Estland aufgestellt wurde, hatte sich die anti-deutsche Stimmung vertieft. Inesis

³² MEELIS MARIPUU: *Omaavalitsuseta omaavalitsused: halduskorraldus Eestis Saksa okupatsiooni ajal 1941–1944* [Die Selbstverwaltungen ohne Selbstverwaltung: die Verwaltungsordnung in Estland während der deutschen Besatzung 1941–1944], Tartu 2012, S. 131f., 267.

³³ Guido Targo, in: *Sõjas kasvanud poisid: Eesti meeste mälestused sõjast ja Saksa okupatsioonist* [Die im Krieg aufgewachsenen Jungs: Erinnerungen der estnischen Männer an den Krieg und die deutsche Okkupation], hrsg. von RUTT HINRIKUS, Tallinn 2011, S. 180–198, hier S. 182f., 196.

³⁴ ANTONIJS ZUNDA: *Collaboration in German-Occupied Latvia: Assessments of the Historical Literature*, in: *Collaboration and Resistance during the Holocaust: Belarus, Estonia, Latvia, Lithuania*, hrsg. von DAVID CAUNT u.a., Bern 2004, S. 111–126, hier S. 116f.

³⁵ Kuressaare poliitiline politsei 15.8.–1.9.1942 [Die politische Polizei in Kuressaare 15.8.–1.9.1942], in: *Eesti julgeolekupolitsei aruanded 1941–1944: Eesti üldine olukord ja rahva meeleolu Saksa okupatsiooni perioodil politseidokumentide peeglis*, hrsg. von TIIT NOORMETS, Tallinn 2002, S. 129–131, hier S. 130; Viljandi poliitiline politsei 10.–25.9.1942 [Die politische Polizei in Viljandi 10.–25.9.1942], in: ebenda, S. 178–179, hier S. 179.

Feldmanis zufolge hielten die Letten dessen ungeachtet die Gründung der Legion für nötig.³⁶ Es gibt jedoch keinen Grund zur Annahme, dass die Einstellung gegenüber der Legion in Estland und Lettland grundsätzlich unterschiedlich gewesen sei. Auch in Lettland war die Einstellung gegenüber der Legion schwankend, wohl aber war ihre Gründung zeitlich besser abgestimmt: Die Lage an der Ostfront hatte sich zu Beginn des Jahres 1943 für die deutschen Truppen nach der Niederlage bei Stalingrad für jeden erkennbar verschlechtert, weshalb die Möglichkeit, dass die Rote Armee bei fortwährendem Erfolg bald an der estnischen und lettischen Grenze stehen könnte, auf einmal wieder real erschien.

Laut den Berichten der Sicherheitspolizei verbesserte sich die Haltung gegenüber der Estnischen Legion zu Beginn des Jahres 1943, was auf die Nachwirkungen der Niederlage bei Stalingrad zurückgeführt werden kann. Zur gleichen Zeit breiteten sich Gerüchte über eine mögliche Ausrufung der Mobilmachung aus; die Bevölkerung diskutierte über deren Notwendigkeit und die Notwendigkeit, die Waffen zu ergreifen.³⁷ So wurde im Februar 1943 aus Pärnu sogar von der Zunahme des bedingungslosen Willens zur Verteidigung berichtet. Vor allem auf dem Lande sei man bereit, „bis zum Letzten gegen den Bolschewismus zu kämpfen“, da klar geworden sei, dass nach dessen Rückkehr „alle das Leben verlieren“.³⁸

Somit verstärkte sich nach Auskunft dieser Quellen gerade im Zusammenhang mit der Verschlechterung der Frontlage die Bereitschaft der Esten, gegen die Rote Armee zu kämpfen. Auf der anderen Seite nahm in dieser Zeit aber auch die Zahl derjenigen zu, die nach Finnland flüchteten, was mit der Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht im Frühling 1943 zusammenhing.³⁹ Dessen ungeachtet meldeten sich von den Männern der Jahrgänge 1919 bis 1924, die der Arbeitspflicht unterlagen und deren Zahl mit 33 210 veranschlagt wurde, mehr als 29 000, von denen beinahe 12 000 zum Militärdienst eingezogen wurden. Mehr als 5 000 gelangten somit – meist in der Legion – unter Waffen, die übrigen in den Hilfsdienst der

³⁶ FELDMANIS, *Waffen-SS Units of Latvians* (wie Anm. 8), S. 126f.

³⁷ Siehe z.B. Üldine olukord ja rahva meeleolu. Rakvere, jaanuar 1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Rakvere, Januar 1943], in: Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn, künftig ERA), Bestand R-64, Findbuch 1, Akte 14, Bl. 14; Üldine olukord ja rahva meeleolu. Tartu, 23.1.1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Tartu, 23.1.1943], in: ebenda, Bl. 19; Üldine olukord ja rahva meeleolu. Narva, jaanuar 1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Narva, Januar 1943], in: ebenda, Bl. 25f.; Üldine olukord ja rahva meeleolu. Tartu, 22.2.1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Tartu, 22.2.1943], in: ebenda, Bl. 46.

³⁸ Üldine olukord ja rahva meeleolu. Pärnu, 22.2.1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Pärnu, 22.2.1943], in: ebenda, Bl. 39.

³⁹ Während der deutschen Besatzung flüchteten etwa 5 000 bis 6 000 Menschen nach Finnland. Siehe Valge raamat: eesti rahva kaotustest okupatsioonide läbi 1940–1991 [Das weiße Buch: Die Verluste des estnischen Volkes durch die Okkupationen von 1940–1991], hrsg. von ÜLO ENNUSTE u.a., Tallinn 2005, S. 26.

Wehrmacht.⁴⁰ Somit war die Zahl der Eingezogenen verhältnismäßig groß. Bei dieser Aushebung der Arbeitspflichtigen handelte es sich in der Tat um eine getarnte Mobilmachung; wer sich dieser durch Flucht oder Verstecken entzog, traf eine bewusste Wahl.

Die Referenten der Sicherheitspolizei, die wie erwähnt estnischer Nationalität waren, könnten es für nötig gehalten haben, die Kampfbereitschaft der Esten in etwas rosigeren Tönen zu schildern. Wie aus den Erinnerungen des Referenten der Sicherheitspolizei Jaan Pert hervorgeht, hielten er und seine Kollegen unerwünschte Aspekte in ihren Berichten zurück.⁴¹ Auch wenn es keinen Grund zur Annahme gibt, dass die Berichte die Stimmung unter den Esten nicht adäquat widerspiegeln, erhalten wir trotzdem keine eindeutige Antwort auf die Frage nach der Verbindung zwischen der Lage an der Front und der Haltung der Bevölkerung.

Die estnische Unabhängigkeit. Eine wichtige Rolle bei der Beeinflussung der Bevölkerung spielten die Gerüchte über die staatsrechtliche Stellung Estlands. Deutlich zeigte sich dies im Herbst 1942, als die Estnische Legion gegründet wurde, zugleich aber die einjährigen Verträge der ersten Freiwilligen in den Osttruppen und Schutzmannschaften endeten. So schrieb der Referent der politischen Polizei in Kuressaare Anfang September, dass „die estnischen Freiwilligen es verweigern, gegen die Bolschewiken Krieg zu führen, bis nicht geklärt ist, was aus Estland wird“.⁴²

Im Zusammenhang mit der Gründung der Estnischen Legion wurden die ersten Gerüchte in Umlauf gesetzt, dass bald eine Mobilmachung verkündet werde.⁴³ Diese gingen weitgehend auf die Ansicht zurück, dass die Zahl der potentiellen Freiwilligen nicht ausreichend sei. Als Gründe dafür wurden sowohl die unklare staatsrechtliche Stellung Estlands als auch der Umstand genannt, dass die estnischen Freiwilligen an der Front schlechter behandelt würden. Zudem war eine deutliche Abneigung gegenüber der Formierungsweise der Legion spürbar: Die Legion hätte von einer estnischen Behörde, nicht von der Waffen-SS aufgestellt werden sollen.⁴⁴

⁴⁰ ННО, Eesti üksustest (wie Anm. 1), S. 171, 226.

⁴¹ Siehe JAAN PERT: Mälestusi Saksa okupatsiooni päevilt [Erinnerungen an die Tage der deutschen Besatzung], in: ERA, 4996/1/158.

⁴² Kuressaare poliitiline politsei (wie Anm. 35), S. 129.

⁴³ Siehe z.B. Petseri poliitiline politsei 1.–15.9.1942 [Die politische Polizei in Petseri 1.–15.9.1942], in: Eesti julgeolekupolitsei aruanded (wie Anm. 36), S. 152–153, hier S. 152; Rakvere poliitiline politsei 1.–15.9.1942 [Die politische Polizei in Rakvere 1.–15.9.1942], in: ebenda, S. 157–158, hier S. 157; Tartu poliitiline politsei 1.–15.9.1942 [Die politische Polizei in Tartu 1.–15.9.1942], in: ebenda, S. 158.

⁴⁴ Siehe z.B. Haapsalu poliitiline politsei 1.–15.9.1942 [Die politische Polizei in Haapsalu 1.–15.9.1942], in: Eesti julgeolekupolitsei aruanded (wie Anm. 35), S. 146–148, hier S. 146f.; Rakvere poliitiline politsei 1.–15.9.1942 [Die politische Polizei in Rakvere 1.–15.9.1942], in: ebenda, S. 157–158, hier S. 157; Tallinn-Harju poliitiline politsei 1. oktoobril 1942 [Die politische Polizei in Tallinn-Harju am 1. Oktober 1942], in: ebenda, S. 174–175, hier S. 174.

Interessanterweise verebten während der ganzen Besatzungszeit nie die Gerüchte, die deutsche Besatzungsmacht werde Estland mit Sicherheit irgendeine Form der Unabhängigkeit gewähren. Aus einigen der Stimmungsberichte wird zudem deutlich, dass die Anwerbungen von Freiwilligen und später die Mobilmachungen recht skeptisch gesehen wurden, solange entsprechende Schritte nicht eingeleitet wurden.⁴⁵ Besonders deutlich zeigte sich die Verflechtung der Gerüchte über die Unabhängigkeit mit dem Thema der Mobilmachungen unmittelbar vor dem 25. Jahrestag der Republik am 24. Februar 1943. Unter der Bevölkerung, auch in den Kreisen der Intelligenz, verbreiteten sich Gerüchte, dass an diesem Tag Estland eine weitreichende Autonomie oder sogar die völlige Unabhängigkeit gewährt werde, woraufhin die Ausrufung der Mobilmachung folgen solle.⁴⁶ Somit darf man davon ausgehen, dass die Bevölkerung sich für mögliche Mobilmachungen bereithielt, dies jedoch mit der Hoffnung auf die Wiederherstellung der estnischen Unabhängigkeit verknüpft wurde. Einzig aus Pärnu wurde im Februar 1943 berichtet, dass man „sogar mit einer Mobilisation einverstanden“ wäre, ohne auf der Bedingung der estnischen Unabhängigkeit, die noch vor kurzer Zeit allgemein erhoben worden sei, zu bestehen.⁴⁷

Die wirtschaftliche Lage. Einfluss auf die Einstellung der Esten zu den Mobilmachungen hatte wohl auch die wirtschaftliche Lage, obwohl es recht kompliziert ist, auf Grundlage der herangezogenen Quellen deutliche Zusammenhänge aufzuzeigen. Wirtschaftliche Aspekte verflochten sich mit der Anwerbungspolitik auf zwei Ebenen und können zur Erklärung beitragen, warum die Zahl derjenigen, die der Estnischen Legion freiwillig beitraten, nur gering war.⁴⁸ Auf der einen Seite wurde die Zahl der Angeworbenen durch den Bedarf an Arbeitskräften auf dem Land limitiert. So verbreitete sich im Herbst 1942 die Ansicht, dass die Zahl der freiwilligen Legionäre nicht allzu groß sein dürfte, da gerade die noch auf dem Lande verbliebenen Männer bei der Feldarbeit unersetzlich waren.⁴⁹ Auf der anderen Seite existierte ein allgemeines Misstrauen gegenüber der vor Ort betriebenen Wirtschaftspolitik der Besatzungsmacht. Man klagte

⁴⁵ Veebruar 1943 [Februar 1943], in: Eesti julgeolekupolitsei aruanded (wie Anm. 35), S. 267–268, hier S. 268; Oktoober 1943 [Oktober 1943], in: ebenda, S. 279–282, hier S. 281; November 1943 [November 1943], in: ebenda, S. 282–285, hier S. 283.

⁴⁶ Siehe z.B. Üldine olukord ja rahva meeleolu. Haapsalu, veebruar 1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Haapsalu, Februar 1943], in: ERA, R-64/1/14, Bl. 55–56; Üldine olukord ja elanikkonna meeleolu. Petseri, veebruar 1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Petseri, Februar 1943], in: ebenda, Bl. 57; Üldine olukord ja elanikkonna meeleolu. Petseri, märts 1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Petseri, März 1943], in: ebenda, Bl. 81.

⁴⁷ Üldine olukord (wie Anm. 38).

⁴⁸ Siehe auch Anm. 31.

⁴⁹ Siehe z.B. Paide poliitiline politsei 16.–30.9.1942 [Die politische Polizei in Paide 16.–30.9.1942], in: Eesti julgeolekupolitsei aruanded (wie Anm. 36), S. 169; Haapsalu poliitiline politsei 1.–15.10.1942 [Die politische Polizei in Haapsalu 1.–15.10.1942], in: ebenda, S. 182–186, hier S. 182.

laut den Stimmungsberichten über dürftige Verhältnisse hinsichtlich der Versorgung mit Lebensmitteln und über den Mangel an Bedarfsgütern.⁵⁰ Der allgemeinen, in Estland verbreiteten Meinung zufolge wurde die Bevölkerung Deutschlands auf Kosten der Ostgebiete versorgt. Zum Teil wurde sogar geglaubt, dass die Besatzungsmacht mit Absicht den Esten etwas vorspiele:

„Es verbreiten sich Gerüchte, dass alle Güter, die in Estland beschafft werden können – nämlich Holz, Balken, Vieh –, nach Deutschland gebracht werden. Zur Täuschung der Menschen werden die Güter zunächst in Richtung Russland befördert, danach werden sie in Luga in andere Bahnwaggons umgeladen und nach Deutschland transportiert.“⁵¹

Leistete man auf die eine oder andere Weise einen Beitrag zur Kriegsführung, dann wurde zugleich vorausgesetzt, dass sich die Verhältnisse vor Ort verbesserten.“⁵²

Die Mobilmachung – ein Triumph der Propaganda?

Die erste Zwangsmobilisierung – die Einberufung der 1925 geborenen Männer zum Wehrdienst – wurde vom Ersten Landesdirektor der estnischen Selbstverwaltung (*Eesti Omaavalitsus*) Hjalmar Mäe am 26. Oktober 1943 angeordnet. Darauf folgte am 10. Dezember die ebenfalls von Mäe verkündete Mobilmachung des Jahrgangs 1924. Anfang 1944 erreichte die Rote Armee die estnische Grenze. Am 30. Januar rief Mäe die allgemeine Mobilisierung aus, womit die Geburtsjahrgänge 1904 bis 1923 einberufen wurden. Während der Mobilisierungen schlossen sich im Laufe des Jahres 1944, wie bereits erwähnt, ungefähr 50 000 Männer den deutschen Truppen an.⁵³ Die Erhöhung der Kampfbereitschaft der Esten lässt sich jedoch allein aus diesen Zahlen nicht ableiten – anstelle der bisherigen freiwilligen Anwerbung trat nun die Zwangsmobilisierung, der sich ein Großteil der davon Betroffenen schon deshalb nicht zu entziehen wagte, weil sie befürchteten, sie selbst und/oder ihre Verwandten könnten dafür zur Verantwortung gezogen werden.⁵⁴

⁵⁰ Üldine olukord ja rahva meeleolu. Tartu, 21.4.1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Tartu, 21.4.1943], in: ERA, R-64/1/14, Bl. 91. Siehe auch Paide haruosakonna poliitilise politsei referendile, oktoober 1943 [An den Referenten der Unterabteilung Paide der politischen Polizei, Oktober 1943], in: ERA, R-52/1/4, Bl. 2; Üldine olukord ja rahva meeleolu. Rakvere, jaanuar 1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Rakvere, Januar 1943], in: ERA, R-64/1/14, Bl. 14.

⁵¹ Zitiert nach Haapsalu poliitiline politsei 15.–30.9.1942 [Die politische Polizei in Haapsalu 15.–30.9.1942], in: Eesti julgeolekupolitsei aruanded (wie Anm. 36), S. 163–167, hier S. 166f. Siehe auch Võru poliitiline politsei 1.–30.11.1942 [Die politische Polizei in Võru 1.–30.11.1942], in: ebenda, S. 239–241, hier S. 240; Januar 1943, in: ebenda, S. 266–267, hier S. 266.

⁵² Vgl. TARK, Eesti elanikkonna reaktsioonid (wie Anm. 5), S. 57.

⁵³ H110, Eesti üksustest (wie Anm. 1), S. 255.

⁵⁴ Vgl. ebenda, S. 171. In Estland wurden nur 28 Personen, die desertiert waren oder sich der Mobilisierung entzogen hatten, hingerichtet; hinzu kommen eventuelle

Auch wenn in den Berichten der Sicherheitspolizei über die Einstellung der Esten die Frage der Rechtmäßigkeit der Mobilmachung betont wird, gibt es jedoch keinen Grund zur Annahme, die Bevölkerung habe darüber lebhaft diskutiert.⁵⁵ Eher wurde die Haltung der Menschen davon geprägt, wie die Mobilmachung auf ihr eigenes Leben einwirkte. In vielen Erinnerungen ist bei der Beschreibung der eigenen Haltung oder derjenigen der Verwandten ein wichtiges Motiv gerade auch das Bedauern, dass die Jugendjahre an einen sinnlosen Krieg vergeudet wurden; auf die Frage der Legitimität der Mobilmachungen wird in diesem Kontext nicht eingegangen.⁵⁶

Im Sommer 1944 verstärkte sich die Überzeugung, dass die Waffen zwangsläufig ergriffen werden müssten. Die Mobilmachungen gipfelte im August, als der Geburtsjahrgang 1926 zum Wehrdienst eingezogen wurde, und die im Jahre 1927 geborenen jungen Männer zum Kriegs-Hilfsdienst bei der Luftwaffe antreten mussten; allerdings schlossen sich dem auch Jüngere freiwillig an.⁵⁷ Die Erinnerungen derjenigen, die als Luftwaffenhelfer eingesetzt wurden, zeichnen sich durch eine überaus positive Einstellung gegenüber ihrer Teilnahme am Krieg aus, da sie bewusst das Ziel verfolgt hätten, gegen die Wiedererrichtung der Sowjetmacht auf estnischem Boden zu kämpfen.⁵⁸ Die Ereignisse des Jahres 1944 führten nach diesen Zeugnissen dazu, dass ungeachtet der Tatsache, dass niemand die Mobilmachung oder die Teilnahme am Krieg guthieß, die besorgniserregende Lage Untätigkeit ausschloss. Mit anderen Worten bestätigt sich hier offenbar die weitverbreitete Behauptung, das „ganze Volk“ sei zum Widerstand gegen die Rote Armee bereit gewesen. Wie ernst ist diese Schlussfolgerung jedoch zu nehmen?

Die Bereitschaft der Esten zur Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht schwankte in Abhängigkeit von der augenblicklichen Lage. Waren die Esten vor diesem Hintergrund für die sich intensivierende Mobilisierungspropaganda empfänglich? Die größte Beachtung verdienen hierbei, wie oben gezeigt wurde, Umfang und Einfluss der anti-sowjetischen Propaganda. Das Jahr der sowjetischen Okkupation und die traumatische

Fahnenflüchtige, die bei Fahndungsaktionen umgekommen. Eesti rahvastikukatuse II/1: Saksa okupatsioon 1941–1944 [Bevölkerungsverluste in Estland II/1: Die deutsche Besatzung 1941–1944], hrsg. von INDREK PAAVLE, Tartu 2002, S. 17. In den Erinnerungen wird indes eingeräumt, dass es ein Leichtes gewesen sei, sich der Mobilmachung zu entziehen, und es finden sich in dieser Quellengattung keine traumatischen Erinnerungen daran, dass jemand, der sich der Mobilmachung entzogen hatte, exekutiert worden wäre.

⁵⁵ Oktober 1943 [Oktober 1943], in: Eesti julgeolekupolitsei aruanded (wie Anm. 35), S. 279–282, hier S. 281.

⁵⁶ Siehe z.B. Harri Kübar, in: Sõjas kasvanud poisid (wie Anm. 33), S. 120–130, hier S. 128; Valdeko Potisep, in: ebenda, S. 199–210, hier S. 210.

⁵⁷ Vgl. HIIU, Eesti üksustest (wie Anm. 1), S. 234.

⁵⁸ Siehe z.B. Kalle Siim, in: Eesti koolipoisid (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 65–71, hier S. 66; Reinhold Jürgenson, in: ebenda, S. 72–79, hier S. 72; Otto Taul, in: ebenda, S. 109–128, hier S. 110.

Erfahrung der Junideportation hatten der estnischen Bevölkerung zweifellos einen Schock versetzt. Während der deutschen Besatzung wurde das Thema ständig propagandistisch aufrechterhalten, was mit Sicherheit ebenfalls starken Einfluss auf die Aktualisierung bzw. Aufrechterhaltung anti-sowjetischer Stimmungen hatte – schließlich hatte ein Großteil der Esten während des Jahres 1940/41 ja keine unmittelbaren traumatischen Erfahrungen mit der Besatzungsmacht gemacht. Auch hatte ein großer Teil der Bevölkerung zuvor keine besondere Gefahr in der UdSSR gesehen, und die allgemeine Einstellung gegenüber den Deutschen war bei weitem negativer als die gegenüber den Russen.⁵⁹ Eine grundsätzlich feindliche Haltung gegenüber der Sowjetunion entstand erst aufgrund der von der deutschen Propaganda genährten Vorstellung, eine erneute Sowjetherrschaft würde für das estnische Volk eine Katastrophe bedeuten.

Die während des Krieges häufig erfolgten Sinneswandel spiegelt auch das Tagebuch des estnischen Literaturhistorikers Jaan Roos recht anschaulich. Während dieser noch am 3. August 1944 der Ansicht war, dass man „überall mit dunkler und schrecklicher Hoffnungslosigkeit konfrontiert“ sei, und Anfang September meinte, nur solch ein Volk verdiene die Freiheit, das „sich bereit zeige, bis zum letzten Kämpfer für seine Freiheit zu kämpfen“, so änderte sich seine Haltung Ende September grundlegend:

„Alle estnischen Soldaten haben die deutsche Seite bereits verlassen und sind entweder auf die russische Seite übergewechselt oder in den Wald geflohen. Die Russen sind gegenüber ihnen besser eingestellt, als man meinen und erwarten könnte. Wie irrtümlich es doch war, dass die estnischen Soldaten zur Kriegführung auf deutscher Seite und zur Teilnahme an der Mobilmachung gezwungen wurden.“⁶⁰

Es gibt keinen Grund zur Annahme, dass in diesen Jahren die Haltung von durchschnittlichen Esten wesentlich konsequenter gewesen ist.

Somit beruhten die individuell wahrgenommenen Handlungsoptionen der Esten während der deutschen Besatzung nicht so sehr auf Prinzipien, die sich im Laufe langer Jahre herausgebildet hatten, sondern fußten weitgehend auf der Einschätzung der aktuellen Verhältnisse und auf den Informationen, die zum konkreten Zeitpunkt zugänglich waren. Infolge des Vordringens der Roten Armee auf estnisches Gebiet wurden die Esten für die deutsche Propaganda empfänglicher. Infolgedessen mögen sie leichter zu manipulieren gewesen sein als in den vorangegangenen Jahren. Dies bestätigt auch der erwähnte Rundfunkauftritt von Jüri Uluots, nach dem die Mobilmachung innerhalb weniger Wochen erfolgreich durchgeführt werden konnte und alle Erwartungen der Besatzungsmacht übertraf: Etwa

⁵⁹ Siehe z.B. Eerik Purje, in: EKLA, 350/1589, Bl. 1; Albert Laurits, in: EKLA, 350/1543; Illi Sauvere, in: EKLA, 350/1597, Bl. 2; Ereignismeldung UdSSR Nr. 96, 27.9.1941, in: Bundesarchiv, Berlin-Lichterfelde, R 58/217, Bl. 376.

⁶⁰ JAAN ROOS: Läbi punase öö. 1. osa: 1944. ja 1945. aasta päevik [Durch die rote Nacht. Teil 1: Tagebuch der Jahre 1944 und 1945], Tartu 1997, S. 53, 71, 88.

38 000 Männer gelangten in die bewaffneten Einheiten der Deutschen.⁶¹ Auch wenn dieser Auftritt unterschiedlich eingeschätzt wurde – aufgrund seiner zitternden Stimme hieß es z.B., er habe nur unter Zwang das Mikrophon ergriffen und einen fremden Text vorgelsen⁶² –, gelang ihm das, woran Landesdirektor Mäe gescheitert war: den Eindruck zu erwecken, als handele es sich bei der Mobilmachung um eine estnische Angelegenheit und den entscheidenden Kampf für die Freiheit Estlands, nicht aber um einen Einsatz für das deutsche Regime.⁶³

Eine Frage für sich sind die Anzeichen einer Massenpanik, die frühestens seit der zweiten Julihälfte bzw. ab August zu verzeichnen waren; verschärfend kam nun auch die Kursänderung der nationalen Widerstandsbewegung hinzu, welche die Mobilmachung nun unterstütze. Im August verbreitete das Nationalkomitee der Estnischen Republik die Deklaration „An das estnische Volk!“ und die „Anordnung Nr. 1“, in denen auf Schärfste verurteilt wurde, sich der Mobilmachung zu entziehen. Beide Dokumente zeigen, wie ernst die Lage für Estland mittlerweile eingeschätzt wurde.⁶⁴ Man kann nicht bestreiten, dass das Herannahen der Front zur Entstehung der Panik beitrug, doch wurde sie bereits während der Besetzung von der deutschen Propaganda genährt, indem die Überzeugung vermittelt wurde, dass mit der Rückkehr der Roten Armee die Vernichtung des ganzen estnischen Volkes bevorstehe.⁶⁵ Aufgestachelt durch diese Propaganda kamen die Esten zu der Überzeugung, es gebe keine andere Möglichkeit, als sich mit der Waffe in der Hand gegen die Sowjetmacht zu wehren.⁶⁶ In dieser Situation schien die einzige Alternative zum Kampf einzig in der Flucht zu liegen.

Zusammenfassung

Die Mobilmachungen des Jahres 1944 erfolgten vor dem Hintergrund der komplexen Bedingungen vor Ort. Ihr Erfolg beruhte auf verschiedenen

⁶¹ MYLLYNIEMI, Neuordnung (wie Anm. 7), S. 275f.; siehe auch HIIO, Eesti üksustest (wie Anm. 1), S. 241.

⁶² „Mitmesuguseid kuuldusi liigub...“: Teateid olukorra kohta Eestis, VII osa [„Verschiedene Gerüchte breiten sich aus...“: Mitteilungen über die Lage in Estland, Teil VII], in: Akadeemia 23 (2011), S. 1573-1592, hier S. 1588, 1591.

⁶³ Mitmesuguseid kuuldusi liigub (wie Anm. 62), Teil VIII, in: Akadeemia 2011, S. 1769-1784, hier S. 1771f., 1782f. Siehe auch JOHANNES KLESMENT: Kolm aastat iseseisvuse võitlust vööra okupatsiooni all [Drei Jahre Unabhängigkeitskampf unter fremder Besetzung], in: Eesti riik ja rahvas Teises maailmasõjas, Bd. VIII, hrsg. von RICHARD MAASING, EVALD BLUMFELDT, HANS KAURI und MADIS ÜURIKE, Stockholm 1959, S. 7-50, hier S. 21.

⁶⁴ SARV, Eesti Vabariigi kontinuiteet (wie Anm. 20), S. 71ff.

⁶⁵ Siehe z.B. Üldine olukord ja rahva meeolu. Kuressaare, veebruar 1943 [Die allgemeine Lage und die Stimmung des Volkes. Kuressaare, Februar 1943], in: ERA, R-64/1/14, Bl. 49.

⁶⁶ Vgl. On ainult üks võimalus – karm ja halastamatu võitlus [Es gibt nur eine Möglichkeit – ein harter und unbarmherziger Kampf], in: Eesti Sõna, 9.8.1944.

Faktoren, die eng mit der geschickten deutschen Propaganda verflochten waren. All dies hatte entscheidenden Einfluss auf die individuell wahrgenommenen Handlungsoptionen der Esten.

Die deutsche Propaganda legte in Estland von Anfang an das Hauptgewicht darauf, die Bevölkerung gegen den Kommunismus aufzuwiegeln, was vor dem Hintergrund der traumatischen Erfahrungen im Jahr der Sowjetherrschaft zweifelsohne sehr effektiv war, selbst wenn nicht jeder unmittelbar vom Terror betroffen war. Den Menschen wurde die Auffassung vermittelt, dass die Wiederherstellung der Sowjetmacht die völlige Vernichtung des estnischen Volkes nach sich zöge. Dies schuf die Voraussetzungen für die Verstärkung der Kampfbereitschaft in dem Moment, als sich die Front den estnischen Grenzen näherte. Alle deutschen Kampagnen, die die Mobilisierungen 1944 flankierten, betonten nun den Aspekt des estnischen Freiheitskampfes.

Die Propaganda war zweifelsohne nicht der einzige und wohl auch nicht der entscheidende Faktor, der zum Erfolg der Mobilisierungen führte. Sie hatte aber einen Einfluss auf die grundsätzliche Haltung der Esten, auf welche die Erinnerung an das Jahr 1940/41, die jeweilige Lage an der Front, die Frage der estnischen Unabhängigkeit und schließlich die wirtschaftliche Lage einwirkten. Erst im Zusammenspiel dieser Aspekte entstand die positive oder negative Einstellung zum Dienst im deutschen Militär.

Insgesamt kam der deutschen Propaganda während der Besatzungszeit bei der Schürung anti-sowjetischer Stimmungen, die wiederum die wichtigste Rolle für den Erfolg der Mobilisierungen spielten, eine größere Bedeutung zu, als bisher vermutet worden ist. Dem Propagandaapparat der Besatzungsmacht gelang es, die Stimmung der Bevölkerung recht erfolgreich zu manipulieren. Die aufgezwungene „Wahl“ des Kampfes gegen die Rote Armee wurde so als Einsicht in die Notwendigkeit vermittelt.

SUMMARY

Mobilisations in Estonia in 1944: A Triumph of German Propaganda?

The German occupation of Estonia from 1941 to 1944 involved thousands of Estonians serving in German military units, similar to many other people in occupied Europe. Voluntary conscription was quickly followed by forced mobilisations. The 1944 mobilisations in Estonia were surprisingly successful even for the occupying power. About 50,000 Estonians, i.e. 5%

of the Estonian population of that time, joined the German units. This article asks if and to what extent this success can be attributed to German propaganda or was it basically a result of social, economic and political circumstances.

German propaganda focused on further instigating an anti-communist climate, which resulted from the first Soviet occupation in 1940/41 and the June deportation in 1941. The constant actualization of this topic shaped the belief among the population that the return of Soviet power would lead to the total annihilation of the Estonian nation. In order to avoid this, there seemed to be only two options: either Estonians should cooperate with the Germans or flee the country. From the very beginning, the concept of German propaganda in Estonia involved sharp anti-communist rhetoric. This feature became even more important during the second half of 1942 when the Estonian Legion of the *Waffen-SS* was created and from mid-1943 onwards when the regime intensified its recruitment campaigns.

However, the effect of propaganda was not that straightforward. Estonians were driven to mobilize *en masse* by widespread attitudes in the society as well as by other factors supportive of the German point of view. The most important factor was the first year of Soviet occupation, resulting in deportations and widespread fear of a Soviet return. The actual situation at the front, the economic situation and the question of Estonian independence contributed as well to the forming of a favourable attitude towards mobilisation. These latter aspects, however, had an ambivalent effect, because they often could also generate opposition towards the German occupying powers. A detailed analysis indicates that the spirit and disposition among Estonians were changing, and their interpretation of the current situation did not always depend on anti-communist sentiments. Nonetheless, precisely these constantly changing views made Estonians amenable to the corresponding rhetoric of German propaganda.

Although German propaganda was not the only factor motivating Estonians to fight in German uniforms in 1944, anti-communist views were strongly encouraged and fostered. In spite of the fact that Estonians saw the option to mobilise into the German army as a kind of 'perceived inevitability', this perception was primarily shaped by German propagandist rhetoric. Therefore, the successful mobilisations have been a triumph of propaganda in the first place, and only second comes the 'perceived inevitability'.

Im Spannungsfeld von *Selling Socialism* und heimatlicher Nostalgie: Fotobildbände zur litauischen Küste in den 1960er und 1970er Jahren

VON EVA PLUHAŘOVÁ-GRIGIENĖ

In den 1960er Jahren, als sich der sowjetische Binnentourismus zu einer Massenbewegung entwickelte, avancierte die litauische Küste zu einer seiner attraktivsten Destinationen. Neben dem mondänen Palanga galt das schmale Dünenband der Kurischen Nehrung mit seinen vereinzelt Fischerdörfern und dem 80 Kilometer langen Strand als exklusivster Erholungsort der Litauischen SSR, während die Hafenstadt Klaipėda mit dem 1963 wieder eingeführten Meeresfest und anderen Attraktionen die jährlich zahlreicher werdenden Erholungsgäste zu Ausflügen lockte.

Die unionsweit gepriesene Nehrung¹ wie auch das angrenzende Festland waren jedoch mit einem ideologischen Makel behaftet: Bis zum Ersten Weltkrieg hatten sie zu Deutschland gehört und waren nach der litauischen Annexion des Memelgebiets 1923 unter dem Beifall eines Großteils der Bevölkerung 1939 wieder zurück „heim ins Reich“ geholt worden.²

Das Misstrauen Moskaus gegenüber diesem Grenzland schwand folglich erst allmählich.³ Ab Mitte der 1950er Jahre wich die militärische Dominanz nach und nach einer forcierten Industrialisierung der Stadt. Sperrzonen wurden verringert und massiv Menschen aus der russischen Sowjetrepublik und anderen Teilen der Sowjetunion in das entvölkerte Gebiet angeworben. Setzte man auf der Nehrung dabei zunächst ganz auf die Kollektivierung und den Ausbau der Fischerei, gewann zu Beginn der 1960er Jahre die Überzeugung Oberhand, die einzigartige Natur in den Dienst der Erholung des arbeitenden Menschen zu stellen.⁴ Parallel

¹ ANJA PELEIKIS: Tourism and the Making of Cultural Heritage: The Case of Nida / Curonian Spit, Lithuania, in: *Defining Region: Baltic Area Studies from Sociocultural Anthropology and Interdisciplinary Perspectives*, hrsg. von RIMANTAS SLIUŽINSKAS und VYTIS ČIUBRINKAS, Klaipėda 2006 (*Acta Historica Universitatis Klaipedensis*, 12), S. 101-114, hier S. 106.

² Vgl. RUTH KIBELKA: *Memellandbuch. Fünf Jahrzehnte Nachkriegsgeschichte*, Berlin 2002, S. 27f.; ANDREAS KOSSERT: *Ostpreußen. Geschichte und Mythos*, München 2005, S. 18, 278.

³ Vgl. KIBELKA, *Memellandbuch* (wie Anm. 2), S. 36-42.

⁴ Vgl. ARŪNĖ ARBUŠAUSKAITĖ: Demografische Veränderungen auf der Kurischen Nehrung nach 1945, in: *Annaberger Annalen* 1 (1993), S. 61-82; NIJOLĖ STRAKAUSKAITĖ: Kuršių nerija – pasitraukimo kelias: atminties tiltas [Die Kurische

zur sprunghaften Entwicklung einer „fordistisch“ organisierten Tourismusindustrie im Westen⁵ wurde begonnen, die hierzu notwendige Infrastruktur aufzubauen.⁶

Wie Palanga, das lettische Jūrmala oder das estnische Pärnu wurden die Nehrung und Klaipėda trotz des allgemeinen Materialmangels mit großer Aufmerksamkeit und den entsprechenden Ressourcen beworben.⁷ Als ein in Hinsicht auf Verbreitungsradius und zeitliche Überlieferung probates Mittel hierzu erwiesen sich repräsentative Fotopublikationen, vom Faltblatt bis zum Fotobuch. Günstig für diese Entwicklung war, dass das sowjetlitauische Verlagswesen seit Mitte der 1960er Jahre auf eine Reihe professioneller Publizisten, Journalisten und Fotografen zurückgreifen konnte, um eines der beliebtesten Reiseziele im Land in Form auflagenstarker und in der Regel mehrsprachiger Bildbände zu bewerben.

Fotogeschichtlich gehören Bücher zu den bedeutendsten Trägermedien der Fotografie. Im Gegensatz zur Zeitungsfotografie fordern sie dazu auf, die Bilder nicht nur einmal zu betrachten. Als Geschenk, Leihgabe, Studienobjekt, Reisebegleiter oder Souvenir hielten sie die Fotos auf vielfältige Weise im Umlauf.⁸ Damit bildeten Fotopublikationen einen tragenden Teil öffentlich verfügbarer „Bildhaushalte“ (Habbo Knoch) und eignen sich in besonderem Maße für eine Untersuchung der visuellen Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts.⁹

Von zentraler Bedeutung für die Analyse von Bildbänden ist das Verhältnis der fotografischen Illustrationen zu ihren jeweiligen schriftlichen

Nehrung – Weg des Rückzugs: Brücke der Erinnerung], in: *Antrojo pausaulinio karo pabaiga Rytų Prūsijoje: faktai ir istorinės įžvalgos*, hrsg. von ARŪNĖ ARBUŠAUSKAITĖ, Klaipėda 2009 (Acta Historica Universitatis Klaipedensis, 18), S. 151-159.

⁵ RÜDIGER HACHTMANN: *Tourismus-Geschichte*, Göttingen 2007, S. 154-163, hier v.a. S. 160. Für einen Vergleich mit dem sowjetischen Tourismus siehe DIANE P. KOENKER: *Club Red: Vacation Travel and the Soviet Dream*, Ithaca 2013.

⁶ Ab 1964 versorgte eine Hochspannungsleitung Nida mit Strom, im Jahr darauf wurde eine Wasserleitung gelegt, auf der Linie Kaunas-Klaipėda fuhr im Sommer nun regelmäßig ein Schnellboot auch Nida und Juodkrantė an, und die Busverbindungen wurden ausgebaut. Alte Hotels wurden rekonstruiert und neue Zeltplätze und Erholungsheime errichtet, in denen bis zu 1 000 Menschen gleichzeitig untergebracht werden konnten. Vgl. NIJOLĖ STRAKAUSKAITĖ: *Klaipėda. Kuršių nerija. Karaliaučius [Klaipėda. Kurische Nehrung. Königsberg]*, Klaipėda 2005, S. 98, 105f. und 111ff.

⁷ Vgl. JAN C. BEHREND: *Repräsentation und Mobilisierung. Eine Skizze zur Geschichte der Öffentlichkeit in der Sowjetunion und in Osteuropa (1917-1991)*, in: *Massenmedien im Europa des 20. Jahrhunderts*, hrsg. von UTE DANIEL und AXEL SCHILDT, Köln u.a. 2010 (Industrielle Welt: Schriftenreihe des Arbeitskreises für Moderne Sozialgeschichte, 77), S. 229-254, hier S. 231.

⁸ CAROL ARMSTRONG: *Scenes in a Library. Reading the Photograph in the Book, 1843-1875*, Cambridge u.a. 1998, S. 3.

⁹ HABBO KNOCH: *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001, S. 25. Knoch untersucht die Verwendung von Fotografien des Holocaust in populären Printmedien, Büchern, Film und Ausstellungen in Bezug zur westdeutschen Erinnerungskultur und Identitätsbildung nach 1945.

Rahmen. Mit Carol Armstrong wird davon ausgegangen, dass die Bildunterschrift, die Beschreibung einer Aufnahme, eines Gegenstandes oder eines Ereignisses, zu deren Illustration eine Fotografie herangezogen wurde, als ‚Leseanleitung‘ bei der Betrachtung eines Bildes internalisiert wird: Erst der Text vermag die bildliche Mehrdeutigkeit in eine Eindeutigkeit zu überführen.¹⁰ Dabei erlischt das polysemantische Potential der Bilder nie gänzlich, und es kann ein spannungsvolles oder gar widersprüchliches Verhältnis zwischen Illustration und Kommentar bestehen bleiben.¹¹

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit den in Hinblick auf die Litauische SSR angewandten bildlichen Strategien in ihren jeweiligen textlichen Bezügen, die dazu dienten, dieses aus Sicht der sowjetischen Obrigkeit historisch problematische Gebiet den Anforderungen der Repräsentation der sozialistischen Gegenwart anzupassen.¹² Dabei veränderte sich diese Gegenwart in den 1960er Jahren und der ersten Hälfte der 1970er Jahre, der Chruščev- und frühen Brežnev-Zeit, die für einen Anstieg des Lebensstandards, mehr Raum für Freizeit und Konsum sowie für eine relative Öffnung der UdSSR stehen, tiefgreifend. Spiegel und Mitgestalter dieser Prozesse war die Fotografie. Im Folgenden werden Hauptmotive und -stilistiken vorgestellt, die den inhaltlichen wie ästhetischen Wandel der angewandten Fotografie im sowjetischen Litauen ausmachten, und diesen im Kontext innersowjetischer sowie transnationaler Entwicklungen deuteten.

Von der visuellen Sowjetisierung zum sowjetischen Lifestyle

Bis Mitte der 1950er Jahre waren aufgrund der wirtschaftlich und politisch prekären Lage insgesamt wenig Bildbände in der Litauischen SSR erschienen.¹³ Unter diesen Veröffentlichungen findet sich keine, die aus-

¹⁰ ARMSTRONG, *Scenes in a Library* (wie Anm. 8), S. 1. Armstrong entwickelt hier den Gedanken Roland Barthes' von der Naturalisierung der symbolischen durch die buchstäbliche Nachricht der Fotografie weiter. Vgl. ROLAND BARTHES: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*, Frankfurt am Main 1989.

¹¹ Zum Phänomen der Vieldeutigkeit von Bildern siehe etwa GOTTFRIED BOEHM: *Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder*, in: *Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder*, hrsg. von CHRISTA MAAR und HUBERT BURDA, München 2004, S. 28-43, oder HORST BREDEKAMP: *Theorie des Bildakts. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2007*, Berlin 2010.

¹² Der vorliegende Text fußt auf einem Kapitel der Dissertationsschrift der Autorin EVA PLUHAŘOVÁ-GRIGIENĖ: *Die Migration der Bilder: Das ‚Memelgebiet‘ in fotografisch illustrierten Büchern, 1889–1991*. Diss. Phil. Universität Leipzig 2012. Dort wurde versucht, aus über 300 durchgesehenen und über 60 analysierten Publikationen die visuellen Normen der Darstellung der Region herauszuarbeiten.

¹³ Die Sowjetisierung des Landes gestaltete sich in Litauen durch die im Durchschnitt pro-westliche Einstellung der Bevölkerung, den im Gegenzug schwach ausgebildeten Einfluss der kommunistischen Ideologie, die Erinnerung an die nahe zurückliegende Unabhängigkeit und den Terror der ersten sowjetischen Besatzung 1940/41 sowie

schließlich das nordwestliche Litauen oder das vormalige Memelgebiet behandelt hätte.¹⁴ Dies entsprach dem Versuch, dessen historisch-kulturelle Eigenständigkeit und Zugehörigkeit zu Ostpreußen zu verschleiern.¹⁵ Die Herstellung fotografisch illustrierter Veröffentlichungen im Klaipėdaer Gebiet erschwerte nach 1945 zudem ein Fotografieverbot, von dem lediglich Soldaten und Offiziere der Roten Armee ausgenommen waren.¹⁶ Der Verleger und Fotosammler Kęstutis Demereckas spricht deshalb von einem „Vakuum der visuellen Information zu Klaipėda“ in der Nachkriegszeit.¹⁷

Erst seit den 1960er Jahren erschienen repräsentative Fotopublikationen, von Bildbänden bis zu kleinformatigen Fotoheften, deren Anzahl sowie inhaltliche und stilistische Vielfalt seit der Mitte des Jahrzehnts zunahm. Die primären Motive lieferten das rasant ausgebaute Klaipėda und die pittoresk inszenierte Kurische Nehrung.

Die Nehrung gehörte dabei bereits in der Zwischenkriegszeit zu den beliebtesten heimatfotografischen Sujets der Region, deren Bilder durch Fotopublikationen des ostpreußischen Verlags „Gräfe und Unzer“ in ganz Deutschland verbreitet waren.¹⁸ In der Sowjetunion galt es nun, sich visu-

vor allem durch den aktiven und bewaffneten Widerstand besonders schwierig. Auf diese Bedingungen reagierte das stalinistische Regime seit Mitte 1947 verstärkt mit ‚Säuberungen‘ und Repressionen. Vgl. JELENA ZUBKOVA: *Pabaltys ir Kremlius 1940–1953* [Das Baltikum und der Kreml 1940–1953], Vilnius 2007, S. 9.

¹⁴ Die wichtigsten frühen Bildbände sind Vilnius, Vilnius 1950, und Tarybų Lietuva [Das sowjetische Litauen], Vilnius 1955. Nachfolgend erschienen weitere Fotobücher zu Vilnius und mit Landschaftsansichten von Vytautas Stanionis sowie schließlich am Ende des Jahrzehnts „Lietuva šalis gražioji“ [Litauen, das schöne Land], Vilnius 1960. Vgl. VALIULIS SKIRMANTAS, STANISLOVAS ŽVIRGŽDAS: *Dramatiškas amžiaus vidury* / The Dramatic Mid-Century, in: *Lietuvos fotografija: vakar ir šiandien '01 / Lithuanian Photography, Yesterday and Today '01*, einsehbar unter dem URL: <http://www.photography.lt/lt.php/Metrastis?met=13&page=46> (letzter Zugriff 23.12.2013).

¹⁵ Wie Ruth Kibelka anhand des Wiederaufbaus des Verwaltungsapparates im vormaligen Memelgebiet seit Februar 1945 feststellt, wurde der Versuch unternommen, den historisch mit Ostpreußen verbundenen Begriff ‚Memelland‘ zu umgehen und nur noch von den Kreisen Klaipėda, Šilutė und Pagėgai zu sprechen. KIBELKA, *Memellandbuch* (wie Anm. 2), S. 37.

¹⁶ Kęstutis Demereckas und Vasilijus Safronovas beziehen das Fotografieverbot auf die Stadt Klaipėda: KĘSTUTIS DEMERECKAS, VASILIJUS SAFRONOVAS: *Klaipėda 1945–1965*, Klaipėda 2010, S. 299. Leonas Stepanauskas berichtet zudem davon, dass die Nehrung zehn Jahre nach dem Krieg Sperrzone gewesen sei. Bei einem heimlichen Besuch, bei dem er sich als Sohn eines ihm bekannten Fischers aus dem Memeldelta ausgab, habe er das Haus von Thomas Mann fotografiert, woraufhin ihm ein Offizier der russischen Grenztruppe entdeckt und ihm freundlich zu verstehen gegeben habe, dass er das Haus nicht fotografieren dürfe. Daraufhin habe dieser Mann alle Beteiligten mit Stepanauskas' Apparat fotografiert und den Film anschließend beschlagnahmt. Wann sich diese Episode ereignete, wird nicht erwähnt, auch bleibt unklar, ob es ein generelles Fotografieverbot gab. LEONAS STEPANAUSKAS: *Tomas Manas ir Nida* [Thomas Mann und Nida], Vilnius 1996, S. 313f.

¹⁷ DEMERECKAS, SAFRONOVAS, *Klaipėda* (wie Anm. 16), S. 5.

¹⁸ Hier sei verwiesen vor allem auf die landeskundliche Studie OSCAR SCHLICHT: *Die Kurische Nehrung in Wort und Bild, Königsberg 1924, die 1927 neu*

ell gegen die vorher bestehenden Verhältnisse abzugrenzen. Das regionale Bilderkorpus wurde hierzu sowjetisiert. Motive aus der sowjetischen Ikonografie, vor allem Arbeit und Aufbau, wurden übernommen und solche, die wie das architektonische Kulturerbe mit der ‚bourgeois‘ Vergangenheit zu offensichtlich in Verbindung standen, zunächst aus dem regionalen Bilderrepertoire verbannt.

Hierzu benutzte man bis Anfang der 1960er Jahre konventionell aufgebauete Fotografien, die das Darzustellende nüchtern schilderten: Es wurden Querformat und Totale benutzt, steile Winkel vermieden und abgestufte Grautöne statt ausdrucksstarker Kontraste gewählt. So in der ersten fotografisch illustrierten Nachkriegspublikation über das Gebiet mit dem programmatischen Titel „Atgimęs miestas“ (Die wiedergeborene Stadt), die aus Anlass des zehnjährigen Jubiläums der Befreiung Klaipėdas durch die Rote Armee 1955 erschien. In zehn Texten unterschiedlicher Autoren wird das „ruhmreiche Jahrzehnt“ seit 1945 geschildert. Ein einführender Artikel befasst sich mit der Geschichte davor.¹⁹ Hier wird eine offizielle Geschichtsversion entworfen, wie sie stereotyp in allen Publikationen zur Stadt und dem Gebiet Klaipėda in mehr oder minder differenzierter Form bis zum Ende der Sowjetunion wiederholt werden sollte.²⁰ Die jüngere Geschichte Klaipėdas – sie setzt hier im Jahr der Oktoberrevolution ein – stellt dabei ein Präludium zur kommunistischen Herrschaft dar. Die Erzählung hatte das Kunststück zu vollbringen, litauische nationale Elemente in das sowjetische Narrativ einzugliedern und sich dabei erkennbar von demjenigen der ersten litauischen Republik abzusetzen. Dies wurde folgendermaßen versucht: In dem Bestreben, das Memelgebiet (*Klaipėdos kraštas*) in Abhängigkeit zu halten, sei Deutschland durch die westlichen Mächte unterstützt worden, so dass nach dem Ersten Weltkrieg einzig die Sowjetunion gemeinsam mit der litauischen Kommunistischen Partei und der arbeitenden Bevölkerung des Gebiets seine Rückkehr zu einem unabhängigen Litauen ernsthaft gefordert habe. Der von der Entente unter Vor-schub der litauischen Bourgeoisie inszenierte Aufstand von 1923 schließlich habe die Situation der Arbeiterschaft dort noch verschlechtert, da sich die

aufgelegt wurde, und den äußerst erfolgreichen Band *Die Kurische Nehrung. Eine Monographie in Bildern*, Königsberg 1930, sowie dessen neu gestaltete Auflage *Die Kurische Nehrung. Bilder einer Landschaft*, Königsberg 1939. Zur Geschichte des Verlagshauses vgl. *Zweihundert Jahre deutsche Kulturarbeit im Osten*. Gräfe und Unzer. Das Haus der Bücher, Königsberg i.Pr. Geschichte, Bedeutung und Gesicht einer deutschen Buchhandlung, Königsberg o.J. [1933 oder 1934].

¹⁹ Vgl. A[LFONSAS] KAIRELIS: *Slovingasis dešimtmetis* [Das ruhmreiche Jahrzehnt], in: *Atgimęs miestas*, Vilnius 1955, S. 3-17.

²⁰ VASILIJUS SAFRONOVAS: ‚Lietuviškos‘ praeties aktualizavimas kaip tapatumo orientacijos raiška pokario Klaipėdoje [Die Aktualisierung der ‚litauischen‘ Vergangenheit als ein Ausdruck der Identitätsorientierung im Nachkriegs-Klaipėda], in: *Lietuvos istorijos metraštis* 2007, H. 2, Vilnius 2008, S. 59-84, hier besonders S. 65-73.

großen Unternehmen des Gebiets in den Händen des ausländischen, vor allem deutschen Kapitals befunden hätten.

Ein fester Bestandteil der Narration ist die Erwähnung der Aktivitäten regionaler kommunistischer Gruppen seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Der politischen Führung in der Zwischenkriegszeit wird vorgeworfen, sie habe aus Angst vor Deutschland die faschistischen Bewegungen nicht konsequent verfolgt. So sei sie auch nicht gegen den „Diebstahl“ des Memelgebiets vorgegangen, von wo aus „Hitler-Deutschland“ die Okkupation Litauens und den Angriff auf die Sowjetunion vorbereitet habe. Gemeinsam mit der „heldenhaften“ Roten Armee hätten Tausende litauischer Soldaten schließlich Klaipėda und das Gebiet befreit und somit den Jahrhunderte währenden Traum des litauischen Volks, das Memelgebiet mit Litauen samt seiner Hauptstadt Vilnius zu einem Land zu vereinigen, erfüllt.²¹

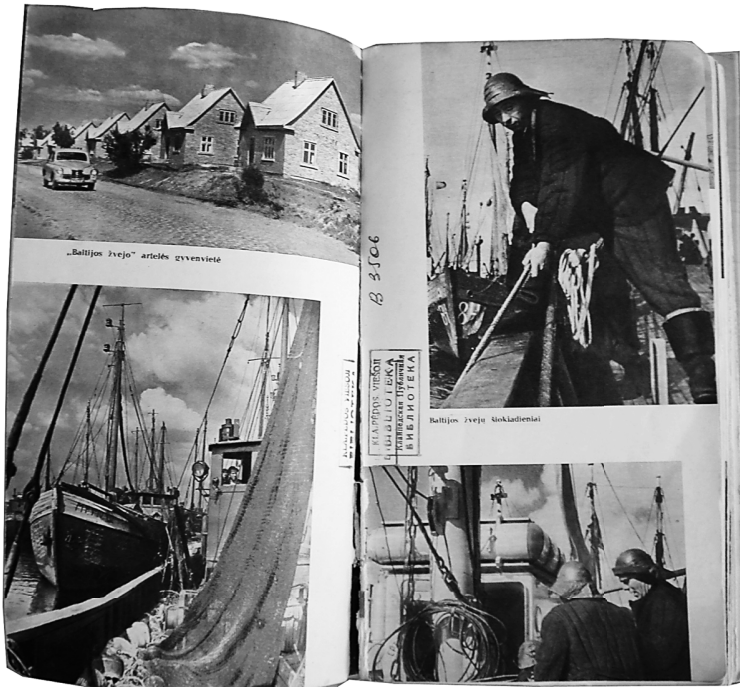
Die sieben in die nachfolgenden Texte gesetzten fotografischen Illustrationen rücken die mechanisierte Arbeit in den Mittelpunkt der Darstellung. Aufnahmen von Fischerei und Hafen stehen solchen aus neuen Fabriken gegenüber. Die Illustrationen knüpfen an die tradierte sowjetische Ikonografie des sozialistischen Fortschritts an und vermeiden alles Ortsspezifische. So finden sich weder Landschafts- und Straßenansichten noch ethnografische Fotografien alter Einwohner, die – in der Logik des Buchtitels – an das ‚gestorbene‘ Memel hätten erinnern können. Auch Aufnahmen von Trümmern der nach ihrer Einnahme am 28. Januar 1945 zu großen Teilen zerstörten Stadt und der umfangreichen Aufräumarbeiten sind nicht vorhanden.²²

Einen gänzlich anderen Ton schlägt die zwei Jahre später erschienene, erste fotografisch illustrierte Veröffentlichung über die Kurische Nehrung nach dem Krieg an.²³ Fast jede Seite des schmalen Büchleins von Judas Mešys zeigt ein oder mehrere schwarzweiße Aufnahmen sowie Zeichnungen, die zum Teil kompositorisch miteinander verschnitten und mit heiteren Bildbeschriftungen versehen sind. Gleich einem Reisebericht werden von Ort zu Ort die Schönheiten von Natur und Wohnorten sowie der erfüllte Arbeitsalltag der Fischer beschrieben. Ihr gutes Leben ist durch teilweise in den Text gesetzte oder auf einer eigenen Seite angeordnete Bilder von Fischerei, Freizeit und Landschaftsansichten illustriert. Halbnahe Bildausschnitte, häufige Hochkantformate, die Staffelung und das Anschneiden von Bildern vermitteln eine Vielzahl von Booten und Geräten und betonen die Geschäftigkeit der arbeitenden Männer und Frauen. Bildunterschriften wie „Po sėkmingos žūklės“ (Nach erfolgreichem Fischen) oder „Gausus laimikis“ (Ein reichlicher Gewinn) unterstreichen den Erfolg der Arbeit. Wohlstand vermittelt insbesondere die

²¹ Ebenda.

²² SAFRONOVAS, „Lietuviškos‘ praecities aktualizavimas (wie Anm. 20), S. 72.

²³ JUDAS MEŠYS: Kuršių Neringa [Die Kurische Nehrung], Vilnius 1957, mit 25 fotografischen Illustrationen. Die russische Ausgabe von 1959 zeigt einige Naturaufnahmen weniger.



– Abb. 1. Siedlung des Artels der „Ostseefischer“. Alltag der Ostseefischer. Quelle: JUDAS MEŠYS: Kuršių Neringa [Die Kurische Nehrung], Vilnius 1957, unpag.

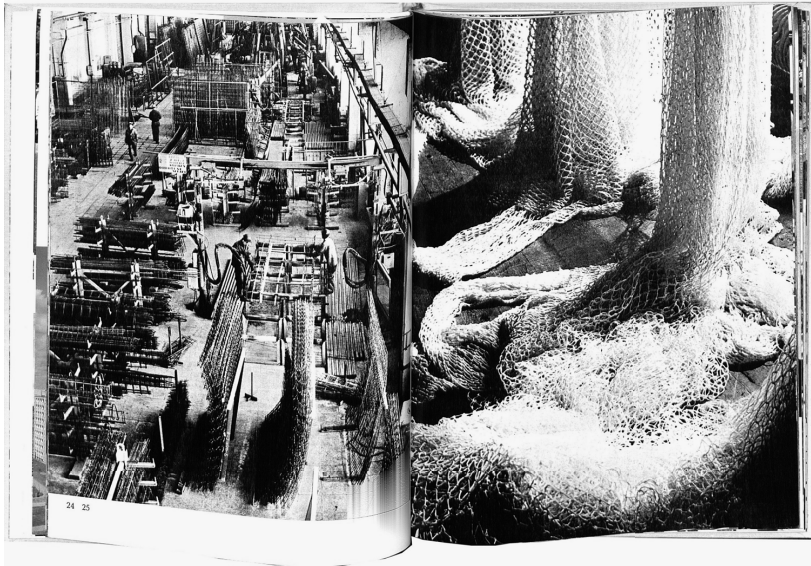
Ansicht einer Straße mit neuen steinernen Häusern und einem Auto davor, wobei die damalige Lebensrealität auf der Nehrung dieser Darstellung auf eklatante Weise widersprach.²⁴ (Abb. 1). Die Zielgruppe der Publikation waren, so darf vermutet werden, potentielle Siedler, die mit der Aussicht auf Arbeit und Unterkunft auf die nach dem Krieg bis auf einige Verbliebene und Zurückkehrende – 1956 waren es 219²⁵ – auf die Nehrung angeworben werden sollten. Hierfür spricht auch die Tatsache, dass zwei Jahre später eine russische Ausgabe erschien.²⁶ Nachdem direkt nach dem Krieg neue Siedler ohne übergeordnete Planung die Nehrung erreicht hatten, verlief die Ansiedlung seit 1951 gemäß einer Verfügung zur Erweiterung des Fischereiwesens in der Litauischen SSR systematisch,²⁷ sodass die Kuri-

²⁴ Es herrschten Wohnungsnot sowie eine schlechte Nahrungsmittel- und medizinische Versorgung und es gab kaum motorisierten Verkehr. Vgl. ARBUŠAUSKAITĖ, Demografische Veränderungen (wie Anm. 4), S. 72; Neringos veidai. Gesichter der Nehrung, hrsg. von RIMANTĖ ČERNIAUSKAITĖ-VIDMANTIENĖ und JURGITA ANIŪNAITĖ, Klaipėda 2004, S. 23.

²⁵ ARBUŠAUSKAITĖ, Demografische Veränderungen (wie Anm. 4), S. 62ff.; STRAKAUSKAITĖ, Kuršių nerija – pasitraukimo kelias (wie Anm. 4), S. 152.

²⁶ JUDAS MEŠYS: Kuršių neringa [Die Kurische Nehrung], Vilnius 1959.

²⁷ ARBUŠAUSKAITĖ, Demografische Veränderungen (wie Anm. 4), S. 66–69.



– **Abb. 2.** *Quelle:* AUDRIUS ZAVADSKIS: Klaipėda, Vilnius 1977, Abb. Nr. 24, 25.

sche Nehrung 1956 bereits wieder über 1 400 Bewohner zählte.²⁸ Damit waren die ohnehin knappen Kapazitäten – es wurde über Wohnungsnot, schlechte Nahrungsmittel- und medizinische Versorgung geklagt – vorerst ausgelastet.²⁹ Die Situation änderte sich nach dem Sommer 1958, als in der Folge des Konsularvertrags zwischen der BRD und der UdSSR fast alle Altbewohner die Nehrung bis 1960 endgültig verließen. Die beschriebene Veröffentlichung liegt zwischen diesen beiden Entwicklungsstadien.

Seit der Mitte der 1960er Jahre setzte ein zunächst behutsamer Wandel von Motiven und Stilmitteln ein, der im Laufe eines Jahrzehnts zu stilistisch vielfältigen und qualitativ anspruchsvollen Veröffentlichungen wie den großformatige Bildbänden von Henrikas Liandzbergas, Birutė Orenaitė und Audrius Zavadskis führen sollte.³⁰

Beim Thema ‚Arbeit‘ fanden ästhetische Anleihen bei der Avantgarde der Zwischenkriegszeit Verwendung: Monumentalisierung und bildliche Aufzählung wurden eingesetzt, um das Motiv zu dramatisieren – z.B. durch untersichtige Aufnahmen von hoch aufragenden Schiffskörpern, hohen Fabriktürmen oder Strommasten, schier endlos erscheinenden Fertigungshallen oder durch Ausschnitte, die den Eindruck einer Überfülle von Maschinen, Werkzeugen oder Produkten vermittelten, die in

²⁸ NIJOLĖ STRAKAUSKAITĖ: Klaipėda. Kuršių nerija. Karaliaučius [Klaipėda. Kurische Nehrung. Königsberg], Klaipėda 2005, S. 87.

²⁹ ARBUŠAUSKAITĖ, Demografische Veränderungen (wie Anm. 4), S. 72.

³⁰ HENRIKAS LIANDZBERGAS: Rusnė, Vilnius 1972; BIRUTĖ ORENAITĖ, AUDRIUS ZAVADSKIS: Lietuvos nerija [Die Litauische Nehrung], Vilnius 1973; AUDRIUS ZAVADSKIS: Klaipėda, Vilnius 1977.



– Abb. 3. Alte Häuschen überlassen hervorragenden mehrstöckigen Gebäuden den Platz. Ein Eckchen der wiedergeborenen Stadt. Quelle: JUDAS MEŠYS: Klaipėda, Vilnius 1964, S. 36f.

Schwarzweiß mit oft dramatischen Licht- und Schatten-Effekten inszeniert wurden (Abb. 2).

Das zentrale Motiv zur Visualisierung des Aufbaus waren der Hafen und die neu entstehenden Wohnviertel Klaipėdas. Alte Einfamilienhäuser wurden bis Mitte der 1960er Jahre, wenn überhaupt, nur als Beleg des rückständig Alten fotografisch festgehalten, das den wachsenden Neubausiedlungen zu weichen hatte (Abb. 3 und 4). Der Wiederaufbau nach dem Krieg wurde dabei mit dem ideologischen Kerngedanken des Aufbaus des Sozialismus verbunden. Parallel zum ‚Auferstanden aus Ruinen‘ wurde suggeriert, dass das neue politische System auf der verbrannten Erde, die die Faschisten – in der innersowjetischen Lesart: ‚die Deutschen‘ – zurückgelassen hätten, nun eine zukunftsweisende Stadt errichtet würde.

Die utopische Stadt wurde in den 1950er und frühen 1960er Jahren mit vorbildlichen Menschen, allen voran verdienten Arbeitern, bestückt (Abb. 5). Dieser bildlich dominante Menschentyp mutierte gegen Ende des Jahrzehnts zum Typus des Experten. Der Experte wurde dabei als Mensch gezeigt, der nach einer guten Ausbildung eine angesehene Stelle (Architekt, Arzt, Ingenieur) innehatte und über Wohnung und Auto verfügte. Begleitend – und zunehmend mehr Raum einnehmend – existierten Abbildungen



– Abb. 4. *Quelle:* AUDRIUS ZAVADSKIS: Klaipėda, Vilnius 1977, nicht nummerierte Abb.

von jungen Frauen, Kindern und Familien bei Freizeitaktivitäten und im Urlaub (Abb. 6).

Die visuelle Ablösung des Arbeiters als zuvorderst abgebildeter Identifikationsfigur durch den Experten Ende der 1960er Jahre vollzog sich parallel zu einem soziokulturellen Wandel im Gebiet, der durch die Einrichtung höherer Bildungsstätten in Klaipėda das Heranwachsen einer lokalen und litauischen intellektuellen Elite zeitigte. Hatten zuvor die russischsprachige Bevölkerung und ein hoher Arbeiteranteil die Stadt geprägt, nahmen die Litauer in den 1970er Jahren Klaipėda „endgültig in Besitz“, wie es Ruth Kibelka formuliert.³¹

Hand in Hand mit der Veränderung des männlichen Rollenmodells wandelte sich das primäre Bild der Stadt vom Industriestandort zu dem einer urbanen Großstadt. Aufnahmen des beleuchteten Kulturhauses oder des Kinos „Vaiva“ und befahrener Straßenkreuzungen bei Nacht stehen in der Tradition von Nachtfotografien als Symbolen des großstädtischen Lebens von Metropolen wie New York bis zur „deutschen Provinzstadt der fünfziger Jahre“³², die auch vor dem Eisernen Vorhang nicht Halt machte (Abb. 7).

Das Leitbild des Bilddiskurses war das einer Gegenwart gewordenen Zukunft. Dieses wurde textlich in Bezug auf die Stadt in Schlagworten ausgedrückt wie: „die wiedergeborene Stadt“,³³ „die Stadt der Jugend“, „Nicht

³¹ KIBELKA, Memellandbuch (wie Anm. 2), S. 130.

³² ROLF SACHSSE: Bild und Bau. Zur Nutzung technischer Medien beim Entwerfen von Architektur, Braunschweig u.a. 1997 (Bauwelt-Fundamente, 13), S. 216.

³³ Atgimęs miestas (wie Anm. 19).



2 pav. Priešakiniai miesto žmonės. Pirmoje eilėje (iš kairės į dešinę). I vidurinės mokyklos mokslo dalies vedėja I. Keršulytė, kompozitorius J. Karosas, «Gulbės» fabriko audėja-daugiastaklininkė U. Chudopkina, grįžtančiojo garvežių depo mašinistas B. Juškevičius. Antroje eilėje: celiuliozės-popieriaus kombinato tinklininkas F. Rimkus, «Trinių» medvilnių verpalų fabriko knatininkė A. Verbauskaitė, TSRS Aukščiausiosios Tarybos deputatas, žuvis konservų fabriko darbininkė M. Polikarpova, tralerių laivyno valdybos Mažojo žvejybinio tralerio Nr. 185 kapitonas A. Oja. Trečioje eilėje: valstybinio statybos tresto Nr. 5 mūrinių brigados brigadininkas V. Pumpulis, jūros uosto krantininkas V. Kubancevas, gydytojas K. Stungys. V. Krivano fotomontažas

– Abb. 5. *Vorbildliche Menschen der Stadt (...)* Fotomontage von V. Krivanas. *Quelle:* Atgimęs miestas [Die wiedergeborene Stadt], Vilnius 1955, S. 40.

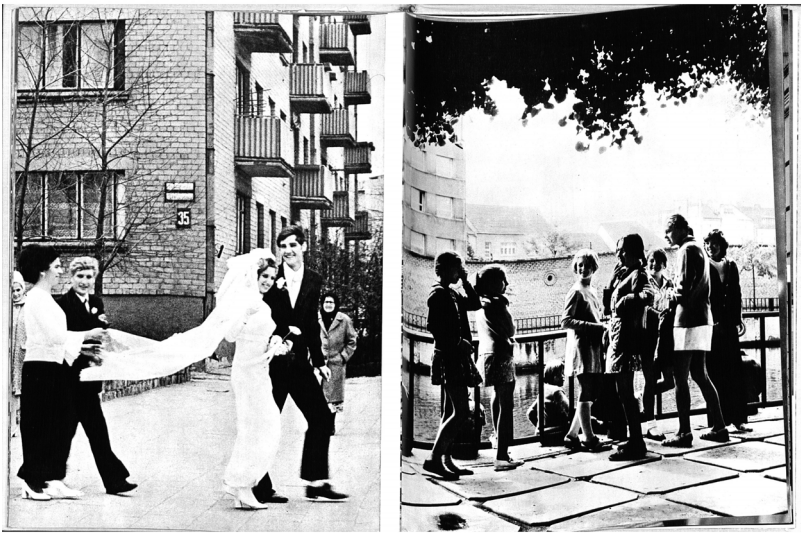
mehr Zukunft, sondern Gegenwart³⁴ oder „große Stadt der Zukunft“.³⁵ Ähnliches gilt für die Beschreibungen des Lebens auf dem Land, für das z.B. der vergleichbar floskelhafte Komparativ „immer schöner und jünger“ u.ä. Verwendung fand.³⁶ Die im Rahmen dieses Leitbilds gestreuten text-bildlichen Aussagen behandeln schwerpunktmäßig die Themen prosperierende Arbeit, jugendlich aktive Bevölkerung und komfortabler Lebensstil. Fotografien von blühenden Blumen, einem heiteren Himmel, fröhlichen jungen Menschen, Familien, neuen Häusern und der Freizeit am Strand visualisierten einen gleichsam ewigen Frühling und das in Klaipėda scheinbar schon Wirklichkeit gewordene utopische Morgen für das ganze Land. Die Kurische Nehrung hielt indes das Versprechen der potentiellen Teilhabe an diesem Lebensstil – zumindest in den Ferien.

Bilder und Botschaften mit denselben Kernaussagen kursierten dabei von vielen Orten der Sowjetunion. Angestrebt war ein unionsweiter

³⁴ Das vollständige Zitat nach Ieva Simonaitytė lautet: „Wieviel schöne Worte und falsche Versprechungen hat es im damaligen Litauen in Bezug auf die Zukunft Klaipėdas gegeben... Und nun haben wir die Zukunft vor unseren Augen – und nicht in Worten, sondern in Taten verkörpert. Nicht mehr Zukunft, schon Gegenwart.“ ZAVADSKIS, Klaipėda (wie Anm. 30), S. 126.

³⁵ 1969 erschien die illustrierte Reportage des DDR-Journalisten HARALD KREFT: Klaipėda – pagaliau didelis ateities miestas: Lietuvos uostamiestis vokiečio akimis [Klaipėda – endlich eine große Stadt der Zukunft: Die litauische Hafenstadt mit den Augen eines Deutschen], Vilnius 1969, die im Jahr darauf in Vilnius auch auf Deutsch publiziert wurde.

³⁶ VYTAUTAS GUDELIS: Kuršių nerija ir marios [Kurische Nehrung und Haff], Vilnius 1960, S. 7; ZIGMANTAS DOKŠAS: Juknaičiai. Socialistinės Lietuvos kaimas [Juknaičiai. Ein sozialistisches Dorf], Vilnius 1986, S. 119.



– Abb. 6. *Quelle:* AUDRIUS ZAVADSKIS: Klaipėda, Vilnius 1977, nicht nummerierte Abb.

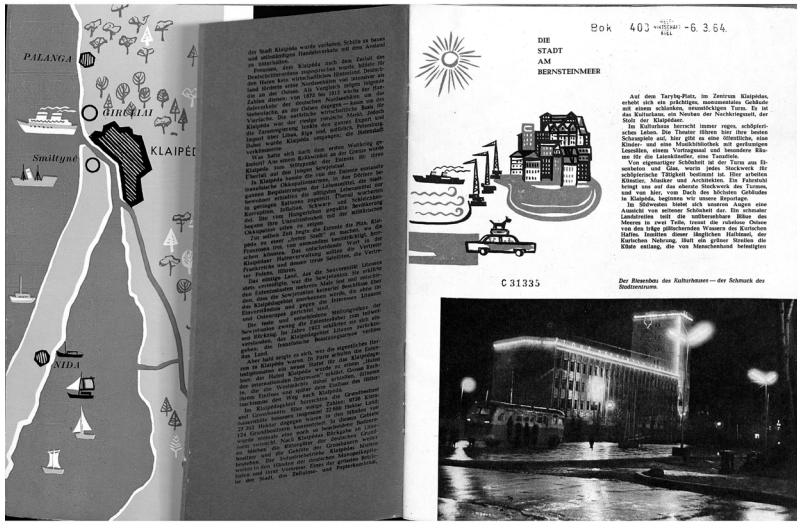
Wiedererkennungseffekt des Systems, das somit ortsunabhängig überall durchführbar erschien, eben auch in den der Union zuletzt ‚beigetretenen‘ Gebieten des sowjetischen Baltikums. Zum einen konnten damit die Größe, Macht und Einheit des Staatsraums vermittelt und zum anderen ein visuelles Wohlstandsversprechen gegeben werden. Denn das sowjetische Imperium war angesichts stark eingeschränkter Reisemöglichkeiten für seine Bürger vor allem medial als einheitlicher Raum erlebbar.³⁷ Reiseführer und Bildbände hatten in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle, boten sie doch die Möglichkeit, nicht nur die Botschaften, die Touristen vor Ort empfangen und wiedergeben sollten, sondern auch die Vorstellungen von einer Region zu lenken, unabhängig davon ob eine Reise tatsächlich stattfand.³⁸

Vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs konnte zudem glaubhaft gemacht werden, dass der Staat imstande war, seinen Bürgern abwechslungsreiche touristische Erlebnisse zu bieten, wobei sich dieses Anliegen gleichermaßen nach Innen wie nach Außen richtete.³⁹ Nach Innen wurde das Versprechen zukünftigen Wohlstands gegeben, wie Anne Gorsuch

³⁷ BEHREND, Repräsentation und Mobilisierung (wie Anm. 7), S. 238.

³⁸ DIANE P. KOENKER: Travel to Work, Travel to Play: On Russian Tourism, Travel and Leisure, in: Slavic Review 62 (2003), S. 657-665, hier S. 659.

³⁹ ANNE E. GORSUCH, DIANE P. KOENKER: Introduction, in: Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism, hrsg. von DENS., Ithaca u.a. 2006, S. 1-14, hier S. 11f.



– Abb. 7. Der Riesenbau des Kulturhauses – der Schmuck des Stadtzentrums. Quelle: JUDAS MEŠYS: Klaipėda, o.O. [Vilnius] 1963, unpag.

feststellt: „Descriptions of beautiful beaches and luxurious resorts suggested to loyal citizens that conditions would improve and their future would be comfortable and bright.“⁴⁰

Als ‚sowjetischer Westen‘ genossen die baltischen Republiken aus russischer Sicht als eine der am wenigsten sowjetischen Regionen der Union zudem den verlockenden Charme des westlichen Auslands: Sie standen für einen höheren Lebensstandard und größere Freiheit.⁴¹ Für den durchschnittlichen Sowjetmenschen gehörte das Baltikum zum ‚echten‘ Europa, eine Auffassung, die auch durch Filme genährt wurde, in denen etwa die Altstädte von Tallinn, Riga oder Vilnius westeuropäische Metropolen darstellten, durch beliebte Schauspieler aus den baltischen Sowjetrepubliken, die oft Ausländer mimten, vor allem aber durch begehrte Luxusartikel wie Parfum, Alkohol oder Feinstrümpfe, die im Ruf standen, von höherer Qualität als die Produkte anderer Sowjetrepubliken zu sein.⁴²

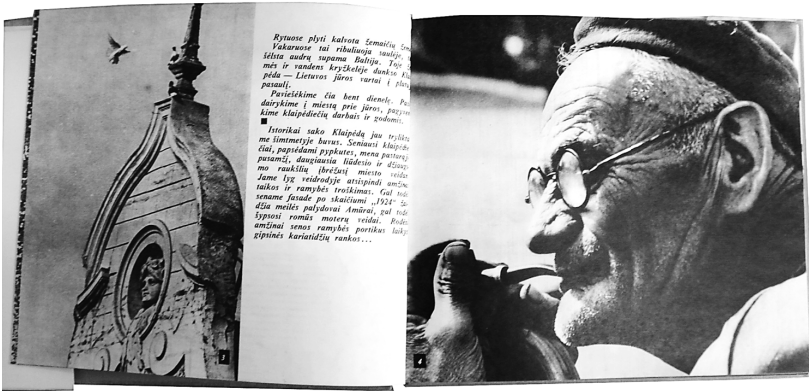
Nach Außen hingegen hatten repräsentative Bildbände eine werbende Aufgabe – *selling socialism*.⁴³ Der stets mitzudenkende Auftrag von Fotopublikationen stand dabei der westlich geprägten Werbeästhetik nahe. Wie in der Werbung auch, so Boris Groys, sei es um die Propagierung

⁴⁰ ANNE E. GORSUCH: „There’s No Place Like Home“: Soviet Tourism in Late Stalinism, in: *Slavic Review* 62 (2003), S. 760-785, hier S. 761.

⁴¹ ZUBKOVA, *Pabaltys ir Kremlius* (wie Anm. 13), S. 5.

⁴² Ebenda, S. 6.

⁴³ GORSUCH, KOENKER, Introduction (wie Anm. 39), S. 12.



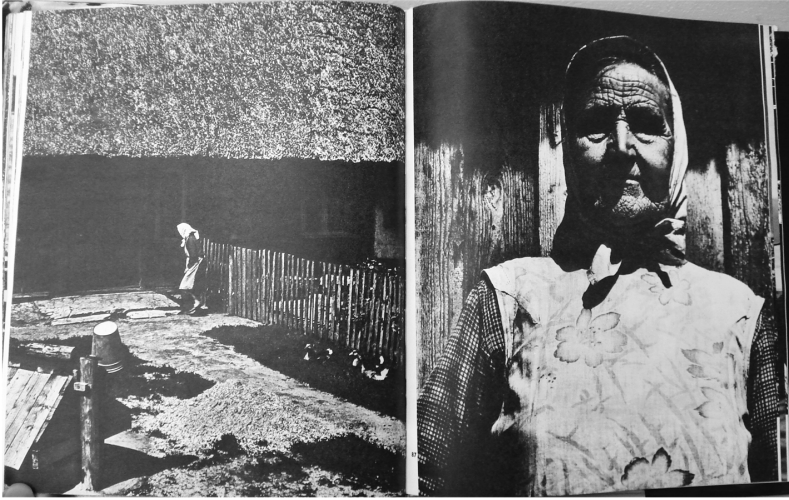
– Abb. 8. Historiker sagen, dass Klaipėda bereits im dreizehnten Jahrhundert existiert habe. Die ältesten Einwohner Klaipėdas erinnern sich, ihre Pfeifen paffend, an das vergangene halbe Jahrhundert als eines, das die meisten Gram- und Freudenfalten in das Gesicht der Stadt zeichnete. Wie ein Spiegel gibt es das ewige Verlangen nach Frieden und Ruhe wieder. Quelle: BERNARDAS ALEKNAVIČIUS, SIGITAS KRIVICKAS: Klaipėdos diena [Der Klaipėdaer Tag], Vilnius 1969, S. 3f.

eines kommunistischen Lifestyles gegangen.⁴⁴ Nicht umsonst wurden die repräsentativen Bildpublikationen mit Übersetzungen in drei oder vier Sprachen verbreitet oder gleich gänzlich in einer fremdsprachigen Ausgabe gedruckt.

Nostalgie im Land der Zukunft

Die Strategie der ‚Ortlosigkeit‘ der fotografischen Repräsentation der Region im Dienst der Visualisierung des Imperiums stand in einem Spannungsverhältnis zur bildlichen Herausstellung des Ortspezifischen, das überhaupt erst ermöglichte, ein exklusives Erlebnis in Aussicht zu stellen und die Vielfalt des Landes zu präsentieren. Dies erfüllte die Gattung Bildband seit ihrer Entstehung zu Beginn des Jahrhunderts üblicherweise durch Aufnahmen von pittoresken regionalen Landschaften, Städten und Dörfern, von Monumenten wie von Orten archäologischer oder kunstgeschichtlicher Bedeutung und nicht zuletzt durch Bilder der einheimischen

⁴⁴ BORIS GROYS: Werbung für den Kommunismus. 50 Jahre nach Stalins Tod: Warum schon damals die Kunst nur Lifestyle sein wollte, in: Die Zeit, 27.2.2003, einsehbar unter dem URL: www.zeit.de/2003/10/Groys (letzter Zugriff 14.1.2014).



– Abb. 9. Quelle: HENRIKAS LIANDZBERGAS: *Rusnė*, Vilnius 1972, Nr. 86-87.

Bevölkerung, die bevorzugt in Trachten sowie bei der Ausübung traditionellen Handwerks inszeniert wurde.⁴⁵

Nachdem im Memelgebiet im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg die Vergangenheit weitestgehend ausgeblendet worden war, tauchten seit den 1960er Jahren wieder Motive auf, die dem älteren Kanon der ‚Heimatfotografie‘ entsprachen: Fotografien alter Fischer und Bauern, von historischen Fischerhütten und der Altstadt von Klaipėda sowie solche eines ländlichen Lebens im Einklang mit der Natur, die schwarzweiß und mit ästhetischem Anspruch aufgenommen worden waren (Abb. 8).

Allerdings hoben sie sich in stilistischer wie ideengeschichtlicher Hinsicht von der traditionellen ‚Heimatfotografie‘ durch eine zeitgemäße Darstellungsweise in Anlehnung an die humanistische Dokumentarfotografie ab. Diese in ihren Ursprüngen bildjournalistische Fotografie war maßgeblich durch das 1936 in New York gegründete „Life Magazine“ geprägt worden, deren Berichterstattung es im Gegensatz zu einer distanzierenden Haltung auf fotografische Anteilnahme anlegte.⁴⁶ Sie wurde in den 1950er Jahren weltweit durch Ausstellungen, allen voran „The Family of Men“, die 1955 zunächst im Museum of Modern Art in New York gezeigt

⁴⁵ Siehe die Abbildung auf der Innenseite des Umschlags. – WOLFGANG BAIER: *Quellendarstellung zur Geschichte der Fotografie*, München 1977, S. 470-474, hier S. 470; Zur Entwicklung des Bildbandes vgl. GABRIELE KLEMPERT: „Die Welt des Schönen“. Eine einhundertjährige Verlagsgeschichte in Deutschland: Die Blauen Bücher 1902–2002, Königstein im Taunus 2002.

⁴⁶ ROLF SACHSSE: *Photographie als Medium der Architekturinterpretation. Studien zur Geschichte der deutschen Architekturphotographie im 20. Jahrhundert*, München u.a. 1984, S. 273.

wurde, bekannt gemacht.⁴⁷ Nach den zwei Weltkriegen präsentierte sie aus der ganzen Welt zusammengetragene Fotografien, die Optimismus, Großzügigkeit, Mitgefühl und die Schönheit des Lebens vermittelten.⁴⁸ Beliebte Motive waren etwa Verliebte, Hochzeiten oder spielende Kinder. Einen hohen Stellenwert hatte hierbei die ungestellte Wirkung der Fotografien.

„The Family of Men“ war 1959 auch in Moskau gezeigt worden, und ihr Katalog hatte von dort aus als eine der wenigen Fachpublikationen aus dem Westen die Bibliothek des litauischen Fotokunstverbandes erreicht, wo sie in Stil und bildbegleitender Rhetorik nachhaltigen Einfluss auf die jüngere Generation litauischer Fotografen ausüben sollte.⁴⁹ Deren Fotos galten in den Augen der sowjetischen Kritik als subjektive Darstellungen des Alltags der einfachen Menschen, die über das Individuelle hinaus auch das universell Menschliche ausdrückten, wodurch sie als legitime nationale Spielart der sowjetischen Reportagefotografie Anerkennung fanden.⁵⁰

Spezifisch für die litauische Variante der humanistischen Fotografie, die in und außerhalb der Sowjetunion als „Litauische fotografische Schule“ große Popularität genoss, war deren Interesse für das Ländliche.⁵¹ Bilder von Dorfmärkten, barfußigen Kindern, die auf ungepflasterten Straßen spielen, und von alten Frauen mit Kopftüchern in ihren Obstgärten schienen den traditionellen Lebensstil einer durch Kollektivierung, Melioration und Verstädterung im Verschwinden begriffenen dörflichen Kultur festzuhalten (Abb. 9). Dadurch, dass das Dorf seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Litauen als Wurzel der Nation verehrt wurde, erhielten die Aufnahmen jedoch einen nationalen Unterton.

Aber auch in anderen gesellschaftlichen und künstlerischen Bereichen der UdSSR manifestierte sich seit dem Ende der 1960er Jahre ein wachsendes Interesse an der vor-kommunistischen Geschichte, das Susan Reid in Bezug auf Malerei, Literatur und Film der 1970er und frühen 1980er Jahre als „Retrospektivismus“ beschrieben hat.⁵² Sie interpretiert die nostalgische

⁴⁷ Zur Rezeptionsgeschichte der Ausstellung „The Family of Men“ im sozialistischen Kontext am Beispiel der DDR vgl. SARAH JAMES: *Common Ground: German Photographic Cultures Across the Iron Curtain*, New Haven 2013.

⁴⁸ Vgl. hierzu und zum Folgenden TOMAS PABEDINSKAS: *Žmogus Lietuvos fotografijoje. Požiūrių kaita XX ir XXI a. Sanduroje* [Der Mensch in der litauischen Fotografie. Wahrnehmungswandel an der Schwelle vom 20. zum 21. Jahrhundert], Vilnius 2010, S. 49–65, hier vor allem S. 57–65.

⁴⁹ Ebenda, S. 60.

⁵⁰ Zur sowjetischen Kritik der litauischen Fotografie der Zeit vgl. PABEDINSKAS, *Žmogus* (wie Anm. 48), S. 58ff. und AUŠRINĖ LEKEČINSKAITĖ: *Die Entwicklung der Fotografie in Litauen von 1945 bis 1991*. Diss. Universität der Künste Berlin 2002, einsehbar unter dem URL: <http://opus.kobv.de/udk/volltexte/2007/27/> (letzter Zugriff 11.4.2012), S. 71–77.

⁵¹ PABEDINSKAS, *Žmogus* (wie Anm. 48), S. 62–65.

⁵² SUSAN REID: *The ‚Art of Memory‘: Retrospectivism in Soviet Painting of the Brezhnev Era*, in: *Art of the Soviets. Painting, Sculpture and Architecture in a Party State, 1917–1992*, hrsg. von MATTHEW CULLURNE BOWN und BRANDON TAYLOR, Manchester und New York, S. 161–187.

Zuwendung zur Vergangenheit bei vielen Künstlern der Zeit als Ausdruck eines endgültigen Verlusts des Glaubens der sowjetischen Intelligenz an die verheißene leuchtende Zukunft und politische Liberalisierung. Zudem sieht sie hierin auch das korrespondierende Bedürfnis nach moralischer Orientierung.⁵³ Die vor dem Hintergrund der voranschreitenden Zerstörungen von Architekturdenkmälern zunächst innerhalb der Intelligenz geführte und dann von den Behörden aufgenommene Diskussion um die Bedeutung von Geschichte und Erinnerung für die ethische Bildung des sowjetischen Volkes enthielt in den nicht-russischen Unionsstaaten zugleich eine patriotische und zunehmend regimekritische Note. Den mit dem Retrospektivismus in Verbindung stehenden eklektischen Stil mit Zitaten aus der Kunstgeschichte erklärte die sowjetische Kritik dabei auch als rückwärts gewandte Suche nach „universellen humanen Werten“.⁵⁴

Ian Jeffrey wies bereits in den 1980er Jahren auf eine parallele Qualität der zeitgenössischen sowjetischen Fotografie hin, die er vor allem in den Arbeiten der litauischen Fotografen dieser Zeit erkannte: „Während jedoch der ursprüngliche Traum [der Sowjetunion; E.P-G] kollektiv, modernistisch und normativ war, sind die neuen Vorstellungen der siebziger und achtziger Jahre nostalgisch (...)“.⁵⁵ Vor diesem Hintergrund scheint die litauische Fotografie nicht nur Ausdruck, sondern selbst Bestandteil einer unionsweit vonstatten gehenden, in den baltischen Republiken jedoch besonders populären⁵⁶ Reflexion menschlicher und kultureller Werte jenseits des modernistischen Versprechens eines technoiden Fortschritts, dessen kulturelle, ökologische und soziale Kosten mehr und mehr zum Vorschein traten, gewesen zu sein.

In Litauen fand diese retrospektive Sinnsuche einen weiteren Ausdruck im erstarkenden Interesse an Ethnografie und Volkskunst, die ihrerseits auf die Themensetzung der Fotografie zurückwirkten. In den 1970er Jahren wurde in den vielerorts prosperierenden Geschichtsclubs, Chören und Volkstanzensembles das Sammeln von Artefakten und die Erfassung von Liedern und Bräuchen gepflegt, um die im Verschwinden begriffene litauische Dorfkultur zumindest musealisiert zu bewahren.⁵⁷ Im Schlepptau des wieder erwachten und patriotisch motivierten Interesses an der Volkskultur

⁵³ Ebenda, S. 162.

⁵⁴ Ebenda, S. 166.

⁵⁵ IAN JEFFREY: Einführung, in: DANIELA MRÁZKOVÁ, VALDIMÍR REMEŠ: *Das andere Rußland. Junge Photographen sehen die Sowjetunion*, München 1986, S. 8-16, hier S. 9.

⁵⁶ REID, *The ‚Art of Memory‘* (wie Anm. 52), S. 172.

⁵⁷ VYTIS ČIUBRINSKAS: *Identity and the Revival of Tradition in Lithuania: an Insider's View*, in: *Folk* 42 (2000), S. 19-40, hier S. 28; DERS.: *Svietmečio iššūkių Lietuvos etnologijai: disciplina, ideologija ir patriotizmas* [Herausforderungen der Sowjetzeit für die litauische Ethnologie: Disziplin, Ideologie und Patriotismus], in: *Lietuvos Etnologija: socialinės antropologijos ir etnologijos studijos* 2001, Nr. 1 (10), S. 99-117, hier S. 116.

rückte auch diejenige der Kuren in den Aufmerksamkeitsradius der litauischen Öffentlichkeit.⁵⁸

Das Kulturerbe des Memelgebiets wurde dabei als integraler Teil einer heidnischen litauischen Vergangenheit interpretiert, wobei der christliche und deutsche Anteil an der örtlichen Geschichte ausgespart wurden.⁵⁹ In den Kontext der Sowjetideologie wurde die solchermaßen national vorselektierte regionale Volkskultur, genauso wie die litauische Folklore insgesamt, als Kultur der ‚werk tätigen Massen‘ integriert.⁶⁰

Die stilistische und motivische ‚Toleranz‘ der Bildpublikationen, in denen zwar künstlerisch-experimentelle Aufnahmen gezeigt werden konnten wie auch solche, die eine nostalgische, national-romantisch interpretierbare Note anstimmten, endete jedoch dort, wo die Kritik am System offensichtlich gewesen wäre – etwa in Bildern von Umweltverschmutzung, vom Verfall oder vom sozialen Rand der Gesellschaft. Auf Kritik konnte höchstens indirekt aus ambivalent wirkenden Aufnahmen geschlossen werden, die nicht dem jubelnd Fröhlichen huldigten, sondern auf die Vergänglichkeit des Dargestellten hinzudeuten schienen.

Wie Raminta Jurėnaitė betont, wurde das Stilmittel der humanistischen Fotografie mit ihrer Ablehnung der Inszenierung und nachfolgenden Bildbearbeitung in der Litauischen SSR auch als politisches Statement gegenüber der geschönten Version von Realität gewählt, wie sie die propagandistische Bildwelt vorführte.⁶¹ Damit haftete den Aufnahmen der „Litauischen fotografischen Schule“, noch gesteigert durch ihr Interesse für das Ländliche (verstanden als das authentisch Litauische), die Aura des moralisch Überlegenen an, des wahrhaftigen Dokuments im Gegensatz zur Propagandalüge. So ist es verständlich, dass die Aufnahmen dieser Richtung auch als Ausdruck eines indirekten Widerstands gegen die Ideologie der okkupierenden Sowjetregierung gewertet wurden.⁶²

Auch wenn diese Lesart zweifelsohne legitim ist, fragt sich jedoch, wie es trotzdem möglich war, dass die „Litauische fotografische Schule“ zur dominanten fotografischen Instanz nicht nur der Republik, sondern zu einem im In- und Ausland gezeigten festen Bestandteil der ‚offiziellen‘ sowjetischen Fotografie werden konnte.⁶³

⁵⁸ PELEIKIS, *Tourism* (wie Anm. 1), S. 107.

⁵⁹ Ebenda, S. 107, S. 111.

⁶⁰ Ebenda, S. 111.

⁶¹ RAMINTA JURĖNAITĖ: *Reclaiming the Salt of the Earth. Lithuanian Photography Reconsidered*, in: *Beyond Memory. Soviet Nonconformist Photography and Photo-Related Works of Art*, hrsg. von DIANE NEUMAIER, New Jersey 2004, S. 247-255, hier S. 248.

⁶² Ebenda, S. 247.

⁶³ Der Erfolg der „Litauischen fotografischen Schule“ hing maßgeblich mit ihrer Institutionalisierung durch die Gründung des Litauischen Vereins für Fotokunst (*Lietuvos fotografijos meno draugija*) zusammen. Vgl. hierzu VYTAUTAS MICHELKEVIČIUS: *The Lithuanian SSR Society of Art Photography (1969–1989). An Image Production Network*, Vilnius 2011.

Neben der Ausblendung alles offen Kritischen im motivischen Bereich und verharmlosenden Bildunterschriften und Begleittexten,⁶⁴ hinter denen das sozialkritische Potential einiger Bilder unbemerkt bleiben konnte, ist die Antwort in erster Linie wohl in der Ästhetik der Fotografien und der mit ihr verbundenen ideellen Orientierung zu suchen: Trotz des national-nostalgischen Subtextes der Motive waren die Aufnahmen der „Litauischen fotografischen Schule“ unter dem stilistischen Nenner der humanistischen Reportagefotografie kompatibel mit den Anforderungen des Systems, da diese Fotografien eine grundsätzlich positive und versöhnliche Bildaussage förderten. Letztendlich mögen sie mit ihrer Ästhetik mehr systemstabilisierend als herausfordernd gewirkt haben.

SUMMARY

*Between Selling Socialism and Homeland
Nostalgia: Photographic Books about the
Lithuanian Coast (1960s and 1970s)*

In the 1960s, when Soviet tourism became a mass phenomenon, the Lithuanian coast was one of its primary destinations. The peninsula of the Curonian Spit, praised throughout the USSR for its unique scenic beauty, and the region of Klaipėda had one major fault: they had previously belonged to Germany.

With the help of photographic books that were published in the Lithuanian SSR from the middle of the 1950s to the 1970s, this article discusses the visual strategies applied in order to adapt this historically contested territory to the representational requirements of the socialist present.

After the incorporation of the region into Soviet-Lithuania, attempts were made to distinguish its visual representation from the earlier 'bourgeois' one. Drawing on the repertoire of socialist iconography, images of work and construction replaced the subjects present in the older homeland photography (*Heimatfotografie*).

Since the 1960s a more liberal political climate enabled a partial appropriation of the past with subjects predominantly depicting historical architecture and elderly people, namely Curonians. Another change was the extension of imaginary to images of leisure and family life in the style of humanist photojournalism, and to pictures presenting an urban lifestyle close to Western advertising photography.

⁶⁴ JURĖNAITĖ, Reclaiming the Salt of the Earth (wie Anm. 61), S. 248.

Aimed at the Soviet public, such pictures of socialist prosperity served as the visual promise of better future living standards. Additionally, in the context of the cultural Cold War, they demonstrated the achievements of socialism to audiences outside the communist block. Nostalgic representations of the old town of Klaipėda as well as portraits of aged Curonian fishermen and peasant women were paralleled in the late 1960s by the fresh interest in ethnography and heritage conservation in Lithuania. Against this background these images seemed to capture the traditional way of life of the declining culture of rural Lithuania, allegedly attacked by collectivisation, melioration and urbanisation processes that were typical of the Soviet system. The enshrinement of village life since the late nineteenth century as a mythic cradle of Lithuanian nationhood invested the photographs with a patriotic overtone. In this respect they served as a counter image to the Soviet iconography of industrial progress and the New Man.

The interest in a national past expressed in melancholic images was in no way exclusive but rather typical for contemporary Soviet cultural life. Since the end of the 1960s, interest in pre-communist history in painting, literature and film grew. Susan Reid described the phenomenon of a stylistic and thematic engagement with the past as 'retrospectivism'. She explains the nostalgic look back as the expression of a loss of faith in the radiant communist future and in political liberalisations that effectuated a corresponding need for moral orientation.

Against this background, the photographs of the 'Lithuanian School' seem to be a component of this union-wide proceeding reflexion of universal human and cultural values. Thus they rejected the modernist promise of technical progress with its ecological, social, and moral costs that in the course of the 1970s would become more and more evident.

Finnische Touristen entdecken das sowjetische Tallinn

VON OLIVER PAGEL

Eine reguläre Fährverbindung zwischen Tallinn bzw. Reval und Helsinki wurde bereits 1898 eröffnet.¹ Ende der 1930er Jahre kamen jährlich eine beträchtliche Zahl an finnischen und, gleichwohl in geringerem Umfang, auch schwedische Touristen nach Estland. Nach Angaben des finnischen Außenministeriums reisten 1937 mehr als 26 000 Fahrgäste mit dem Schiff aus Helsinki nach Tallinn, mit dem Flugzeug kamen 5 230 finnische Bürger an. Zwei Jahre später belief sich die Zahl der Schiffsreisenden auf 31 776 und die Zahl der Fluggäste auf 6 441.² Zum Vergleich sei angeführt, dass die Sowjetunion im Jahre 1939 von nur 3 244 Finnen besucht wurde.³ Das letzte Mal lief die finnische Fähre „Suomi“ in Richtung Tallinn am 7. Oktober 1939 aus.⁴ Danach wurde eine reguläre Verbindung zwischen den beiden Ländern für 26 Jahre unterbrochen. Während der Regierungszeit Iosif V. Stalins durften sowjetische Durchschnittsbürger, zu denen seit 1940 auch Bürger der Estnischen SSR zählten, auch nicht ins Ausland reisen.

Im russischen Kontext schälte sich bereits seit dem 19. Jahrhundert ein spezielles Verständnis von „Tourismus“ heraus. Unter dem Begriff *turizm* verstand man in erster Linie physische kollektive Aktivität, wobei in verschiedenen Bewegungsformen (Wandern, Fahrradtouren, Orientierungsübungen) historische Orte oder Sehenswürdigkeiten in der Natur angesteuert werden konnten. Diese Bedeutung lag auch dem *turizm* in der

¹ PEKKA LEHTONEN: Raha ratkaisi Tallinnan ja Helsingin laivayhteyden [Das Geld entschied über die Fährverbindung zwischen Tallinn und Helsinki], in: *Kansan Uutiset*, 1.4.2014.

² Niirala-Värtsilän rayanylityspaikka (Neuvostoliitto) tilastollinen päätoimisto [Grenzübergang Niirala-Värtsilän (Sowjetunion), Statistikamt] (undatiert), in: Archiv des finnischen Außenministeriums (*Ulkoasiainministeriön arkisto*, Helsinki), Bestand 87C, Bl. 68. Zu den schwedischen Touristen, die Ende der 1930er Jahre nach Estland kamen, vgl. jetzt TORTEL JANSSON: Estland – Schwedens erstes Mallorca in den 1930er Jahren, in: *Tourismus im Ostseeraum*, hrsg. von KARSTEN BRÜGGMANN, Lüneburg 2012 (Nordost-Archiv, 20 [2011]), S. 111-145.

³ Niirala-Värtsilän rayanylityspaikka (wie Anm. 2).

⁴ ALLAR VIVIK: Laevaliin Tallinnast Helsingisse avas eestlastele unistuste maailma [Die Fährlinie aus Tallinn nach Helsinki eröffnete den Esten die Tür zur Traumwelt], in: *Õhtuleht*, 16.7.2005. Seit Anfang Oktober 1939 waren die estnischen Hoheitsgewässer in Folge des Sowjetisch-Estnischen Beistandspaktes vom 28. September unter Kontrolle der sowjetischen Marine.

Sowjetunion zugrunde, der 1949 offiziell zu einer Form des Sports erklärt wurde.⁵ Die gemeinschaftliche Stärkung des Organismus und die Erweiterung des eigenen Horizonts mithilfe der sowjetischen Errungenschaften z.B. auf dem Gebiet der Architektur oder den Naturschönheiten der Heimat sollten das kollektive Bewusstsein der Sowjetbürger für die Kräfte sensibilisieren, die dem Kommunismus entgegenstrebten, und die Besonderheit der Sowjetunion und ihre Überlegenheit im Vergleich zum kapitalistischen Westen demonstrieren. Dies entsprach auch dem Ansatz des sowjetischen Chefideologen Andrej V. Ždanov, der die Errungenschaften der russischen und der sowjetischen Gesellschaft betonte und gegen die Ergebnisbedenkungen gegenüber der westlichen Kultur wetterte. Der spätstalinistische *turizm* konnte nur in den Grenzen der UdSSR durchgeführt werden.⁶ Im Gegensatz dazu stand der *otdych* (Erholung), der der Rekreation der Arbeitsfähigkeit diente und meist unter medizinischer Begleitung in speziellen Kurorten oder Sanatorien organisiert wurde.⁷

Stalin und sein Umkreis besuchten kaum je einmal westliche Länder und hatten faktisch keine Vorstellung von den dortigen Lebensverhältnissen. Nach Stalins Tod wurde die „friedliche Koexistenz“ zur neuen offiziellen außenpolitischen Doktrin der Sowjetunion erhoben. In diesem Kontext kam es auch zu ersten Schritten, das abgeriegelte Land dem Ausland zu öffnen. Um die Mitte der 1950er Jahre wurde Ausländern erlaubt, Moskau, Leningrad und einige Sowjetrepubliken Zentralasiens zu besuchen.⁸ Ab 1954 kamen erste Reisen ausgewählter sowjetischer Wissenschaftler und Kulturschaffender ins Ausland zustande.⁹ Während diese Auslandsreisen auf offizielle Delegationen beschränkt blieben, gelangte schon im Herbst 1955 eine erste sowjetische Touristengruppe nach Schweden. Zu ihr zählten gewöhnliche Sowjetbürger, die das Geld für eine solche teure Auslandsreise aufbringen konnten. Dass das Regime nun etwas zu propagieren begann, was kurz zuvor noch undenkbar war, darf als grundsätzlicher Bruch mit der Vergangenheit angesehen werden.¹⁰

Seit 1954 zeichnete sich als ein für die Sowjetunion neues Phänomen auch der Auslandstourismus (*inostrannyj turizm*) ab, während sich *turizm* unter Einschluss des *otdych* auf die innersowjetische Erholungsreise zu beziehen begann. Zu einer einheitlichen Definition des Begriffs Auslandstourismus kam es jedoch nie. Bis 1956 galten alle Personen als „Auslandstouristen“ (*inostrannyj turist*), die die Dienste und organisierten Reisen der

⁵ ANNE GORSUCH: There is No Place Like Home: Soviet Tourism in Late Stalinism, in: *Slavic Review* 62 (2003), Nr. 4, S. 760-785, hier S. 763.

⁶ Ebenda, S. 763f.

⁷ Ebenda, S. 765.

⁸ MATI GRAF: Kalevipoja kojutulek. 1978. aasta poliitilisest pööripäevast 1988. aasta Suveräänsusdeklaratsioonini [Kalevipoegs Heimkehr. Von der politischen Wende des Jahres 1978 bis zur Souveränitätserklärung von 1988], Tallinn 2008, S. 144.

⁹ ANNE GORSUCH: All This is Your World: Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin, Oxford 2011, S. 13.

¹⁰ Ebenda, S. 12f.

staatlichen Reiseagentur *Inturist* in Anspruch nahmen. Da jedoch nicht alle Ausländer über *Inturist* einreisten, galt diese Definition als ungenügend.¹¹ Daneben war die 1963 von der UNO angenommene Bestimmung im Umlauf, der zufolge solche Personen als Auslandstouristen zu gelten hatten, die ein Land besuchen, in dem nicht ihr eigentlicher Wohnort lag, egal aus welchem Grund, abgesehen von Dienstreisen (inklusive Studium), die vom besuchten Staat finanziert wurden.¹² Die Dauer des Besuchs wurde auf die Dauer von 24 Stunden bis zu sechs Monaten festgelegt.¹³ Ausgehend von den sowjetischen Zollvorschriften und den Bestimmungen des Außenhandelsministeriums wurden einreisende Ausländer in zwei Gruppen eingeteilt: a) Personen, die aus persönlichen Gründen in die UdSSR reisten (Kuraufenthalt, Urlaub von Sowjetbürgern, die im Ausland arbeiten, Verwandtenbesuch); b) Auslandstouristen (darunter auch Transitreisende).¹⁴ Auch in Bezug auf die Bewegungsfreiheit und die Regelung des Grenzübertritts von Ausländern gab es zwei Kategorien: Einreisetourismus (ausländische Staatsbürger, die als Auslandstouristen in das Land einreisen) und Ausreisetourismus (sowjetische Staatsbürger, die in den Westen oder in die sozialistischen Länder reisen).¹⁵

Allerdings bereitete das Fehlen einer Definition des Auslandstourismus keine größeren Probleme, denn weitaus wesentlicher war dessen Instrumentalisierung, d.h. sein praktischer politischer und wirtschaftlicher Nutzen. So sollten die ausländischen Besucher zum einen ideologisch beeinflusst werden, indem ihnen auf Exkursionen oder bei organisierten Gesprächsrunden der progressive Charakter der sowjetischen Ordnung vorgeführt wurde.¹⁶ Zum anderen ging es um Deviseneinkünfte, durch die das Geld, das für den Import ausgegeben wurde, zurückverdient und die Zahlungsbilanz im Gleichgewicht gehalten werden konnte.¹⁷

In der Sowjetunion beschäftigten sich mit dem Empfang und der Betreuung der ausländischen Reisenden diverse Behörden: Neben *Inturist* waren auf diesem Gebiet aktiv das Jugendreisebüro *Sputnik* und der Zentralrat der Gewerkschaften, der für die Reisen von Sowjetbürgern ins Ausland zuständig war. Die meisten ausländischen Touristen gelangten über *Inturist* in die UdSSR.

¹¹ VARDAN BAGDASARJAN u.a.: Sovetskoe „zazerkal’e“. Inostrannyj turizm v SSSR v 1930–1980-e gody [Das sowjetische „Spiegelland“. Der Auslandstourismus in der UdSSR in den 1930er – 1980er Jahren], Moskau 2007, S. 92.

¹² AGO RAUDSEPP: Välisturistide õigusliku seisundi küsimusi NSV Liidus [Fragen des rechtlichen Status von Auslandstouristen in der UdSSR]. Diplomarbeit Universität Tartu 1974, S. 13.

¹³ Ebenda.

¹⁴ Ebenda, S. 32.

¹⁵ PEEP KESKKÜLA: Turismi olukorras ja edasiarendamise teedest ENSV-s [Über den Zustand des Tourismus und die Wege seiner Weiterentwicklung in der Estnischen SSR]. Diplomarbeit Universität Tartu 1971, S. 21.

¹⁶ BAGDASARJAN u.a., Sovetskoe „zazerkal’e“ (wie Anm. 11), S. 91, 107.

¹⁷ RAUDSEPP, Välisturistide õigusliku seisundi küsimusi (wie Anm. 12), S. 8.

In diesem Artikel sollen solche Personen unter der Kategorie „Auslandstourist“ fallen, auf die die folgenden Kriterien zutreffen: a) sie haben für eine Gruppenreise die Dienste von *Inturist* in Anspruch genommen; b) ihr Ziel war der Tourismus und keine persönlichen Angelegenheiten; c) ihre Reise stand nicht in Zusammenhang mit offiziellen Delegationen oder Staatsbesuchen; d) die Dauer der Reise war unter sechs Monaten.

Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts sind unzählige Artikel und Bücher zum Thema des Kalten Krieges geschrieben worden. Es gehört damit sicher zu den Themen, die das Interesse der Historiker am meisten fesseln. Allerdings handelt es sich dabei meist um traditionelle Ansätze, in denen die „hohe Politik“ oder der Gegensatz der Supermächte, die Diplomatie, die Aufrüstung und regionale Konflikte im Mittelpunkt stehen. Erst in den letzten Jahren wurde der Rolle des Tourismus in diesem Kontext mehr Aufmerksamkeit gewidmet, doch hat sich bislang das Interesse der Autoren auf Auslandsreisen von Sowjetbürgern und deren Abenteuer in der kapitalistischen Welt oder auf den binnensowjetischen Tourismus konzentriert.¹⁸ Sehr viel weniger Forschungen gibt es demgegenüber zu den Ausländern, die seit Mitte der 1950er bis zum Beginn der 1980er Jahre in die UdSSR gereist sind, auch sind ihre Erinnerungen an diese Besuche nicht gesammelt. Auch wenn der Ostseeraum als einheitlicher Geschichtsraum zwanzig Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs von der akademischen Forschung wiederentdeckt wird, hat der Tourismus in dieser Region erst wenig Aufmerksamkeit erfahren.¹⁹ Bei der Abfassung des vorliegenden Artikels, der diese historiografische Lücke wenigstens zum Teil zu füllen versucht, wurden estnische und finnische Archivmaterialien genutzt. Zu ihnen zählen die Akten der Auslandstourismusverwaltung beim Ministerrat der Estnischen SSR²⁰, der Tallinner Filiale von *Inturist*²¹ und einzelne Bestände aus dem Finnischen Staatsarchiv²² sowie dem Archiv des Finnischen Außenministeriums.

¹⁸ Siehe GORSUCH, *All This is Your World* (wie Anm. 9); BENEDIKT TONDERA: Der sowjetische Tourismus in den Westen unter Nikita Chruschtschow 1955–1964, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 61 (2013), S. 43–64; DIANE P. KOENKER: *Club Red. Vacation Travel and the Soviet Dream*, Ithaca und London 2013.

¹⁹ Siehe KARSTEN BRÜGGEMANN: Einleitende Überlegungen zu einer Geschichte des Tourismus im Ostseeraum am Beispiel der russischen Revalreise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Tourismus im Ostseeraum* (wie Anm. 2), S. 9–34, hier S. 18f.

²⁰ Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn, künftig ERA), Fond R-2288. Hier befinden sich z.B. der Schriftwechsel der Führung der Estnischen SSR mit der Hauptverwaltung für Auslandstourismus, die dem sowjetischen Ministerrat in Moskau beigeordnet war, diverse Bestimmungen und Anordnungen sowie statistische Übersichten.

²¹ ERA, Fond R-2136. Hierzu zählen z.B. die Berichte über den Service, den ausländische Gäste vor Ort erhielten und statistische Übersichten.

²² Hierzu zählen z.B. die Akten der Finnisch-Sowjetischen Freundschaftsgesellschaft, darunter vor allem deren Estland-Abteilung.

Die Ankunft des „Weißen Schiffs“

Zwischen der Estnischen SSR und Finnland gab es in den ersten Nachkriegsjahren praktisch keine Kontakte. Alle Entscheidungen über die Beziehungen dieser beiden Länder wurden in Moskau getroffen, wobei die Führung der Estnischen SSR kein Mitspracherecht hatte. Nachdem die Sowjetunion für Ausländer geöffnet worden war, trafen auch in der Estnischen SSR erste Gäste aus dem Ausland ein. Um die Mitte der 1950er Jahre war ihre Zahl jedoch noch gering: 1956 kamen 212 Ausländer nach Estland, von denen 79 aus den so genannten kapitalistischen Ländern stammten. Leider geben die Quellen keinen weiteren Aufschluss über die Herkunft der Gäste. Im Jahre darauf trafen 22 Delegationen (1958: 28) mit insgesamt 298 (215) Personen ein, von denen 277 (193) aus Finnland kamen.²³ Nachdem 1954 Freundschaftsbeziehungen zwischen Helsinki und Moskau aufgenommen worden waren, kam es 1955 zu einer Städtepartnerschaft zwischen Kotka und Tallinn, 1956 folgten Vaasa und Pärnu.²⁴ Im Sommer 1957 wurde in Tallinn der erste finnisch-estnische Leichtathletik-Länderkampf der Nachkriegszeit abgehalten, der mit einem finnischen Sieg (122:103) endete.²⁵ Ungeachtet der Zunahme der Zahl der ausländischen Gäste war bis zur Mitte der 1960er Jahre die Zahl der Besucher aus Finnland in Estland nach wie vor gering (ob sich darunter Bürger anderer Länder befanden, geben die Quellen nicht her). Tallinn wurde jährlich von durchschnittlich 300 bis 400 finnischen Touristen besucht.²⁶ So waren von 618 Auslands-touristen, die 1961 Tallinn besuchten, 352 Finnen.²⁷ Unter den Touristen aus den kapitalistischen Ländern stellten die Finnen den größten Anteil.

Bis zur Mitte der 1960er Jahre bestanden die Touristengruppen aus Finnland, die über Vermittlung von *Inturist* in die Estnische SSR reisten, überwiegend aus Vertretern spezifischer Berufe (Landwirte, Lehrer, Ärzte, Techniker). Ihnen wurden neben einem Stadtrundgang in Tallinn auch „Spezialexkursionen“ samt Besuchen von „fortschrittlichen“ Kolcho-sen und Industriekomplexen angeboten, bei denen auch Treffen mit est-nischen Kollegen stattfanden.²⁸ Diese Kommunikation wurde durch den

²³ GORSUCH, All This is Your World (wie Anm. 9), S. 13.

²⁴ Suomalais-Neuvostoliittolainen kauppakamari [Finnisch-Sowjetische Handelskammer] (undatiert), in: Finnisches Staatsarchiv (*Kansalisarkisto*, Helsinki, künftig: KA), Bestand Suomi-Neuvostoliitto Seura [Finnisch-Sowjetische Gesellschaft] (künftig SNS), Akte 56, Bl. 5f.

²⁵ PEKKA LILJA, KULLE RAIG: Urho Kekkonen ja Eesti [Urho Kekkonen und Estland], Tallinn 2007, S. 214.

²⁶ GRAF, Kalevipoja kojutulek (wie Anm. 8), S. 149.

²⁷ Ülevaade välituristide liikumisest ja teenindamisest perioodil märts-oktoober 1961 [Übersicht über die Bewegung der Auslandstouristen und für sie erbrachte Dienstleistungen in der Periode März – Oktober 1961], 31.10.1961, in: ERA, R-2136/1/9, Bl. 8, 21-21v, 32.

²⁸ Kotka linna delegatsioon Tallinnas 5.–11. november 1958 [Die Delegation der Stadt Kotka am 5.–11. November 1958] (undatiert), in: ERA, R-2206/1/23, Bl. 17.

vergleichbaren kulturellen Hintergrund und das Fehlen der Sprachbarriere erleichtert. Solche Reisegruppen bezeichnete man als „Spezialgruppen“, und sie sind nicht zu verwechseln mit den offiziellen Delegationen, die kleiner waren, allerdings auch an solchen „Spezialexkursionen“ teilnehmen konnten. Bei solchen halbamtlichen Delegationen, den so genannten „Spezialgruppen“ und den für sie organisierten „Spezialexkursionen“ kann man von einer Art politischen Tourismus sprechen.²⁹

Der Anteil der finnischen Touristengruppen, die nicht aus Vertretern bestimmter Berufskategorien bestanden, sondern aus gewöhnlichen Reisenden, die nicht an den „Spezialexkursionen“ teilnahmen und nur Tallinn besuchten, war gering: Solche Gäste aus Finnland besuchten hauptsächlich Leningrad, Moskau und die Schwarzmeerregion.³⁰ 1958 besuchten 215 Ausländer die Estnische SSR, unter denen 90 als gewöhnliche Touristen bezeichnet werden können: Von ihnen kamen 82 aus den sozialistischen Ländern und die übrigen acht kamen aus Finnland, Schweden und Großbritannien.³¹ Finnen, die nach Tallinn wollten, mussten mit der Bahn über Leningrad anreisen,³² was für gewöhnliche Touristen recht umständlich war. Daher blieb Tallinn ein eher unattraktiver Zielort. 1963 kamen 168 088 ausländische Touristen in die Sowjetunion (davon 76 362 aus kapitalistischen Ländern): Zu den populärsten Reisezielen zählten Moskau (118 247 Touristen), Leningrad (82 721), Kiev (36 721), Odessa (30 133), Soči (29 128), Jalta (24 060), Minsk (15 402), Suchumi (13 155), Batumi (8270), L'viv (7565), Charkiv (6039), Tbilisi (4464), Volgograd (2489) und Samarkand (987).³³ Tallinn gehörte somit nicht zu den beliebtesten Reisezielen für ausländische Gäste.

Im März 1964 kam der finnische Präsident Urho Kaleva Kekkonen (1900–1986) zu einem inoffiziellen Besuch in die Estnische SSR. In Zusammenhang damit ist die Legende entstanden, dass die Wiederherstellung des Fährverkehrs zwischen Estland und Finnland im Sommer 1965 ihm zu

²⁹ AUVO KOSTIAINEN: Mass Tourists, Groups and Delegates: Travel from Finland to the Soviet Union from 1950 to 1980, einsehbar unter dem URL: <http://www.genealogia.fi/emi/art/article242e.htm> (letzter Zugriff 22.9.2013).

³⁰ Während 1955 gerade einmal 2 500 finnische Touristen in die Sowjetunion kamen, stieg ihre Zahl 1966 auf 50 000 an. AUVO KOSTIAINEN: The Vodka Trail: Finnish Travellers' Motivation to Visit the Former Soviet Union, einsehbar unter dem URL: <http://www.genealogia.fi/emi/art/article263e.htm> (letzter Zugriff 26.12.2012). Zum Vergleich: 1966 wurde die Sowjetunion von 50 000 finnischen Touristen besucht; 1974 belief sich ihre Zahl bereits auf 178 000.

³¹ MATI GRAF, HEIKKI ROIKO-JOKELA: Vaarallinen Suomi. Suomi Eestin Kommunistisen puolueen ja Neuvoston-Viron KGB:n silmin [Das gefährliche Finnland. Finnland in den Augen der Estnischen Kommunistischen Partei und des KGB], Jyväskylä 2004, S. 57.

³² Inturisti marsruut number 1 (44) Leningrad-Tallinn [Inturist-Route Nr. 1 (44) Leningrad-Tallinn], 10.10.1959, in: ERA, R-2136/1/2, Bl. 56.

³³ Ülevaade 1963. aastal NSVL-i külasthanud välituristide teenindamisest [Übersicht über die Dienstleistungen, die für die Auslandstouristen erbracht wurden, die im Jahre 1963 die UdSSR besuchten] (undatiert), in: ERA, R-2288/2/7, Bl. 11f.

verdanken sei. Auch wenn er darauf gewissen Einfluss ausgeübt haben dürfte, wurde der endgültige Beschluss in Moskau gefasst. Der finnische Präsident sagte während seiner Visite kein Wort über die Wiederherstellung des Fährverkehrs, wenngleich sich diese Absicht aus einem Interview, das er dem estnischen Fernsehen gab, mittelbar herauslesen lässt:

„Nunmehr ist mit großer Befriedigung zu betonen, dass die führenden Staatsmänner, Regierungen und Beamten Finnlands und der Sowjetunion sehr gut zusammengearbeitet haben und es natürlich darauf ankommt, dass die Kooperation ständig weiterentwickelt wird. Aber dies allein reicht selbstverständlich nicht. Die Zusammenarbeit sollte dahingehend entwickelt werden, dass sie sich zu einem gegenseitigen Umgang des finnischen und estnischen Volkes ausweitet und zur Förderung des gegenseitigen Verständnisses beiträgt. In den letzten Jahren konnten in dieser Hinsicht bemerkenswerte Fortschritte verzeichnet werden (...), wir haben die Grundlage für einen recht lebhaften Touristenaustausch zwischen Finnland und der Sowjetunion gelegt. Aus Finnland reisen Tausende Touristen nach Leningrad und auch an fernere Orte, und es wäre besonders wünschenswert, dass ein solcher Touristenaustausch auch zwischen Finnland und Estland zustande käme, wenn die Verbindungswege weniger kompliziert und kürzer würden. Ich bin sicher, dass in dem Fall Tausende und Abertausende Finnen zu einem Besuch in Estland bereit wären.“³⁴

Die Idee, zwischen Helsinki und Tallinn eine ständige Schiffsverbindung einzurichten, wurde jedoch nicht erst während des Besuchs von Kekkonen entwickelt, sondern war in Finnland³⁵ und in der Estnischen SSR offensichtlich bereits in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre aufgekommen.³⁶ Der sowjetische Botschafter in Finnland von 1951 bis 1959, Viktor Lebedev, hatte sie indes schon 1956 mit der Begründung zurückgewiesen, dass nur steinreiche Kapitalisten solch eine Fähre bräuchten, um in Tallinn Partys zu veranstalten. Anscheinend befürchtete der Botschafter, dass westliche Spione oder Exil-Esten so in die Estnische SSR einreisen könnten. Auch die entsprechenden Anregungen seitens der finnischen Kommunisten und der Stadt Kotka liefen ins Leere und wurden in den Moskauer Machtkorridoren unter den Teppich gekehrt.³⁷ Als der finnische Außenminister Ralf Törngren dieses Thema bei sowjetischen Offiziellen 1960 erneut ansprach, wurde ihm ohne weitere Begründung erwidert, der Transport zwischen der Estnischen SSR und Finnland könne nur über die Bahnverbindung nach Leningrad erfolgen.³⁸

³⁴ LILJA, RAIG, Urho Kekkonen ja Eesti (wie Anm. 25), S. 214.

³⁵ Auf finnischer Seite unterstützten diesen Gedanken etwa der finnische Automobilverein („Yleinen Autoliitto“) und die Reederei „Suomen Hyörylaiva Oy“.

³⁶ LEHTONEN, Raha ratkaisi (wie Anm. 1).

³⁷ LILJA, RAIG, Urho Kekkonen ja Eesti (wie Anm. 25), S. 172.

³⁸ LEHTONEN, Raha ratkaisi (wie Anm. 1).

Für den Widerstand des Kreml gegen die Einrichtung einer direkten Fährverbindung dürften folgende Gründe ausschlaggebend gewesen sein: An erster Stelle wurde befürchtet, dass die Finnen (insbesondere aber eventuelle westliche Spione unter ihnen) militärische Geheimnisse wie z.B. den Tallinner Kriegshafen der Baltischen Flotte sehen und sensible Informationen an die NATO weitergeben könnten. Noch im Februar 1965, kurz bevor die endgültige Entscheidung zur Eröffnung der Linie fiel, erklärte der neue sowjetische Parteichef Leonid Brežnev dem finnischen Präsidenten Kekkonen, dass man bei der Eröffnung der Fährlinie unbedingt auf den Schutz militärischer Geheimnisse Rücksicht nehmen müsse.³⁹ Dabei verwies Brežnev auf den stellvertretenden Verteidigungsminister Admiral Sergej Gorškov (1910–1988), den der Umstand Probleme bereitete, dass auf dem Territorium des Tallinner Hafens, der zugleich einen Teil des Kriegshafens bildete, eine Kaserne lag. Man konnte Gorškofs Sorgen verstehen: Wie sollten militärische Geheimnisse auch bewahrt werden, wenn zehn Meter von den Kriegsschiffen entfernt ein Schiff mit westlichen Touristen vor Anker geht?⁴⁰

Zweitens gab es in Tallinn keine Möglichkeit für die Unterbringung einer größeren Anzahl von ausländischen Touristen, da die entsprechende Infrastruktur veraltet war und einer Modernisierung bedurfte; außerdem war die Stadt durch den Krieg stark beschädigt worden.⁴¹ Auf das Problem der geringen Bettenkapazität wiesen die Behörden der Estnischen SSR wiederholt auch die finnischen Vertreter hin.⁴² Noch 1962 gab es in Tallinn insgesamt nur drei Hotels, von denen zwei im 19. Jahrhundert („Toome“ und „Balti“⁴³) und eines („Palace“) 1937 gebaut worden waren. Die staatliche sowjetische Reiseagentur *Inturist* eröffnete 1963 in Tallinn ein neues Hotel („Tallinn“).⁴⁴ Nur „Tallinn“ und das „Palace“ galten als geeignet für die Aufnahme von Ausländern.⁴⁵

Drittens schließlich hätte die Einrichtung der Fährlinie für Moskau bedeutet, dem Staatshaushalt der Estnischen SSR finanzielle Mittel zuzuweisen, da ein geeignetes Schiff benötigt wurde. Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre zeigte der Kreml jedoch kein Interesse an Investitionen in die Entwicklung des Tourismus in der Estnischen SSR, da sie als ein für ausländische Touristen unbedeutender Zielort angesehen wurde.⁴⁶ Angesichts des Umstands, dass es den zentralen Organen der Touris-

³⁹ LILJA, RAIG, Urho Kekkonen ja Eesti (wie Anm. 25), S. 173.

⁴⁰ LEHTONEN, Raha ratkaisu (wie Anm. 1).

⁴¹ Ebenda.

⁴² Brief von Toivo Karvonen, dem Hauptsekretär der Finnisch-Sowjetischen Freundschaftsgesellschaft, Mai 1960, in: KA, SNS, Akte 88.

⁴³ Die Hotels wurden bei der Errichtung der Sowjetmacht umbenannt; ihre ursprünglichen Namen waren „St. Petersburg“ und „Imperial“.

⁴⁴ GORSUCH, All This is Your World (wie Anm. 9), S. 66f.

⁴⁵ GRAF, ROIKO-JOKELA, Vaarallinen Suomi (wie Anm. 31), S. 57.

⁴⁶ Vladimir Višnjakov, der stellvertretende Chef von *Inturist* in Moskau, an Eerik Liim, den Leiter der Tallinner *Inturist*-Filiale, 28.6.1961, in: ERA, R-2136/1/7, Bl. 17.

musbranche in Moskau darauf ankam, an Gästen aus dem kapitalistischen Ausland möglichst viel Devisen zu verdienen, bedeutete die bisherige niedrige Zahl an Gästen (inklusive der Finnen) auch geringere Deviseneinnahmen.⁴⁷ Vladimir Ankudinov, der Leiter von *Inturist* in den Jahren 1947 bis 1968, war der Ansicht, dass der Auslandstourismus als Devisenquelle für die Sowjetunion dienen sollte. Er erklärte 1965 den Tourismus zu einer „Wunderindustrie“, die dem sowjetischen Staatshaushalt jährlich Millionen von Dollar einbringen könne.⁴⁸

Mit der Zeit erkannten auch hohe Beamte von *Inturist* und der Hauptverwaltung für Auslandstourismus, die dem Ministerrat der Sowjetunion unterstellt war, dass durch den ständigen Anstieg der Zahl der Touristen, die Leningrad und Moskau besuchten, auch die Devisenumsätze zunahmen. In Anbetracht dessen war Moskau bemüht, den auswärtigen Gästen neue Zielorte anzubieten und die Auswahl an Dienstleistungen zu erweitern. Der Kreml begriff zudem, dass es auch auf zuverlässige Transportverbindungen ankam, wenn man Touristen aus dem Ausland anlocken wollte und auf Möglichkeiten zum Konsum.⁴⁹

Wie oben bereits erwähnt, war bis zur Mitte der 1960er Jahre die Bahnverbindung über Leningrad die einzige Reisemöglichkeit, wollte man aus Finnland nach Estland gelangen. Die komplizierte Prozedur des Grenzübertritts und die Notwendigkeit des Umsteigens machten diese Reiseform unbequem und ermüdend, vor allem für gewöhnliche Touristen. Nur diejenigen, die wirklich nach Tallinn reisen mussten, nahmen diese Strapazen auf sich.⁵⁰ Im Mai 1962 dauerte die Bahnreise aus Leningrad nach Tallinn fünfeinhalb Stunden.⁵¹ Wollten finnische Touristen die Hauptstadt der Estnischen SSR besuchen, gab es nur die Möglichkeit einer sechstägigen Tour: Je ein Tag wurde für die Reise nach und von Leningrad veranschlagt, drei Tage für Exkursionen in der Neva-Metropole und ihrer Umgebung sowie schließlich knapp zwei Tage in Tallinn.⁵² Für Urlauber, die nur nach Tallinn wollten, war dies nicht annehmbar.

Die bequemste Reisemöglichkeit für Auslandstouristen boten Fähr- und Kreuzfahrtschiffe. Bereits seit Ende der 1950er Jahre fuhren sowjetische

⁴⁷ Kotka linna delegatsioon (wie Anm. 28), Bl. 17.

⁴⁸ SHAWN SALMON: Marketing Socialism: Inturist in the Late 1950s and Early 1960s, in: Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism, hrsg. von ANNE E. GORSUCH und DIANE P. KOENKER, Ithaca 2006, S. 186-204, hier S. 192f.

⁴⁹ Ebenda, S. 192-198; SAKARI NUPPONEN: Viru hotell ja tema aeg [Das Hotel Viru und seine Zeit], Tallinn 2007, S. 16f.

⁵⁰ Ebenda, S. 16.

⁵¹ Der Zug, der um 17.00 Uhr abfuhr, kam um 22.30 Uhr am Zielbahnhof an. Siehe KA, Bestand SNS, Akte 54 (Eero Salmi und Uno Salminen an die Vertretung des Bezirks des finnisch-sowjetischen Freundschaftsvereins, 18.5.1962).

⁵² Välisturistidele näidatavate objektide nimekiri Tallinnas [Liste der Objekte in Tallinn, die den Auslandstouristen gezeigt werden], 19.7.1961, in: ERA, R-2136/1/9, Bl. 10f.

Kreuzfahrtschiffe nach London, Kopenhagen, Athen und in andere Zielhäfen.⁵³ Man kann annehmen, dass in Zusammenhang mit der Einrichtung dieser Linien auch Vorbereitungen für die Inbetriebnahme der Route Tallinn-Helsinki getroffen wurden. Als sich der Vorsitzende des Exekutivkomitees der Stadt Tallinn, Johannes Undusk, während der Partnerstadttage 1962 in Kotka aufhielt, erklärte er einem ungenannten finnischen Kollegen, dass die geplante Renovierung des Tallinner Passagierhafens spätestens bis Ende 1965 vollendet sein werde. Danach sei die Stadt bereit, Touristen aus Helsinki zu empfangen. Auch während des Besuchs von Kekkonen in der Estnischen SSR versicherte der Mitarbeiter der *Inturist*-Filiale in Tallinn, Valter Tuhk, dass Tallinn in den kommenden Jahren für die Aufnahme von Touristen bereit sei.⁵⁴

Der Ministerrat der UdSSR beschloss die Einrichtung einer direkten Fährverbindung zwischen Tallinn und Helsinki am 6. März 1965.⁵⁵ Aus der Schwarzmeer-Passagierflotte übergab man der Estnischen Seereederei Ende Mai das für küstennahe Reisen gedachte Kleinschiff „Artek“,⁵⁶ das auf der Werft in Loksa schnell umgebaut wurde.⁵⁷ Anfang Juni wurde das Schiff in „Vanemuine“ umbenannt.⁵⁸

Ihre erste Reise aus Tallinn nach Helsinki machte die „Vanemuine“ am 7. Juli, unter den Reisenden waren neben Undusk auch der Bildungsminister der Estnischen SSR, Ferdinand Eisen, und der Schriftsteller Ralf Parve, der als Vorsitzender der estnischen Abteilung der Finnisch-Sowjetischen Freundschaftsgesellschaft fungierte.⁵⁹ Am nächsten Tag kehrte das Schiff mit wichtigen finnischen Politikern aus Helsinki zurück – zu ihnen zählten der finnische Außenminister, Ahti Karjalainen, und der stellvertretende Parlamentsvorsitzende, Paavo Aitio. Am 9. Juli lief das finnische Schiff „Wellamo“ in den Tallinner Hafen ein.⁶⁰ Für die Esten war die Ankunft des finnischen Schiffs in Tallinn von besonderer Bedeutung, da sie ja die Wiedererrichtung der finnisch-estnischen Kulturbrücke über den Eisernen Vorhang hinweg und in gewisser Weise die reale Ankunft des legendären „Weißen Schiffs“⁶¹ bedeutete. In der sowjetischen Presse wurde die Ein-

⁵³ GORSUCH, *All This is Your World* (wie Anm. 9), S. 140f.

⁵⁴ LEHTONEN, *Raha ratkaisu* (wie Anm. 1).

⁵⁵ NUPPONEN, *Viru hotell* (wie Anm. 49), S. 10.

⁵⁶ NSVL-i merelaevanduse ministri käskkiri nr 107 [Anordnung Nr. 107 des Ministers für Seeschiffverkehrsverwaltung der UdSSR], 4.6.1965, in: ERA, R-982/11/146, Bl. 184.

⁵⁷ GRAF, *Kalevipoja kojutulek* (wie Anm. 8), S. 147.

⁵⁸ NSVL-i merelaevanduse ministri käskkiri (wie Anm. 56).

⁵⁹ KULLE RAIG: *Pikk teekond lähedale: Naapuriksi vapaa Viro* [Eine lange Reise in die Nähe: Das freie Estland als Nachbar], Tartu 2012, S. 22.

⁶⁰ GRAF, *Kalevipoja kojutulek* (wie Anm. 8), S. 147.

⁶¹ Das „Weiße Schiff“ sollte die Anhänger einer religiösen Erweckungsbewegung in den 1860er Jahren, geführt von „Prophet Maltsvet“ (Juhan Leinberg), in ein besseres Land bringen, was vor dem Hintergrund der einsetzenden Umsiedlung einiger Esten nach Sibirien und in den Kaukasus zu sehen ist. Anfang des 20. Jahrhunderts durch den Schriftsteller Eduard Vilde popularisiert, wurde das „Weiße

richtung der Fährlinie den finnischen Kommunisten zugeschrieben, die Pekka Lehtonen zufolge in früheren Jahren tatsächlich das Thema einer direkten Verbindung sowohl in Finnland als auch in der Kommunikation mit der KPdSU von Zeit zu Zeit aufgegriffen hatten.⁶² Zugleich muss jedoch betont werden, dass die tatsächliche Eröffnung der Fährlinie in keiner Weise mit dem Lobbying der finnischen Kommunisten verbunden war. Moskau ging von seinen eigenen wirtschaftlichen Erwägungen aus.

Die Schiffe verkehrten täglich zwischen Tallinn und Helsinki. Ab 1966⁶³ dauerte die Fährsaison von Anfang Mai bis Ende September.⁶⁴ Durch diese Verbindung vergrößerte sich bald die Zahl der Touristen aus Finnland, die eine Reise in die Estnische SSR unternahmen. Von allen Gästen aus dem Ausland, sowohl aus den kapitalistischen als auch den sozialistischen Ländern, die Estland besuchten, kamen etwa 80% per Schiff in Tallinn an.⁶⁵

Bereits im Jahre 1965 besuchten Estland per Schiff 8 894 Finnen⁶⁶, 1967 belief sich ihre Zahl auf 15 325⁶⁷ und 1975 bereits auf 61 700.⁶⁸ Diese Zahlen zeugen von der Entwicklung eines finnischen Massentourismus in der Estnischen SSR. Leider sagen die vorhandenen Quellen nichts darüber aus, ob es sich bei diesen Gästen um Finnen oder Bürger anderer Staaten handelt. In den Jahren 1971 bis 1975 besuchten Estland 182 400 Gäste aus Finnland, die beinahe 60% aller Gäste aus dem Ausland und etwa 80% der aus kapitalistischen Ländern stammenden Touristen ausmachten. Von 1965 bis 1975 kamen insgesamt 261 200 finnische Touristen in die Estnische SSR.⁶⁹ In der ersten Hälfte des Jahres 1972 wurde Moskau von 113 984, Leningrad von 99 916, Tallinn von 14 075 und Kiev von 12 369 Touristen aus kapitalistischen Ländern besucht.⁷⁰ Somit war Tallinn eines der populärsten Reiseziele für ausländische Touristen geworden; es stand in

Schiff“ zu einer Metapher für die Rettung aus bedrängter Lage, die zu Anfang des Kalten Krieges im Widerstand gegen die Sowjetisierung wiederbelebt wurde und sich dann auf die Fährverbindung mit Helsinki übertrug.

⁶² LEHTONEN, Raha ratkaisi (wie Anm. 1).

⁶³ 1965 war das Schiff nur drei Monate aktiv (Juni bis August).

⁶⁴ Niirala-Värtsilän rayanylityspaikka (wie Anm. 2).

⁶⁵ Väliturismist Eesti NSV-s. ENSV Teaduste Akadeemia majandusinstituudi aruanne aastast 1971 [Über den Auslandstourismus in der Estnischen SSR. Bericht des Instituts für Wirtschaftswissenschaft der Akademie der Wissenschaften der ESSR vom Jahr 1971] (undatiert), in: ERA, R-2347/3/1068, Bl. 11.

⁶⁶ Eerik Liim an den Stellvertretenden Leiter von *Inturist* in Moskau, Viktor Bojčenko, 7.1.1966, in: ERA, R-2288/2/12, Bl. 1. Hierin ging es um eine Übersicht über die Entwicklung des Auslandstourismus im Jahre 1965.

⁶⁷ Ülevaade tööst välituristidega ENSV-s 1967. aastal. Tabel Eestit 1967. aastal külastanud välituristide kohta [Übersicht über die Arbeit mit Auslandstouristen in der ESSR im Jahre 1967. Eine Tabelle der Auslandstouristen, die im Jahre 1967 Estland besuchten], 9.1.1968, in: ERA, R-2288/2/23, Bl. 4.

⁶⁸ Väliturismist vabariigis 1975. aastal [Von dem Auslandstourismus in der Republik im Jahre 1975], 17.2.1976, in: ERA, R-2288/2/51, Bl. 7.

⁶⁹ Ebenda.

⁷⁰ Ülevaade välituristide külastatavusest liiduvabariikide ja linnade kaupa 1972. aasta esimesel poolaastal [Übersicht über die Besuche der Auslandstouristen je

Hinblick auf die Zahl der Besucher aus dem Ausland an dritter Stelle in der Sowjetunion. Betrachtet man aber die Zahl der ausländischen Gäste pro 1 000 Einwohner, so belegte Estland unter den Sowjetrepubliken den ersten Platz.⁷¹

Verglichen mit der Lettischen und der Litauischen SSR war die Estnische SSR unter den finnischen Touristen mit Abstand das beliebteste Reiseziel, wozu wie schon in der Zwischenkriegszeit die geografische und sprachliche Nähe beitrug. Als die Moskauer Zentrale nach der Eröffnung der Fährlinie zwischen Tallinn und Helsinki dem Ministerrat der Estnischen SSR den Vorschlag unterbreitete, den ausländischen Touristen nach ihrer Ankunft eine Exkursion in die Lettische SSR anzubieten, wurde diese Idee mit der Begründung abgelehnt, dass finnische Touristen bereits in der Vorkriegszeit kein Interesse an einem Besuch Rigas gezeigt hätten, weshalb es schwierig sein dürfte, ihnen Lettland nahezubringen.⁷² Natürlich kann nicht ausgeschlossen werden, dass die estnische Führung mögliche Konkurrenz im Keim ersticken wollte. Sie konnte kein Interesse daran haben, dass die Lettische SSR von den ausländischen Touristen profitierte, die nach Tallinn kamen.

Offiziell durften sich ausländische Touristen nur in Tallinn aufhalten. Wenngleich 1967 auch Pärnu, Viljandi und Tartu für Ausländer geöffnet wurden, war es verboten, diese Städte auf eigene Faust zu besuchen oder dort zu übernachten. Wer sich das Land außerhalb der Hauptstadt ansehen wollte, musste für die private Fahrt eine Sondergenehmigung einholen und bei *Inturist* ein Auto samt Fahrer und Reisebegleiter mieten. Bis zum Jahr 1971 durften Ausländer in Viljandi und Pärnu nicht übernachten und mussten nach Tallinn zurückkehren.⁷³ Erst ab 1971 durften sie in Viljandi oder Pärnu für eine Nacht in einem örtlichen Hotel bleiben.⁷⁴ Es war ihnen nicht erlaubt, die Nacht bei Bekannten oder Verwandten zu bringen.⁷⁵ Eine andere, weitaus einfachere und kostengünstigere Möglichkeit war es, an mehrtägigen *Inturist*-Busexkursionen nach Viljandi und Pärnu teilzunehmen, in deren Verlauf auch stadtnahe Kolchosen oder Sowchosen besucht wurden.⁷⁶ Die Touristen mussten zusammen mit dem Reiseleiter

nach Sowjetrepubliken und Städten im ersten Halbjahr 1972], 7.9.1972, in: ERA, R-2288/2/35, Bl. 39.

⁷¹ Välisturismist Eesti NSV-s (wie Anm. 65).

⁷² Eerik Liim an den *Inturist*-Chef Vladimir Ankudinov, 2.11.1965, in: ERA, R-2288/2/9, Bl. 65.

⁷³ Reisimine ja kontaktid, sõidud Eestisse [Reisen und Kontakte, Fahrten nach Estland], in: http://www.nommevalitsus.org/index.php?option=com_content&view=article&id=7312&Itemid=99&lang=en (letzter Zugriff 30.12.2013).

⁷⁴ Sergej Nikitin, stellvertretender Leiter von *Inturist* in Moskau, an Roman Nitim, den Leiter der Auslandstourismusverwaltung der ESSR, 15.12.1971, in: ERA, R-2288/2/32, Bl. 61.

⁷⁵ Reisimine ja kontaktid (wie Anm. 73).

⁷⁶ Välisturismi üldmarsruudid ENSVs 1967. aastal [Allgemeine Routen des Auslandstourismus in der ESSR im Jahre 1967] (undatiert), in: ERA, R-2288/1/7, Bl. 2,

in örtlichen Hotels übernachten; es war ihnen nicht erlaubt, die Nacht bei Bekannten oder Verwandten zu verbringen.⁷⁷ Tartu konnte nur einen Tag lang besucht werden – übernachten musste man in Tallinn. Dies lag hauptsächlich daran, dass es in der Nähe von Tartu einen Flugplatz für sowjetische Langstreckenbomber gab. Obgleich nicht einmal der KGB dagegen war, dass Ausländer in Tartu übernachteten,⁷⁸ sprach sich die Militärführung dagegen aus.⁷⁹ Es fehlt zwar an Zahlenangaben darüber, wie viele finnische Touristen Pärnu, Viljandi und Tartu besuchten, doch war das Interesse an solchen Exkursionen durchaus vorhanden.⁸⁰

Da sich die Zahl der Touristen, die aus Finnland in die Estnische SSR reisten, aufgrund der direkten Fährverbindung erhöhte, zeigte sich bald, dass die „Vanemuine“ für die Fahrgastbeförderung nicht ganz geeignet war. Der technischen Dokumentation zufolge sollte sie 250 Passagiere aufnehmen, doch gab es auf dem Schiff nur für 120 Fahrgäste Platz. Dessen ungeachtet hatte das Schiff immer mindestens 250 Menschen an Bord und war somit oft überlastet. Wegen Raummangels gab es auf dem Schiff weder eine Garderobe noch die Möglichkeit, eigene Sachen aufzubewahren; auch die Bar und das Restaurant waren zu klein. Für 250 Passagiere gab es auf dem Schiff nicht genügend Sitzplätze, weshalb einige Fahrgäste gezwungen waren, während der ganzen Reise zu stehen.⁸¹

Daher zogen es die Touristen aus Finnland vor, auf finnischen Schiffen zu reisen. Zwischen 1965 und 1967 verkehrten zwischen Tallinn und Helsinki neben der „Vanemuine“ drei finnische Schiffe, die „Wellamo“, die „Ariadne“ und die „Silja II“. Allerdings stellte die finnische Seite 1967 die reguläre Fährverbindung ein, da sie im Unterschied etwa zu den florierenden Linien zwischen Finnland und Schweden⁸² nicht profitabel war.⁸³ Dieser Rückzug der Finnen rettete die sowjetische Seite vor dem wirtschaftlichen Kollaps,⁸⁴ hatte die Estnische Seereederei doch nun ein Monopol auf der Linie Tallinn-Helsinki. 1967 wurde die „Vanemuine“ durch das 1960 in Leningrad gebaute Motorschiff „Tallinn“ ersetzt, das 247 Passagiere an Bord nehmen konnte.

Durch die finnischen Touristen erhöhte sich der Zufluss an Devisen beträchtlich. Während die Estnische SSR 1966 912 500 Devisenrubel an

10f, 16f.

⁷⁷ Reisimine ja kontaktid (wie Anm. 73).

⁷⁸ Jurij Andropov, stellvertretender Vorsitzender des KGB, an den Ministerrat der UdSSR, 10.7.1967, in: ERA, R-1/5/742, Bl. 54.

⁷⁹ Der Generalstab der Streitkräfte der UdSSR an den Ministerrat der UdSSR, 8.7.1967, in: ERA, R-1/5/742, Bl. 55.

⁸⁰ Der Ministerrat der ESSR und die Kommunistische Partei Estlands an den Ministerrat der UdSSR, 17.6.1967, in: ERA, R-1/5/742, Bl. 52.

⁸¹ Eerik Liim an Viktor Bojčenko (wie Anm. 66), Bl. 2.

⁸² HENRIK MEINANDER: Soome ajalugu [Geschichte Finnlands], Tallinn 2012, S. 215.

⁸³ NUPPONEN, Viru hotell (wie Anm. 49), S. 10.

⁸⁴ Ülevaade (wie Anm. 67), Bl. 2.

den ausländischen Touristen verdiente,⁸⁵ so war diese Summe ein Jahr später auf 950 600 Devisenrubel angewachsen.⁸⁶ Der Großteil davon entfiel auf die Gäste aus Finnland. Die Moskauer Hauptverwaltung für den Auslandstourismus und der ihr übergeordnete sowjetische Ministerrat kontrollierten die aus dem Tourismus in die Sowjetrepubliken fließenden Deviseneinnahmen und die damit verbundene Erfüllung der Pläne für die Valutabeschaffung. So nahm der Zufluss an Devisen in die Estnische SSR von Jahr zu Jahr zu, weshalb die Moskauer Hauptverwaltung nun auch bereit war, größere finanzielle Mittel für die Entwicklung und Modernisierung der Infrastruktur bereitzustellen. 1972 wurde in Tallinn in finnisch-sowjetischer Kooperation das *Inturist*-Hotel „Viru“ mit 463 Hotelzimmern eröffnet, das in den Jahren 1969 bis 1972 von finnischen Arbeitern nach Plänen der estnischen Architekten Mart Port und Henno Sepman errichtet worden war.⁸⁷ Die Qualität der Ausführung und der Baumaterialien, die zum Teil aus dem Westen kamen, gewährleisteten den Hotelgästen einen Komfort, der mit dem im kapitalistischen Ausland vergleichbar war. In den Tallinner *Inturist*-Hotels „Viru“ und „Tallinn“ durften sich nur Ausländer aufhalten.⁸⁸ Erst ab Ende der 1980er Jahre konnten hier auch Sowjetbürger untergebracht werden.

Die Einrichtung einer ständigen Fährverbindung und die Eröffnung des Hotels „Viru“ gehörten zu den wichtigsten Faktoren, die die Zahl der finnischen Touristen in der Estnischen SSR ansteigen ließen.⁸⁹ Die geografische Nähe zwischen Finnland und Estland sowie die sprachlichen und kulturellen Ähnlichkeiten waren weitere Ursachen, die das Interesse finnischer Touristen an einer Reise nach Tallinn weckte.⁹⁰ So nahm in den 1960er Jahren die Zahl der finnischen Touristen in der Sowjetunion insgesamt rasch zu⁹¹, wovon ein Großteil auf die Estnische SSR entfiel.

⁸⁵ Die UdSSR erzielte insgesamt 1966 42,6 Millionen Rubel an Auslandsdevisen mit den ausländischen Touristen. Siehe ENSV väliturismi valitsuse ülevaade ENSV ministrite nõukogule tööst välituristidega 1967. aastal [Übersicht der Auslandstourismusverwaltung der ESSR an den Ministerrat der ESSR über die Arbeit mit Auslandstouristen 1967], 9.1.1968, in: ERA, R-1/5/776, Bl. 38-39. Bei den Devisenrubeln handelte es sich um eine sowjetische behördliche Verrechnungseinheit für ausländische Währungen.

⁸⁶ Ülevaade tööst välituristidega ENSV-s 1967. aastal. Majandusaasta tulemused [Übersicht über die Arbeit mit Auslandstouristen in der ESSR im Jahre 1967. Ergebnisse des Wirtschaftsjahres], 9.1.1968, in: ERA, R-2288/2/23, Bl. 31.

⁸⁷ GORSUCH, *All This is Your World* (wie Anm. 9), S. 67.

⁸⁸ NUPPONEN, *Viru hotell* (wie Anm. 49), S. 3.

⁸⁹ Ülevaade ENSV Ministrite Nõukogule tööst välituristidega vabariigis 1972. aastal [Übersicht an den Ministerrat der Estnischen SSR über die Arbeit mit den Auslandstouristen in der Republik im Jahre 1972], 5.1.1973, in: ERA, R-1/5/887, Bl. 4.

⁹⁰ Ülevaade välituristide viibimisest ENSV-s 1974. aastal [Übersicht über den Aufenthalt von Auslandstouristen in der Estnischen SSR im Jahre 1974], 13.1.1975, in: ERA, R-2288/2/48, Bl. 4.

⁹¹ KOSTIAINEN, *The Vodka Trail* (wie Anm. 30). 1966 besuchten insgesamt 50 000 finnische Touristen die UdSSR, 1974 belief sich ihre Zahl bereits auf 178 000.

Während in den 1950er Jahren die Sowjetunion jährlich von etwa 2 000 bis 3 000 Finnen besucht wurde, so stieg diese Zahl in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre auf 50 000 bis 60 000.⁹²

Wodkatouristen auf dem Weißen Schiff

Erfolgte die Fahrgastbeförderung zwischen Tallinn und Helsinki anfangs nur von Mai bis Ende September, so wurde die Line ab 1975 ganzjährig in Betrieb genommen.⁹³ Am Ende der 1960er Jahre konnte man die Touristen aus Finnland in fünf unterschiedliche Gruppen einteilen. Hierbei sei allerdings angemerkt, dass diese Kategorien vom Autor dieses Artikels stammen und nicht von *Inturist* gebraucht wurden: a) durchreisende Touristen; b) Kreuzfahrttouristen; c) Spezialgruppen; d) Exilesten; e) gewöhnliche Touristen.

a) Durchreisende Touristen aus Finnland fuhren über Tallinn weiter in andere Städte der Sowjetunion bzw. in die Kurorte am Schwarzen Meer.⁹⁴ Da sie in der Regel nicht die vor Ort angebotenen touristischen Dienstleistungen in Anspruch nahmen, erstellte die *Inturist* in Tallinn keine sie betreffenden Statistiken, weshalb keine Angaben zu ihrem Anteil an der Gesamtzahl der Gäste aus Finnland vorliegen.

b) Kreuzfahrttouristen verbrachten in Tallinn höchstens einen Tag,⁹⁵ übernachteten auf dem Schiff und speisten an Bord. Da auch sie von den Dienstleistungen der Hotels von *Inturist* in Tallinn keinen Gebrauch machten, sollten sie wenigstens für die von ihm organisierten kostenpflichtigen Stadtexkursionen gewonnen werden.⁹⁶ Über den Anteil der Finnen an der Gesamtzahl der Kreuzfahrttouristen in Tallinn liegen keine zuverlässigen Angaben vor. So liefen z.B. 1977 84 sowjetische und westliche Kreuzfahrtschiffe mit 27 200 Kreuzfahrttouristen in den Tallinner Hafen ein; ein Jahr später war die Zahl der Schiffe auf 78 und die Zahl der Passagiere auf 20 800 gesunken.⁹⁷

c) Die bereits erwähnten Spezialgruppen besuchten ihre estnischen Kollegen und – im sowjetischen Kontext – fortschrittliche Landwirtschafts- und Industriebetriebe.⁹⁸ Diese Gruppen wurden als wichtiges politisches

⁹² KOSTIAINEN, Mass Tourists (wie Anm. 29).

⁹³ ENSV väliturismi valitsuse ülevaade tööst välituristidega NSVL-i väliturismi peavalitsusele [Übersicht der Verwaltung für Auslandstourismus der Estnischen SSR über die Arbeit mit Auslandstouristen an die Hauptverwaltung für Auslandstourismus der UdSSR], 29.1.1981, in: ERA, R-2288/2/71, Bl. 6.

⁹⁴ Väliturismist Eesti NSV-s (wie Anm. 65), Bl. 12.

⁹⁵ Ebenda, Bl. 18.

⁹⁶ Ebenda, Bl. 8.

⁹⁷ Ülevaade tööst välituristidega 1976 [Übersicht über die Arbeit mit Auslandstouristen 1976], 26.1.1977, in: ERA, R-2288/2/55, Bl. 34f.

⁹⁸ Im Mai 1970 besuchten finnische Spezialisten und Gewerkschaftsvertreter den Mustersowchos in Saku sowie das Forschungsinstitut für Viehzucht und

Mittel zur Beeinflussung Finnlands angesehen. Sowjetische Behörden gingen im Idealfall davon aus, dass diese Reisenden auf Grundlage dessen, was sie im Lande hörten und sahen, in Finnland sowjetfreundliche Propaganda betreiben würden. Während die Zahl der gewöhnlichen Touristen ständig zunahm, blieb die Anzahl der Spezialgruppen durch die Jahre hindurch stabil.⁹⁹ 1974 stellten diese Spezialgruppen unter den 42 920 Touristen aus Finnland 20%.¹⁰⁰

d) Bei den Exil-Esten handelte es sich vorwiegend um Menschen aus Schweden, den USA, Kanada, Großbritannien und der BRD, die Estland während des Zweiten Weltkrieges verlassen hatten und seit der zweiten Hälfte der 1960er Jahre die Gelegenheit nutzten, ihre Heimat über Finnland als Touristen zu besuchen. 1967 besuchten 512 Exilesten die Estnische SSR, 262 davon kamen aus Schweden, 88 aus den USA, 69 aus Finnland, 45 aus Kanada, 34 aus der BRD und 14 aus Großbritannien. Sie machten in diesem Jahr unter den 15 333 Gästen aus Finnland 0,45% aus.¹⁰¹ Viele von ihnen hatten zuvor ein Visum für die Sowjetunion beantragt, um ihre Familienangehörigen und Verwandten in der Estnischen SSR zu besuchen – weshalb sie, wie erwähnt, offiziell nicht als Touristen zählten –, doch war ihnen in manchen Fällen vom ihrem sowjetischen Konsulat die Einreise verweigert worden. Als Alternative bot es sich nun an, mithilfe eines finnischen Reisebüros ein *Inturist*-Reisepaket in die Estnische SSR zu erwerben. Auf diese Weise konnten sie, wenn sich nicht doch noch der KGB einschaltete, um die Einreise zu verhindern, ein sowjetisches Touristenvisum erhalten, das von der sowjetischen Botschaft in Finnland an das jeweilige finnische Reisebüro ausgestellt wurde.¹⁰² Diese Kategorie von Touristen blieb jedoch klein. In den Archivquellen aus den 1970er Jahren, die für diesen Artikel untersucht worden sind, kommt sie nicht mehr vor.

e) Als gewöhnliche oder Durchschnittstouristen bezeichnete die sowjetische Bürokratie solche Gäste, denen es während ihres Aufenthalts in erster Linie auf Erholung, Entspannung und Besichtigung der Sehenswürdigkeiten ankam. Als Motivation für die Reise kamen aber zweifellos

Veterinärmedizin in Tartu. Välisturismi valitsuse ülevaade ENSV Ministrite Nõukogule välisturistide viibimisest ENSV-s perioodil 8.–30.6.1970 [Übersicht der Verwaltung für Auslandstourismus an den Ministerrat der ESSR über den Aufenthalt der Auslandstouristen in der ESSR in der Periode 8.–30.6.1970] (undatiert), in: ERA, R-1/5s/817, Bl. 265. In Tallinn wurden die Textilfabrik „Marat“ und das Tallinner Wohnungsbaukombinat besucht. Vgl. die von derselben Dienststelle erstellte Übersicht über den Aufenthalt der Auslandstouristen in der ESSR in der Periode 1.–20.7.1970, in: ERA, R-1/5s/817, Bl. 297.

⁹⁹ KOSTIAINEN, *Mass Tourists, Groups and Delegates* (wie Anm. 29).

¹⁰⁰ Ülevaade (wie Anm. 90), Bl. 5.

¹⁰¹ Ülevaade töööst välisturistidega ENSV-s 1967. aastal. Spetsiaalgruppidest osavõtjad [Übersicht über die Arbeit mit Auslandstouristen in der ESSR im Jahre 1967. Mitglieder der Spezialgruppen], 9.1.1968, in: ERA, R-2288/2/23, Bl. 27.

¹⁰² Eerik Liim an Viktor Bojčenko, 30.11.1962, in: ERA, R-2288/2/4, Bl. 20; Eerik Liim an Sergej Nikitin, 6.7.1961, in: ERA, R-2288/2c/3, Bl. 29.

auch die niedrigen Preise für Alkohol sowie die vergleichsweise billigen Restaurants und Bars in Frage. In den 1970er Jahren bildeten solche Touristen unter den nach Estland reisenden Finnen bereits die Mehrheit. Mit der Zunahme ihrer Zahl ging indes die Entstehung des Schwarzmarktes in der Estnischen SSR einher, und der so genannte Alkoholtourismus nahm seit der zweiten Hälfte der 1970er Jahre erhebliche Ausmaße an. Finnen, die sich in Tallinns billigen Bars und Restaurants ihre Zeit vertrieben, nannte man „Wodkatouristen“. Während manche von ihnen nur an den eigenen Konsum dachten – Alkohol war in Finnland teuer und nur in speziellen Geschäften erhältlich –, bauten sich andere aktiv ein kommerzielles Netzwerk auf, wobei sie auf dem Schwarzmarkt, d.h. meist auf den Straßen der Stadt, Rubel für Devisen kauften und westliche Kleidungsstücke oder Produkte wie Jeans, Tennisschuhe oder Damenstrumpfhosen verkauften.¹⁰³

Die Attraktivität Tallinns für diese Klientel erklärte sich dadurch, dass Wodka viel leichter zugänglich und um einiges preiswerter war als in Finnland. Mit dem Konsum günstiger alkoholischer Getränke wurde schon während der Anreise auf dem Schiff begonnen, sodass ein Teil der Touristen bereits bei der Ankunft in Tallinn betrunken war. Wegen der vielen Alkoholkonsumenten wurde die Fährlinie Tallinn-Helsinki bald „Wodkalinie“ genannt.¹⁰⁴ Der Alkoholkonsum auf dem Schiff bedeutete aber zugleich einen großen Zufluss an Devisen für die Estnische Seereederei, da die Touristen ihre Einkäufe mit Finnmark bezahlten.¹⁰⁵ Nach ihrer Ankunft in Tallinn führte sie ihr Weg meist in eine Bar oder einen Devisenshop, wo Wodka und Snacks gekauft wurden, die sie danach im Hotelzimmer zu sich nahmen. Die Tallinner wunderten sich Kulle Raig zufolge immer wieder über die große Vorliebe der finnischen Touristen für Wodka.¹⁰⁶ Dass finnische Touristen bei den Einheimischen großes Interesse weckten, ist wenig verwunderlich, da Ausländer in einer sowjetischen Stadt stets etwas Neues darstellten. Zudem bot sich die Möglichkeit, mit ihnen eventuell in näheren Kontakt zu kommen, wobei manche in erster Linie ein gutes Geschäft witterten. Kein Zweifel, die große Anzahl von finnischen Touristen verlieh Tallinn ein „westliches“ Gepräge.¹⁰⁷

¹⁰³ NSVL-i ministrite nõukogu juures asuva väliturismi valitsuse juhataja käskiri nr. 68c [Anordnung Nr. 68c des Leiters der dem Ministerrat der Sowjetunion unterstellten Verwaltung für Auslandstourismus], 14.12.1965, in: ERA, R-2288/2/9, Bl. 89ff.

¹⁰⁴ Reisimine ja kontaktid (wie Anm. 73).

¹⁰⁵ Roman Nittim an den Ministerrat der ESSR, 17.2.1976, in: ERA, R-2288/2/51, Bl. 48.

¹⁰⁶ RAIG, PIKK TEEKOND LÄHEDALE (WIE ANM. 59), S. 25.

¹⁰⁷ Siehe GORSUCH, All This Is Your World (wie Anm. 9), S. 49-78, über die Estnische SSR als das sowjetische „Ausland“ – auch ohne finnische Touristen.

Zusammenfassung

Die bis 1939 regelmäßig verkehrende Fährlinie zwischen Tallinn und Helsinki wurde im Resultat des Krieges und der sowjetischen Annexion erst 26 Jahre später wiedereröffnet. Während noch unter Stalins Herrschaft nicht daran zu denken war, regulären Reiseverkehr mit dem (kapitalistischen) Ausland aufzunehmen, änderte sich die Situation nach dessen Tod 1953 allmählich. Nach der Öffnung Tallinns für Ausländer pendelte sich die Touristenzahl am Ende der 1950er und zu Beginn der 1960er Jahre auf wenige Hundert pro Jahr ein, wobei die ca. 300 bis 400 jährlichen Gäste aus Finnland die weitaus stärkste Gruppe stellten.

Bis zur Mitte der 1960er Jahre waren diese Gruppen mehrheitlich jedoch aus bestimmten Berufskategorien zusammengestellt, für die „Spezialexkursionen“ in herausragende sowjetische Betriebe und Kolchosen organisiert wurden. Damit dominierte eine Form des „politischen Tourismus“, denn die Sowjetunion versuchte sich im besten Licht zu präsentieren und die Gäste von den Vorzügen des Sozialismus sowjetischer Prägung zu überzeugen. Erholungsuchende Gäste, d.h. „gewöhnliche“ Touristen, zog die Estnische SSR zu dieser Zeit kaum an. Finnische Touristen besuchten damals zumeist Leningrad, Moskau und die Schwarzmeerstrände. Die geringe Attraktivität Tallinns erklärt sich unter anderem auch daraus, dass es von Finnland aus nur über die Bahnverbindung nach Leningrad zu erreichen war, was für eine Vergnügungsreise mit Recht als zeitraubend und umständlich galt.

Als 1965 die reguläre Fährverbindung zwischen Tallinn und Helsinki wiederaufgenommen wurde, lag das vor allem daran, dass Moskau das ökonomische Potential erkannt hatte. Und tatsächlich stieg die Zahl der Touristen aus Finnland in den nächsten Jahren beträchtlich: Waren es 1965 noch 8 894, besuchten 1975 schon 61 700 Menschen Tallinn aus Finnland. Damit gehörte die Hauptstadt der Estnischen SSR zu den populärsten Zielorten der Sowjetunion und lag an dritter Stelle der von Ausländern besuchten sowjetischen Städte. Mit den Touristen aus Finnland strömte auch immer mehr an Devisen in das Land, von denen die isolierte Planwirtschaft der UdSSR in immer stärkerem Maße abhing. In Moskau folgte man daher dem Valutazustrom und der Erfüllung der entsprechenden Pläne in der Sowjetrepublik.

Seit dem Ende der 1960er Jahre lassen sich die aus Finnland in die Estnische SSR einreisenden Gäste in folgende fünf Kategorien einteilen: durchreisende Touristen, Kreuzfahrttouristen, Spezialistengruppen, Exil-Esten und gewöhnliche Touristen. Unter ihnen stellten die Letzteren das weitaus größte Kontingent. Seit den 1970er Jahren wurde unter ihnen die Gruppe der so genannten „Wodkatouristen“ immer bedeutsamer. Dies war die populäre Bezeichnung für all diejenigen finnischen Touristen, die in den billigen Bars und Restaurants Tallinns Zeitvertreib suchten, Alkohol

konsumierten, Rubel schwarz tauschten oder aber sich auf dem Schwarzmarkt zu betätigen.

Für die Estnische SSR und die UdSSR waren die finnischen Touristen zweifellos sehr nützlich im wirtschaftlichen Sinne. Auf der Makroebene erhielt Moskau über den Auslandstourismus notwendige Devisen und versuchte zugleich, mithilfe der „Spezialexkursionen“ die positiven Seiten des Sozialismus sowjetischer Prägung zu demonstrieren und die Gäste politisch zu beeinflussen. Auf der Mikroebene boten die finnischen Gäste vor allem den Tallinnern, die ja anders als die Russen Finnisch verstanden und es auch bis zu einem gewissen Grade aktiv beherrschten, vielfältige Möglichkeiten des Austausches, darunter auch der Schwarzmarkt, um die eigenen Lebensverhältnisse zu verbessern. Oft genug ergaben sich aus diesen Kontakten, die nicht immer mit dem Schwarzmarkt zu tun haben mussten, persönliche Beziehungen, die auch über das Ende der Sowjetunion hinaus Bestand haben. Zweifellos dürften diejenigen Esten, die dank ihrer Schwarzmarkttätigkeiten mit den Finnen den Kapitalismus ein Stückweit kennengelernt hatten, Erfahrungen gesammelt haben, die nach 1991 durchaus von Nutzen gewesen sein konnten.

SUMMARY

Finnish Tourists Discover Soviet Tallinn

Until 1939 there was a regular ferry connection between Finland and Estonia, bringing numerous Finnish tourists to Estonia every year: in 1937 more than 26,000 visitors arrived from Finland by ferry, two years later the numbers had increased to 31,776. After the onset of World War II and the Soviet occupation of Estonia, the ferry line between Finland and Estonia was discontinued for 26 years.

Under Stalin, ordinary Soviet citizens were not allowed to visit foreign countries. In the late 1940s, according to Soviet main ideologist Andrei Zhdanov, tourism was defined as 'sport' or 'physical activity', referring to a longer Russian tradition dating back to pre-revolutionary times. Only after Stalin's death in 1953, did the Soviet Union gradually began to open up to foreign tourism. In 1956, the Estonian Soviet Socialist Republic (ESSR) welcomed 212 foreigners, of which 79 came from capitalist countries, a year later 22 delegations of 298 visitors including 277 Finns arrived. In 1958, 28 foreign delegations came to the ESSR, a total of 215 people of which 193 were Finnish. Despite the gradual increase of foreign visitors, the number of Finnish tourists in the mid-1960s remained marginal: approximately

300-400 Finns visited Tallinn every year. Finns formed the majority of tourists from capitalist countries.

Until the 1960s Finnish delegations to the ESSR were mainly composed of communists, union leaders, left wing intellectuals, athletes, cultural activists (musicians, choir singers) and representatives of certain occupations (farmers, teachers, doctors, technicians), who were offered 'special excursions' to visit outstanding collective farms and industrial enterprises and meet Estonian colleagues of the same field. Official delegations and 'special excursions' were categorized as 'politicized' tourism.

The amount of common tourists among Finns who visited Estonia remained low: Finnish tourists traveled mainly to Leningrad, Moscow and the Black Sea region. The key reason behind this was the poor transport link between Finland and the ESSR: in the 1960s, the only possible route was the rail link via Leningrad. Complicated border procedures, transfers and crowded trains made traveling very uncomfortable and exhausting for a common tourist. If a Finnish tourist wanted to come to Tallinn, he had to prepare for a six-day journey, of which one day was spent on traveling to and back from Leningrad, three days were allocated for Leningrad and short trips to nearby areas, leaving less than two days to visit Tallinn.

A regular ferry connection between Tallinn and Helsinki was reopened in 1965, resulting in a certain increase in the numbers of Finnish tourists in the ESSR. In 1965, 8,894 Finns visited Tallinn, whereas in 1975, this figure had risen to over than 61,700. During the first half of 1972, the number of tourists from capitalist countries was in Moscow: 113,984, in Leningrad: 99,916, in Tallinn: 14,075, and in Kiev: 12,369. Therefore, Tallinn had become one of the most popular foreign tourism destinations, ranking third in the Soviet Union in terms of foreign visitors. Finnish tourists increased foreign currency inflow, on which the USSR Union was increasingly dependent because of the closed planned economy. In 1966, the ESSR earned 912,500 currency rubles from foreign tourists, a year later this sum had grown to 950,600 currency rubles, mainly attributable to the Finns' consumption in the ESSR.

Finnish tourists traveling to the ESSR may be generally divided into five categories: transit tourists, cruising tourists, 'specialist groups', Estonian exiles and common tourists. The latter group gained more importance during the 1970s. The term "common tourist" was a label given by Soviet bureaucracy to those seeking entertainment and relaxation abroad. In Tallinn in particular, some of the Finnish guests were known as "vodka tourists". These people wanted to spend their time in the city's comparably cheap bars and restaurants, consume large amounts of vodka and procure Soviet rubles from black market businessmen to purchase goods and hard drinks.

IN MEMORIAM DR. KONRAD MAIER

(28. Dezember 1958 – 2. Juni 2013)



© Karsten Brüggemann 2008

Konrad Maier war nicht nur ein hervorragender Kollege und unverzichtbarer Mitarbeiter der Redaktion, er war auch ein Freund. Auch wenn der persönliche Verlust an dieser Stelle nicht in Worte zu fassen ist: Sein vollkommen unerwarteter Tod vor bald einem Jahr hat daran nichts ändern können, dass auch diese Ausgabe der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ von seinem guten Rat profitiert hat. Und sei es nur, dass Konrad, wenn auch heute nur in Gedanken, für jedes Problem eine Lösung parat hat.

Wir sind uns dessen bewusst, dass wir mit dem Abdruck eines Vortrages, den er zwei Monate vor seinem Tod gehalten hat, seinen eigenen Ansprüchen an Veröffentlichungen unter seinem Namen womöglich nicht gerecht werden. Wenn wir es dennoch tun, dann vor allem deswegen, weil dieser Text auch in seiner Rohform viele Anregungen für die Historisierung der jüngsten estnischen Vergangenheit bereithält, die bislang vor allem Politologen vorbehalten war.

Die Redaktion

Die estnische Grüne Partei: Zwischen ökologischer Notwendigkeit und nationaler Identität

VON KONRAD MAIER (†)

Mit dem Ende der 1980er Jahre endete eine geschichtliche Epoche, die man heute als das „kurze 20. Jahrhundert“ bezeichnet – mit dem Untergang des kommunistischen Systems, das seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges einen großen Teil des europäischen Kontinents dominiert hatte. Spätestens mit dem Scheitern des Moskauer Putsches vom August 1991 war das Ende des Sowjetimperiums erreicht, gleichzeitig aber ein Neuanfang gestartet, der gerade in Ost-, Ostmittel-, Südost- und Nordosteuropa zu einer vielfältigen Welt von Nationalstaaten führte, die auch heute noch das Bild von Europa maßgeblich prägen. Und diese Staaten orientierten sich aufgrund ihrer geschichtlichen Erfahrungen mit Diktatur und Einparteiensystem an politischen Modellen, die aus dem demokratischen Teil Europas bzw. Amerikas übernommen werden konnten, ohne jedoch die eigene Geschichte, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts von parlamentarischer Demokratie geprägt gewesen war, zu vernachlässigen. Gerade im Baltikum, im Nordosten des europäischen Kontinents, ließ sich eine Entwicklung beobachten, die singulär für politischen Umbruch, für Systemveränderung schien und in Litauen, Lettland und Estland mit dem Begriff „Singende Revolution“ verknüpft ist. Innerhalb weniger Jahre gelang es den Protagonisten dieser „Revolution“, nicht nur das alte politische System von Grund auf zu verändern, sondern auch den Versuch zu

Dieser Text stellt die Grundlage eines Vortrags dar, den Konrad Maier am 6.4.2013 unter dem Titel „The Estonian Green Party. Between ecological necessity and national identity“ auf der Jahreskonferenz der International Studies Association (ISA) in San Francisco gehalten hat. Der Abdruck erfolgt mit wenigen geringfügigen Änderungen und ohne nachträglich eingefügten Anmerkungsapparat (mit der Ausnahme von wörtlichen Zitaten, die sich schnell nachweisen ließen). Der Vortragscharakter bleibt somit gewahrt. Handschriftliche Einschübe auf dem Manuskript sind *kursiv* gekennzeichnet, manche englischen Ausdrücke sind ins Deutsche übersetzt. Auslassungen sind mit (...) markiert – hier fehlen Teile des deutschsprachigen Manuskripts, die auch mit dem (kürzeren) englischsprachigen Vortragsmanuskript nicht rekonstruiert werden konnten. – Unser herzlicher Dank für die Hilfe bei dieser posthumen Veröffentlichung geht an Andrea Oppelt (Südergellersen) und Dr. Anja Wilhelmi (Lüneburg).

starten, demokratische Systeme zu entwickeln, in denen gerade die Existenz unterschiedlicher Parteien ein Garant zu sein schien für die Entwicklung freier Staaten und Nationen.

Allen voran kann Estland als der Vorreiter einer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung im Baltikum bezeichnet werden – und das nicht erst seit 1989 oder 1991. Schon während der Epoche von *glasnost* und *perestrojka* (Michail Gorbatschow) formulierte die Bevölkerung auf unterschiedlichsten Foren ihren Wunsch nach Demokratie, Freiheit und Souveränität. Und gerade hier waren es neu gegründete Parteien, die ein Diskussions- und Entscheidungsforum bildeten für neue Entwicklungen im wieder unabhängigen Staat. Neben den Versuchen, die kommunistische Partei Estlands zu reformieren, fanden sich viele Personen in Gruppierungen zusammen, die nicht ausschließlich parteipolitische Ziele kannten, sondern ganz andere weltanschauliche Überzeugungen formulieren, die sich zuerst seit 1985 in der Öffentlichkeit Bahn brachen: Fragen der eigenen Sprache, Fragen der nationalen Geschichte, der nationalen Identität, Fragen der Umwelt und natürlicher Ressourcen.

Wenige Jahrzehnte zuvor war es bereits im west- und mitteleuropäischen Raum zur Gründung von Parteien gekommen, die sich mit Themen der Umweltzerstörung bzw. -rettung beschäftigten, allen voran in der Bundesrepublik Deutschland die Grünen. Diese waren zunächst von der politischen Klasse verspottet, als Spinner und Träumer bezeichnet worden, doch war es ihnen immerhin in wenigen Jahren gelungen, das Bewusstsein der Bevölkerung für ihre Themen zu wecken und langsam dies auch in parlamentarische Präsenz umzusetzen. Dass diese Themen heute in der europäischen Parteienlandschaft quer durch alle Lager diskutiert und in Entscheidungsformen umgesetzt werden, ist nicht zuletzt ein Verdienst dieser damals noch als Randgruppe diffamierten politischen Richtung, die jetzt nicht mehr aus der Parteilandschaft wegzudenken ist.

Lässt sich diese gesellschaftliche und politische Notwendigkeit auch in den Transformationsstaaten Osteuropas nach 1989, genauer gesagt im Estland am Ausgang des 20. Jahrhunderts beschreiben, oder finden sich hier andere, wesentliche Gründe für den Aufstieg einer Partei, deren Name noch bis vor wenigen Jahren im Baltikum nur ein ungläubiges Lächeln erntete, wenn man sie in der Öffentlichkeit erwähnte. Welche Gründe lassen sich anführen für den Erfolg dieser Partei – aber auch für den Misserfolg und das Scheitern einer Bewegung, die gegenwärtig im estnischen Parteienspektrum keine Rolle mehr spielt. War der kometenhafte Aufstieg nur dem Systemwechsel nach 1989 geschuldet? War der Untergang der Partei Ausdruck individueller Machtbesessenheit? Und war der erneute Erfolg ein Reflex auf die Tagespolitik der Zeit? Und ist heute die Partei ein Opfer immer virulenter werdender Nationalismusdebatten im estnischen Staat, im gesamten Baltikum?

Im Folgenden möchte ich versuchen, darauf einige Antworten zu liefern, die ganz bewusst auch die Spezifika baltischer historischer Entwicklung berücksichtigen und erklären können, welche politischen Themen in dieser Transformationsregion des 21. Jahrhunderts erfolgreich in Wahlerfolge und Parteientwicklung umgesetzt werden.

2007 gewann die neue Grüne Partei 7,1% der Stimmen und errang 6 Sitze im *Riigikogu*, dem estnischen Parlament. Gerade drei Monate vorher, am 25. November 2006, hatte sie sich registrieren lassen, aber ihre Geschichte geht zurück auf die späten 1980er Jahre, als die Ökologiebewegung eine bedeutende Rolle bei der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Estlands spielte im so genannten Phosphorit-Krieg. Die damalige Bewegung ging an die Grenzen dessen, was Gorbachevs Sowjetunion zu tolerieren bereit war, doch verlor sie ihren Einfluss, kaum dass Estland unabhängig geworden war, und verschwand von der politischen Szenerie.

Es geht darum, die Partei in den Jahren ihrer Bildung zu untersuchen, aber auch die historischen und ideologischen Gründe zu analysieren. War die Estnische Grüne Partei ein Teil der „Neuen Linken“ Europas oder teilte sie nur den Namen mit dieser Bewegung? War/ist die Partei zu verorten im Links/Rechts-Schema der politischen Landschaft, ist sie eher post-modern oder nicht vielmehr ultra-modernistisch. *Das System kann man als Cartel Party System bezeichnen, dominiert von einer relativ kleinen Gruppe.* Im Rahmen grundlegender Systemwechsel entstehen häufig Parteien nach zwei alternierenden Mustern. Dies traf auch auf Gründungen von Grünen Parteien zu, da zum Zeitpunkt des Wandels sozialer Strukturen und sozialer Werte strukturelle Konflikte beantwortet werden müssen, Konflikte zwischen materialistischen und post-materialistischen Werten. Neue Parteien können sich nur dann durchsetzen, wenn das Parteiensystem ihnen nicht feindlich gesinnt ist (durch das Wahlsystem, 5%-Hürde, Mitgliederzahlen, Parteifinanzierung). Das war zumindest am Ende der 1980er Jahre in Estland möglich. Zwei Arten von Parteien dominieren:

– *Challenger party*: Propheten mit neuer Ideologie, die erfolgreich sind, wenn die alten Parteien in ihrer Ideologie verharren und sich nicht für neue Entwicklungen öffnen. Hier können populistische Parteien erfolgreich sein, aber auch Parteien, die sich gegen bestimmte Zeichen der Zeit (Korruption, Kriminalität, Ausländer) wenden. So kann sich auch eine Anti-Establishment-Partei als progressive Kraft erweisen. Protestwähler sind ausschlaggebend für den Erfolg der Partei, die in der Regel programmatisch eher vage aufgestellt ist.

– *Entrepreneurial party*: Ziele werden nicht bis zur letzten Konsequenz formuliert, um mögliche Wähler nicht zu verschrecken, z.B. Energiewende ohne Kostenangabe, Ökologiepolitik ohne Arbeitsplatzverluste. Einige dieser Parteien dienen fast ausschließlich dem Profit der Führer (z.B. Berlusconi) bzw. den privaten Zielen einzel-

ner. Parteipolitik wird für ihre Wähler erfolgreich, wenn etwas direkt für sie dabei herauspringt: Wahlgeschenke, Vergünstigungen.

Die E[stnischen] G[rünen] lassen sich nicht einfach klassifizieren. Das Parteimanifest und die Führer betonen den Umweltaspekt, der in der estnischen Politik immer ausgeblendet wurde. Die Grünen betonen die Notwendigkeit des *engaged citizen* und die Tätigkeit von NGOs in politischen Entscheidungsprozessen, d.h. vertreten postmoderne Werte. Ihre Wähler sind jünger, gebildeter und sozial aktiver als der Durchschnitt. Hierbei scheinen sie den westeuropäischen Grünen zu ähneln. Aber die Partei und ihre Unterstützer sind eher rechtskonservativ, in starkem Kontrast zu den mitte-links-ausgerichteten europäischen Grünen.

Das Parteimanifest ist sozial konservativ, verkündet technologische Innovationen als Allheilmittel gegen Umweltzerstörung in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem. Es gibt kaum klare Aussagen zu umweltspezifischen Themen unter den Parteimitgliedern. Man versucht Umweltaktivisten und postmoderne Wähler zu mobilisieren, mit unterschiedlichem sozialen Hintergrund, und baut auf die Attraktivität der Partei und die Desillusionierung durch das alte Parteisystem. Die Symbiose zwischen politischen und wirtschaftlichen Unternehmern wird deutlich, da die Wahlkampagne der Partei 2007 von Leuten gesponsort wurde, die im erneuerbaren Energiesektor tätig waren.

Der Erfolg der Grünen zwischen 1987 und 2011 ist wie eine Achterbahnfahrt parteipolitischer Entwicklung. Worauf gründet sich der anfängliche Erfolg? Warum der Absturz in den 1990er Jahren? Was war relevant für den Triumph von 2007? Die Entwicklung dieser gut zwanzig Jahre lässt sich in vier Phasen unterteilen

- 1) 1987–1992: Aufstieg der Ökologiebewegung und Umwandlung in eine Grüne Partei im ersten unabhängigen Parlament
- 2) 1992–2004: Absturz der Grünen Partei bis zur Auflösung
- 3) 2004–2011: Wiedergeburt der Grünen und Rückkehr ins Parlament
- 4) Seit 2011: Erneuter Untergang

* * *

1) 1987–1992: Das Auftauchen grüner Politik in Estland lässt sich mit dem Jahr 1987 festmachen, als die sowjetische Zentralregierung beschloss, großräumig den Phosphatabbau in Nordostestland durchzuführen. Dies verursachte eine überaus weitgefächerte Reaktion der Bevölkerung (...).

Estland hat keine berühmten Persönlichkeiten wie Aleksandr Solženizyn oder Andrej Sacharov, Adam Michnik oder Vaclav Havel aufzuweisen. Doch eine kleine Gruppe von Dissidenten widmete sich seit 1968 der Information über den Molotov-Ribbentrop-Pakt und versandte Aufrufe und Appelle an verschiedene internationale Organisationen. Selbst ein im Untergrund arbeitendes Magazin wurde gedruckt. Schriften estnischer

Emigranten wurden über den *samizdat* verteilt, doch blieb den Texten ein größeres Auditorium versagt, wegen der Sprachbarriere und wegen mangelnden Interesses in der Bevölkerung.

Das Jahr 1980, das Tallinn die Olympiade brachte, zeitigte Veränderungen, v.a. was den Status der estnischen Sprache anging. Die Schulcurricula sahen vor, das Russische auf breiter Basis in den Schulen einzuführen (Geheimdokument vom Dezember 1978). Dies führte zu Demonstrationen von Schülern in Tallinn, die brutal unterdrückt wurden. Ein Protestschreiben mit einer Stellungnahme zur nationalen Frage sowie der Sorge um den Fortbestand der estnischen Sprache und des estnischen Volkes wurde als so genannter „Brief der Vierzig“ bekannt, an dem vor allem linksgerichtete Intellektuelle sich beteiligten (u.a. Jaan Kaplinski, Marju Lauristin, Paul-Erik Rummo, Mati Hint, Rein Ruutsoo). Erstmals wurden die Inhalte des Briefes landesweit bekannt und führten zu einer Solidarisierungswelle in Estland. Einzelne Intellektuelle mussten jedoch mit Berufsverbot und Inhaftierung rechnen.

Um die wirtschaftliche Stagnation der Sowjetunion während der Brežnev-Ära zu beenden, wurden in Moskau gigantische Planungen betrieben. Die Phosphoritvorkommen (Düngemittel für die Landwirtschaft) der Sowjetrepublik Estland liegen in ca. 80–100 m Tiefe, wurden auf ca. 6 Mrd. Tonnen geschätzt und sollten innerhalb von vierzig Jahren bei Toolse und Rakvere im Tagebau bzw. unter Tage abgebaut werden. Zwar hätte sich dieser Abbau für Moskau gelohnt, doch bedeutete es enorme wirtschaftliche Verluste für die Region sowie unübersehbare ökologische Folgen. Einem Drittel des estnischen Territoriums drohte der Abstieg zur Industriewüste. Der Phosphoritabbau hätte die gesamte Wasserversorgung in Virumaa in Frage gestellt, da das Hochland von Pandivere hätte trockengelegt werden müssen. In einer Entfernung von ca. 150 km würden alle Brunnen austrocknen, Wasser müsste aus dem bereits stark verschmutzten Peipussee herangeführt werden. Nach Probebohrungen Mitte der 1980er Jahre waren bereits viele Gehöfte in Virumaa ohne Wasser. Durch die Grubenabwässer, die aus Kostengründen direkt in die Flüsse gepumpt werden sollten, würden die Flüsse und Seen der Region verschmutzt und somit eine Gefahr für die gesamte Ostsee bilden.

Erschwert wurden die Planungen dadurch, dass über den Phosphoriten bei Rakvere Ölschiefer liegt, für den keine Verwendung vorgesehen war. Er sollte zur Grubenauffüllung dienen oder auf Halde lagern. Bei Toolse gab es Schwarzschiefer, der gefährliche Mengen an radioaktiven Schwermetallen enthält und sich selbst entzündet, sobald er mit Luft in Berührung kommt. An der Küste würden sich schwelende Abraumhalden bilden, deren Schwefel- und Kohlenstoffemissionen die Luft verpesten würden. Schwermetalle wie Uran, Titan, Cadmium, Molybdän und Vanadium würden in die umliegenden Gewässer geschwemmt und in die

Ostsee gelangen. Eine sichere Lagerung des Schwarzschiefers sah das Sowjetministerium nicht vor.

Den Raubbau an der Natur konnten die Esten am Beispiel des Ölschieferreviers von Kohtla-Järve beobachten, das einer Mondlandschaft glich und ein ökologisches Notstandsgebiet war, in dem die Krankheitsrate 30mal über dem sowjetischen Durchschnitt lag.

Im Oktober 1986 protestieren estnische Intellektuelle, v.a. Schriftsteller; die estnischen Medien schließen sich an, drei Viertel der Bevölkerung von Rakvere sprechen sich gegen das Projekt aus, auch im Bewusstsein der staatlichen Vertuschungspolitik seit April 1986, als der Reaktor von Čornobyľ in einem Supergau explodiert war. Tausende von Unterschriften werden gesammelt, während die Akademie der Wissenschaften das Projekt (noch) befürwortet. Nach der Aula-Versammlung in der Universität Tartu vom April 1987, bei der Protestlieder gegen die Zerstörung Virumaas und des estnischen Nordostens gesungen werden, werden bei den Mai-Feierlichkeiten Plakate enthüllt, die verkünden: „Aus Phosphoriten kann man kein Brot machen“ und „Phosphorite, nein danke“. Die sowjetischen Behörden stellen sich taub, obwohl im Land selbst der Protest sich bei Rockfestivals, Chorabenden und Solistenkonzerten Bahn bricht. Endel Lippmaa, international bekannter Physiker, spricht vom „größten Verbrechen dieses Jahrhunderts“. Nachdem bekannt wird, dass ab 1990 mit dem Abbau der Phosphorite begonnen werden soll, zwingt der Sturm der Entrüstung in der Öffentlichkeit das zuständige Republikministerium, das estnische Plankomitee und selbst den Ministerrat in Tallinn, in Moskau auf den Verzicht dieses gigantischen Projekts zu drängen. Es werden Aussagen über die Willkür der Zentralministerien und über die Gefahr für das nationale Überleben laut, so dass Moskau zum Einlenken bereit ist: Das Projekt wird zur weiteren Überprüfung zurückgestellt.

Dieser erste Erfolg schuf in Estland einen Solidarisierungseffekt, und die Ökologiediskussion wurde schnell abgelöst von der Frage nach dem Schutz der estnischen nationalen Kultur, die in ihrer Existenz gefährdet schien, und nach den „weißen Flecken“ in der Geschichte Estlands. *In weiteren Verlauf der Singenden Revolution kaum noch ökologische Themen! Estn. Natur ist nicht identitätsbestimmend für Dissidenten, auch nicht für Bevölkerung!*

Bereits am 15. August 1987 wurde von ehemaligen politischen Gefangenen die Estnische Gruppe für die Veröffentlichung des Molotov-Ribbentrop-Paktes (MRP-AEG – *Molotov-Ribbentropi Pakti Avalikustamise Eesti Grupp*) gegründet. Vertreter des US-Kongresses hatten auf Initiative der Gruppe hin die Genehmigung von Protestkundgebungen zum 48. Jahrestag des Paktes am 23. August erbeten. Auf sowjetischer Seite gab man dem Drängen nach, so dass sich zu Füßen des Tallinner Dombergs, im Hirvepark, eine Menschenmenge versammeln konnte, um an das bislang vehement geleugnete Geheimprotokoll der beiden Diktaturen zu erinnern. Unter den Augen der massiv vertretenen sowjetestnischen Miliz verlief die

Versammlung ohne Konflikte. Die Estnische KP sowie die Presse verurteilten diese Versammlung aufs schärfste, einer der Führer der Gruppe (Tiit Madisson) wurde zur Emigration gezwungen.

Nur einen Monat später, am 26. September 1987, wurde im KP-Organ in Tartu, in der Tageszeitung „Edasi“ (Vorwärts), von führenden Vertretern der Parteintelligenz (allen voran Edgar Savisaar und Siim Kallas – Personen, die uns auch heute noch bekannt sein dürften: Savisaar ist Oberbürgermeister Tallinns, Kallas, damals Leiter des estnischen Gewerkschaftsbundes, ist heute EU-Kommissar für Verkehr und Vizepräsident der EU-Kommission) ein Konzept veröffentlicht, das die wirtschaftliche Selbstverwaltung Estlands, unabhängig von der Sowjetunion und mit Elementen der westlichen Marktwirtschaft ausgestattet, vorsah. (...)

[Bei Fortsetzung der sowjetischen Politik wurde] irreparabler Schaden an der Umwelt (...) befürchtet, wobei diese Politik sehr schnell – auch von den Grünen – als ethnische Diskriminierungspolitik empfunden und diskreditiert wurde (gegen die estnische Bevölkerung, Ausbeutung zum Nutzen des russisch-sowjetischen Staates). Das Sowjetmodell industrieller Entwicklung nahm keine Rücksicht auf Umwelt und basierte auf dem Zustrom von Arbeitskraft aus Russland (Einwanderung, Russifizierung). Arbeiter wurden angeworben, nach Estland zu ziehen (Versprechen auf Wohnraum, auf bessere Einkünfte, was der lokalen Bevölkerung zumeist nicht möglich war). Niemand war gezwungen, die lokale Sprache zu lernen, und so verringerte sich der Status der estnischen Sprache, während das Russische immer stärker im öffentlichen Raum dominierte. Somit war die logische Verbindung zwischen einer Politik, die die estnische Umwelt zerstörte, und einer, die die estnische nationale Identität bedrohte, sehr einfach zu ziehen.

Die Estnische Grüne Bewegung (*Eesti Roheline Liikumine*) wurde im April 1988 gegründet. Die Hauptaktionen betrafen zunächst Kampagnen, um die Umwelt von den Zerstörungen zu befreien, die die Sowjetarmee hinterlassen hatte (z.B. die Entfernung von Stacheldraht an der Küste), friedliche Demonstrationen gegen die Besatzungsmacht und Radtouren in Gebiete mit Umweltzerstörungen (diese Tradition gibt es bis heute: 2013 fand die 24. Expedition statt). Internationale Aufmerksamkeit erhielten die Grünen, als sie am 25. August 1988 eine Deklaration verabschiedeten, in der sie den Rücktritt von Bruno Saul von seinem Posten als Vorsitzender des Ministerrats der ESSR innerhalb von 60 Tagen forderten. Saul trat zurück, doch ist nicht klar, ob er dies wegen der Proteste der Grünen tat.

Erste Spannungen innerhalb der Partei wurden deutlich, da sich die Bewegung schnell in zwei Richtungen spaltete: *Eesti Roheline Partei* (ERP: seit Oktober 1989 Mitglied der Europäischen Grünen) seit August 1989 und *Eesti Roheline Erakond* (ERE) im Oktober 1990. Im Dezember 1991 verschmolzen beide Richtungen wieder und bildeten die Estnischen Grünen (*Erakond Eesti Rohelised*, EER). 1992 bildete sich eine Wahlkoalition bei den Wahlen zum Parlament: Estnische Grüne Bewegung (*Eesti Roheline*

Liikumine), Estnische Grüne (*Eesti Rohelised*), *European Youth Forest Action in Estonia* (*Euroopa Noorte Metsaaktsioon Eestis*), Grünes Regiment (*Roheline Rügement*) und die Vereinigung Grünes Maardu (*Roheline Maardu*). Diese Koalition erhielt 2,62% der Stimmen, scheiterte also an der 5%-Hürde. Ein Direktmandat wurde erreicht wegen der Popularität von Rein Järlik, der 9% der Stimmen in seinem Wahlbezirk erhielt.

Die einzelnen Spitzenkandidaten der Partei haben einen verschlungenen Weg [hinter sich]: Jüri Liim, später bei den Royalisten, der Waldpartei, einer Koalition von Rechten und Moderaten, der Union der Tallinner Stadtbewohner, bei der Volksunion und schließlich bei Pro Patria Union (*Isamaaliit*), wo er berüchtigt wurde wegen seiner Drohungen, den Bronzesoldaten in Tallinn in die Luft zu sprengen. Jüri Martin, Nachfolger von Liim als Parteivorsitzender 1995, war die treibende Kraft beim Zusammenschluss mit der Zentrumspartei. Rein Järlik schloss sich vor Ende der Wahlperiode der Koalitionspartei an, war Präsident des Clubs 20. August (Mitglieder des Obersten Sowjets Estlands, die die Unabhängigkeitserklärung von 1991 unterschrieben hatten). Einar Laigna, katholischer Priester und Militäroffizier, radikaler Theologe, stand 2007 bei den Wahlen auf der Liste der Volksunion. Mart Helme stand 1992 an sechster Stelle auf der Wahlliste. 1995–1999 war er estnischer Botschafter in Moskau, 2004 wurde er aus der Volksunion ausgeschlossen, nachdem er mit der Parteiführung über die Entfernung eines Kriegsdenkmals in Lihula gestritten hatte. Valdur Lahtvee (Nr. 5 der Wahlliste von 1992) und Maret Merisaar (Nr. 12) waren die einzigen, die auch 2007 für die Grünen kandidierten und in das Parlament einzogen.

Dies zeigt deutlich die Heterogenität der ersten Generation grüner Aktivistinnen. Somit ist die Partei ähnlich den meisten anderen antikommunistischen Bewegungen in Osteuropa. Nachdem die ersten Ziele erreicht waren (im Fall der estnischen Grünen das Erreichen der nationalen Unabhängigkeit und ein Ende der umweltzerstörerischen Sowjetpolitik sowie die Schließung vieler Umwelt verschmutzender Fabriken), zerbrach die Partei in einzelne Fraktionen. Einige blieben der Partei erhalten und bildeten den inneren Kern der reinkarnierten Grünen Partei 2006, viele wurden von anderen Parteien absorbiert. Diese Wanderungen sind das Resultat des Umstands, dass es *political entrepreneurs* schwerfällt zusammenzubleiben, weil sie wenige Gemeinsamkeiten haben. Manche gingen zu nationalkonservativen, andere zu mitte-links Parteien und wieder andere zur russenfreundlichen Zentrumspartei.

* * *

2) 1992–2004. Die Bedeutung der estnischen Grünen in der nationalen Politik war verschwunden. 1995 bildete der *eher linke Flügel* eine Wahlkoalition mit den Royalisten (*Fourth Power*), die ähnliche Probleme hatten,

bei den Wahlen 1992 aber immerhin 7,1%, d.h. 8 Sitze erreicht hatten. (Obwohl ihr Ziel die Schaffung einer konstitutionellen Monarchie war, waren sie eher eine Protestpartei als eine Witzpartei). Diese Koalition wurde nur noch von 0,8% der Wähler unterstützt, die Grünen verloren den nationalistischen Flügel, geföhlt von Jüri Liim. Vor der Parlamentswahl 1999 verschmolz die Restpartei mit der Zentrumsparlei und verlor weitere Mitglieder. Dieser formale Zusammenschluss war notwendig geworden, weil 1998 aufgrund einer Wahlrechtsreform Wahlkoalitionen verboten wurden und nur registrierte politische Parteien Kandidatenlisten aufstellen durften (eine Partei konnte sich registrieren lassen bei mehr als 1 000 Mitgliedern – für die Grünen allein eine zu hohe Hürde). Irgendwie blieb die Grüne Partei bestehen, ohne als registrierte Partei eingetragen zu sein. Sie war Mitglied der Europäischen Grünen, denen sie sich im Oktober 1989 angeschlossen hatte, und blieb auch in diesen zwanzig Jahren als Bewegung aktiv. Einige grüne Politiker glaubten, mehr durch Tätigkeit in NGOs erreichen zu können, da dies mehr Aktionsfreiheit bedeutete und weniger Kompromissnotwendigkeit, wie von den Parlamentsparteien immer wieder eingefordert.

* * *

3) 2004–2011: Am Ende des Jahrtausends erlebten die estnische Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und auch die internationale Lage bedeutende Veränderungen. Das Land vollzog den Bruch von Ost nach West und wurde 2004 Mitglied von NATO und EU. Wirtschaftlich profilierte sich Estland als Pionier von Marktreforment innerhalb der postkommunistischen Staaten und wies beeindruckendes wirtschaftliches Wachstum auf: Zwischen 1999 und 2007 wuchs das GDP Estlands jährlich durchschnittlich um 8%. Diese boomende Wirtschaft schuf eine beachtliche neue Mittelklasse, die weniger Sorgen hatte, das tägliche Brot zu verdienen, und unter kapitalistischen *Free-market*-Bedingungen aufgewachsen war.

Umweltthemen fanden sich *erneut* in den Schlagzeilen der Zeitungen und auf der politischen Agenda. 2006 war der Golf von Finnland von drei größeren ökologischen Katastrophen betroffen: Im Januar erreichte ein Ölfeld von einem nicht identifizierten Schiff die Nordwestküste Estlands. Tausende von Vögeln waren betroffen, Freiwillige in großer Zahl halfen, die Küsten zu säubern und diejenigen Vögel zu retten, die Überlebenschancen hatten. Zwei Monate später sank ein Aluminiumfrachter nahe der kleinen Insel Vaindloo. Große Ölmengen drohten in die Ostsee zu strömen. Im Herbst lief der berühmte Tanker „Probo Koala“, der Giftmüll in einigen westafrikanischen Staaten gelassen hatte, den Hafen von Paldiski. Greenpeace-Aktionen und Pressemitteilungen der Grünen Partei erreichten die Schlagzeilen, wodurch die Umwelt ein weiteres Mal auf die politische Agenda gelangte. Der Anstieg von Energiekosten,

Angst vor Ressourcenrückgang und die Offensichtlichkeit, mit der Russland seine Öl- und Gasreserven benutzte, um politischen Druck in den Staaten der früheren Sowjetunion auszuüben, wurden zu einer politischen Diskussionsgrundlage. Es war keine Überraschung, dass in vielen Ländern über die Diversifizierung der Energieversorgung debattiert wurde. In Estland folgte eine Diskussion über Nuklearenergie. Ein politisches Erdbeben ereignete sich, als bekannt wurde, dass die drei Ministerpräsidenten der baltischen Staaten eine Erklärung unterzeichnet hatten, gemeinsam ein Atomkraftwerk in Litauen zu finanzieren (nach der Schließung von Ignalina 2009). Kontroverse Diskussionen in den estnischen Medien folgten, da solche Pläne in der Langzeitstrategie nicht vorgesehen gewesen waren. Die Grüne Bewegung nutzte konsequent die Erinnerungen an die Čornobyl'-Katastrophe, um dagegen Stimmung zu machen. Nach dem Wiedereinzug ins Parlament gelang es den Grünen im Juli 2007 sogar, eine außerordentliche Sitzung des Parlaments zu initiieren, nachdem Premier Andrus Ansip ein Memorandum zur Atomkraft mit seinen baltischen Kollegen unterzeichnet hatte.

Die Zukunft der Ölschieferindustrie wurde Thema der politischen Debatte. Estland hatte seinen Energiebedarf mit Hilfe der mit Ölschiefer betriebenen Kraftwerke im Nordosten des Landes gedeckt. Hierdurch entstehen jedoch substantielle CO₂ Emissionen, und Ölschiefer wird seine Wettbewerbsfähigkeit verlieren, wenn der Strommarkt nach EU-Recht geöffnet wird. Ein weiteres Thema war der Plan, eine Gaspipeline (*Northstream*) zwischen Russland und Deutschland (Putin-Schröder) zu bauen und damit die baltischen Staaten als Transitland für russisches Öl und Gas zu umgehen, gleichzeitig aber möglicherweise Umweltschäden für die Ostsee zu kreieren. Sicherheitsinteressen überschneiden sich hier mit Umweltinteressen, und die Gefahr der 1980er Jahre schien wieder auf der Tagesordnung zu stehen: der östliche Nachbar als Gefahr für die nationale Unabhängigkeit und die nationale Umwelt. Durch all diese Themen waren die Grünen plötzlich wieder in aller Munde – kurz vor der Parlamentswahl.

Doch es gab auch erhebliche Hindernisse. Zur Registrierung musste die Partei mindestens 1 000 registrierte Mitglieder nachweisen (um hier keiner Gefahr zu begegnen, versuchen Parteien immer viel mehr Mitglieder zu requirieren). Die Kosten, Mitglieder zu mobilisieren, aber auch die Kampagne zu finanzieren, waren sprunghaft gewachsen: von 1995 bis 2007 haben sie sich etwa verzehnfacht. Für im Parlament vertretene Parteien war das kein so großes Problem, da sie diese Kosten durch die direkte Parteienfinanzierung aus der Staatskasse kompensieren konnten. Aber die staatliche Unterstützung für außerparlamentarische Parteien ist klein und nur für diejenigen Parteien, die mindestens 1% der Stimmen bei der letztmaligen Wahl erreicht hatten.

Um die Grünen also wiederzubeleben, mussten verschiedene Probleme angegangen werden. Der Ausgangspunkt war die Kandidatur von Marek

Strandberg bei der Wahl zum Europäischen Parlament 2004, der zum Hauptinitiator der neuen Partei 2006 wurde. Zwar wurde er nicht direkt gewählt (2,3% der Stimmen), doch seine Absicht, die Grünen zu etablieren, wurde öffentlich bekannt, seine Wahlperformance war unaufdringlich und sympathisch: Zumindest erreichte er kostenlose und positive Werbung für seine Person und seine Ideen eines Umweltschutzes mit der Hilfe neuer Technologien. Im Mai 2005 entstand die Initiativgruppe der Grünen als NGO. Die nötige Mitgliederzahl wurde im November 2006 erreicht, und die Partei – jetzt Partei der Grünen Estlands (*Erakond Eestimaa Rohelised*) – hielt ihre Gründungsversammlung am 25. November 2006.

In Wählerbefragungen vor den Märzahlen 2007 galt die Grüne Partei *schon* als die drittpopulärste Kraft in Estland, ausgezeichnet für eine Partei, die erst wenige Monate vorher gegründet worden war. Im Anschluss an die Wahlen wurde sie zu Koalitionsverhandlungen mit der Reformpartei, mit Pro Patria und den Sozialdemokraten eingeladen, im weiteren Verlauf der Verhandlungen aber wieder ausgeschlossen. Doch die Grünen waren zufrieden mit dem Wahlergebnis und auch mit ihren Vorstellungen, von denen einige in das Regierungsprogramm eingegangen waren.

* * *

4) *Seit 2011*. Erneuter Absturz bei den Wahlen von 2011: Verlust der Parlamentssitze aufgrund schlechter Wahlergebnisse (ca. 3,84%). Gründe? *Grüne Themen werden nicht mehr mit Themen von nationalem Interesse verknüpft.*

Einige Analysen zur Stellung der Grünen nach 2007, basierend auf Datensammlungen zum Wählerverhalten in den Städten, über die Basis der Unterstützung, über Programmdokumente, Artikel und Interviews [dienen als Grundlage]. Zunächst zu soziodemografischen Faktoren grüner Wähler bei den Wahlen von 2003 und 2007: Die Grünen treten für direkte Demokratie und Organisationen der Zivilgesellschaft ein, optieren für eine „flat leadership“, nicht für einzelne Personen als Leitungsfiguren. Daneben sind die Grünen aber Unterstützer aller wichtigen Punkte kapitalistischer Wirtschaftsführung – die Einführung von Umweltbeschränkungen wird als moderne Möglichkeit gesehen, den Kapitalismus mit humanem Gesicht zu präsentieren. Die Grünen haben keine Anstalten gezeigt, Koalitionen mit anderen Parteien einzugehen, und bezeichnen sich selbst als „konservative Grüne“ (waren fast glücklich, einem rechtskonservativen Kabinett beizutreten, auch wenn es sich dann zerschlug). Damit sind die estnischen Grünen den tschechischen Grünen ähnlich, die sich ebenfalls dem rechten Parteispektrum zuordnen.

Es gibt keine Unterstützung von Nicht-Esten für die Grünen. Das dürfte mit dem patriotischen Kurs zusammenhängen, den die Partei gegen Einwanderung während der Ökologiebewegung der 1980er Jahre einschlug. Das hängt aber auch damit zusammen, dass der Partei die Mittel fehlen,

einen zweisprachigen Wahlkampf zu führen, bilinguale Kampagnen zu starten bzw. in das Wählerreservoir der Zentrumspartei einzudringen. Unter Gender-Aspekten gibt es keine signifikanten Auffälligkeiten. Frauen wie Männer unterstützen die Grünen, die Einkommen spielen ebenfalls keine Rolle. In urbanen Gebieten ist die Unterstützung aber höher, die Altersgruppen sind recht gleichmäßig verteilt, wobei man aber betonen muss, dass bei den Wählern unter 34 die Unterstützung am höchsten ist (ca. 12%), bei den 35–66-Jährigen bei ca. 10% und bei denjenigen über 67 auf ca. 5% absinkt.

Die Bildung spielt eine signifikante Rolle bei Grünen-Wählern: ca. 30% haben Universitätsbildung, weitere 40% höhere Schulbildung. Damit sind die Grünen die Partei mit der höchsten Bildungsrate aller estnischen Parteien (ähnlich der Situation in Westeuropa).

Bei der Wählerwanderung wird deutlich, dass die Grünen vor allem von den Moderaten (heute Sozialdemokraten) profitieren (ca. 17%). Auch frühere Wähler von Pro Patria/Isamaa bzw. Res Publica (rechtskonservativ) und Reformpartei (je ca. 5%) wählten 2007 grün. Mehr als 20% der grünen Wähler von 2007 waren Nichtwähler oder Neuwähler.

Die geografische Verteilung grüner Wähler macht deutlich, wie wenig die Grünen in vor allem russischsprachig besiedelten Gebieten Wählerstimmen erhielten, signifikant in Ida-Virumaa (im Nordosten) und Tallinn, verglichen mit den umgebenden Gebieten. Auch in ländlichen Gebieten mit einer hohen Anzahl von Personen in der Landwirtschaft liegt die Unterstützung für die Grünen hinter dem landesweiten Durchschnitt. Drei Bezirke im Norden und Nordwesten des Landes liegen über dem Durchschnitt, was sich mit der Beliebtheit der Kandidaten, aber auch strukturellen Fragen erklären lässt. In den Randgebieten Tallinns leben viele, die über dem Existenzminimum leben und hohe Bildungsraten aufweisen. Marek Strandberg, Valdur Lahtvee und Aleksei Lotman sind überregionale Bekanntheiten und haben ihre persönliche Popularität in Wahlerfolge für die Grünen umsetzen können.

Ein Blick auf die Interessen, Motivationen und Werte der grünen Wähler: Auf einer links-rechts-Skala verorten sich allein die tschechischen und estnischen Grünen als eher rechts, konservativ, während alle anderen Grünen in Europa sich entschieden links einordnen. Dies betrifft auch die Wähler der Grünen in Estland bei den Wahlen 2007: ca. 7% sahen sich links, ca. 20% mitte-links, 35% eher mitte, 30% mitte-rechts und 8% rechts-konservativ.

Der Aufstieg der Grünen in Estland lässt sich erklären als Kombination von Protestwahl und politischem Unternehmertum, um die politische Szene zu betreten. Wirtschaftsinteressen scheinen hinter der Grünen Partei zu stehen: Aus dem Bereich der Windenergie-Turbinenhersteller kamen die großen Wahlspenden vor 2007. Damit agiert die Partei nicht *angesichts von* Herausforderungen der Gegenwart, sondern reagiert auf den Status

Quo. Politische Stagnation, Skandale, Korruption und Nepotismus können Wähler zu neuen Parteien treiben, aber nicht weil sie einen Politikwechsel wollen, sondern weil sie keine Möglichkeit sehen, in den alten Parteien daran zu prosperieren. Neue Parteien können Unterstützung gewinnen, ohne dass sie neue Lösungen anbieten. Wenn das auch für die Grünen der Fall ist, dürfte die Unterstützung bald wieder unter 5% sinken.

Aus dem Parteiprogramm und den Verlautbarungen der Parteiführer lassen sich gemischte Botschaften in Bezug auf Umwelt und Post-Materialismus herauslesen. Zum einen ist die Fortentwicklung der Demokratie Bestandteil des grünen Manifests. Die Einbeziehung von Bürgern und Organisationen der Zivilgesellschaft in den politischen Entscheidungsprozess wird gefordert, auf der anderen Seite vertreten die Grünen strikt konservative Programmpunkte, wenn es um Alkohol, Tabak, weiche Drogen oder homosexuelle Rechte geht: Alkohol- und Tabakwerbung soll verboten werden, die Steuern extrem angehoben werden, weiche Drogen sollen verboten werden und gleichgeschlechtliche Ehe oder Adoptionsrechte für Homosexuelle nicht erlaubt. [Im Parteiprogramm von 2006 heißt es:] „Homosexual relationship will not be regulated by the state. It is a private matter and such relationship will not be considered a marriage and consequently no rights for adoption will be granted to such cohabiting people.“

Grüne Wähler sind ethnische Esten, gebildeter und städtischer als Durchschnittswähler. Was waren die Motivationen zur Wahl 2007? Ein Großteil der Wähler wollte eine Partei wählen, nicht die Führung des Landes (anders als bei allen anderen Parteien). Eine ähnliche Entwicklung hatte Res Publica 2003 durchgemacht: Von Null auf ein Viertel der Wählerstimmen mit einer Wählerschaft, die vor allem die Partei wählte, um einen Wechsel herbeizuführen, nicht eine Person (Juhan Parts).

Bei den politischen Problemen der Gegenwart sind verschiedene Punkte augenfällig, die sich von den Anhängern anderer Parteien unterscheiden. Einige Punkte waren für die Grünen nicht so erstrebenswert wie für andere Wähler: Wirtschaftliche Sicherheit für sich und die Familie, Arbeitsplatzsicherheit und gerechte Löhne, effizientes und gutes Gesundheitswesen, gute Bildung oder nationale Sicherheit. Andere waren sehr viel ausgeprägter vorhanden: Erhaltung der nationalen Identität und Kultur oder Unabhängigkeit und Sicherheit, v.a. demokratische Recht und Freiheiten, Mitwirkung am Entscheidungsprozess bzw. Gelegenheit zur Selbsterfüllung und Karriere oder Stärkung der sozialen Solidarität. Auch hier zeigt sich die Stärke konservativer Werte bei den grünen Wählern: „In Western Europe, Greens coalesce in opposition to capitalist systems, while Greens in Eastern Europe emerged as opposition forces to communist systems“* (dies erinnert an den östlichen Teil der deutschen Grünen nach 1991).

* ALLAN SIKK, RUNE HOLMGAARD ANDERSEN: Without a Tinge of Red: The Fall and Rise of Estonian Greens, in: Journal of Baltic Studies 40 (2009), S. 349-373, hier S. 367.

Eigene Interessen der Wähler sind bei den estnischen Grünen nicht signifikant anders als bei anderen Parteiwählern, obwohl zu erwarten wäre, dass Graswurzelaktivisten und NGO-Unterstützer hier größere Aktivitäten aufweisen würden. Die grünen Wähler scheinen – trotz der großen Worte in den Wahlprogrammen über den Ausbau der Rolle der Zivilgesellschaft – weniger enthusiastisch und weniger bereit, lokale Probleme zu beseitigen. Allein beim Konsumenten-Bewusstsein sind die Grünen signifikant anders als andere Wählerschichten.

Es scheint 2007 leichter gewesen sein zu bestimmen, was die Estnische Grüne Partei nicht ist, als zu bestimmen, was sie ist. Das hat mit der Neuheit der Partei zu tun. Obwohl Umweltprobleme auch hier eine Rolle zu spielen scheinen, sind sie nicht im Wahlprogramm verankert. Die estnischen Grünen akzeptieren Kapitalismus und freies Unternehmertum und möchten Probleme lieber auf nationaler als globaler Ebene lösen.

Das Bewusstsein für ökologische Probleme ist in Estland nach dem EU-Beitritt 2004 gewachsen. Aber es ist *nicht* zu erkennen, ob sich damit wirklich bereits eine soziale Veränderung und eine Verschiebung im Parteispektrum des Landes ergeben haben. Gerade das Fehlen von Minoritätenfragen, von Genderproblemen und internationaler Politik im Grünen-Programm zeigt die fehlende Zukunftsperspektive der Partei. Die historische Entwicklung erklärt, warum die estnischen Grünen mitrechts im politischen Spektrum stehen. Das sozialistische Experiment, das von fast allen abgelehnt wird, hatte ökologische Katastrophen zur Folge, der Übergang zur Marktwirtschaft hingegen hat umweltpolitische Verbesserungen erbracht. Die Sowjetära war eine Periode der Großindustrie und landwirtschaftlicher Massenproduktion sowie von Armeebasen, die keine Rücksicht auf Umweltfragen nahmen. Obwohl die Erinnerung an die Sowjetzeit gerade bei der jungen Generation allmählich schwindet, sind die Folgen der Zerstörung immer noch sichtbar. Interessanterweise ist der Übergang zum Kapitalismus in Estland verbunden mit einer Verbesserung der Umweltproblematik, Großindustrie wurde beseitigt, Umweltstandards wurden eingeführt, in der Landwirtschaft wurde zur mittelständischen Produktion übergegangen, die mineralischen Dünger zurückgedrängt. Und in die Zukunft gesprochen, scheint das Parteiprogramm, scheint die Parteiführung mehr die technologischen Innovationen zu favorisieren als post-materielle Ideen zu vertreten, die das wirtschaftliche Wachstums nachhaltiger machen könnten. „The Estonian Greens try to take a less confrontational stance and believe that ultra-modernism offers a positive-sum solution that makes both consumers and the environment better off.“*

Dass die Partei mit dieser Überzeugung gescheitert ist, zeigte das Wahlergebnis von 2011. Nur noch 3,84% der Wähler konnten überzeugt werden, der Grünen Partei ihre Stimme zu geben. *Das Problem der Grünen war die Orientierungslosigkeit und Unklarheit ihrer Politik und Parteiführung.* Und

* Ebenda, S. 369.

die nationalpolitischen Diskussionen der Jahre vor und nach 2011 zeigen, dass ökologische Themen in Estland derzeit keine Chance haben, in parteipolitische Erfolge umgesetzt zu werden. Es sind Fragen der nationalen Geschichte und der subjektiv wahrgenommenen Bedrohung der wiedererstarkten Großmacht im Osten, die die Menschen beschäftigen, und nicht die Abraumhalden in Nordostestland oder die radioaktiv verseuchten Böden an der Küste bei Narva oder Paldiski. Die Diskussionen um den Bronzenen Soldaten in Tallinn und die damit zusammenhängenden Unruhen, Fragen der Wertigkeit des Freiheitsdenkmals am Tallinner Domberg oder Denkmäler zur Erinnerung an die Beteiligung estnischer SS-Soldaten an den Verbrechen der deutschen Wehrmacht [und] Auseinandersetzungen über die Freiheitskämpfe der Esten seit dem 13. Jahrhundert bestimmen die Tagespolitik des Landes. Die Grünen werden, solange sie *weiter* wertkonservative Vorstellungen vertreten, keine Chance haben, ein politisch gewichtiges Wort in der Zukunft Estlands mitzureden.

MITTEILUNGEN

„Livo-Moscovitica“ im schwedischen Reichsarchiv in Stockholm

VON MARINA BESSUDNOVA

Der Bestand *Livonica I* im schwedischen Reichsarchiv (*Riksarkivet*) ist eine der reichsten Sammlungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Quellen livländischer Provenienz. Unter anderem befinden sich hier die Reste des livländischen Deutschordensarchivs. Nach der Säkularisation des Ordens im Jahr 1562 ließ der ehemalige livländische Ordensmeister Gotthard Kettler, der nun den Titel des Herzogs von Kurland angenommen hatte, das ganze Ordensarchiv nach Mitau überführen. Hier lagerte es bis 1621, als die Schweden Mitau einnahmen, woraufhin das ganze kurländische Archiv nach Stockholm verbracht wurde. Auch wenn es den kurländischen Herzögen in der Folgezeit gelang, eine Anzahl von Urkunden zurückerwerben, blieben das Ordensarchiv und ein erheblicher Teil der kurländischen Dokumentation in Schweden, wo sie heute im *Riksarkivet* und in der Königlichen Bibliothek in Stockholm sowie in der Universitätsbibliothek in Uppsala aufbewahrt werden.¹ Der deutschbaltische Historiker Carl Schirren (1826–1910) arbeitete in den 1860er Jahren mit der *Livonica*-Sammlung und publizierte ein Verzeichnis der livländischen Quellen² sowie Materialien zur Geschichte des Russisch-livländischen Krieges in einer mehrteiligen Publikation.³

Im 20. Jahrhundert wurden die Quellen livländischer Provenienz im *Riksarkivet* neu strukturiert und befinden sich heute vor allem in den

¹ Vgl. HOLGER S. BRÜNJES: Deutschordenskomturei in Bremen. Ein Beitrag zur Geschichte des Ordens in Livland, Marburg 1997 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 53), S. 30ff.

² CARL SCHIRREN: Verzeichnis livländischer Geschichts-Quellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken, Dorpat 1861–1868.

³ CARL SCHIRREN: Quellen zur Geschichte des Untergangs livländischer Selbständigkeit, Bd. 1–8, Reval 1861–1881 (Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Curlands Neue Folge, 1–8).

Abteilungen *Utländska pergamentsbrev, Livonica I.* und *Livonica II.* Für jeden an der mittelalterlichen livländischen Geschichte und den russisch-livländischen Beziehungen im 16. Jahrhundert Interessierten ist die Abteilung *Livonica* I besonders beachtenswert. Sie umfasst hunderte Papierdokumente aus den Jahren 1299 bis 1621 in 50 Bänden, darunter die ausgehende (Bd. 1-10) und eingehende (Bd. 11-23) Korrespondenz der livländischen Ordensmeister.⁴ Der dickleibige 24. Band erfasst verschiedene Aspekte der Außenpolitik Livlands im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Eine der hier aufbewahrten Mappen (*Livo-Moscovitica*)⁵ bezieht sich auf die livländischen Beziehungen mit dem Moskauer Reich, Groß-Novgorod und Pleskau im Zeitraum von 1509 bis 1601. Es handelt sich fast ausschließlich um Abschriften, die in der kurländischen Kanzlei in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hergestellt wurden, Originale kommen nur vereinzelt vor. Einige Dokumente der Mappe sind gut bekannt, aber es gibt hier auch viele bisher unveröffentlichte Dokumente. Auch das bereits genannte Verzeichnis von Schirren ist nicht vollständig.⁶

Drei Hefte mit Abschriften der russisch-livländischen Verträge gehören zu den besser erforschten Materialien der Kollektion. Die ersten beiden erfassen die Verträge, die im März 1509 von Novgorod und Pleskau im Namen des Großfürsten Vasilij III. (1505–1533) einerseits und vom Ordensmeister Wolter von Plettenberg (1494–1535) andererseits abgeschlossen wurden (Schirren 614, 615).⁷ Das dritte Heft enthält auch die deutsche Übersetzung des russisch-livländischen Vertrages vom 1. September 1521. Der Vertrag existierte vom Anfang an in zwei Versionen, je einer auf Russisch und einer auf Deutsch. Die erste Variante in beiden Sprachen und die deutsche Fassung der anderen beiden wurden von Carl Eduard Napiersky (1793–1864) in Moskau entdeckt und entsprechend unter den Signaturen

⁴ JOHAN AXEL ALMQUIST: *Livonica I. Ordensmästarnes arkiv samt handlingar från polska tiden i Livland och Curlandica* [Livonica I. Das Archiv des Ordensmeisters samt der Akten aus der polnischen Zeit und Curlandica], 1908. Handschriftliches Inventar im Lesesaal des *Riksarkivet*.

⁵ Die einzelnen Bände und Hefte in der Mappe sind nicht nummeriert.

⁶ Im Folgenden wird die Nummer des Dokuments im Verzeichnis von Carl Schirren, falls vorhanden, in Klammern angegeben.

⁷ CARL E. NAPIERSKY: *Russisch-livländische Urkunden. Russko-livonskie akty, Sankt-Petersburg 1868, Nr. 306 und 307; Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch, 2. Abteilung, Bd. 3, bearb. von LEONID ARBUSOW, Riga und Moskau 1914, Nr. 583 und 584; NATAL'JA A. KAZAKOVA: Russko-livonskie dogovory 1509 g.* [Die Russisch-livländischen Verträge von 1509], in: *Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny* 4 (1972), S. 193-213; DIES.: *Russko-livonskie i russko-ganzejskie otnošenija. Konec XIV – načalo XVI v.* [Russisch-livländische und russisch-hansische Beziehungen. Ende des 14. – Anfang des 16. Jhs.], Leningrad 1975, S. 242-250; DIES.: *Dogovor Pskova s Livoniej 1509. g.* [Der Vertrag Livlands mit Pleskau von 1509], in: *Voprosy Istorii* 1983, Nr. 1, S. 90-92; RUTH KENTMANN: *Livland im russisch-litauischen Konflikt. Die Grundlegung seiner Neutralitätspolitik 1494–1514.* Phil. Diss. Universität Marburg 1929, S. 56.

a, *b*, *c* in seinen „Russisch-livländischen Akten“ veröffentlicht.⁸ Das zu der deutschen *c*-Variante gehörende russische Original ist allerdings bislang unbekannt. Die schwedische *Livo-Moscovitica* liefert uns seine späte Übersetzung aus dem 18. Jahrhundert, die inhaltlich mit der zeitgenössischen deutschen Fassung des Vertrages jedoch nicht übereinstimmt. Der unbekannte Übersetzer ließ die russischen Daten 7030 und 7040 im Text und irrte sich, als er den darin erwähnten Vertrag nicht auf 1521, sondern auf 1522 datierte (dieses Datum steht in dem vom Übersetzer aufgezeichneten Titel). Zudem liegt eine Abschrift der ersten Vertragsfassung auf Deutsch (*a*-Variante nach Napiersky) aus dem 16. Jahrhundert auch in der *Livo-Moscovitica* (Schirren 173).

Auf den Verhandlungsprozess 1520/21 beziehen sich auch die von Ordensmeister Plettenberg erlassenen *instruction und gewerven*, bestimmt für die vorbereitenden Verhandlungen mit dem Erzbischof Jasper Linde von Riga (Schirren 231).⁹ Der Erzbischof wollte die Probleme des umstrittenen Grenzgebiets Purnau diskutieren. Es handelte sich dabei um eine wald-, seen- und moorreiche Gegend zwischen dem russischen Fluss Opočka und der Ordensburg Marienburg.¹⁰ Im Gegensatz zum Erzbischof legte Plettenberg auf die Frage von Purnau kein großes Gewicht. Diese sei dem Abschluss eines für Livland günstigen Vertrages kaum förderlich, da sie alle livländischen Landesherrn vor eine schwierige Situation stellen würde. Um den Erzbischof zu einem genehmen Verhalten zu zwingen, ließ Plettenberg ihn wissen, er sähe sich im Recht, vorsichtshalber den Landtag wieder einzuberufen und angesichts eines zu erwartenden Russeneinfalls die livländischen Streitkräfte bereitzustellen. Gleichzeitig hoffte er, dass die gefährliche innere Zerstrittenheit des Landes vermieden werden und die Bedrohung für Livland mit dem Einverständnis Lindes völlig beseitigt werden könnte.¹¹ Bereits hier, noch mehr aber am Vorabend des Livländischen Krieges, ist das Bemühen der livländischen Ordensleitung erkennbar, jeglichen Zwiespalt unter den livländischen Landesherrn zu vermeiden. Auch wird deutlich, dass eine einheitliche Verhandlungslinie in Bezug auf die vertraglichen Abkommen mit den Russen ausgearbeitet werden soll.¹²

⁸ NAPIERSKY, Russisch-livländische Urkunden (wie Anm. 7), Nr. 369.

⁹ Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. 3, bearb. von LEONID ARBUSOW, Riga 1910, Nr. 103.

¹⁰ MARINA B. BESSUDNOVA: Priroda pskovsko-livonskich pograničnych konfliktov v XV v. [Das Wesen der Grenzkonflikte zwischen Pleskau und Livland im 15. Jh.], in: Archeologija i istorija Pskova i Pskovskoj zemli. Seminar imeni akademika V. V. Sedova. Materialy 55-go zasedanija, hrsg. von PĚTR G. GAJDUKOV u.a., Pleskau 2010, S. 70-78.

¹¹ *Wath verliheit disfenn landen daruth komen mock, szo de dorch disse oder ander saken gesplittert, gedelt und unenich vann buten umbgelegen landen solden vormerket werden.*

¹² NORBERT ANGERMANN, THOMAS LANGE: Am Vorabend des Livländischen Krieges: Die Positionen der politischen Hauptkräfte Livlands gegenüber Russland, in: Baltijskij vopros v konce XV–XVI vv., hrsg. von ALEKSANDR I. FILJUŠKIN, Moskau 2010, S. 32-39.

Ein weiteres Dokument aus der *Livo-Moscovitica* berührt inhaltlich die russisch-livländischen Beziehungen um 1530: Ein Brief der Statthalter von Pleskau, Ivan Danilovič Penkov und Ivan Michajlovič Volynskij, die sich am 22. Mai 1531 auf Ansuchen der Pleskauer Kaufleute an den Komtur von Marienburg wandten. Aus dieser Quelle wird erkennbar, dass der Ordensmeister Plettenberg und der Bischof von Dorpat sowie der Dorpater Magistrat entgegen den alten Friedensabkommen, die den russischen Kaufleuten aus Pleskau erlaubt hatten, in ganz Livland *tho water unnd tho lande* zu reisen, ihnen nun den direkten Weg nach Riga verbieten wollten. Die Reisenden sollten nicht mehr an Dorpat vorbeifahren dürfen.¹³

Den russisch-livländischen diplomatischen Verkehr um die Mitte des 16. Jahrhunderts betrifft eine kurze Anweisung – datiert auf den 13. Mai 1550 – des Bischofs von Dorpat, Jost von der Recke (1549–1551), an die Gesandten des Ordensmeisters Johann von der Recke, Johann Wrangel, Otto Grothus und Jurgen Pepersteck (Schirren 386). Die Gesandten wollten damals nach Moskau, um eine Verlängerung des Friedensvertrages mit Zar Ivan IV. Groznyj (1533–1583) zu vereinbaren. Sie waren gehalten, unterwegs in Pleskau auf einen Gesandten des Bischofs namens Heinrich von Afflen zu warten, der ihnen Originale und Abschriften von allen *russischen sachen*, vermutlich von Verträgen Dorpats mit Pleskau aus den vorigen Jahren, übergeben sollte. Daraufhin sollte er sie nach Moskau begleiten. Beide Gesandtschaften sollten bei dem Großfürsten *in samende* handeln. Auch hier geht es wieder einmal um die vom Ordensmeister beabsichtigte möglichst gemeinsame Vertretung der livländischen Landesherren bei den Verhandlungen mit dem Zaren. Bemerkenswert ist die dominierende Stellung des Ordensmeisters, die besonders in Bezug auf den Bischof von Dorpat erkennbar ist. Es darf daran erinnert werden, dass die Bischöfe von Dorpat seit 1474 besondere Separatverträge mit Pleskau abgeschlossen hatten.¹⁴ Die veränderte politische Lage im russischen Nordwesten, die durch den Aufstieg Moskaus verursacht worden war, zwang Dorpat, wie die vorgestellte Quelle zu erkennen gibt, letztendlich auf separate Beziehungen zu verzichten.

Etwa die Hälfte der Stockholmer *Livo-Moscovitica* stammt aus der Zeit des Livländischen Krieges (1558–1583). An erster Stelle stehen hier einige Dokumente, die sich auf die russisch-livländischen Verhandlungen vom Ende des Jahres 1557 beziehen. Am 19. Oktober 1557 antworteten die Statthalter von Pleskau, Jurij Michajlovič Bel'skij und Petr Ivanovič Šujskij, auf die Bitte des Ordensmeisters Wilhelm von Fürstenberg (1557–1559), die Reise der livländischen Boten zum *Großfürsten und keiser aller Reusschen* Ivan IV. zu unterstützen (Schirren 566). Die livländischen Gesandten sollten vor

¹³ Hansische Handelsstraßen. Textband, bearb. von FRIEDRICH BURNS und HUGO WECZERKA, Weimar 1967 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F. 13/2), S. 750ff.

¹⁴ KAZAKOVA, Russko-livonskie i russko-ganzejskie otnošenija (wie Anm. 7), S. 147-154.

dem Zaren die „Stirn schlagen“ und ihn gegen die Entrichtung eines Tributs des Stifts Dorpat um einen fünfzehnjährigen Frieden bitten. Kurz bevor dies geschah, wurde ein „Jäger“ nach Moskau geschickt, um einen Geleitbrief für die Gesandten zu erhalten, doch wurde dieser in Pleskau aufgehalten. Die Russen warfen dem Ordensmeister in diesem Zusammenhang vor, sich hinterlistig verhalten zu haben:

Und nhun hast abn uns gesandt deinen teutschen jeger Baltzar mitt einem brieve zum Grossfürsten, das heupttzuschlagen, und so haben wir deinen brief gelesen und in den brieffe ist geschrieben, das du dem hern dein heuptt schlegst und sendest gleichtwill in Teutschlandtt knechte entzunhemen und bist auch selbst uff die grentze gekommen, so sieht es uns abn, als das dein heuptschlagen abn heren nicht recht ist.

Als Gegenleistung für die Freilassung des Gesandten forderten die Statthalter, dass Fürstenberg Aufschluss über seine hinterlistigen Handlungen gäbe. Leider wissen wir nicht, was der Meister antwortete, aber wir können vermuten, dass die von ihm initiierte Anwerbung von Soldaten vor allem durch die militärische Bedrohung Livlands von Seiten Litauens motiviert worden war.¹⁵ Der Aufenthalt Fürstenbergs in der Nähe der russischen Grenze ist wiederum darauf zurückzuführen, dass er gleichzeitig einen Angriff der Russen befürchtete.

Zu den interessantesten Dokumenten aus diesem Zeitraum zählt auch das Tagebuch der nach Moskau entsandten livländischen Boten (Ende 1557 – Anfang 1558),¹⁶ verfasst von einem von ihnen, Thomas Hörner. Hierin werden das ganze Verhandlungsgespräch und dessen näheren Umstände geschildert. Das Original der Handschrift ist wohl verloren, doch wir verfügen über eine in zwei Fragmente geteilte Kopie aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.¹⁷ Der Zar wollte hiernach den livländischen Zins

¹⁵ ĖDVARDAŠ GUDAVIČIJUS [ĖDVARDAŠ GUDAVIČIUS]: Istorija Litvy s drevnejšich vremen do 1569 goda [Geschichte Litauens von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1569], Moskau 2005, S. 617ff.

¹⁶ NORBERT ANGERMANN: Studien zur Livlandpolitik Ivan Groznyjs, Marburg 1972 (Marburger Ostforschungen, 32), S. 72-75; KNUT RASMUSSEN: Die livländische Krise 1554-1561, Kopenhagen 1973 (Københavns universitet, slavisk institut, 1), S. 83-89; ERIK TIBERG: Zur Vorgeschichte des Livländischen Krieges. Die Beziehungen zwischen Moskau und Litauen 1549-1562, Uppsala 1984 (Studia historica Upsaliensia, 134), S. 90-95; IERONIM GRALJA [HIERONIM GRALA]: Ivan Michajlov Viskovatj. Die Karriere eines Staatsmannes in Russland, Moskau 1994, S. 217ff.; ANNA L. CHOROŠKEVIČ: Rossija v sisteme meždunarodnych otnošenij serediny XVI veka [Russland im System der internationalen Beziehungen Mitte des 16. Jahrhunderts], Moskau 2003, S. 197-201.

¹⁷ SCHIRREN, Quellen (wie Anm. 3), Bd. 1. S. 20-32; Bd. 2, S. 4-25; MARINA B. BESSUDNOVA: K predstorii Livonskoj vojny: Prodolženie dnevnika livonskogo posol'stva 1557 g. v Moskvu v Švedskom gosudarstvennom archive [Zur Vorgeschichte des Livländischen Krieges: Fortsetzung des Tagebuchs der livländischen Gesandtschaft in Moskau 1557 im Schwedischen Reichsarchiv], in: Studia Slavica et Balcanica Petropolitana 2012, Nr. 1, S. 153-172. Die Publikation von Schirren enthält kleinere Transkriptionsfehler.

notfalls mit Gewalt eintreiben. Als Druckmittel sei er im Januar 1558 in Livland eingefallen, ohne sich wirklich ernsthaft zu einem Krieg gerüstet zu haben. Beachtenswert ist in dieser Hinsicht ein Brief von Ivan IV., den er bald nach der Beendigung des ersten Kriegszuges gegen das Stift Dorpat im Januar 1558, der unter der Leitung des Chan Schah-Ali (Şahgâli, 1505–1567) von Kasimov (Qasım) durchgeführt worden war, dem Ordensmeister und dem Erzbischof von Riga schickte.

Ihr habenn an uns geschickt diener genant Steffenn mit einem brieff, darinn ihr schreiben unnd begert einen geleideßbrieff auff merere Botschafft, daß sie mögen zu uns kommen guthwillig unnd ihr heupt schlagen, unnd auch guthwillig unnd unbeschedit mogen zurügg ziehen, auch nicht von unsern krieges volck mogen beschedit werden, auch das wir fülten brüchleinn, das unser volck inn ewer lanndt nicht meher vorbretende unnd guthe nachbarschafft zu haltenn.

Aus diesem Schreiben ergibt sich, dass die russischen Truppen schon bald nach der Eröffnung des Krieges aus Livland abgezogen worden waren. Außerdem befahl Ivan IV. seinen Statthaltern in Novgorod und Pleskau, die Soldaten nicht mehr über die livländische Grenze zu schicken.

So habenn wir euch begenadiget umb das Keyzers segeleyenn [Chan Schah-Ali; M.B.] seiner bede wellen und haben unsern zorn von euch abgewandt unnd habenn euch auff ewere Botschafft einen geleidest brieff zugeschickt unnd denselben geleidts brieff habenn wir dem Keyser segeley selbst inn ds hanndt gethann unnd der Keyser segeley hatt den geleides brieff euch zugeschickt auff di Narwe.

Falls jedoch die livländischen Landesherren die Ansprüche des Zaren nicht zur rechten Zeit zufriedenstellen könnten, dürfe der Waffenstillstand gebrochen werden.

Beachtenswert ist auch ein Brief von russischen Wojewoden aus Wesenberg, den diese am 11. November 1561 an den schwedischen Statthalter in Estland, Klas Kristersson Horn, richteten. Hierin geht es um russische Überfälle auf einige zum schwedischen Reich gehörige Höfe. Der Statthalter hatte gefordert, dass alle dort verhafteten Personen, unter ihnen auch die Frau und die Kinder seines Amtsmanns, ebenso wie die Kriegsbeute, unverzüglich nach Reval gebracht werden sollten. Auf diesen Wunsch entgegneten die Wojewoden jedoch, dass die erwähnten Orte niemals von *unnses hern volk* angegriffen worden seien. Die Familienangehörigen des schwedischen Amtsmanns seien auf dem zu Russland gehörenden Gebiet Wesenberg festgenommen worden, also *ihn unnses herren Landt*. Trotzdem zeigten sich die Wojewoden bereit, *umme des besten willen, umme krützschop twischen derbenn und derhalben by guder Nabarschop des Befelhebers frowe und kinder unnd alle dem ewen tho Jw tho Revelh loß wech troten [zu] laten*. Ihrerseits baten sie Horn, dass seine Untergebenen

in unnses herrn hoffe und dorper, der vor der tidt Jw herre in besitt krich und de nw na Wesenberge hören, dat se dar nicht in trecken und unnses hern puren

kenen schaden, keneswegen thoem ock nicht nehmen, up dat twisschen unses hern und Jws hern lude ken twist (...) dinge odder schade mochte komen.

Es scheint, als ob die Wojewoden den Überfall der Russen als direkte Folge vorangegangener schwedischer Gewalttaten interpretierten, der auf russisches Betreiben verwirklicht worden sei. Immerhin setzten sie sich beim russischen Statthalter in Dorpat, Ivan Petrovič Fedorov-Čeljadnin, für die Befreiung der schwedischen Gefangen ein.

Ein Brief des dänischen Statthalters von Osel, Heinrich von Lüdinghausen (genannt Wulf), an den russischen Wojewoden in Dorpat und Fellin vom 15. November 1563 betrifft die russische Haltung im dänisch-schwedischen Konflikt. Unter dem Vorwand, dass die Herrscher von Russland und von Dänemark vor kurzem einen Friedensvertrag abgeschlossen hatten, bat der Statthalter um die Zusage, Nahrungsmittel für das dänische Heer, das damals in der von schwedischen Truppen verheerten Wiek operierte, im Wesenberger und in den anderen russischen Gebieten einzukaufen (Schirren 1742).

Eine weitere Episode beleuchten die Briefe des Dorpater Wojewoden Andrej Michajlovič Kurbskij vom 10. Dezember 1563 an den Hauptmann von Trikaton, Heinrich Strick, und an den Hauptmann von Helmet, Jurgen Wulfsdorf (Schirren 1746). In ihnen forderte Kurbskij, den im Dienste des Zaren stehenden Grafen Johann von Artz und seine Leute freizulassen, die vor kurzem zusammen mit vier russischen „Bojaren“ in Trikaton festgenommen worden waren. Mit politischer Zielsetzung bat Kurbskij, dem Beispiel von Artzs zu folgen, d.h. ebenfalls in zarische Dienste zu treten: Die Hauptleute sollten

unserm hern dem keyser und Grosfürsten myth den sloeten trulyck und rechtferdych denen und ane unsem Grothfürsten keinen andern hern tho theen wolden, noch dem konynek van Polen und dem konyng van Denemarken, noch dem konyng van Sweden, noch tho jenygenn overseeschen hern tho edder dat hoveth tho flaende.

Sonst werde es zu Gewalt kommen, wobei die Schuld daran nicht bei den Russen zu suchen sei: *dat bloth nycht van uns, sunder van in fulvest, den de konynek van Polen bekumerth syck in lyfflanth myth byllytheyt nycht, den dath gantse Lyfflanth yst unses hern keyzers und Grothfürsten erff.*

Die Quellen der Mappe aus den Jahren 1568 bis 1570 sind mehrheitlich mit der Episode von Herzog Magnus verbunden. Den Hauptteil bildet die Korrespondenz der livländischen Adligen Johann Taube und Elert Kruse, die um diese Zeit dem russischen Zaren dienten und von ihm beauftragt worden waren, sowohl den Herzog als auch die livländischen Stände – Ritterschaften und Städte – für das Projekt eines livländischen „Vasallenstaates“ unter russischer Oberhoheit zu gewinnen.¹⁸ Am 30. November

¹⁸ GOTTHARD HANSEN: Johann Taubes und Eilart Krauses Machinationen und die darauf durch „König Magnus“ erfolgte Belagerung Revels 1570–1571 nach den Urkunden des revelschen Ratsarchivs, in: Beiträge zur Geschichte Eht-, Liv- und Kurlands 3 (1887), S. 264–329; URSULA RENNER: Herzog Magnus von Holstein

1568 versammelte sich die Ritterschaft des Stiftes von Riga in Wenden, um diesen Vorschlag des russischen Zaren zu besprechen. Das entsprechende Angebot von Taube und Kruse wurde abgelehnt. Die Ritterschaft war der Auffassung, man müsse erst das Einverständnis Herzog Kettlers von Kurland, des gesamten Adels und der Stadt Riga einholen. Deutlich werden in dieser Quelle die Widersprüche zwischen der Ritterschaft und der Stadt Riga, wobei Kettler offensichtlich zur Vermittlung bereit war. Zudem hieß es hier, dass die Unzufriedenheit einiger Bewohner Dorpats mit der russischen Herrschaft sich auf die eventuellen weiteren Verhandlungen mit dem Zaren ungünstig auswirken könnte. Allerdings wird ebenso deutlich, dass die Ritterschaft des Stifts von Riga es für dringend notwendig hielt, eine Gesandtschaft nach Moskau zu schicken, obwohl sie sich ernsthaft Sorgen machte bezüglich eines gewissen Jorg Mindelheim, der auf russischem Boden, vermutlich in Dorpat, umgekommen war. Die Versammelten in Wenden hielten es daher für dringend geboten, die Gesandtschaft sowohl durch einen von Ivan IV. besiegelten Geleitbrief als auch durch die persönliche Anwesenheit von Taube und Kruse zu sichern. Die Letzteren sollten ihrerseits nicht nur für den schnellstmöglichen Erhalt dieses Geleitbriefes sorgen, sondern möglichst auch die bedrohliche Situation in Dorpat beruhigen, um mögliche Komplikationen im Verlauf der Verhandlungen zu vermeiden. Die Nachschrift zu dem offiziellen Schreiben umfasst die private Bitte eines gewissen Gerhard von Konheit, ihm beim Transport der von ihm geerbten Waren behilflich zu sein, die in Neuhausen lagerten.

Es folgt ein Extrakt aus einem Verhandlungsprotokoll, das im Verlauf eines Gespräches zwischen Taube und Kruse mit den Repräsentanten von Herzog Magnus, Dietrich Farensbach und Klaus Aderkas, am 7. Juni 1569 angefertigt worden ist. Im Kopenhagener Dänischen Staatsarchiv werden zwei Abschriften dieser Quelle aufbewahrt, die sich von dem Stockholmer Exemplar ein wenig unterscheiden, wie aus der Publikation von Jurij Ščerbačov ersichtlich ist.¹⁹ Das betrifft jedoch nur einzelne Begriffe des Textes und entstellt keineswegs dessen Sinn. Kruse und Taube bemühten sich demzufolge als Beauftragte des Zaren, auf den Herzog einzuwirken, damit dieser Livland als Lehen vom russischen „Kaiser“ erhalte. Zudem drängten sie auf ein Bündnis zwischen Magnus und Ivan gegen Polen und Schweden, deren Truppen Livland verheerten und den Livländern unerträgliche Schäden zufügten.

als Vassal des Zaren Ivan Groznyj, in: Deutschland – Livland – Russland. Beiträge aus dem Historischen Seminar der Universität Hamburg, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, Lüneburg 1988, S. 137-158; ANDRES ADAMSON: Prelude to the Birth of the „Kingdom of Livonia“, in: Acta Historica Tallinnensia 14 (2009), S. 31-61; DERS.: Liivimaa kuningriik [Das Königreich Livland], Tallinn 2013.

¹⁹ JURIJ N. ŠČERBAČEV: Datskij archiv. Materialy po istorii drevnej Rossii, chanjaščiesja v Kopengagene. 1326–1690 gg. [Dänisches Archiv. Materialien zur Geschichte Altrusslands in Kopenhagen. 1326–1690], Moskau 1893, S. 59f.

Am 6. Juni 1569 erhielten Taube und Kruse eine Antwort auf ihr Schreiben an die Ritterschaft und den Stadtrat von Riga vom 21. Mai. Hierin berichteten Letztere über ihr vergebliches Hilfsgesuch beim König (von Dänemark?). Ihren Worten zufolge waren sie dazu aufgrund der erfolgreichen Aktionen der litauischen Truppen unter dem Kommando des polnischen Administratoren Jan Chodkiewicz in der Nähe Rigas gezwungen gewesen. Als ihr Hilfsgesuch nicht beantwortet wurde, hätten sie entschieden, sich an den Herzog von Preußen und an Joachim Friedrich, den Kurfürsten von Brandenburg, zu wenden. Daher beauftragten sie Anton (Tonnie) Schenbunen, nach Rostock zu fahren, um dort mit den Gesandten dieser Fürsten die Bereitstellung von Soldaten und Waffenlieferungen zu vereinbaren. Allerdings sei Schenbunen schlecht aufgenommen worden, weshalb Ritterschaft und Rat nichts anders übrig geblieben sei, als alle Forderungen des Zaren zu erfüllen und die Verhandlungen mit ihm beginnen zu lassen. Sie baten Taube und Kruse, eine dänische Gesandtschaft, die auf ihrem Weg nach Moskau ein paar Tage in Dorpat verbringen sollte, unter einem passenden Vorwand dort aufzuhalten, damit ihre eigenen Boten nach den Verhandlungen in Moskau schadlos heimkehren könnten. Die Angst Rigas um seine Gesandtschaft scheint nicht grundlos gewesen zu sein. Denn Ivan IV. hatte Kenntnis davon erhalten, dass Riga und die Ritterschaft bei ausländischen Fürsten um Hilfe gesucht hatten, was ihm nicht gefallen konnte.

Zur Ergänzung kann ein weiterer Brief Taubes und Kruses an Herzog Magnus vom 15. oder 25. März 1570 herangezogen werden. Er enthält eine Antwort auf das Schreiben des Herzogs vom 10. März, in dem dieser seine Besorgnis angesichts des Waffenstillstands zwischen Ivan IV. und dem polnischen König Sigismund August ausgedrückt hatte. Um Magnus zu beruhigen, gaben die Autoren Aufschluss über die Position des Zaren, der sich zu dieser Entscheidung aufgrund der hohen Kosten gezwungen gesehen habe, die er wegen der langjährigen Kriegszüge gegen Polen hätte tragen müssen. Sie versicherten Magnus, dass Ivan IV. ihm im Notfall Militärhilfe zu leisten bereit sei, weshalb der russische Heerführer Jurij Tokmakov bereits einen entsprechenden Befehl empfangen habe. In Hinsicht auf die nun von Polen besetzten Gebiete, die der Zar zuvor dem Herzog überlassen hatte, wurde versichert, dass Magnus bald ganz Livland als Ausgleich bekommen würde, um es im Namen des gesamten Christvolkes vor äußeren Angriffen zu verteidigen. Taube und Kruse hatten von einer ungenannten Person aus Riga Information erhalten, sodass sie Magnus genaue Angaben über die polnische Heeresstärke vor der Stadt und über Chodkiewicz' Pläne zur Einnahme von Bauske, Doblen und Riga – welche Chodkiewicz vom polnischen König als Lehen erhalten habe – lieferten. Gerade die Pläne für die Besetzung Livlands hätten den polnischen König gezwungen, sich mit Ivan IV. zu einigen. Zugleich planten die Polen einen weiteren Schlag in Richtung Riga, woraufhin dann dessen Bürger samt der Ritterschaft

demütig den Zaren um Hilfe bitten würden. Dem Brief ist eine Notiz beigelegt, die Kruse für Magnus' Boten abgefasst hatte, die nach Moskau unterwegs waren. Im Namen des Zaren garantierte Kruse dem Herzog eine hohe Geldleistung und für die Dauer des russisch-polnischen Waffenstillstandes freies Geleit im polnischen Herrschaftsbereich in Livland.

Interessant ist des Weiteren eine ausführliche Darstellung der „russischen Odyssee“ des Herzogs, verfasst von ihm selbst und überliefert in Abschriften in einem einzelnen Heft. Der Text ist schwer verständlich und wahrscheinlich unvollendet geblieben. Es kann vermutet werden, dass es sich dabei um eine der ursprünglichen Varianten des apologetischen Werkes des Herzogs handelt, das er nach dem Abbruch seiner Beziehungen mit Ivan IV. (1579) schrieb.²⁰

In der *Livo-Moscovitica* findet sich auch ein Protokoll des Verhörs von zwei moskowitzischen „Bojaren“, Ignat Mokeev und Fedor Voronov, die Ordensritter aus Dünaburg am 8. April 1577 gefangengenommen hatten. Neben der kurzen Nachricht von einem wegen Unwetters ausgefallenen russischen Winterzug nach Brasław enthält dieser Text viele beachtenswerte Angaben über die russische Heeresstärke, ihr Oberkommando, die Truppenverschiebung aus der Umgebung Pleskaus, die Aufrüstung der russischen Adelsreiterei (*pomestnaja konnica*) usw. In dieser Quelle ist auch die Rede von toten Pferden im russischen Lager sowie von einer schrecklichen Pest, die der Zar damit zu bekämpfen versucht hatte, alle Kranken lebendig ins Feuer werfen zu lassen. Ferner geht es in aller Kürze um die Krönung eines „Sohnes“ von Ivan IV., den er selbst zur Zarenwürde erhoben habe. Es handelt hier vermutlich um eine Version der Geschichte des tatarischen „Zaren“ Simeon Bekbulatovič, der 1575 von Ivan IV. zum russischen Herrscher erkoren worden war. Am Schluss liefert diese informationsreiche Quelle noch eine Nachricht über einen Angriff der Krimtataren unter der Leitung des Chan Devlet Giraj (1551–1577) auf den Süden Russlands.

Die Quellen aus dem Stockholmer Archiv legen somit Zeugnis darüber ab, dass es immer noch möglich ist, selbst für offensichtlich gründlich erforschte Gebiete wie die russisch-livländischen Beziehungen im 16. Jahrhundert neue Anhaltspunkte zu finden. Ungeachtet der umfangreichen Quellenpublikationen aus dem *Riksarkivet*, die im 19. Jahrhundert angefertigt worden waren, finden sich hier Dokumente, die unsere Kenntnisse ergänzen und zuweilen sogar vollständig neue Perspektive eröffnen können.

²⁰ FREDE P. JENSEN: Hertug Magnus af Holstens forsvarsskrift af 1579 om hans forhold til tsar Ivan den Grusomme [Die Rechtfertigung des Herzogs Magnus von Holstein über seine Beziehungen mit Zar Ivan dem Schrecklichen von 1579], in: Danske magazin, Reihe 8, 5 (1975), S. 54–83. Vgl. MARINA B. BESSUDNOVA: „Apologija“ Magnusa Golštinskogo iz Švedskogo Gosudarstvennogo archiva [Die „Apologie“ des Magnus von Holstein aus dem Schwedischen Reichsarchiv], in: Studia Slavica et Balcanica Petropolitana 2013, Nr. 2, S. 120–136.

Johann Wilhelm von Krause: Ein Praktiker der Aufklärung im Livland des 18. Jahrhunderts

VON GOTTFRIED ETZOLD

Johann Wilhelm von Krause – „ordentlicher Professor der Landwirtschaft, Forstkunde, Technologie und Architektur, Staatsrath, Ritter des Ordens des heil. Wladimir 4ter Klasse, Ehrenmitglied der Livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Gesellschaft“¹ – war Dr. h.c., vom Kaiser persönlich mit einem Diamantring beschenkt und ab 1820 auf 12 Jahre mit den Einkünften des Kronguts² Warenhof in Kurland ausgestattet; dieser Johann Wilhelm von Krause wird von Roderich von Engelhardt in seiner Geschichte der „Deutschen Universität Dorpat“ von 1933 in vier Zeilen wie folgt gewürdigt:

„Waren diese Fächer, insbesondere die Landwirtschaft bei der Universitätsgründung nur durch Autodidakten, man darf wohl sagen, praktische Dilettanten auf diesem Gebiet, wie J. W. Krause vertreten, so nahm diese doch auch mit der Zeit einen wissenschaftlichen Charakter an“³.

Welche Bedeutung Johann Wilhelm von Krause für die Geschichte der Universität Dorpat, ja für ganz Livland wirklich hatte, wird in den drei Katalogbänden deutlich, die anlässlich einer Ausstellung zu seinem 250. Geburtstag in Tartu erschienen sind. Das Resümee Juhan Maistes, Krause habe „die Universität im Park“⁴ geschaffen, kann nicht besser ausgedrückt werden.

Ich möchte versuchen, in diesem kleinen Beitrag Johann Wilhelm von Krause auf der Grundlage seiner Erinnerungen⁵ vorzustellen. Deren Adres-

Vortrag, gehalten am 25. Mai 2013 vor der Baltischen Historischen Kommission in Göttingen.

¹ Schreiben des Rektors der Universität Dorpat, Georg Friedrich Parrot vom 20.3.1803, in: Universitätsbibliothek Tartu (*Tartu Ülikooli raamatukogu*, künftig TÜR), 9 I 2a (Nekrolog), und 9 II 4.

² Brief Graf Karl Lievens auf Befehl des Kaisers Alexander I. vom 8.9.1817, in: TÜR, 9 II 4.

³ RODERICH VON ENGELHARDT: Die Deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung, München 1933, S. 187.

⁴ JUHAN MAISTE: Ülikool pargis [Die Universität im Park], in: Johann Wilhelm Krause (1757–1828). Kataloog. Bd. 3: Linnaehitajana Tartus = Als Stadtbauer in Tartu, hrsg. von DEMS., Tartu 2011, S. 13–55, hier S. 51.

⁵ JOHANN WILHELM KRAUSE, Erinnerungen, in: TÜR, 9 III 5–16. Das Manuskript liegt in zehn dickeren Heften vor, die als Bände bezeichnet werden. Die Herausgabe benutzt folglich die Band- und die Seitenzählung dieser Hefte. Die vom Autor

satin ist nur seine Frau Juliane; sie enden im ersten Ehejahr mitten im Satz. Sie enthalten also weder sein Wirken als Professor an der Universität noch seine Tätigkeit als Architekt. Grundlage und Gedächtnisstütze sind seine Tagebücher, die er fast täglich geführt hat und mit deren Hilfe er oft Tag und Stunde genau angeben kann, aber auch besondere Stimmungen und Gefühle erinnert. Insofern ist sein Bericht eine Quelle von außerordentlicher Authentizität, trotz des großen Abstandes, der ein Alterswerk fragwürdig machen könnte. Es umfasst 2 565 Seiten. – Ich muss an dieser Stelle um Nachsicht bitten, denn das Raffinieren des detailfreudigen Materials hat fast nur ein Skelett hervorbringen können.

Krauses zentrales Stilmittel ist es, von sich in der dritten Person zu berichten. Wilhelm sieht und hört, Wilhelm wandert und erlebt, Wilhelm leidet, liebt und lacht. Diese Methode schafft Distanz zu Gewesenem und lässt es zu, auch Intimes zu berichten, weil es wirklich vergangen ist und auf das endlich gefundene Glück mit seiner Frau keinen Schatten werfen kann.

Diese Methode erlaubt es auch, jede Lebensphase als in sich bedeutungsvoll aufzufassen und nicht etwa nur als stringenten Ablauf zur eigentlichen Bestimmung: Professor in Dorpat zu werden.

Nur zwei Mal bedient er sich anderer Quellen. Zum einen, als er einen Abriss des Siebenjährigen Krieges seinen Kindheitserlebnissen vorausschickt, zum zweiten, als er in Amerika nach 80tägiger Seereise gegen Ende der Kämpfe einen damals bereits im Umlauf gewesenen Bericht eines Soldaten als Einleitung zu diesem Kapitel voranstellt.

Das Manuskript verwahrt seine Frau, übergibt es 1830 dem ältesten Sohn zu treuen Händen, erst in den 1870er Jahren vertrauen es die Nachkommen der Universitätsbibliothek Dorpat an.

Die Rezeption dieses Lebensberichts beginnt wohl erst mit der teilweisen Veröffentlichung in den „Baltischen Monatsheften“ ab 1900. Allerdings erfährt dieser dabei in Sprache, Grammatik, Orthografie und Interpunktion eine zeitgemäße ‚Verbesserung‘ und wird erheblich gekürzt.

Der Nekrolog betont, dass Krause ein Kriegskind gewesen sei, am 1. Juli 1757 mitten im tobenden Siebenjährigen Krieg geboren, folglich schreckliche Jahre erlebt haben muss.⁶ Was aber erinnert ein Kleinkind? Krause sieht sich auf den Knien der wildesten Panduren reiten und die schönen bunten Uniformen mit den „goldenen“ Knöpfen⁷ bewundern. Er jauchzt auf, wenn er herunterzufallen droht und jagt dahin, wie er es gesehen hat, als die Soldaten Hals über Kopf plötzlich fliehen mussten. Dass dieses Kind in seiner Unschuld die Soldaten eher besänftigt hat und sie an ihre Familien daheim erinnerte, ist nicht zu viel unterstellt.

erstellte Onlineedition der Erinnerungen Krauses ist einsehbar unter dem URL: <http://www.balt-hiko.de/online-publikationen/j-w-von-krause-erinnerungen>. Zurzeit liegen die Bände VII und VIII vor.

⁶ Der Nekrolog (wie Anm. 1); vgl. KRAUSE, Erinnerungen (wie Anm. 5), Bd. I, S. 18.

⁷ KRAUSE, Erinnerungen (wie Anm. 5), Bd. I, S. 21.

Seine Affinität zum Militärischen scheint durch solche Kindheitserlebnisse geweckt worden zu sein.

Krause bemüht sich, gerade die Kindheitserinnerungen nicht mit späteren Reflexionen zu überformen. So erfahren wir auch nur Dürftiges über den Beruf des Vaters. Betont wird, dass er häufig abwesend ist – der Geschäfte halber. Mit Holz und Wald hat er zu tun. In der Literatur ist er ein Förster⁸, dem Sohn scheint er mehr ein Holzhändler zu sein.

Anders die Mutter, die ständig da ist und zu einer wichtigen Erzieherin und Lehrerin wird. Der Junge erkrankt nämlich mit sechs Jahren und erblindet.⁹ Ärzte, die ich um Rat fragte, boten die wahrscheinliche Erklärung an, dass er die Kuhpocken hatte, die seine Augenlider verklebten, denn nicht die Augen an sich waren geschädigt.

Wilhelm konnte nicht zur Schule gehen, die Mutter tat das Bestmögliche, sie ließ den Knaben auswendig lernen; Bibel und Katechismus boten sich an, ebenso Kirchenlieder, alle Kinder lernten das. Wilhelm trainierte sein Gedächtnis und behielt diese Fähigkeit sein Leben lang. Er muss ganze Gespräche abends in sein Tagebuch geschrieben haben. Blinde zählen und messen mit den Schritten ihre Welt aus, sie erfahren, um welchen Winkel sie sich drehen müssen, überhaupt lernen sie die anderen Sinne viel intensiver zu gebrauchen. Was das blinde Kind noch für Fähigkeiten erwarb, muss Spekulation bleiben.

Die Eltern suchten ständig nach einem Arzt für ihren Sohn und fanden schließlich einen Müller, der als Wunderheiler galt. Mit Salben und Praktiken gelang es diesem Mann, die verklebten Lider zu trennen, so dass der Knabe mit zehn Jahren wieder sehen konnte.

Er war wohl der Nutznießer der einklassigen Dorfschule¹⁰, denn sehr bald hatte er das Grundschulpensum erlernt und konnte in der Schulstadt Brieg¹¹ südlich von Breslau das Gymnasium besuchen. Aber noch in der Mittelstufe wird das Lernen abgebrochen, als die Eltern kurz nacheinander sterben¹² und er als Mündel unter die Obhut seines Schwagers kommt. Seine Schwester hatte jung einen Juristen geheiratet. In einem Archiv¹³ sollte er als Volontär die Fähigkeiten zum Schreiber erwerben. Eine langweilige Tätigkeit für den wachen Geist. Als zu Ostern das Archiv Ferien machte, beschloss Wilhelm, den unbezahlten Dienst zu quittieren, in Dresden die Elbe zu erreichen, auf einem Kahn anzuheuern, um in Hamburg in die weite Welt einzutreten.¹⁴

⁸ Deutsch-Baltisches Biographisches Lexikon 1710–1960, hrsg. von WILHELM LENZ, Köln 1970, S. 413.

⁹ KRAUSE, *Erinnerungen* (wie Anm. 5), Bd. I, S. 27–52.

¹⁰ Ebenda, S. 71–83.

¹¹ Ebenda, S. 162.

¹² Ebenda, S. 208, 222f.

¹³ Ebenda, S. 219.

¹⁴ Ebenda, Bd. II, S. 34f., 40.

Dresden erreichte er zu Fuß und kaum über die Augustusbrücke gekommen, ist er fasziniert von der Hofkirche.¹⁵ In einem Gasthof der Vorstadt¹⁶ findet er Quartier, lebt wie ein Herr, ein Diener steht ihm zur Verfügung, der vor allem seine Kleider in Ordnung hält. Die Kunstsammlungen beschäftigen ihn. Als er dem Wirt, der gleichzeitig auch Stadtrichter ist, in Geldnot die goldene Uhr¹⁷ des Vaters anbietet, greift dieser kluge Mann ein. Statt die Uhr zum Versetzen anzunehmen, behält er sie als Pfand und schickt Wilhelm zurück. In einem Dorfe begegnet er dem Töpfermeister Adam Reichel¹⁸, einem Herrnhuter in Zittau, der ihn einlädt, mitzukommen, um in Zittau zu leben und das Gymnasium zu besuchen.

Die Gymnasialzeit in Zittau¹⁹ war für den Heranwachsenden das Segensreichste, was ihm passieren konnte. Da Latein das entscheidende Hauptfach war, war es guten Schülern erlaubt, Wiederholungsstunden zu schwänzen und die Zeit zu kleinen Verdiensten zu nutzen. Üblicherweise kam der Primarunterricht in wohlhabenden Familien in Frage. Ein Mitbewohner des Hauses war der Stadtbaumeister Zittaus, Karl Christian Eschke²⁰, und die Abmachung auf Gegenseitigkeit war die, dass Wilhelm die Kinder unterrichten sollte und selber beim Baumeister einen Unterricht erhielt, der eine fundierte Grundlage für seine späteren architektonischen Arbeiten war. Die erste Aufgabe war es, die Fassade seiner Schule in Brieg zu zeichnen. Das gelang zum Erstaunen des Baumeisters vor allem in den Proportionen so gut, dass er zurückfragte, wie er das vollbracht hätte. Die Antwort des Jünglings war ebenso verblüffend, er wäre doch täglich am Gebäude vorbei gegangen und hätte die Schritte gezählt. So leben Blinde.

Eine zweite Stelle fand er beim reichen Kaufmann Mehnert²¹, dem er schon Forderungen stellte: Jedes Kind sollte seine eigene Fibel, sein eigenes Werkzeug haben und für alle bat er sich Bilder, Karten und Bücher aus. Eine Maßnahme, die sicher eher eigener leidvoller Schülererfahrung entsprang als aufgeklärter Pädagogik, aber in sie wunderbar passte. Neben dem üblichen Lohn erhielt er am Tisch des Gönners ein Mittagessen und erlebte dabei höhere Umgangsformen, unschätzbar für das weitere Leben.

Durch diese großbürgerliche Familie ergaben sich weitere Kontakte, so die Bekanntschaft zu einer Witwe, die in ihrem Anwesen ein Gewächshaus hatte, in dem ein Zitronenbaum Früchte trug; das Nonplusultra war die Privatbibliothek des Kaufmanns Stoll²² mit einer Sammlung von Architekturliteratur höchsten Ranges. Im Übrigen half er dem Konrektor und

¹⁵ Ebenda, S. 46.

¹⁶ Ebenda, S. 40.

¹⁷ Ebenda, S. 62, 70.

¹⁸ Ebenda, S. 117ff.

¹⁹ Ebenda, S. 153 bis zum Ende (zur Einschreibung siehe S. 164).

²⁰ Ebenda, S. 137-144.

²¹ Ebenda, Bd. III, S. 89, 185ff., 202.

²² Ebenda, S. 252, 256-263.

Stadtbibliothekar Müller²³ und durfte sich dafür Bücher ausleihen – es waren Reisebeschreibungen von Bougainville bis Cook. Zu allen diesen Aktivitäten kam es neben dem Unterricht, er wurde ein gelernter Autodidakt.

In den Freundschaftskränzchen der Schüler wurde musiziert, gelesen, diskutiert, gedichtet und wohl auch schmachtend geliebt. Mädchennamen dieser Zeit tauchen in späteren Situationen immer wieder auf; meist schaffen es neue Bekanntschaften nicht, die Idealfiguren der Jugend zu verdrängen.

Ein Motiv der Gönner in Zittau lässt sich leicht erschließen: Es war so gut wie ausgemacht, dass der Stipendiat Wilhelm Theologe werden sollte. Und um die Eignung festzustellen, ließ man ihn – etwa am dritten Pfingstfeiertag²⁴ – schon einmal eine Probepredigt halten. Mit dem Abgang vom Gymnasium war die Studierfähigkeit ausgesprochen, das Theologiestudium sollte in Leipzig beginnen. Seine finanzielle Situation schien gesichert, war es doch endlich den Juristen gelungen, die verworrenen Geschäfte seines Vaters zu klären und ein positives Erbe zu konstatieren.

Auch zu Fuß musste man von Zittau nach Leipzig über Dresden reisen, das diesmal voll von Militär war. Sachsen und Preußen machten mobil, um in den bayerischen Erbfolgekrieg gegen den Kaiser einzugreifen. Kurz gesagt, Wilhelm trat als Freiwilliger²⁵ in ein sächsisches Regiment ein. Die Bedingungen waren: Vom Hauptmann erhielt er die Ausrüstung, gab dafür seine Barschaft in Verwahrung. Aus ihr zahlte der Hauptmann den wöchentlichen Sold aus. Auf Grund seiner Fähigkeiten wurde er als Kanonier eingestellt, er war also bei der Intelligenztruppe, denn das Schießen aus einer Stellung über die Köpfe der eigenen Kameraden hinweg erforderte Kenntnisse der Ballistik, also theoretische Vorstellungen.

Nun, es war wirklich ein Feldzug, für unseren Helden gab es nur eine brenzlige Situation, aber so viel Erfahrungen, dass das Militär ihm nicht mehr aus dem Gedächtnis ging. Als der Friede sich andeutete, quittierte er den Dienst, erhielt sein restliches Geld zurück und zog nach Leipzig.

Es ist eigentlich nicht verwunderlich, dass die sieben Semester Theologie²⁶ in Leipzig so wenig Eindruck auf Wilhelm machten. Erinnert werden am stärksten die Wassersuppen im letzten Semester, als das Geld verbraucht war. Kein Professor wird als Lichtgestalt hervorgehoben, keine Lehrmeinung gelobt, kaum ein Kommilitone wird zum Freund. Der Jüngling, der sich bisher seine Weltansicht aus den neuesten Büchern erworben hatte, kann wenig Gefallen am verstaubten Paukbetrieb finden, in dem es darauf ankam, die vorherrschende Lehre zu adaptieren, damit man vor einem geistlichen Ministerium bestehen konnte. Wie anders war das beim

²³ Ebenda, S. 247.

²⁴ Ebenda, S. 342.

²⁵ Ebenda, Bd. IV, S. 34ff.

²⁶ Ebenda, S. 71ff.

Militär. Wer da nicht das Neueste kannte und weiter dachte, hatte schon verloren, bevor er anfing. Jeder Krieg brachte seine Analytiker und Kritiker hervor. Im Militärwesen gab es für die wenigen klugen Köpfe wirkliche Wissenschaft, wenn auch eine sehr angewandte.

Als er bis auf einen Anzug alle Kleider versetzt hat, kehrt er der Universität den Rücken und geht nach Zerbst²⁷, um Soldat zu werden, wohl wissend, dass er wahrscheinlich unter englischem Kommando in Amerika würde kämpfen müssen. Nach kurzer Ausbildung – er ist wieder Kanonier – wird er nach Jever versetzt, dem weiteren Besitz des Fürsten von Anhalt. Der Marsch²⁸ von Zerbst nach Jever ist spannend geschildert. Wilhelm sieht die Landschaft, und beim Streifen am Südhang des Harzes fällt ihm die vorbildliche, nachhaltige Pflege des Waldes auf; diesen Maßstab der Forstwirtschaft wird er später an die livländischen Wälder anlegen.

Unter den Kameraden in Jever ist der lesende und tagebuchschreibende Kanonier ein Sonderling, dem es endlich besser gehen soll, weil er Unteroffizier wird und damit in einem Privatquartier in der Stadt wohnen darf. Seine Aufgabe ist es, die Pulvervorräte der Garnison im Keller des Schosses zu verwalten und täglich die Kanonen auf den Wällen zu kontrollieren.

Kein Bürger hat gerne eine Einquartierung. Mit Johann Wilhelm Krause aber haben seine Wirtsleute das große Los gezogen. Statt zu fordern, bittet dieser manierliche Mensch, statt zu poltern, benimmt er sich gesittet, gibt den Damen Zeichenunterricht. Man kann den amüsanten Mann sogar zu Gesellschaften einladen. Eine solche Einladung – es war der Geburtstag der Hausfrau – wird zum Schlüsselerlebnis für Wilhelm. Als Geschenk verfasst er ein Gedicht und schmückt es mit einer Zeichnung. Mitten in diesem Tun wird er zum General von Davier befohlen, schnell rollt er sein Elaborat ein und steckt es in den Rock. Nach erhaltenem Befehl macht er eine so zackige Bewegung, dass die Rolle heraus fällt.²⁹ Sie macht die Runde unter den Offizieren. Der Obrist Uhlisch sieht sich die Zeichnung genauer an und fragt, ob er das kopiert habe oder „aus dem Koppe“ gemacht hätte. „Aus dem Koppe“ ist die Antwort.³⁰ Der Obrist erkennt einen förderungswürdigen und -willigen Mann und veranlasst seine Versetzung zur Artillerie und zur weiteren Ausbildung.

Allen ist klar, dass da ein Könner sich offenbart hat, denn wer zeichnen kann, kann auch entwerfen: Bauten nämlich. Als erster greift der General für seine Frau zu, die sich schon längst ein Landhaus wünscht. Wilhelm entwirft und baut. Mitten in dieser langwierigen Arbeit wird bekannt, dass der letzte Sturm die Insel Wangerooge³¹ in drei Teile zerrissen hat. Das Wangerland steht unter Militärverwaltung, der Obrist Uhlisch nimmt unseren Zeichner mit, und der kann, was der Obrist erhofft. Wilhelm

²⁷ Ebenda, S. 169 bis zum Ende des Bandes.

²⁸ Ebenda, Bd. V, S. 39ff.

²⁹ Ebenda, S. 29f.

³⁰ Ebenda, S. 43.

³¹ Ebenda, S. 134ff.

bewährt sich beim Vermessen des Schadens und ergänzt nach Augenschein³², so dass eine Kartenskizze entsteht, mit deren Hilfe man Material und Mannschaft berechnen kann.

Übermüdet von diesem Einsatz kommt Wilhelm zurück, wird von der Generalin genötigt, am Landhaus weiter zu arbeiten³³ und vergisst, sich bei seinem Vorgesetzten abzumelden. Ein Dienstvergehen³⁴, das nur übergangen werden kann, wenn er sich freiwillig zum nächsten Transport nach Amerika³⁵ meldet.

81 Tage³⁶ dauert die Überfahrt. Als Unteroffizier darf er sich frei auf dem Schiff bewegen und ärgert sich, auf dem Gymnasium nicht sphärische Trigonometrie gelernt zu haben, um sich mit dem Steuermann über die Positionsbestimmung unterhalten zu können. Etwas Englisch muss er wohl auch in dieser Zeit gelernt haben.

Eigentlich kommt Krause zu spät in Amerika an, sein Einsatzort ist New York, und dort kann er mit seiner Fähigkeit, eine Landschaft in eine Karte umzuzeichnen, brillieren. Seinem General Rauchhaupt kann er die Schwachpunkte der Befestigung angeben – sehr zum Gelächter der englischen Offiziere, er ist ja nur Unteroffizier.³⁷ Man repariert und kann so kurz darauf einen Angriff abwehren. Krause hat Erfolg, wird zum Leutnant³⁸ befördert und erhofft sich eine Karriere.

Wieder in Jever wird er enttäuscht, das Soldatenverleihgeschäft ist zu Ende, Krause wird entlassen. Die Idee, in Amsterdam bei einer der Compagnien anzuheuern und schnell reich zu werden, scheitert. Man braucht Seeleute oder Kaufleute. Der facettenreiche Aufenthalt in den Niederlanden muss hier ausgespart bleiben, die erträumte Stelle bei einer der Compagnien wird zur Enttäuschung. Seine Lebensgeschichte nimmt nun die Wendung nach Livland, als er in Amsterdam den Livländer und designierten Pastor Johann Gottfried Waldtmann kennenlernt, der ihn überredet, doch mitzukommen.³⁹ Er könne ja dann am besten nach St. Petersburg durchstarten und sich als Offizier bewerben; im Übrigen gäbe es in Livland, das bekanntlich ein „Blievland“ sei, viele Möglichkeiten.

Bis Lübeck nimmt man den Landweg, dann ein Schiff, und am 3. September 1784 betritt unser Held kurländischen Boden.⁴⁰ In der Wartezeit auf Fuhrwerke aus Königsberg nach Riga lernt Krause den öden Ort und das Leben im Gasthaus kennen. Sein Begleiter entpuppt sich als leidenschaftlicher Spieler, was die Reisekasse so sehr angreift, dass der Theologe

³² Ebenda, S. 150-154, 181.

³³ Ebenda, S. 189ff.

³⁴ Ebenda, S. 195-201.

³⁵ Ebenda, S. 216 bis zum Ende des Bandes.

³⁶ Ebenda, Bd. VI, S. 22. Der VI. Band beinhaltet die Expedition nach Amerika und die Rückkehr.

³⁷ Ebenda, S. 69.

³⁸ Ebenda, S. 119 („Seconde Lieutenant“).

³⁹ Ebenda, ab S. 69 tritt Waldtmann als Reisebegleiter auf.

⁴⁰ Ebenda, ab S. 123 zum Aufenthalt in Libau.

an Selbstmord denkt. Andere werden noch gründlicher durch Falschspiel gerupft. Zwei litauische Händler verlieren 100 Fuhren Getreide. Wilhelm spielt grundsätzlich nicht.

In Riga hat sich die Kunde, dass soeben ein „Candaht“ angekommen sei, schnell herumgesprochen; Krause aber will Offizier werden. Ein Major von Lambsdorff nimmt sich seiner an, vermittelt ihn gar zum Generalgouverneur George Browne; die Bedingungen für ein Engagement in Russland sind: 1. Persönliche Vorstellung in St. Petersburg, 2. Herabstufung um einen Rang, 3. Russischkenntnisse. Dieser Plan ist somit vorerst undurchführbar.

Durch Vermittlung trifft er auf Peter Baron von Delwig⁴¹, der gerade einen Hofmeister sucht. Neben freier Station und Honorar übernimmt Delwig die Schulden und verspricht jederzeit Urlaub, wenn Krause nach St. Petersburg reisen möchte. Gezwungenermaßen nimmt Krause an und erfährt schon auf dem Weg nach Adsel-Neuhof, welch Geistes Kind sein Patron ist. Wegen eines kleinen Versehens werden Vorreiter und Kutscher je mit 25 Karbatschenhieben⁴² bestraft. Wilhelm ist entsetzt.

Die Familienverhältnisse der Delwigs sind zerrüttet. Vier Brüder streiten vor Gericht um ein besseres Erbe. Als Krause 1784 die Familie kennenlernt, sind bereits zwei Güter an Advokaten verloren. Baron Peter lebt mit Katharina Werner in wilder Ehe. Er hat die Frau in der Hochzeitsnacht entführt, als der junge Ehemann, ein Schneider, betrunken unterm Tisch lag. Der Baron kann sein Verhältnis nicht legalisieren, weil der Ehemann auf „Rückgabe“ klagt. Mittlerweile hat die „Baronin“ vier Kinder geboren, der Älteste ist bereits 10 Jahre alt.

Die Arbeit mit den Kindern lässt sich gut an, nur fehlt es an Lehrmaterial. Auf dem Boden neben dem Kamin gibt es zwar einen Haufen Bücher, die aus dem Staub gehoben werden und jedem zum besten Grundstock einer Baltica-Bibliothek geworden wären. Die Bestellung von Lehrbüchern bei Hartknoch in Riga jedoch verschleppt sich, wohl der Schulden wegen, die man dort noch hat.

Im Hause wimmelt es von Dienerschaft, den ersten im Hause, Simon, wird Krause mehrfach lobend erwähnen. Der Hof machte einen ungepflegten Eindruck. Dass man in einer der schönsten Gegenden Livlands wohnt, scheint noch keiner bemerkt zu haben. Die Aa ist die Grenze zwischen dem lettisch und estnisch besiedelten Livland; auf der nördlichen Seite haust der verfeindete Bruder Axel auf Taiwola; man kommuniziert nur mit Hundegebell und Kanonensalven.

Neuhof gehört zum Kirchspiel Adsel, der Pfarrer, Detlev Georg Meyer wird Wilhelms Freund, liegt aber mit Baron Delwig wegen der wilden Ehe im Streit. Als ein weiteres Kind geboren wird und getauft werden soll, meldet der Vater es dem Pastor, setzt den Tauftermin auf Johanni fest und fordert zur Haustaufe auf. Pastor Meyer will das Kind nur in der

⁴¹ Ebenda, Bd. VII, S. 174, dann der ganze VII. Band bis zum Ende.

⁴² Ebenda, S. 190f.

Kirche taufen. Der Pastor vom Nachbarkirchspiel weigert sich, ohne Einverständnis seines Kollegen die Amtshandlung zu vollziehen. Eine Woche später – es waren gerade Gäste im Hause – erscheint der Baron mit dem festlich gekleideten Täufling und bittet einen der anwesenden getauften Christen, die Handlung zu vollziehen. Alle lehnen ab, Wilhelm als studierter Theologe wird ausgeguckt, kann noch schnell seinen Katechismus aus der Kammer holen und tauft, ohne vorher den Teufel auszutreiben, was damals noch üblich war.⁴³

Das war ein Lehrstück der Selbstherrlichkeit des baltischen Adels. Zum Glück lernte Krause im Subarrendator – also Unterpächter – von Löwis of Menar einen Gegenentwurf adligen Lebens kennen. Freilich, der Herr von Löwis mit Frau, zwei Söhnen und einer Tochter war arm, nur eine Magd half, aber die aufgeschlagenen Noten auf dem Klavier schienen gerade benutzt; die geschickt in die Unterhaltung eingeflochtene Erwähnung des Ossian – Wilhelm wusste schon, dass die Familie aus Schottland stammte – ließ ein beglückendes Gespräch aufkommen und vermittelte dem Neu-ling in Livland das Gefühl, sich hier wohlfühlen zu können.

Auch als er Wilhelm Christian Friebe kennenlernte, der damals Hofmeister in Adsel war, fing für Wilhelm eine beglückende Freundschaft an; wer Friebes Aufsätze dieser Zeit in den „Nordischen Miscellaneen“ liest, muss sich Krause als Koautor dazu denken.

Als es wieder einmal zu einer umfassenden Strafaktion unter der Dienerschaft des Barons Delwig kam, verließ Wilhelm empört, vom Mittagstisch aufstehend, das Haus; wurde aber überredet, bis zum Jahresende 1786 zu bleiben. Die Lektüre von Herders Ideen lässt ihn die missliche Situation überbrücken.

Schnell fand er bei der Familie von Kahlen seine zweite Hofmeisterstelle. Christian Gottfried von Kahlen war Kreisrichter in Walk, wohnte in Seltinghof⁴⁴ in der Nähe von Marienburg. Die vier Kinder waren dem Alter nach Sophie, unter ihrem Schielen leidend, Carl, von seiner adligen Geburt im Übermaß durchdrungen, Niclas, ein Neffe der Frau von Kahlen, und die unkomplizierte Caroline.

Von den pädagogischen Problemen mit dem Stammhalter Carl von Kahlen können hier nur drei erwähnt werden. Für die Jungen erwirkt Krause eine Fahrt nach Riga⁴⁵ mit dem pädagogischen Ziel, eine Großstadt zu erleben. Gleich nach der Ankunft strebt man an den Fluss. Ein englischer Kapitän lässt sie an Bord kommen. Kaum hat man sich ein bisschen umgesehen, ist Niclas bereits oben im Mastkorb, Carl beschimpft ihn als Straßenjungen. Den Spaß, einmal wie ein Seemann zu essen, verachtet er. Dieser Versuch eines Anschauungsunterrichts scheitert; adlige Kinder zu unterrichten ist eine Gradwanderung.

⁴³ Ebenda, Bd. VIII, S. 17ff.

⁴⁴ Ebenda, S. 70, Vorstellung der Familie von Kahlen.

⁴⁵ Ebenda, S. 168-171.

Mit der Mutter bespricht Krause den Plan, den Knaben das Reiten⁴⁶ zu lehren. Die frommsten Pferde werden ausgesucht, Stallmeister und Knecht führen sie am Halfter. Carl sitzt auf, zerrt unbeherrscht am Zügel, als müsse er das wildeste Pferd bändigen. Bei dieser Tortur tritt das Tier in den Graben und schon schlägt der Knabe strafend den Knecht mit der Gerte ins Gesicht. Dieser ergreift, zerbricht und wirft sie in den Graben. Vom zurückgekehrten Vater erwartet man mindestens eine Rüge, der aber übergeht den Vorfall mit Schweigen.

Ganz anders beim nächsten Beispiel: An einem schönen Nachmittage spazieren die Kinder, der Hofmeister, Tante Lottchen, die Mutter des Niclas, und eine recht korpulente Mamsell auf den Wegen, die Krause angelegt hat. Man lagert sich auf einer Rasenbank, man dichtet, die Mädchen Stanzen, der Hofmeister Knittelverse, für jede Person eine Strophe, die man auch singen kann. Von den Mädchen wird er mit livländischem Heidelbeerkraut bekränzt, Tante Lotte reicht ihm die Hand zum Kusse und küsst ihn auch, was er erwidert. Kurz, es ist ein Dichterfest.⁴⁷ Alle sind in Hochstimmung. Auf dem Rückwege bildet ein Bach ein gewisses Hindernis. Carl spottet über die behäbige Mamsell, nennt sie ein „Watschel“, sie solle doch so springen wie er. Der Hofmeister hilft galant über den Bach, um die Peinlichkeit zu übergehen. Als man im Hause ankommt, hat Carl seine Version bereits dem Vater erzählt. Der Herr Kreisrichter vergisst seine oberste Tugend, auch die andere Seite zu hören, und verlangt von Krause für die Beleidigung seiner Familie „Blut“. Krause eilt in seine Kammer, ergreift seinen Degen und stellt sich. Die Ehefrau kann den rasenden Mann ins Schlafzimmer drängen. Erst der plötzlich erscheinende Kreisarzt Dr. Rühl, der um Nachtquartier bittet, kann die Situation retten. Kahlen wird beruhigt und Krause soll erst zum Jahresende Seltinghof verlassen, damit es nicht heißt, er sei mit Schimpf und Schade aus dem Hause gejagt. Bereits am nächsten Tag hat die Fama alles ausposaunt und die Bewunderung für die Standhaftigkeit des Hofmeisters ist allgemein.

Graf Ludwig August Mellin⁴⁸ hat schon einige Male Krause gefragt, ob er nicht Hofmeister bei ihm werden wolle. Jetzt nimmt Wilhelm an. Wer nun glaubt, es ergibt sich die schönste Zusammenarbeit beider Männer am „Livländischen Atlas“, sieht sich getäuscht. Zwar hat Krause Mellin für die Gegend um Marienburg zugearbeitet, aber in Koltzen muss sich der Hofmeister aufs Unterrichten beschränken. Er wird der Beobachter seiner Mitmenschen und gelegentlicher Entwerfer von Gutshäusern. Die Freundschaft zu Carl Grass⁴⁹, der zehn Jahre jünger ist, entwickelt sich

⁴⁶ Ebenda, S. 174ff.

⁴⁷ Ebenda, S. 215-227.

⁴⁸ KRAUSE, Erinnerungen (wie Anm. 5), Bd. IX bietet eine anmutige Beschreibung des familiären Lebens der Mellins, berichtet aber von keiner gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit.

⁴⁹ Das Deutschbaltische Biographische Lexikon (wie Anm. 8), S. 225, nennt Karl Gotthard Grass „Maler und Schriftsteller“.

zum gemeinsamen künstlerischen Arbeiten und zur Idee, auch gemeinsam zu leben. Aber das Unstete des Freundes Carl – Krause reist ihm bis in die Schweiz nach – lässt das nicht zu.

Krause kehrt nach Livland zurück, unterrichtet weiter im Hause Mellin, sein Bericht ist aber erfüllt von der grundlegenden Änderung seiner Verhältnisse. Schon vor seiner Reise in die Schweiz verspricht er sich der Witwe Juliane Steingötter, geb. von Hausenberg.⁵⁰ 1797 folgen die offizielle Verlobung und der Plan, durch Kauf eines Gutes selbständig zu werden. Die Hochzeit richtet die Gräfin Mellin aus. Das Gut Kipsal, das zu kaufen ist, liegt günstig zu Kolzen, erweist sich aber als zu klein und zu teuer bezahlt, was seiner günstigen Lage zu Riga geschuldet ist, denn mit einem Pflegekind und drei Kindern der Julie, einer Tante und der Mutter Grass ist man bereits eine Großfamilie, zu der nun noch weitere Kinder kommen werden. Er quittiert die Stelle bei Mellins, um seine adoptierten Kinder zu unterrichten. Das gibt ihm Anlass, seine gereiften pädagogischen Vorstellungen, die ihn wirklich zum praktischen Aufklärer machen, zu überdenken und zusammenzufassen.

Mit der Wiederbegründung der Universität 1802 wird Krause (vor allem wegen seiner Fähigkeiten als Architekt) zum Professor berufen und baut die Universität in den Park.

⁵⁰ KRAUSE, Erinnerungen (wie Anm. 5), Bd. X, S. 6, 224.

„... zu allem zu gebrauchen“ – Die Karriere des Dr. Martin Sandberger

VON ANDREAS STRIPPEL

Martin Sandberger (1911–2010) ist ein Musterbeispiel für jene jungen bürgerlichen Eliten, die sich zum Rückgrat des NS-Staates und dessen Verbrechen entwickelten.¹ Diese Mitglieder der „Generation des Unbedingten“ (Michael Wildt) entzogen sich lange dem historischen Blick auf den Nationalsozialismus, da sie nicht in das lang gepflegte Bild des „typischen Nazi“ als sadistischen Intensivtäter oder verbohrten Ideologen passten. Ulrich Herbert hat mit seiner Studie über Werner Best als Erster die Gleichzeitigkeit von rassistischer Weltanschauung und dem Kult der Sachlichkeit beschrieben,² die auch auf Sandberger zutrifft. Als Teil einer jungen und aufstrebenden Generation machte er als Studentenfunktionär, Offizier des Sicherheitsdienstes, Umsiedlungsspezialist und Organisator des Holocaust Karriere und führte in der Bundesrepublik nach kurzer Haft als verurteilter Kriegsverbrecher eine ruhige bürgerliche Existenz.

Egal in welcher Tätigkeit – Sandberger scheint in der Lage gewesen zu sein, effektiv und verbindlich vorzugehen und dabei gleichzeitig formal die Fassade bürgerlicher Anständigkeit zu wahren – zumindest denen gegenüber, die nicht durch ihn mit dem Tode bedroht wurden. Er gehört zu jener Gruppe junger Männer, die die nationalsozialistische Diktatur mit ihrem politischen Engagement gestalteten.

Im Folgenden wird die Karriere Sandbergers kurz skizziert, wobei der Schwerpunkt auf seiner Tätigkeit vor dem Jahr 1941 liegt, als er zunächst als Befehlshaber des Einsatzkommandos 1a sowie seit Dezember 1941 als Kommandeur der Sicherheitspolizei und des (SD) in Estland verantwortlich für die Ermordung der Juden war.³ Der Nationalsozialist Sandberger

¹ MICHAEL WILDT: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002. Sandberger gehört auch zu einem der ausgewählten biografischen Beispiele, die Wildt beschreibt.

² ULRICH HERBERT: *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, Bonn 1996.

³ Somit geht es diesem Beitrag nicht um die Details von Sandbergers Anteil am Holocaust in Estland und in Italien, wo er 1943 als Chef der Sicherheitspolizei in Verona tätig war. Zu Sandbergers Tätigkeit in Estland siehe RUTH BETTINA BIRN: *Die Sicherheitspolizei in Estland 1941–1944. Eine Studie zur Kollaboration im Osten*, Paderborn 2006 (zusammenfassend zu dessen Verantwortung S. 256); zum Holocaust siehe ANTON WEISS-WENDT: *Murder without Hatred. Estonia and the Holocaust*, Syracuse 2009; am ausführlichsten zur Periode der deutschen

hatte zuvor alle Fähigkeiten erworben, die ihn später zum Leiter eines Mordkommandos befähigten, und gleichzeitig tat er dies auf eine Art und Weise, die ihn hinterher problemlos und unauffällig in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft aufgehen ließ.

Martin Sandberger stammte aus bürgerlichen Verhältnissen. Sein Vater kam aus dem Württembergischen und machte als leitender Angestellter bei der IG-Farben in Berlin Karriere. Dort wurde Sandberger am 17. August 1911 geboren. Er wuchs in der Hauptstadt und in Tübingen auf, studierte an den Universitäten München, Köln, Freiburg und Tübingen Jura. Das Studium schloss er 1933 mit einer Doktorarbeit ab. Bereits zwei Jahre zuvor war er im Alter von nur 20 Jahren der NSDAP beigetreten.⁴

Sandberger machte schnell Karriere im Nationalsozialismus. Diese Karriere war jedoch nicht nur einfach ein berufliches und ökonomisches Fortkommen. Sandberger war 1933 aktiver Gestalter der politischen Umwälzungen in Tübingen, insbesondere an der Universität. Bereits im Herbst 1931 war Sandberger mit seinem Wechsel nach Tübingen dem Nationalsozialistischen Deutschen Studenten Bund (NSDStB) beigetreten, zeitgleich war er auch in der SA aktiv. Im NSDStB war er einer der führenden Köpfe in der Hochschulpolitik und maßgeblich an der Gleichschaltung der Tübinger Universität tätig.⁵

Im August 1933 begann er für die Reichsleitung der Deutschen Studentenschaft und für den NSDStB zu arbeiten, von 1934 an beschäftigte ihn die SA in ihrem Hochschulreferat. In dieser Zeit lernte er die SS-Offiziere Gustav Adolf Scheel⁶ und Reinhard Höhn kennen, die ihn zunächst zu einer ehrenamtlichen Mitarbeit im SD der SS bewegten. Scheel protegierte viele junge Akademiker, darunter später so bekannte Namen wie Hanns Martin Schleyer.⁷

1935 übernahm Scheel die Leitung des SD Abschnitts Südwest und förderte Sandberger mit Referenzen weiter. Gleichzeitig vollendete

Besatzung Estlands siehe Estonia 1940–1945. Reports of the Estonian International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity, hrsg. von TOOMAS HIIO, MEELIS MARIPUU und INDREK PAAVLE, Tallinn 2006.

⁴ Lebenslauf Sandbergers, 1.7.1936, in: Bundesarchiv Berlin (künftig: BArch), RuSHA-Akte Martin Sandberger. Vgl. auch: WILDT, Generation (wie Anm. 1), S. 170; WEISS-WENDT, Murder (wie Anm. 3), S. 84.

⁵ UWE-DIETRICH ADAM: Hochschule und Nationalsozialismus. Die Hochschule Tübingen im Dritten Reich, Tübingen 1977, S. 27ff.; WILDT, Generation (wie Anm. 1), S. 98-104.

⁶ Zu Scheel siehe BIRGIT ARNOLD: „Deutscher Student, es ist nicht nötig, daß Du lebst, wohl aber, daß Du Deine Pflicht gegenüber Deinem Volk erfüllst.“ Gustav Adolf Scheel, Reichsstudenführer und Gauleiter von Salzburg, in: Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg, hrsg. von MICHAEL KISSENER und JOACHIM SCHOLTYSECK, Konstanz 1997 (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, 2), S. 567-594; siehe den Eintrag Gustav Adolf Schell, in: Deutsche Biographie, <http://www.deutsche-biographie.de/sfz111184.html> (letzter Zugriff 15.1.2014).

⁷ LUTZ HACHMEISTER: Schleyer. Eine deutsche Geschichte, München 2004.

Sandberger sein Referendariat unter anderem bei Carlo Schmid, was ihm nach dem Krieg nutzen sollte. Am 1. Januar trat Sandberger als hauptamtlicher Mitarbeiter dem SD bei, verfolgte die Beamtenlaufbahn jedoch immer noch. Sandberger bekam exzellente Bewertungen von seinen Vorgesetzten. Scheel beurteilte ihn folgendermaßen: „scharfe Logik und zu allem zu gebrauchen“.⁸

Sandberger war Angehöriger einer jungen akademisch gebildeten Gruppe, die das Führungskorps des SD und später des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) bildeten. Menschen wie Sandberger ging es nicht allein um einen schnöden Machtwechsel, sie waren diejenigen, die den Umgestaltungswillen aufbrachten, um radikal neue Verhältnisse zu schaffen. Sie waren eine wesentliche Stütze des Nationalsozialismus. Michael Wildt fasst es in einem Vortrag so zusammen: „Nicht Bürger wollten diese jungen akademischen Aktivisten sein, sondern Führer, nicht Gewählte, sondern Erwählte, natürliche Elite. Was sie in ihrem Führerverständnis anlegten, war die Selbstbegründung durch den Erfolg.“⁹ Ein Elitarismus, der tief in rassebiologischen Kategorien verwurzelt war, und eine Selbstermächtigung, die durch Gelingen sich selbst ins Recht setzte, waren also die Kennzeichen dieser Tätergruppe. Deswegen waren Menschen wie Sandberger auch so gut dafür geeignet, nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges an der „Neuordnung Europas“ mitzuarbeiten. Gerade das besetzte Polen war für diese selbsternannte Elite der ideale Ort, ihr Weltbild in die Praxis umzusetzen.¹⁰ Sandberger war keine verkrachte Existenz, die nur innerhalb der SS etwas werden konnte, sondern er entschied sich bewusst für eine Karriere in der politischen Verwaltung, für die Politik, für das rassistische Weltbild.

Mit dem Krieg änderten sich auch die Betätigungsfelder des SD. Neben der Gegnerbekämpfung trat die so genannte Volkstumspolitik in den Vordergrund, also das, was Hitler bereits am 6. Oktober 1939 im Reichstag als ethnische Neuordnung Europas ankündigt hatte.¹¹ Im Zuge des

⁸ Martin Sandberger, Personalbericht, 5.5.1936, gez. Scheel, in: BAArch, SSO 60B.

⁹ Siehe den Vortrag von Michael Wildt an der Universität Tübingen, 2.12.2004. Die Videoaufzeichnung ist einsehbar unter dem URL: http://timms.uni-tuebingen.de/ttimms/Player/PlayClipWMT.aspx?mode=e&start=00%3a09%3a51&ref=mms%3a%2f%2fu-003-stimms03.uni-tuebingen.de%2fUT_2004%2f12%2f02%2fUT_20041202_001_rv-unituens_0001.wmv500.wmv&resourceid=UT_20041202_001_rv-unituens_0001 (letzter Zugriff 28.12.2013; Zeitindex: 11:38-11:56).

¹⁰ Michael Alberti sieht den Warthegau als „Experimentierfeld nationalsozialistischer Rassenpolitik“; Christopher Browning bezeichnet Polen als „Laboratorium der Rassenpolitik“. MICHAEL ALBERTI: Die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland 1939–1945, Wiesbaden 2006 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 17), S. 33-146; CHRISTOPHER R. BROWNING: Die Entfesselung der „Endlösung“. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939–1942. Mit einem Beitrag von JÜRGEN MATTHÄUS, München 2003, S. 30-64.

¹¹ Hitlers Reichstagsrede vom 6.10.1939, online einsehbar unter dem URL: http://mdz1.bib-bvb.de/cocoon/reichsblatt/PDF_bsb00000613_00052 (letzter Zugriff

Hitler-Stalin-Paktes kam es zu Umsiedlungen von Deutschen aus dem sowjetischen in das deutsch kontrollierte Osteuropa. Dies fand unter der Kontrolle von Heinrich Himmlers SS statt, und Sandberger wurde Chef der neugeschaffenen Einwanderzentralstelle (EWZ) in Lodz, einer neuartigen Behörde, in der SS und staatliche Dienststellen anhand der Kategorien Rasse, Volk und Arbeit sowohl die Einbürgerung feststellten als auch festlegten, ob die neuen Deutschen „rassisch wertvoll“ genug waren, um die annektierten Ostgebiete zu besiedeln.¹² Sandberger baute diese neue Institution auf, während die Deutschen aus Estland und Lettland in den besetzten polnischen Gebieten ankamen.¹³ Ihm und seiner Behörde kam dabei eine wichtige Koordinierungsfunktion zu, weil zum einen die Gauleiter und die ihnen als Reichsstatthalter nachgeordneten Stellen Einfluss auf die Umsiedlung nehmen wollten, und zum anderen die Interessen des Apparates des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums, dem die EWZ angehörte, vor Ort gewahrt werden mussten. Faktisch verhandelte Sandberger im Auftrag Himmlers mit den mächtigen Gauleitern Albert Forster (Danzig-Westpreußen) und Arthur Greiser (Warthegau) über die mögliche Ansiedlung von Deutschbalten.¹⁴

Darüber hinaus war Sandberger mit seiner Behörde auch an der Zwangsgermanisierung von Slowenen beteiligt, die in das Deutsche Reich verschleppt wurden und faktisch Zwangsarbeit leisteten.¹⁵ Sandbergers alter Mentor Scheel machte sich das Selektions-Know-how seines Zöglings zu

23.5.2008). Zu ihr siehe MICHAEL WILDT: „Eine neue Ordnung der ethnographischen Verhältnisse“. Hitlers Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3 (2006), H. 1; online-Ausgabe unter dem URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Wildt-1-2006> (letzter Zugriff 15.1.2014).

¹² Vgl. ANDREAS STRIPPEL: *NS-Volkstumspolitik und die Neuordnung Europas. Rassenpolitische Selektion der Einwandererzentralstelle des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD 1939–1945*, Paderborn 2011, insbes. S. 67–129. Zur Volkstumspolitik vgl. auch ISABEL HEINEMANN: „Rasse, Siedlung, deutsches Blut“. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen 2003 (*Moderne Zeit: neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, 2); WOLF GERHARD: *Ideologie und Herrschaftsrationalität: Nationalsozialistische Germanisierungspolitik in Polen*, Hamburg 2012.

¹³ *Umgesiedelt – Vertrieben. Deutschbalten und Polen 1939–1945 im Warthegau*, hrsg. von ECKHARDT NEANDER, Marburg 2010 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 29); *Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich*, hrsg. von MICHAEL GARLEFF, Bd. 1–2, Köln 2001–2008 (*Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart*, 1); BARBARA BIELSTEIN-BOSSE: *Auch wir verließen das Land...: die Umsiedlung der Deutschbalten 1939–1941*, Michelstadt 1989; *Diktierte Option. Die Umsiedlung der Deutsch-Balten aus Estland und Lettland 1939–1941. Dokumentation*, hrsg. von DIETRICH A. LOEBER, Neumünster 1972.

¹⁴ STRIPPEL, *Volkstumspolitik* (wie Anm. 12), S. 90–93.

¹⁵ ANDREAS STRIPPEL: *Besatzungspolitik und Zwangsgermanisierung in Slowenien – Umsiedlungs-, Vertreibungs- und Selektionspraxis*, in: *Nationalsozialistische Germanisierungspolitik und ihre Folgen. Das Beispiel Slowenien*, hrsg. von OLIVER VON WROCHEM, Hamburg 2011 (*Neuengammer Studienhefte*, 2), S. 17–25.

Nutze. Im August 1940 forderte Scheel, zu dem Zeitpunkt Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD im eingegliederten Elsass, Sandberger an, damit dieser ihm bei der Aussortierung von Juden und Franzosen unter den zurückkehrenden Kriegsflüchtlingen behilflich sein möge.¹⁶

Als Chef der Einwandererzentralstelle (EWZ) verantwortete Sandberger nicht nur die Selektion und Einbürgerung von so genannten „Volksdeutschen“, sondern war auch für den Aufbau der Tochterbehörde des Reichssicherheitshauptamtes zuständig. Er beeinflusste damit auch deren Personalauswahl und Politik über sein Ausscheiden aus dem Amt hinaus. Die EWZ war wie ihre Mutterbehörde eine Mischung aus traditioneller staatlicher Behörde und den Gliederungen der NSDAP, und damit ein Musterbeispiel für eine neue, nationalsozialistische Organisationsform.¹⁷

Kurz vor dem Krieg gegen die Sowjetunion wurde Sandberger als Leiter des Sonderkommandos 1a der Einsatzgruppe A versetzt, und wurde damit zum Befehlshaber eines jener Mordkommandos, die die Juden in der damaligen Sowjetunion ermorden sollten.¹⁸ Auch sein Stellvertreter und Stabsführer bei der EWZ, Karl Tschierschky,¹⁹ war von Beginn an führend in der Einsatzgruppe A dabei.²⁰ Hatte sich Sandberger in seiner vorherigen Position bisher vehement für die Deportation von polnischen

¹⁶ Einsatzgruppe Straßburg an Sandberger, 5.8.1940, gez. Scheel, in: BArch, R69/374, Bl. 22. Vgl. STRIPPEL, Volkstumspolitik (wie Anm. 12), S. 222f. Zur Germanisierung in Frankreich siehe auch HEINEMANN, Rasse (wie Anm. 12), S. 305-331; PAUL DOSTERT: Luxemburg zwischen Selbstbehauptung und nationaler Selbstaufgabe. Deutsche Besatzungspolitik und Volksdeutsche Bewegung 1940–1945, Freiburg 1984; DIETER WOLFANGER: Die nationalsozialistische Politik in Lothringen 1940–1945. Diss. Phil. Saarbrücken 1977; LOTHAR KETTENACKER: Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsass, Stuttgart 1973; WOLFGANG FREUND: Volk, Reich und Westgrenze. Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945, Saarbrücken 2006 (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, 39).

¹⁷ Zum Aufbau, Personal und Arbeitsstruktur der EWZ vgl. STRIPPEL, Volkstumspolitik (wie Anm. 12), S. 147-190.

¹⁸ Siehe Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42. Die Tätigkeits- und Lageberichte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, hrsg. von PETER KLEIN, Berlin 1997; RALF OGORRECK: Die Einsatzgruppen und die „Genesis der Endlösung“, Berlin 1996; HELMUT KRAUSNICK, HANS-HEINRICH WILHELM: Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938–1942, Stuttgart 1981 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 22).

¹⁹ Tschierschky lebte nach dem Krieg zunächst unbehelligt in Deutschland. Ende der fünfziger Jahre wurde er erstmals wegen seiner Beteiligung an den Massenmorden im Baltikum vernommen. Nach kurzer Untersuchungshaft in den sechziger Jahren kam es erst 1973 zur Anklageerhebung. Bevor ein Urteil gesprochen werden konnte, starb Tschierschky am 18.9.1974. Siehe BArch, Ludwigsburg, B162/3078, B162/3085 (unpaginiert).

²⁰ CARSTEN SCHREIBER: Elite im Verborgenen. Ideologie und regionale Herrschaftspraxis des Sicherheitsdienstes der SS und seines Netzwerks am Beispiel Sachsens, München 2008 (Studien zur Zeitgeschichte, 77), S. 58f.

Juden eingesetzt, um Volksdeutsche anzusiedeln, so übernahm er nun die unmittelbare Verantwortung für die Ermordung von Juden in Estland. Sandberger und seinem Stellvertreter Tschierschky ist es dabei offensichtlich gelungen, eine Gruppe SS-Offiziere an sich zu binden. Dies lässt sich auch daraus ablesen, dass mehrere SS-Offiziere gemeinsam mit Sandberger und Tschierschky von der EWZ zur Einsatzgruppe A wechselten, einige davon auf Grund gezielter Anfragen Sandbergers.²¹

Die Verbindung zwischen Sandberger und Tschierschky auf der einen und der EWZ auf der anderen Seite riss vermutlich auch aufgrund persönlicher Kontakte nicht ab. So sammelte die EWZ im Juli 1941 Geld als „Liebesgaben für unsere kämpfenden EWZ-Kameraden“ bei der Einsatzgruppe A. Das Geld – es wurden über 1 000 RM gesammelt – sollte durch einen zur Einsatzgruppe A kommandierten SS-Offizier überbracht werden.²² Zwar wurden EWZ-Angehörige auch zu anderen Einsatzgruppen versetzt,²³ doch führte die personelle Verbundenheit zur Einsatzgruppe A so weit, dass der Personaltransfer bis auf die Ebene von Schwestern des Deutschen Roten Kreuzes, die zuvor bei der EWZ tätig waren, hinunterging.²⁴

Für nationalsozialistische Täter wie Sandberger bestand ein innerer Zusammenhang zwischen Umsiedlung und Mordpolitik. So befürwortete das RSHA den Personaltransfer von der EWZ zur Einsatzgruppe A explizit mit den „Umsiedlungsaufgaben“ der Einsatzgruppen.²⁵ Auch an anderer Stelle stellte das RSHA den Zusammenhang von antisemitischer Praxis und Umsetzung megalomaner Vorstellungen einer rassereinen Siedlungsgesellschaft her. Das RSHA forderte beispielsweise von Himmler im Juni 1941, den Vertreibungskommandos im besetzten Polen eine Auszeichnung für „Volkspflege“ zu verleihen: „Muß doch die Befreiung des deutschen Volkskörpers von Juden und anderen lästigen Elementen als ein ebenso wichtiger Akt der deutschen Volkspflege angesehen werden, wie die Rückführung Volksdeutscher aus dem Auslande.“²⁶

Auch die Mörder der Einsatzgruppen legitimierten ihre Taten auf diese Weise. In einem Bericht der Einsatzgruppe D wird auch über die „bisherige Aufbauarbeit des Einsatzkommandos“ referiert. Unter Punkt 1) „Schutz der Volksdeutschen“ wird unter d) die „Evakuierung von Juden

²¹ Vgl. STRIPPEL, Volkstumspolitik (wie Anm. 12), S. 186f.

²² Umlauf im Hause, Litzmannstadt, den 31.7.1941, gez. Schapmeier Stubaf, in: BAArch, R69/567, Bl. 162. Die Summe ergibt sich aus den Teilbeträgen, die in den einzelnen Abteilungen gesammelt wurden, in: BAArch, R69/567, Bl. 163-169.

²³ Vgl. dazu die Personalanweisungen in: BAArch, R58/7103.

²⁴ BdS Riga an EWZ, Funkspruch, 22.4.1942, gez. Schapmeier, in: BAArch, R69/714, Bl. 9.

²⁵ RSAH III B an RSHA I A 1, Berlin, 22.11.1941, gez. Ehlich, in: BAArch, R58/7103, Bl. 63.

²⁶ RSHA I A 1 an EWZ Berlin, z. H. Ostuf Fischer, Berlin, 5.6.1941. Abschrift von RSHA I A 1 an Chef des Pers. Stabes RFSS Staf. v. Uslar, ohne Unterschrift, in: BAArch, R69/1063, Bl. 138ff.

und Kommunisten“ angeführt.²⁷ Die Tätersprache des Holocaust ist daher nicht bloß Tarnung, sondern auch ein Verweis auf die Entstehung des Verbrechens.²⁸

In seiner Eigenschaft als Chef des Sonderkommandos 1a organisierte Sandberger die Ermordung der Juden in Estland. Bereits die Wehrmacht hatte indes damit begonnen, Kommunisten und Juden als Partisanen zu erschießen.²⁹ Ende August 1941 begann das Sonderkommando 1a in Estland zu wüten.³⁰ Das Vorgehen der Deutschen in Estland, wo Sandberger bis 1943 als Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD tätig war, unterschied sich nur geringfügig von dem in anderen Territorien. Auf Grund der vergleichsweise geringen Anzahl an Juden verzichteten die Deutschen indes auf die Ghettoisierung und auf Pogrome.³¹

Die nicht-jüdische und nicht-kommunistische Bevölkerung Estlands wurde hingegen von Sandberger sehr positiv beurteilt. Sandberger stufte sie als kooperationswillig ein, insbesondere den Antibolschewismus der Esten erwähnte er mehrfach.³² Auch präsentierte er dem RSHA in den Ereignis-

²⁷ Vermerk, EWZ Information an EWZ-Leiter von Malsen. Betr. Material im RSHA über Schwarzmeerdeutschen, Anlage I Bericht der Einsatzgruppe D, Anlage II Bericht Kommando Hoffmeyer, Berlin, den 12.11.1941, gez. Dr. Gradmann Ustuf, in: BArch, R69/410, Bl. 2-8, und in: Staatsarchiv in Lodz (*Archiwum Państwowe w Łodzi*), L3578, Bl. 11-17.

²⁸ Dies bedeutet jedoch keine direkte Kausalität, sondern vielmehr ist die rassistische Volkstumspolitik die Matrix, auf der Umsiedlung, Vertreibung und letztlich Mordpolitik geplant bzw. durchgeführt wurden. Vgl. STRIPPTEL, Volkstumspolitik (wie Anm. 12), S. 330. Götz Aly sieht einen kausalen Zusammenhang, der direkt von der Siedlungs- zu Mordpolitik führt. GÖTZ ALY: Endlösung. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, durchges. Ausg., Frankfurt 1998. Generell zum Zusammenhang von Siedlungs- und Mordpolitik DERS.: „Judenumsiedlung“. Überlegungen zur politischen Vorgeschichte des Holocaust, in: Nationalsozialistische Vernichtungspolitik von 1939–1945, hrsg. von ULRICH HERBERT, Frankfurt am Main 1998, S. 67-97; CHRISTOPHER R. BROWNING: Nazi Resettlement Policy and the Search for a Solution to the Jewish Question, 1939–1941, in: *German Studies Review* 9 (1986), S. 497-519; SYBILLE STEINBACHER: „Musterstadt“ Auschwitz. Germanisierungspolitik und Judenmord in Oberschlesien, München 2000; ALBERTI, Die Verfolgung (wie Anm. 10), S. 33-146. Dieser Zusammenhang war auch für die Ankläger in Nürnberg gegeben. Siehe ALEXA STILLER: Die frühe Strafverfolgung der nationalsozialistischen Vertreibungs- und Germanisierungsverbrechen. Der „RuSHA Prozess“ in Nürnberg 1947–1948, in: *Krieg und Verbrechen. Situation und Intention: Fallbeispiele*, hrsg. von TIMM C. RICHTER, München 2006, S. 231-242.

²⁹ WEISS-WENDT, Mord (wie Anm. 3), S. 123f.

³⁰ Ereignismeldung Nr. 71, 2.9.1941, in: BArch, R58/216, Bl. 265; vgl. WILDT, *Generation* (wie Anm. 1), S. 579ff.

³¹ WEISS-WENDT, Mord (wie Anm. 3), S. 124; vgl. WILDT, *Generation* (wie Anm. 1), S. 582.

³² Ereignismeldung Nr. 96, 27.9.1941, in: BArch, R58/217, Bl. 369f. Zur Frage der Kollaboration von Esten siehe RUTH-BETTINA BIRN: Collaboration with Nazi Germany in Eastern Europe. The Case of Estonian Security Police, in: *Contemporary European History* 10 (2001), S. 181-198; ALVIN ISBERG: Zu den Bedingungen des Befreiers. Kollaboration und Freiheitsstreben in dem von Deutschen besetzten Estland 1941–1944, Stockholm 1992 (*Studia Baltica Stockholmiensia*, 10).

meldungen Rassegutachten, um den vermeintlich hohen „Rassewert“ der Esten darzustellen. Hier zeigt sich Sandberger wie schon in seiner Tätigkeit in der EWZ: Menschen werden in Rassekategorien eingeteilt und nach der Frage beurteilt, ob sie einen wünschenswerten Bevölkerungszuwachs für Deutschland darstellen. Anscheinend hat Sandberger tatsächlich so etwas wie Verbundenheit mit den Esten empfunden,³³ die jedoch deutlich von seinem rassistischen/antisemitischen Weltbild geprägt war.

Wer in diesem Weltbild als Feind eingestuft wurde, konnte von Sandberger kein Pardon erwarten. Dies zeigt z.B. der Fall einer antikommunistischen christlichen Estin, die in der Definition der Nazis eine so genannte „Volljüdin“ war und deswegen ermordet wurde.³⁴ Sandberger ließ sein Kommando rücksichtslos gegen die jüdische Bevölkerung in Estland vorgehen,³⁵ genauso wie er Sinti und Roma ermorden oder in Zwangsarbeit verschleppen ließ.³⁶

Die Mordpolitik war jedoch nicht das Ende der ethnischen Säuberungen unter der Ägide des Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD Dr. Martin Sandberger. Die Politik der ethnischen Neuordnung Europas, an der Sandberger bereits seit 1939 an führender Stelle beteiligt war, führte er auch in Estland fort. So trieb er die Auswanderung von Estlandsschweden voran, die 1943 vonstatten ging.³⁷ Ebenso lag ihm die rassistisch kriminalbiologisch begründete Verfolgung von „Gemeinschaftsfremden“, also so genannten Berufsverbrechern und Asozialen, am Herzen, die er ganz im Sinne der Politik der Kriminalpolizei durchführte.³⁸ Ebenso gründlich organisierte er die Verfolgung von Kommunisten.³⁹ Es gelang ihm dabei, sowohl die estnische politische Polizei, die ihm direkt unterstand, als auch die Kriminalpolizei effektiv in die Verbrechen einzubeziehen. Darüber hinaus setzte er sich erfolgreich für eine estnische Selbstverwaltung unter Hjalmar Mäe ein, die ihm ebenfalls zuarbeitete. Diese „Zuarbeit“ bedeutete, dass bis Ende 1941 knapp 5 000 Menschen ermordet wurden, darunter knapp 1 000 Juden, die zum Zeitpunkt des deutschen Einmarsches im Sommer 1941 noch in Estland verblieben waren.⁴⁰

³³ KRAUSNICK & WILHELM, Einsatzgruppen (wie Anm. 18), S. 353.

³⁴ BIRN, Collaboration (wie Anm. 32), S. 189ff.; WILDT, Generation (wie Anm. 1), S. 582.

³⁵ Zur Ermordung der estnischen Juden: WEISS-WENDT, Murder (wie Anm. 3), S. 106-151.

³⁶ WILDT, Generation (wie Anm. 1), S. 585; MICHAEL ZIMMERMANN: Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung“ der Zigeunerfrage, Hamburg 1996 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 33), S. 267ff.

³⁷ HANS-HEINRICH WILHELM: Die Einsatzgruppe A der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942, Frankfurt am Main 1996 (unveränderte Dissertation von 1973/74 mit erweiterter Bibliographie), S. 209; WILDT, Generation (wie Anm. 1), S. 585.

³⁸ Vgl. BIRN, Collaboration (wie Anm. 32), S. 197ff.

³⁹ WILDT, Generation (wie Anm. 1), S. 587f.; WILHELM, Einsatzgruppe A (wie Anm. 37), S. 216f.

⁴⁰ Diese Zahlen stehen unter dem Vorbehalt, dass gerade 1941 nicht alle Opfer registriert wurden. Im Juli 1942 wies die Jahresstatistik der Sicherheitspolizei aus,

Sandbergers anfängliches Zögern, nach der Ankunft seiner Einheit in Estland die Ermordung der noch lebenden estnischen Juden durchzuführen, war vermutlich ausschließlich der Furcht geschuldet, durch das Töten von Frauen und Kindern Unruhe in der lokalen Bevölkerung auszulösen.⁴¹ Hierin zeigt sich eine weitere Eigenschaft, die Sandberger mit anderen SS-Offizieren teilte: Die Fähigkeit, aus taktischen Erwägungen heraus ideologische Prämissen kurzfristig zurückzustellen. Denn der Erfolg in der Praxis zeichnete in der sozial-darwinistischen Weltansicht des Nationalsozialismus die Richtigkeit der Ideologie aus. Genau deshalb gab es im NS-Staat auch keine verbindliche Rassenlehre.⁴² Das Ziel selbst – eine rassereine Gesellschaft und die deutsche Herrschaft über Europa – war jedoch nie ein Streitpunkt. Die Methoden zur Durchsetzung dieses Zieles schon. Daher war die Durchsetzung von Rassenpolitik und damit auch der Mordpolitik immer auch eine inner-nationalsozialistische Machtfrage.

Sandberger ging 1943 zurück nach Berlin und war dort im RSHA tätig. Nach seinem Einsatz als Chef der Sicherheitspolizei und des SD in Verona Ende 1943 war er seit Januar 1944 am RSHA mit der Organisation des Auslandsnachrichtendienstes im Amt VI, Abteilung VI A, betraut. Damit war er mit der Integration des Amtes Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht und der Organisation eines funktionstüchtigen Geheimdienstes beschäftigt. Das Amt VI konnte jedoch die Fusion der beiden Dienste nicht bewerkstelligen, und so verfügte der NS-Staat im letzten Kriegsjahr nicht mehr über einen Auslandsnachrichtendienst. Dies war nicht Sandbergers persönlichem Versagen geschuldet, sondern der Größe des Amtes des Oberkommandos der Wehrmacht, welches das RSHA nicht integrieren konnte.⁴³ Zum Kriegsende setzte sich Sandberger nach Österreich ab.

Bereits Ende Mai 1945 stellte sich Sandberger in Kitzbühel US-amerikanischen Truppen. Sein Ziel war es, sich den Alliierten als ehrenhafter Offizier zu präsentieren, der nichts Anstößiges im Krieg getan hatte. Sandberger versuchte, die Alliierten davon zu überzeugen, dass bei seiner Ankunft in Estland nur noch 450 Juden am Leben gewesen seien, die er

dass 18 893 Personen verhaftet worden waren, von denen 7 485 wieder auf freien Fuß gesetzt, 5 627 in Konzentrationslager geschickt und 5 634 exekutiert wurden. Auch diese Statistik dürfte unvollständig sein. Siehe detailliert INDREK PAAVLE: Estonian Citizens and Residents Executed or Deceased in Imprisonment in 1941–1944. An Overview, in: Estonia 1940–1945 (wie Anm. 3), S. 639–650; MEELIS MARIPUU: Execution of Estonian Jews in Local Detention Institutions in 1941–1942, in: ebenda, S. 652–661; DERS.: Places of Imprisonment Subordinate to the Chief of the Security Police and SD in 1941–1944 Estonia, in: ebenda, S. 681–687.

⁴¹ WEISS-WENDT, Murder (wie Anm. 3), S. 126–131.

⁴² CORNELIA ESSNER: Im „Irrgarten der Rasselogik“ oder nordische Rassenlehre und nationale Frage (1919–1935), in: Historische Mitteilungen 7 (1994), S. 81–101.

⁴³ Vgl. WILDT, Generation (wie Anm. 1), S. 705f.

jedoch nicht habe umbringen lassen wollen. Er spielte also seine Rolle bei der Ermordung der Juden in Estland gezielt herunter.⁴⁴

Sandberger wurde 1947 als Befehlshaber einer Mordeinheit vor Gericht gestellt. Er war einer der 24 Angeklagten im so genannten Einsatzgruppenprozess, in dem kommandierende Offiziere der Einsatzgruppen des Mordes angeklagt wurden. Das Verfahren endete ohne Freisprüche, gegen Sandberger erging eines der insgesamt 14 Todesurteile.⁴⁵ Der Kalte Krieg sowie die Schlussstrichmentalität der westdeutschen Gesellschaft und Politik ließen die Kampagnen zur Freilassung der Kriegsverbrecher seit Ende der vierziger Jahre jedoch auf Hochtouren laufen. Die starke Ablehnung der Urteile der Nürnberger Prozesse in der Bevölkerung führten zunächst dazu, dass u.a. Sandbergers Urteil in lebenslänglich umgewandelt wurde.⁴⁶

Die allgemeinen Begnadigungskampagnen schufen ein Klima, in dem sich die bürgerlichen Eliten des neuen westdeutschen Staates für die ebenfalls aus diesen Eliten stammenden Kriegsverbrecher einsetzten, um auch sich selbst politisch-moralisch zu rehabilitieren. Um die Begnadigung der Häftlinge in Landsberg, wo auch Sandberger seine Strafe verbüßte, bemühten sich einflussreiche Zeitungen, wie die „Frankfurter Allgemeine“ oder die „Zeit“, dort vor allem Marion Dönhoff. Sie fanden sich dabei in der illustren Gesellschaft der „Christ und Welt“, bei der der ehemalige SS-Offizier und SD Zuträger Giselher Wirsing schrieb.⁴⁷

Die Familie Sandberger war gut vernetzt, insbesondere in der FDP. Sie gewann beispielsweise Theodor Heuss, der die Familie persönlich kannte, und Ernst Mayer, seines Zeichens Mitglied des Bundesvorstands der FDP, die sich für die Freilassung Sandbergers einsetzten. Aber auch antikommunistische Politikerkreise in den USA konnten für Sandbergers Sache gewonnen werden. Dessen bürgerliches Auftreten half dabei ebenso wie die Bekanntschaft mit Carlo Schmidt aus der Referendariatszeit. Schmidt wurde zu einer Art Kronzeugen für Sandbergers vermeintliche

⁴⁴ WEISS-WENDT, Murder (wie Anm. 3), S. 126f.

⁴⁵ Prozess und Urteil in: Trials of War Criminals before the Nuremberg Military Tribunals und Control Council Law No. 10 Nuremberg, October 1946–April 1949, Bd. IV, Washington 1950; HILARY EARL: The Nuremberg SS-Einsatzgruppen Trial, Cambridge 2009; NMT. Die Nürnberger Militärtribunale zwischen Geschichte, Gerechtigkeit und Rechtsschöpfung, hrsg. von ALEX STILLER und KIM CHRISTIAN PRIEMEL, Hamburg 2013.

⁴⁶ Vgl. AXEL SCHILDT: Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Öffentlichkeit der Nachkriegszeit, in: Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, hrsg. von WILFRIED LOTH und BERND RUSINEK, Frankfurt am Main und New York 1998, S. 19-54; NORBERT FREI: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996; THOMAS A. SCHWARZ: Die Begnadigung deutscher Kriegsverbrecher. John McCloy und die Häftlinge von Landsberg, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 38 (1990), S. 375-414.

⁴⁷ Zu der Kampagne siehe FREI, Vergangenheitspolitik (wie Anm. 46), S. 207-218.

Anständigkeit,⁴⁸ da er sich den bürgerlichen Sandberger nicht als Täter vorstellen konnte. Dies lag auch daran, dass die Erfahrungen mit NS-Tätern sich bei Menschen wie Schmidt auf die SA in den Jahren 1932 bis 1934 beschränkten, die als proletarisch wahrgenommen wurde, und damit so gar nicht zum kulturellen Habitus von Sandberger passte. Dennoch blieb Sandberger zunächst in Haft. 1956 wurde ein erneuter Anlauf genommen, der diesmal mit der vorzeitigen Haftentlassung Sandbergers endete.⁴⁹

Sandberger begann daraufhin, sich bei der Unternehmensgruppe Lächler eine bürgerliche Existenz aufzubauen. Er arbeitete als Justiziar. Er hielt sich an den unausgesprochenen Konsens zwischen NS-Tätern und der nationalsozialistischen westdeutschen Republik: keine politische Betätigung, dafür ungestörte Integration in die Nachkriegsgesellschaft. Doch nachdem die zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen ihre Arbeit aufgenommen hatte, wurde Sandberger immer wieder mit seinen Taten konfrontiert, allerdings verwies er stets auf seine Verurteilung. Bis in die frühen 1970er Jahre hinein versuchte man ihn wieder anzuklagen, jedoch ohne Erfolg. So wurden beispielsweise die Morde an Sinti und Roma strafrechtlich nie verfolgt. Auch nachdem seit 1990 die Archive in Osteuropa zugänglich waren, erfolgte keine erneute Anklage. Kurz vor seinem Tod sprach Sandberger nochmal mit einem Reporter des „Spiegel“, ohne jedoch Reue über seine Taten zu äußern.⁵⁰ Martin Sandberger verstarb im Alter von 98 Jahren am 30. März 2010 in einem Stuttgarter Altenheim.

⁴⁸ WILDT, *Generation* (wie Anm. 1), S. 785f.; FREI, *Vergangenheitspolitik* (wie Anm. 46), S. 297ff.

⁴⁹ Parole-Vorgang Sandberger, in: BArch, ZR 544 A 13.

⁵⁰ WALTER MAYR: Halbgott in Feldgrau, in: *Der Spiegel* Nr. 14, 3.4.2010; online einsehbar unter dem URL: http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/6901/blutspur_ins_altersheim.html (letzter Zugriff 10.1.2014).

Die sanfte Geschichtspolitik Russlands. Anmerkungen zu einer internationalen Sommerschule in Zvenigorod 2013

VON KRISTĪNE BEĶERE, EDGARS ENGĪZERS,
VILIUS IVANAUSKAS & IGOR KOPŌTIN

Ende August 2013 fand in Zvenigorod bei Moskau eine internationale Sommerschule für junge Historikerinnen und Historiker statt, die neun Tage dauerte und deren Teilnehmer aus Belarus, der Ukraine, Armenien, Aserbaidschan und Moldau sowie aus den drei baltischen Ländern kamen.¹ Die Veranstaltung wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften (*Institut vseobščej istorii Rossijskoj akademii nauk*) und der Föderalagentur für Angelegenheiten der GUS, für Fragen der im Ausland lebenden Mitbürger und für internationale humanitäre Zusammenarbeit (*Federal'noe agentstvo po delam Sodružestva Nezavisimych Gosudarstv, sootėestvennikov, proživajuščich za rubežom, i po meždunarodnomu gumanitarnomu sotrudničestvo*, abgekürzt *Rossotrudničestvo*) organisiert. Bei der Eröffnung der Sommerschule wurden die Teilnehmer vom Direktor des Instituts für Allgemeine Geschichte, Aleksandr O. Čubarj'an, im Beisein weiterer Vertreter aus den akademischen Kreisen Moskaus begrüßt. Die anwesenden Vertreter von *Rossotrudničestvo* informierten über die Arbeit ihrer Organisation, die bekanntlich dem russischen Außenministerium untersteht und die das Ziel verfolgt, „ein objektives Bild vom heutigen Russland im Ausland“ zu kreieren, vom „materiellen und geistigen Potenzial“ des Landes sowie von der Innen- und Außenpolitik des Kremls. Hierzu gehören die Förderung und Verbreitung der russischen Sprache im Ausland, die Anwerbung von ausländischen Studierenden an russische Universitäten, die Arbeit mit den so genannten Landsleuten im Ausland sowie die Unterstützung diverser Kooperationsformen mit den

¹ Der russische Titel der Veranstaltung lautete: „Meždunarodnaja letnjaja škola molodych učenyh-istorikov stran SNG i Pribaltiki: XX vek glazami istorikov stran SNG i Baltii: nauka i obrazovanie“ (Das 20. Jahrhundert aus der Perspektive junger Historiker aus der GUS und den baltischen Staaten: Wissenschaft und Bildung).

russischen Kultur- und Wissenschaftszentren.² *Rossotrudničestvo* ist eine direkte Nachfolgerin des Komitees für Kulturbeziehungen, das in der UdSSR unter dem Einfluss des KGB³ stand.⁴

Unter den Teilnehmern der Sommerschule gab es nicht nur Historikerinnen und Historiker, sondern auch Personen, die mit dem Sponsor *Rossotrudničestvo* verbunden sind. Abgesehen von der Zielgruppe der jungen Historiker waren neben Vertretern nationaler Akademien der Wissenschaften und Doktoranden auch Personen dabei, die mit akademisch betriebener Geschichtsforschung recht wenig zu tun haben: Lehrer, Mitarbeiter der Schulverwaltung oder Organisatoren von diversen Massenveranstaltungen – nicht alle mit Hochschulbildung. Es wurde deutlich, dass wissenschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit durchaus als Mittel der so genannten *soft power* dienen kann, um „die strategischen und geopolitischen Ziele eines Staates zu erreichen.“⁵ Allerdings dürfte das akademische Milieu in den baltischen Staaten und auch in der GUS inzwischen zu selbstbewusst sein, um sich von derart primitiven ideologischen Mitteln noch sonderlich beeinflussen zu lassen.

Auf der Sommerschule waren nicht alle Staaten der GUS vertreten, sondern nur Belarus, Ukraine, Moldau, Armenien und Aserbaidžan. Es fehlten aber nicht nur Vertreter der anderen GUS-Staaten, sondern auch junge Historiker aus der Russischen Föderation. Bemerkenswert ist auch, dass die Teilnehmer aus denjenigen ehemaligen Sowjetrepubliken kamen, die – mit Ausnahme der baltischen Staaten – auch die Zielstaaten der von

² O Rossotrudničestve [Über *Rossotrudničestvo*], einsehbar unter dem URL: <http://rs.gov.ru/node/28132> (letzter Zugriff 24.11.2013). Zu den strategischen Partnern von *Rossotrudničestvo* gehören unter anderem auch der Fernsehsender „Russia Today“ und das Radio „Golos Rossii“ (Stimme Russlands), die beide der Propaganda des Kremls dienen. RICK SIMON: Media, Myth and Reality in Russia's State-Managed Democracy, in: *Parliamentary Affairs* 57 (2004), S. 169-184; CLAIRE BIGG: Russia: Is New English-Language Channel Meant For Information Abroad, Or Propaganda At Home?, 7.6.2005, einsehbar unter dem URL: <http://www.rferl.org/content/article/1059159.html> (letzter Zugriff 20.1.2014).

³ JĀNIS RIEKSTIŅŠ: Latvijas kultūras sakari „Hruščova atkušņa“ laikā [Kulturkontakte Lettlands zur Zeit des „Tauwetters von Chruschow“], in: *Latvijas arhīvi* 2000, Nr. 4, S. 130-148; INDULIS ZĀLĪTE: Kultūras sakari – caurums dzelzs aizkarā [Kulturkontakte – das Loch im Eisernen Vorhang], 25.8.1998, einsehbar unter dem URL: <http://lpra.vip.lv/caurums.html> (letzter Zugriff 20.1.2014).

⁴ 2013 gab es in Bezug auf *Rossotrudničestvo* Nachrichten über angebliche Verbindungen mit russischen Nachrichtendiensten. REDDEN MOLLY: FBI Probing Whether Russia Used Cultural Junkets to Recruit American Intelligence Assets, 23.10.2013, einsehbar unter dem URL: <http://www.motherjones.com/politics/2013/10/fbi-investigating-yury-zaytsev-russian-diplomat-spy> (letzter Zugriff 6.1.2014); VLADIMIR DUBINSKIJ: *Rossotrudničestvo* ili Rosverbovka? [*Rossotrudničestvo* oder *Rosverbovka*?], 28.10.2013, einsehbar unter dem URL: <http://www.svoboda.org/content/article/25150002.html> (letzter Zugriff 6.1.2014).

⁵ Putin predložil provodit' EGĖ v SNG [Putin schlug vor, ein einheitliches Staatsexamen in der GUS durchzuführen], 12.12.2013, einsehbar unter dem URL: <http://lenta.ru/news/2013/12/12/ege/> (letzter Zugriff 16.12.2013).

Vladimir Putin anvisierten Eurasischen Union und der Initiative der östlichen Partnerschaft der EU sind. Ähnliche Treffen für junge Historiker aus den Staaten der GUS werden seit 2006 regelmäßig veranstaltet; erstmals waren 2013 auch die baltischen Staaten vertreten. Offenbar hat dies mit einem derzeit zu beobachtenden verstärkten Interesse an Fragen der baltischen Geschichte im 20. Jahrhundert zu tun bzw. mit dem wachsenden Anspruch, eine einheitliche Version dieser Geschichte zu propagieren.⁶

Der Verlauf der Sommerschule war gut organisiert. Die Eröffnungsveranstaltung wurde im Hauptgebäude der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau statt, während die weitere Arbeit in einem Konferenzzentrum in Zvenigorod abgehalten wurde. Angeboten wurden thematische Module, wobei es in jedem von ihnen Vorträge der Mitarbeiter des Instituts für Allgemeine Geschichte und anschließende Diskussionen gab. Allerdings überschritten die Vortragenden oft ihre Zeit, was in der Regel auf Kosten der Diskussion ging. Leider entstand daraus der Eindruck, dass diese Form der Einbahnstraßen-Kommunikation für geeigneter gehalten wurde als der Dialog. Lebhaftige Diskussionen zu unterschiedlichen historischen Fragen, die meist intensiver und schärfer waren, als vom offiziellen Rahmen zugelassen, wurden aber abends unter den Teilnehmern in freier Runde durchaus geführt.

Im Mittelpunkt der Sommerschule standen das 20. Jahrhundert und die wichtigsten Ereignisse der russischen/sowjetischen Geschichte im Kontext der Verbindungen mit den Nachbarn. Dabei war trotz des Dementis der Lektoren und Organisatoren stets die offizielle russische Geschichtspolitik spürbar. Auf einer Veranstaltung mit Historikern aus neun historisch und geopolitisch unterschiedlich orientierten Ländern, auf der über die sowjetische Geschichte diskutiert wird, ist es wohl nahezu unausweichlich, dass die Vergangenheit politisiert wird, ganz zu schweigen davon, dass auch die offizielle Haltung einzelner Staaten zu ihrer Geschichte zum Ausdruck kam. Es ist durchaus verständlich, dass die russische Historiografie eine viel positivere Sicht auf die sowjetische Vergangenheit pflegt als es in den Nachbarländern, darunter den baltischen Staaten, üblich ist. Diese Unterschiede in der Vergangenheitsdeutung basieren aber auch auf unterschiedlichen Wertmaßstäben in der Gegenwart.

Die meisten Vorlesungen der Sommerschule hielt das korrespondierende Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften, Aleksandr V. Šubin. Weitere Vorträge lieferten der leitende Wissenschaftler des Instituts für Allgemeine Geschichte, Vladimir A. Nevežin, und die Leiterin

⁶ Siehe zur neueren russischen Historiografie den thematischen Schwerpunkt „Ex Tempore: Toward a New Orthodoxy? The Politics Of History In Russia Today“, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 10 (2009), S. 825-868 (mit Beiträgen von DAVID BRANDENBERGER, VLADIMIR SOLONARI, BORIS N. MIRONOV und ELENA ZUBKOVA); KARSTEN BRÜGGEMANN: *Russia and the Baltic Countries: Recent Russian-language literature (Review Essay)*, in: ebenda, S. 935-956 (Anm. d. Red.).

des Zentrums für die Erforschung des Kalten Krieges, Natalija I. Egorova. Šubin vertrat in seinem Buch „Zehn Mythen des Sowjetlandes“ die Ansicht, dass Historiker sich um die Wahrheit bemühen, während Publizisten und Politiker an dieser Wahrheit nicht interessiert seien: „Ihre Waffen sind die Mythen“. Daher weise die Geschichte der sowjetischen Gesellschaft „keine Zwischentöne“ auf. Es gebe nur einen klar gefärbten Mythos, geeignet für „Gehirnwäsche“.⁷

Gerade der Mangel an Zwischentönen prägte aber auch die Sommerschule, obwohl professionelle Historiker unterrichteten. Bei mehreren von ihnen zeichnete sich die Tendenz ab, Stalins Repressionen zu rechtfertigen oder den Generalissimus selbst im positiven Licht darzustellen. Diese Neigung lässt sich zweifellos auch in der offiziellen russischen Geschichtsschreibung beobachten.⁸ Šubin z.B. trivialisierte den stalinistischen Terror 1937/38 in seinen Vorlesungen und ging bei der Deutung dieses Geschehens recht spekulativ vor, indem er die „Geschwindigkeit“ der Menschenvernichtung unter Stalin, Hitler und Mao Zedong mit der verglich, die er dem amerikanischen Präsidenten Harry Truman zuschrieb, der „in zwei Tagen eine Viertelmillion Menschen in Hiroshima und Nagasaki“ vernichtet habe.⁹ Auch Nevežin, der sich in seinen Vorlesungen mit Stalins Verhalten auf diplomatischen Empfängen während des Zweiten Weltkrieges beschäftigte, sprach ausdrücklich nur von den positiven Seiten und betonte Stalins persönlichen Charme.

Während der Veranstaltungen und in der Freizeit wurde fast unwillkürlich ein eigenartiges „Spiel“ mit sowjetischen Stereotypen betrieben, in dem aufgrund der gemeinsamen Vergangenheit und kulturellen Erfahrung auf Elemente der sowjetischen „Völkerfreundschaft“ zurückgegriffen wurde, um eine allen bekannte, gemeinsame Identität der ehemaligen Sowjetrepubliken wiederaufleben zu lassen. Die russischen Kollegen behielten bei diesem „Spiel“ freilich wie schon zu Sowjetzeiten die Rolle der Koordinatoren. Doch löste sich diese imaginäre Gemeinschaft auf, sobald die ihre Staaten vertretenden Teilnehmer sich zu manchen intellektuellen Provokation verhalten mussten, und so die tragischen Ereignisse aus der Vergangenheit ihrer Länder zur Sprache kamen, d.h. die verschiedenen Formen der sowjetischen Verfolgung und Repression. Meinungsverschiedenheiten gab es beinahe in allen Fragen, die mehrere Staaten und Völker betrafen. Solche Kontroversen sind indes sowohl unter den Vertretern verschiedener

⁷ ALEKSANDR ŠUBIN: 10 mifov sovetskoj strany [10 Mythen des Sowjetlandes], Moskau 2007, S. 6.

⁸ Siehe hierzu ein Interview mit Denis Sekirinskij, dem Leiter des Zentrums für Wissenschaftsintegration und Bildung am Institut für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften (und einem der Organisatoren der Sommerschule): „Za Stalina otveti!“ [„Für Stalin wirst Du Dich verantworten!“], 6.11.2013, einsehbar unter dem URL: <http://www.ura.ru/content/svrd/06-11-2013/articles/1036260664.html> (letzter Zugriff 27.3.2014).

⁹ ŠUBIN, 10 mifov (wie Anm. 6), S. 42ff.; DERS.: Voždi i zagovorščiki [Führer und Verschwörer], Moskau 2004, S. 373.

nationaler historischer Narrative anzutreffen als auch innerhalb der einzelnen nationalen Gemeinschaften.

Abgesehen von der Diskussion der wichtigsten historischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts lag ein weiterer thematischer Schwerpunkt der Sommerschule auf der historischen Fachdidaktik. Das ist derzeit für Russland sehr aktuell, denn es wird gerade im Rahmen eines 2013 von Putin initiierten Projekts eine Reihe konzeptuell neuer Schulbücher für den Geschichtsunterricht entwickelt.¹⁰ Mehrere der Organisatoren der Sommerschule sind in dieses Projekt einbezogen, darunter Denis Sekirinskij, Denis Fomin-Illov und Svetlana Zvereva. Während der Sommerschule wurde den Teilnehmern Einsicht in einen Ausschnitt des neuen Geschichtsbuchs zum Zweiten Weltkrieg für die Schüler höherer Klassen gewährt – „Die Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges (1941–1945)“ (*Istorija Velikoj Otečestvennoj vojny*).¹¹ Während in der Sowjetunion „unbequeme“ Themen der Vergangenheit verdrängt wurden, werden sie heute in Russland entsprechend den aktuellen politischen Bedürfnissen interpretiert. Bezüglich der sowjetischen Interessen im Vorwege des Zweiten Weltkriegs ist hier z.B. lapidar von der „Rückkehr der Territorien und Staaten, die nach dem Ersten Weltkrieg durch das Friedensabkommen von Versailles oder durch eine direkte Annexion von Russland getrennt wurden“ die Rede. Der Molotov-Ribbentrop-Pakt sollte den „Anmarsch deutscher Truppen an die Grenze der UdSSR“ im Falle eines europäischen Krieges verhindern.¹² Der Vormarsch der Roten Armee in Osteuropa wird als „befreiend“ (*osvoboditel'nyj*) bezeichnet; überall findet sich der typische sowjetische Sprachgebrauch.¹³ Das Buch charakterisiert der völlige Mangel an Toleranz gegenüber der historischen Erfahrung anderer Völker mit Russland.

Interessanterweise wurde auf der Sommerschule auch auf Frage der Zugänglichkeit der russischen Archive eingegangen. Wahrscheinlich sollten die eingeladenen Archivare die Sorgen der ausländischen Historiker in dieser Hinsicht zerstreuen. Deutlich wurde indes, dass auch russische Historiker unter Einschränkungen zu leiden haben, gerade auch in Bezug auf viele Quellen des 20. Jahrhunderts. Dies wird auch von der Archivverwaltung kritisiert. Der stellvertretende Direktor des Staatsarchivs für neue und neueste Geschichte (*Rossijskij gosudarstvennyj archiv novoj i*

¹⁰ Präsident: Učebniki istorii dolžny imet' edinuju koncepciju [Der Präsident: Die Geschichtslehrbücher sollen eine einheitliche Konzeption aufweisen], 25.4.2013, einsehbar unter dem URL: <http://www.rg.ru/2013/04/25/uchebnik-anons.html> (letzter Zugriff 20.1.2014).

¹¹ DENIS V. FOMIN-NILOV, JULIJA L. MICHAJLOVA, NIKOLAJ V. PROMYSLOV: Innovacionnyj učebno-metodičeskij kompleks „Istorija“. Učebnoe posobie dlja obrazovatel'nych učreždenij RF. Modul' 2.5: Istorija Velikoj Otečestvennoj vojny (1941–1945) [Der innovative methodische Komplex „Geschichte“. Lehrmittel für die Bildungseinrichtungen der R(ussländischen) F(öderation). Modul 2.5: Der Große Vaterländische Krieg (1941–1945)], Moskau 2010.

¹² Ebenda, S. 8.

¹³ Ebenda, S. 78, 81, 112–119, 122, 132ff.

novejšej istorii), Michail Ju. Prosumenščikov, betonte wiederholt, dass es auch sein Wunsch sei, die Archive freier zugänglich und die Deklassifizierung von Dokumenten einfacher und nachvollziehbarer zu machen. So ergab sich das Gefühl, mit Parallelwelten konfrontiert zu sein: Im Russland der Organisatoren der Sommerschule scheint alles perfekt zu sein, doch geben auch Kollegen zu, dass sie manche Absurditäten des (Archiv) alltags ärgern.

Trotzdem war es ein Gewinn für alle Teilnehmer, der historischen Argumentation aller Seiten zu folgen und sie im Kontext der Geschichtspolitik anderer Länder zu sehen. Keine Frage, internationale Diskussionen sind für Historiker von großer Bedeutung. Für die baltische Geschichtswissenschaft ist die postsowjetische Zeit schon längst vorbei, die junge Historikergeneration orientiert sich erfolgreich an modernen geisteswissenschaftlichen Methoden und findet ihren Platz im akademischen Milieu. Leider geht damit jedoch zumeist auch ein Verlust der Kontakte zu den Kollegen aus dem übrigen postsowjetischen Raum einher. Die Kooperation mit den Fachleuten aus den Nachbarländern ist aber wichtig, um ein besseres Verständnis der historischen Abläufe zu erhalten, die nicht isoliert voneinander zu sehen sind.

Trotz aller Versuche, *soft power* und Geschichtspolitik einzusetzen, bot die Sommerschule zahlreiche Gelegenheiten für Kontakte mit Gleichgesinnten und spannende Diskussionen mit Andersdenkenden. Auch im Kreis der jungen Historiker gibt es viele Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf die Interpretation der Vergangenheit, nicht wenige gibt es zwischen „jungen“ und „alten“ Kollegen, zwischen denen aus „Ost“ und „West“ oder unter den Fachleuten aus verschiedenen Ländern. Ideologische Verblendung hat keine nationale oder regionale Zugehörigkeit. Toleranz gegenüber all diesen Differenzen zu entwickeln, war die größte Herausforderung für die Teilnehmer der Sommerschule. Es ist möglich zu erklären, warum das Verständnis der Geschichte des Zweiten Weltkriegs in Russland so ist, wie es ist. Es ist möglich zu verstehen, warum die Armenier und die Aserbajdschaner unterschiedliche Versionen der Vergangenheit von Berg-Karabach pflegen. Ebenso ist es möglich zu verstehen und zu erklären, warum viele Menschen aus den baltischen Staaten so heftig auf gewisse (Re)Interpretationen der sowjetischen Vergangenheit reagieren. Man möchte den Organisatoren solcher Veranstaltungen vorschlagen, mit dem Spiel einer vorgestellten „sowjetischen Gemeinschaft“ und einer „sozialistischen Völkerfreundschaft“ in der Zukunft aufzuhören und sich stattdessen auf die nüchterne Analyse historischer Prozesse zu konzentrieren. Es wäre auch vernünftig, Historiker aus den westlichen Ländern hinzuzuziehen und mehr methodische Fragen zu behandeln als Diskussionen über die Probleme der nationalen Identität der vertretenen Länder erfolglos darauf auszurichten, eine Art postsowjetische Gemeinschaft zu bilden. Die Fundamente dieser nationalen Identitäten zu zerstören, ist

in dieser Form unmöglich. Wer dies trotzdem versucht, verspielt nur die Chance auf künftige Zusammenarbeit. Letztere zu ermöglichen, ist wiederum das Beste, was solche Veranstaltungen bewirken können.

BESPRECHUNGEN

CORNELIUS HASSELBLATT: *Van Ijstijd tot Skype. Korte geschiedenis van Estland* [Von der Eiszeit zu Skype. Eine kurze Geschichte Estlands]. Garant. Antwerpen und Apeldoorn 2012. 255 S. ISBN 9789044129687.

Bücher über die baltischen Länder in niederländischer Sprache sind selten. Seit 1991 hat eine Zahl von Hobbyautoren in den Niederlanden und Belgien kleinere Werke über die drei Republiken in Nordosteuropa veröffentlicht, die meistens von ihnen selbst verlegt wurden. Dabei handelt es sich aber in der Regel um Bücher über historische oder thematische Teilbereiche. 2011 erschien z.B. ein Buch über die niederländisch-estnischen Beziehungen zwischen 1918 und 1940 (das inzwischen auch in den Estnischen übersetzt worden ist).¹

Cornelius Hasselblatt, Professor des zum Herbst 2014 abgewickelten Lehrstuhls für finnougriische Sprachen und Kulturen an der Universität Groningen und Autor einer imposanten Anzahl von Büchern und Artikeln über vor allem die finnische und estnische Literatur sowie die Minderheitenproblematik Estlands, hat sich zur Aufgabe gemacht, die Niederlande und Belgien mit einem Standardwerk zur ebenso fesselnden wie traurig stimmenden Geschichte Estlands zu versehen. Mit seinem hier anzuzeigenden Buch schließt er eine Lücke, denn eine solche Studie ließ sich bislang nicht finden. Sie wird den Niederländern und Belgiern nach einem Jahrzehnt relativer Introspektive – Besinnung auf die nationale Identität, Einwanderungsdebatten, staatliche Reformen – hoffentlich anregen, sich weiter mit den Belangen der „neuen“ EU-Mitgliedsstaaten zu beschäftigen.

Eine Neugier auf Estland gibt es im Nordwesten Europas ganz gewiss. Dies steht zweifelsohne auch in Zusammenhang mit der zunehmenden Reiselustigkeit (im Sommer sieht man manchen niederländischen Camper durch die estnische Landschaft gleiten), aber auch mit den aufsehenerregenden wirtschaftlichen Erfolgen Estlands nach 1992, seine relativ rasche Auferstehung nach der Krise von 2008 bis 2011 und seine vielen Innovationen im Bereich der Kommunikationstechnologie sind der Aufmerksamkeit der Einwohner der ökonomisch kränkelnden Nordsee-Königreiche nicht entgangen. Außerdem hat die geopolitische Konstellation in der *Terra*

¹ JAN BROUWER, ONNO BUS, JOHN DE JONGE: *De betrekkingen tussen Nederland en Estland 1918–1940* [Die Beziehungen zwischen den Niederlanden und Estland 1918–1940], Zoetermeer 2008; ins Estnische übersetzt als *Dies.: Hollandi ja Eesti suhted kahe maailmasõja vahel 1918–1940*, Zoetermeer 2008.

Incognita Baltikum stärkere Beachtung gefunden in Kreisen von Politikern, Akademikern und Medien, was als eine Folge des rauen Windes angesehen werden kann, den Präsident Vladimir Putin seit seiner Rückkehr in den Kreml 2012 in Richtung von EU und NATO bläst. Zwischen den Niederlanden und Russland hat es 2013, *nota bene* im *Nederland-Ruslandjaar*, der offiziellen Feier der 300-jährigen niederländisch-russischen Freundschaft, mehrere diplomatische Kollisionen gegeben.

Historische Erfahrungen mit Russland hat Estland wie kein anderer Staat, was auch Hasselblatts Buch erkennen lässt. Die Versuche Ivans III. und dessen Enkel Ivans IV., Estland und Livland zu unterwerfen, scheiterten, obwohl der Letztgenannte einigen Historikern zufolge primär an der Gründung von Handelsmissionen an der Ostseeküste interessiert war, doch gelang es Peter I., nach einem atemberaubenden Katz- und Mausspiel mit seinem schwedischen Rivalen Karl XII., endgültig, sich ein „Fenster zum Westen“ zu verschaffen, wie es der russische Dichter Aleksandr Puškin charakterisiert hat. „Positiver“ Nebeneffekt für die deutschbaltischen Gutsbesitzer war, dass Peter alle vorsichtigen Reformen zur Verbesserung der Lage der geknechteten einheimisch-estnischen Bauern zurückzuschraubte. Erst 1816 gab Zar Alexander I. den Bauern in Estland ihre Freiheit (1819 in Livland), aber das Land blieb das Eigentum des habgierigen, konservativen, faktisch in einem ideologisch-mental Kokon lebenden Adels. Eine an Arroganz grenzende Weltanschauung, die ihm 1919 zum Verhängnis wurde, wie Hasselblatt zeigt, der auch die Wichtigkeit des Pietismus und der daraus erwachsenen Herrnhuter-Bewegung für das Wachstum des Selbstbewusstseins der „Undeutschen“ betont.

Der Autor ist kein Anhänger von linearen Argumentationen und Schwarz-Weiß-Vorstellungen. Er versucht dem Leser verständlich zu machen, dass die in der Mitte des 19. Jahrhunderts begonnene „Zeit des Nationalen Erwachens“ (*ärkamisaeg*) nicht automatisch in die Proklamation der nationalen Unabhängigkeit in Jahre 1918 mündete. Jener Prozess wurde erst beschleunigt durch die bolschewistische Revolution, d.h. den Putsch von Lenin und seinen Genossen, und die Invasion Estlands durch die kaiserliche Wehrmacht im Februar 1918. Es ist auch interessant zu lesen, dass sich St. Petersburg im 19. Jahrhundert zu einem intellektuellen Freihafen für Esten entwickelt hat, der ihnen viele Möglichkeiten im Bereich der Bildung sowie der ökonomischen, aber auch der politischen Aktivität (Sozialdemokratie) bot (S. 110); offenbar sind nicht alle russischen Einflüsse negativ gewesen. Befruchtung von außen gab es natürlich auch aus dem in kultureller Hinsicht verwandten Finnland, aber manchmal hat es den Anschein, dass Hasselblatt die Bereitschaft des benachbarten Großfürstentums, sich Estlands zu erbarmen, zu positiv darstellt. Natürlich inspirierte die nationale Bewegung in Finnland estnische Intellektuelle, welche die Schrittmacher des *ärkamisaeg* waren.

Die vielen Beiträge in estnischen Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und Reiseführern aus dieser Zeit zeigen eindrücklich, dass das Wunschdenken über „das gute Finnland“ damals üppig gewuchert hat.

Die Esten erfuhren jedoch rasch genug, dass die Finnen ihre Liebe kaum erwiderten. Die Anführer und Vordenker der finnischen Nationalbewegung erkannten zwar an, dass Estland eine stammverwandte Nation war, die wie die finnische ihr rechtmäßiges Dasein zu sichern versuchte, brachten aber den näher verwandten Kareliern mehr Interesse entgegen. Nur eine kleine Zahl finnischer Nationalisten und Wissenschaftler, die u.a. in dem Verein „Vironkielen ystävät“ (Freunde der estnischen Sprache) aktiv waren, propagierte intensivere Kontakte mit „Viro“ (Estland) und hatte auch das estnische Nationalepos *Kalevipoeg* gelesen, doch waren Zurückhaltung, Gleichgültigkeit und sogar Geringschätzung vorherrschend. Jene Zurückhaltung führte auch später zu Enttäuschungen: In den 1930er Jahren distanzierte sich Finnland in politischer Hinsicht von Estland, und 1990/91 fiel es Präsident Mauno Koivisto und anderen finnischen Politikern besonders schwer, die Idee der wiederhergestellten Unabhängigkeit Estlands zu akzeptieren – die Devise lautete, sich an Gorbatschow zu klammern.

Hasselblatt schreibt, dass Finnland die Annexion Estlands (sowie Lettlands und Litauens) durch die Sowjetunion nie anerkannt habe (S. 180), aber das ist nicht völlig korrekt. Zusammen mit Persien bzw. dem Iran und der Volksrepublik China gehört Finnland zu den wenigen Ländern, die sich diesbezüglich niemals auf einen eindeutigen Standpunkt festgelegt haben – die Position der Niederlande und Schwedens, die die Annexion offensichtlich *de jure* anerkannt haben, müsste noch weiter geklärt werden. Wichtiger ist, wie Hasselblatt mit Recht andeutet, dass die Kontakte mit den Finnen, die ab 1965 mit der Fähre von Helsinki nach Tallinn reisen konnten, und das finnische Fernsehen (YLE) den Esten in der düsteren Sowjetzeit ein Fenster zum Westen boten, um Puškin zu paraphrasieren. Die Esten seien die einzigen gewesen, die wussten, dass Lech Wałęsa einen Schnurrbart hat – so formulierte es der ehemalige estnische Präsident Lennart Meri (1992–2001).²

Das Buch zeichnet sich durch eine gute Balance zwischen Schilderungen von Politik, Wirtschaft, Kultur und Alltagsleben aus. Kaum überrascht, dass Hasselblatt, der Autor des Standardwerkes „Geschichte der estnischen Literatur“³, zahlreiche Schriftsteller und Dichter Revue passieren lässt, und einige Passagen mit Zitaten und Gedichten auflockert. Die Lage der ethnischen Minderheiten auf estnischem Boden, ein weiteres seiner Spezialgebiete, behandelt der Autor, indem er das bahnbrechende Gesetz über die Kulturautonomie der nationalen Minderheiten von 1925

² MEL HUANG: The Amber Coast: A Beginning, Not an End, in: Central Europe Review 1 (1999), Nr. 21, 15.11.1999, URL: <http://www.ce-review.org/99/21/amber21.html> (letzter Zugriff 4.3.2014).

³ CORNELIUS HASSELBLATT: Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin 2006.

berührt, ein Gesetz, das er „die Visitenkarte Estlands“ nennt. Die baltischen Deutschen und die Juden beriefen sich damals auf das Gesetz (übrigens nannte schon Artikel 21 des Grundgesetzes von 1920 das Recht auf kulturelle Autonomie). Formell ist das Kulturautonomiegesetz im Oktober 1993 wieder in Kraft gesetzt worden, doch kann sich die wichtigste Minorität im gegenwärtigen Estland, die russische, nicht darauf berufen, weil Estland die „Sowjet-Kolonisten“ nicht wie eine ethnische Minorität im *klassischen* Sinne betrachtet. Gibt es überhaupt eine konzise, mit dem internationalen Recht übereinstimmende Definition des Begriffs „nationale Minorität“? Mit dieser Rückfrage reagierte Tallinn zumindest in den 1990er Jahren auf die Empfehlungen der „sich einmischenden“ Vertreter vom Europarat, KSZE/OSZE und EU.

Hasselblatt ist recht optimistisch über dem Verlauf der Integration der russischsprachigen Einwohner und betont, dass 2011 nur noch 93 000 Personen (7% der Gesamtbevölkerung) keine Staatsangehörigkeit besaßen. Das ist eine positive Tendenz, aber ein Teil dieser „ständigen Einwohner“ (*püsielanikud*) hat wahrscheinlich einen russischen Pass beantragt. Die russische Duma bekräftigte im September 2008 eine Änderung des Staatsangehörigkeitsgesetzes, die den Erwerb der Staatsangehörigkeit für Mitglieder der russischen Minderheiten in Estland und Lettland einfacher macht. Nach der Krise, die auf die Versetzung des „Bronzenen Soldaten“ im April 2007 folgte, nutzte eine zunehmende Zahl von „ständigen Einwohnern“ dieses Angebot. Zwar ist dies ihr gutes Recht, doch ist es dem Prozess der Integration nicht besonders zuträglich.

Der Autor hat Recht, wenn er schreibt, dass die Krawalle in Tallinn und anderen Städten vom April 2007, die auch in den Niederlanden und Belgien Schlagzeilen machten, vor allem von einer kleinen Gruppe von Aufwiegler*innen initiiert wurden, doch reicht seine Erklärung mit „sozialen Unterschieden“ nicht ganz aus (S. 214). Es hat sich herausgestellt, dass die Kombination von sozialem Unfrieden, sozial-kultureller Isolation, Gefühlen von Missachtung unter Jugendlichen, die eine sichtbare, geschätzte Rolle in der estnischen Gesellschaft spielen und einen Beitrag zum „nation-building“ leisten möchten, und einer mit Hilfe der russischen Staatsmedien kultivierten, von den Esten verachteten neosowjetischen Geschichtsauffassung („Befreiung des Faschismus“ usw.) ein explosiver Cocktail ist. Vorläufig wird die russischsprachige Minderheit nicht gegen das starke estnische Nationalbewusstsein ankämpfen können, wie schon die Esten über Jahrhunderte der Selbstsicherheit der baltischen Deutschen nicht gewachsen waren, wie der estnische Philologe und Publizist Rein Veidemann bemerkt hat.⁴ Putin

⁴ REIN VEIDEMANN: Hoop eesti rahvusteadvusele. Eesti kultuur peab loovutama koha riigipoliitilisele rahvuslusele [Ein Schlag für das estnische Nationalbewusstsein. Die estnische Kultur verliert gegenüber dem staatspolitischen Nationalismus an Boden], in: Postimees, 3.5.2007, S. 18.

wird sie aber wohl weiterhin als Steine in Russlands größerem, zynischem Machtspiel benutzen wollen.

Cornelius Hasselblatt bietet dem Leser gediegene und zugängliche Einsichten in die Entstehung des modernen Estland, eines Landes, das dramatische Tiefpunkte (der Verlust von 20 bis 25 Prozent seiner Bevölkerung zwischen 1940 und 1953) und bewundernswürdige Höhepunkte (ein reichhaltiges kulturelles Leben, wirtschaftliche Erfolge) erfahren hat, aber auch in die Regungen seiner unzerstörbaren Seele. Schon deshalb verdient das Buch eine Übersetzung in die Muttersprache des Autors, das Deutsche.

JEROEN BULT

Latvijas vēstures mazā bibliotēka [Kleine Geschichtsbibliothek Lettlands]. Hrsg. von INESIS FELDMANIS, AINĀRS LERHIS und BONIFĀCIJS DAUKŠTS. LU Akadēmiskais apgāds. Rīga 2010 ff.

Im Jahre 2010 wurde in Riga eine „Stiftung zur Förderung der Kleinen Geschichtsbibliothek Lettlands“ („Latvijas Vēstures mazās bibliotēkas atbalsta fonds“) gegründet. Ziel der Stiftung ist nach eigenem Bekunden, mit Hilfe eines begrifflichen Konzepts von „Nation. Staat. Europa“ das „Verständnis für die Bildung von Nation und Staat in Lettland sowie die wichtigsten Ereignisse in ihrer Geschichte zu stärken, die negativen Folgen einer Politisierung von Geschichte aufzuzeigen sowie die Bedeutung von Geschichte für die Bildung einer nationalen Identität in Übereinstimmung mit europäischen Werten und Traditionen zu betonen“.

Dabei gehe es auch darum, einer einseitigen Beeinflussung des Geschichtsbildes durch die russische Politik entgegenzuwirken.¹ So verwundert nicht, dass der lettische Historiker und Diplomat Mārtiņš Vīris einer der Ideengeber der Stiftung ist und einige Historiker, die nach ihrem Geschichtsstudium als Diplomaten im Außenministerium Lettlands (Bonifācijs Daukšts, Argita Daudze) oder als Präsidentenberater (Antonijs Zunda, Inesis Feldmanis) tätig sind, in der Bücherserie der Stiftung publizieren.²

¹ Vgl. die Selbstdarstellung der Stiftung unter dem URL: <http://www.demoshistoria.lv> (letzter Zugriff 31.3.2014).

² Die bislang erschienenen Bände der Serie: 1. ARTURS PUGA: Eiropa: Latvijas un Krievijas 1920. gada miera līgums [Europa: Der Friedensvertrag zwischen Lettland und Russland von 1920], Riga 2010; 2. GINTS APALS: Pēterburgas avīzes. Latviešu

Zu den Gründern und Mitgliedern der Stiftung gehören Inesis Feldmanis (Lehrstuhlinhaber für Neue und Neuere Geschichte Westeuropas und Amerikas an der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Lettlands in Riga), Henrihs Soms (Direktor des Lettgallischen Forschungsinstituts an der Universität in Daugavpils) und Guntis Zemītis (Direktor des Geschichtsinstituts Lettlands an der Universität Lettlands); Mitglieder sind ferner Bonifācijs Daukšts (Außenministerium Lettlands) und Ainārs Lerhīs (Leiter des Studienzentrums Osteuropäische Politik und Mitarbeiter am Geschichtsinstitut Lettlands). 2011 gehörte die Stiftung zu den Initiatoren des I. Lettischen Historikerkongresses.³

Einer der Gründe für die neue Stiftung liegt in dem Umstand, dass die Finanzierung der „Historikerkommission Lettlands“ beim Staatspräsidenten im Zuge der Finanzkrise seit 2008 massiv gekürzt wurde, sodass kaum noch Mittel für die Publikation von Forschungsergebnissen zur Verfügung standen. Eines der Stiftungsziele ist daher ausdrücklich die Herausgabe einer Serie von (bisher 15) kleineren Publikationen mit einem Umfang von jeweils bis zu etwa 120 Seiten, die unter dem URL <http://www.demoshistoria.lv/portals/gramatas> auch elektronisch heruntergeladen werden können. Finanziert

pirmā saskare ar Eiropas politiskajām idejām [Die Petersburger Zeitung. Die erste Berührung der Letten mit den politischen Ideen Europas], Riga 2011; 3. ARGITA DAUDZE: Latvija Zviedrijas politikā 1945–1991 [Lettland in der Politik Schwedens 1945–1991], Riga 2011; 4. ANTONIJS ZUNDA: Baltijas valstu jautājums 1940–1991 [Die Frage der baltischen Staatlichkeit 1940–1991], Riga 2012; 5. ĒRIKS JĒKABSONS: Uzbrukums Padomju Savienības diplomātikajiem kurjeriem pie Ikšķīles 1926. gada 5. ferbruārī [Der Überfall auf diplomatische Kuriere der Sowjetunion bei Ikšķīles (Üxküll) vom 5. Februar 1926], Riga 2012; 6. EVA EIHMANE: Rīgas arhibīskapa un Vācu ordeņa cīņas par varu vudislaiku Livonijā [Der Rigaer Erzbischof und die Kämpfe des Deutschen Ordens um die Macht im mittelalterlichen Livland], Riga 2012; 7. HEINRIHS STRODS: Latvijas nacionālo partizānu karš 1944–1956 [Der Krieg der nationalen Partisanen Lettlands 1944–1956], Riga 2012; 8. JĀNIS RIEKSTIŅŠ: PSRS Iekšlietu tautas komisariāta „Latviešu operācija“ (1937–1938) [Die „Lettische Operation“ des Volkskommissariats für Inneres der UdSSR (1937–1938)], Riga 2012; 9. INESIS FELDMANIS: Latvija Otrajā pasaules karā (1939–1945): jauns konceptuāls skatījums [Lettland im Zweiten Weltkrieg (1939–1945): eine neue konzeptionelle Sichtweise], Riga 2012; 10. BONIFĀCIJS DAUKŠTS: Kopveža Voldemāra Ozola kara gaitas un politiskā evolūcija [Die Kriegsläufe und politische Evolution von Oberstleutnant Voldemārs Ozols], Riga 2012; 11. BONIFĀCIJS DAUKŠTS: Kulturālās tuvināšanās biedriba ar SPRS tautām (1929–1940) [Die „Gesellschaft für kulturelle Annäherung an die Völker der UdSSR“ (1929–1940)], Riga 2012; 12. ANTONIJS ZUNDA: Latvija un Lielbritānija: partneri vai sabiedrotie [Lettland und Großbritannien. Partner oder Verbündete], Riga 2012 (Behandelt die 1930er Jahre); 13. INESIS FELDMANIS: Vācbaltiešu izceļošana no Latvijas (1939–1941) [Die Umsiedlung der Deutschbalten aus Lettland (1939–1941)], Riga 2012; 14. INETA LIPŠA: Izklaides kultūra Latvijā: morāles komunikācijas aspekti (1918–1934) [Unterhaltungskultur in Lettland: Aspekte der Kommunikation von Moral (1918–1934)], Riga 2012; 15. DAINA BLEIERE: Eiropa ārpus Eiropas. Dzīve Latvijas PSR [Europa außerhalb von Europa. Das Leben in der SSR Lettland], Riga 2012.

³ Siehe hierzu ANDRIS LEVANS: Der Herbst der lettischen Historie? Zum Ersten Kongress der Historiker Lettlands 2011, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 7 (2011), S. 169–176.

wurden die Veröffentlichungen bisher von der Europäischen Kommission und der Regierung Lettlands. Farblich abgestuft behandeln sie alle Epochen der lettischen Geschichte vom Mittelalter (gelb) über die Neuzeit und das 19. Jahrhundert (orange) bis hin – und hier liegt der Schwerpunkt der Serie – zum 20. Jahrhundert (grün), hier wiederum mit einem Fokus auf der Geschichte der internationalen Beziehungen Lettlands.

Ohne die schmalen Bände hier im einzelnen rezensieren zu können (kurze Inhaltsangaben finden sich auf der Homepage der Stiftung), fällt auf, dass die Geschichte Lettlands während der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkrieges im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht – teilweise entsprechend der Aufgabenstellung, die sich auch die Historikerkommission beim Staatspräsidenten gestellt hat, und den Themen, die gegenwärtig in der Geschichtsdiskussion zwischen Lettland und der Russischen Föderation eine Rolle spielen (z.B. die Interpretation und Gewichtung des Lettisch-Russischen Friedensvertrages von 1920). Nur zwei Publikationen berühren auch Fragen der späteren Lettischen SSR („Lettland in der Politik Schwedens“ von Argita Daudze und „Europa außerhalb Europas“ von Daina Bleiere), wobei Bleiere nicht nur auf das Alltagsleben in Sowjetlettland, sondern auch kurz auf die Machtstrukturen der KP Lettlands und ihr Verhältnis zu Moskau eingeht.

Insgesamt scheinen die Themen der 15 Bücher, die manchmal Broschürencharakter aufweisen, jedoch zufällig, ein erkenntnisleitendes und didaktisches Gesamtkonzept wird nicht sichtbar. In Bezug auf das oben erwähnte begriffliche Konzept „Nation. Staat. Europa“ würde man sich eine konzisere Gesamtradaktion der Serie, vielleicht an einer Stelle auch einmal gedanklich ausgeführt, vorstellen. So bleiben die Einzelpublikationen von Detailinteresse, die Serie insgesamt scheint aber einer ähnlichen Planlosigkeit zu unterliegen wie die chronisch unterfinanzierte geschichtswissenschaftliche Landschaft Lettlands insgesamt.

DETLEF HENNING

Societies of the Past: Approaches to Landscape, Burial Customs and Grave Goods (Archaeologia Baltica, 19). Hrsg. von VLADAS ŽULKUS. Klaipėda University Press. Klaipėda 2013. 200 S. ISSN 13925520.

Die Reihe *Archaeologia Baltica* erscheint bereits seit 1996. Bis 2006 wurde sie in Verantwortung des Historischen Instituts Litauens in Vilnius herausgegeben, seither kam als Kooperationspartner das Institut für Geschichte

und Archäologie der baltischen Region an der Universität Klaipėda hinzu. Seit 2011 schließlich wird das Projekt von der Universität Klaipėda betreut.

Die elf Artikel des 19. Bandes setzen zeitlich in der jüngsten Steinzeit ein und reichen bis zum 13. Jahrhundert. Wie der Titel erkennen lässt, stehen die frühzeitlichen Gesellschaften im Zentrum des Interesses, die sowohl aus der Perspektive der Landschaftsarchäologie als auch anhand einer sorgfältigen Analyse der Bestattungstraditionen und der Grabausstattung betrachtet werden.

Edvin Saltsman analysiert in seinem Artikel „Dwelling Construction Materials from Pribrezhnoye in the Context of the Formation of Primorskaya Culture“ Keramik aus einer Siedlung des späten Neolithikums, die im Vergleich mit den typischen Gefäßformen und den Ornamenten aus der Haffküstenkultur (*Primorskaja kul'tura*, *Pamarių kultūra*) gewisse Unterschiede aufweist. Die in der Siedlung gewonnenen ¹⁴C-Daten deuten darauf hin, dass die Entstehungszeit der Siedlung auf die Zeitspanne zwischen 3300 und 2800/2700 v. Chr. anzusetzen ist. Die Entstehung der Haffküstenkultur wird auf die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend datiert,¹ aber die hier untersuchte Siedlung ist wohl früher entstanden. Demzufolge ist der Autor der Meinung, dass die Zeit der Entstehung der dortigen Kultur länger brauchte und komplizierter war als bisher angenommen wurde. Um diese Fragen zu klären, sind jedoch weitere Erforschungen nötig. Es ist darauf zu verweisen, dass die Entstehung ebenso wie das Verschwinden von archäologischen Kulturen nur selten einwandfrei deutlich wird. Die Hoffnung, mithilfe neuer archäologischer Funde Klarheit zu schaffen, erfüllt sich oft nicht, wodurch die Situation nur noch komplexer wird.

Die bioarchäologische Untersuchung „Observations on Estonian Iron Age Cremations“ von Raili Allmäe informiert über die Ergebnisse der Analyse von Brandgräbern in acht estnischen Grabstätten. Vier davon liegen im Westen, die anderen vier im Südosten des Landes. Allmäe gibt methodologischen Fragen, die sich bei der Untersuchung von verbrannten Knochenanteilen aus Grabstellen ergeben, viel Raum. Ihre Untersuchungen wollen die Anzahl, das Geschlecht und das Alter der bestatteten Individuen ermitteln. Anders als in Lettland und Litauen waren in Estland zur Eisenzeit Brandgräber typisch. Körperbestattungen waren selten, was die Identifizierung erschwert. Der Autorin zufolge wurden die Verstorbenen in Westestland verbrannt und die Knochenreste auf einer Fläche von mehreren Quadratmetern verstreut. Im südöstlichen Estland wiederum sind die Bruchstücke der verbrannten Knochen kompakt zusammen begraben worden. Hier sind auch häufiger kremierte Kinderbestattungen anzutreffen, die in Westestland nur selten vorkommen. Für Allmäe ist dies zum einen auf den zeitlichen Unterschied bei der Anlage der Gräber, zum anderen aber auf die Eigenart der lokalen Kulturtraditionen zurückzuführen.

¹ ALGIRDAS GIRININKAS: Lietuvos archeologija I: Akmens amžius [Litauische Archäologie I: Die Steinzeit], Vilnius 2009, S. 185.

Krista Karro betrachtet in ihrem Beitrag über „Ruptured Space and Time in Lahepera Burial Site in Eastern Estonia“ die Landschaft als Narrativ, nutzt also eine für die Landschaftsarchäologie untypische Art der Darstellung, die sich sowohl mit der physischen als auch mit der sozialen Welt der Menschen befasst. Die archäologische Landschaft ist nicht einheitlich: Sie weist Brüche in der Zeit auf, weshalb einzelne Komponenten, besonders im Hinblick auf die Eisenzeit, verlorengegangen sind. Diese „Lücken“ können aber mit den individuellen Geschichten der dort Lebenden gefüllt werden, wodurch die Landschaft zu einem „kollektiven Narrativ“ wird. Das Individuelle wie das Kollektive betrachtet Karro vor allem im Kontext der Bestattungsrituale am Beispiel von Lahepera in der Nähe des Westufers des Peipussees. Auf dieser Grabstätte wurden vom 2./3. bis zum 11. Jahrhundert kremierte Verstorbene in Steingräbern begraben, bis die Bestattungstraditionen sich änderten und individuelle Erdbestattungen die bis dahin kollektiven Brandgräber ablösten; die Erdbestattungen erfolgten in unmittelbarer Nähe zu den älteren Steingräbern und wurden bis in das 17. Jahrhundert fortgesetzt. Die Autorin verweist auf zwei Brüche, die sich an diesem Bestattungsort im Laufe der 1500 Jahre ergeben haben – auf einen temporären und auf einen räumlichen Bruch. Der räumliche Bruch äußerte sich dabei im Übergang von der kollektiven zur individuellen Bestattungsform, was Karro zufolge möglicherweise mit dem Einfluss der christlichen Kultur in Zusammenhang zu bringen ist.

Der Beitrag von Ester Oras behandelt „East Baltic Middle Iron Age Wealth Deposits in Burial Areas: An Example of Regional Cultural Practice“. Die Autorin wählte nur diejenigen Depotfunde aus, deren Fundort und Kontext ausreichend deutlich dokumentiert sind. Von solchen Depots gibt es in Estland sechs, in Lettland zwei und in Litauen nur eins. Oras weist darauf hin, dass die Überlieferungssituation im litauischen Fall nicht klar sei, weshalb man dort eigentlich gar nicht von einem Depotfund aus einer konkreten Begräbnisstätte sprechen könne. Richtiger wäre es wohl gewesen, diesen Fund überhaupt nicht zu berücksichtigen. Wichtig ist ein Unterschied, auf den bislang noch niemand hingewiesen hat: Die beiden Funde in Lettland enthielten Waffen aus Eisen, Werkzeuge und Bronzeschmuck, die aus Estland hingegen nur Zierstücke aus Silber. Oras zufolge zeichnen sich hier möglicherweise zwei unterschiedliche Traditionen ab, wie Wertsachen verborgen wurden – eine baltische und eine finnougri-sche. In Bezug auf die Letztere weist Oras auf Ähnlichkeiten hin, die den skandinavischen Sagas zu entnehmen sind. Die Wikinger hatten von ihren Erlebnissen in nordischen Ländern berichtet, dass Finnougrier ihre Schätze in ritueller Absicht an besonderen Stellen in den Wäldern oder auf den Hügeln vergruben. Dies lässt darauf schließen, dass es eventuell eine vergleichbare Tradition bereits in der mittleren Eisenzeit auf den Begräbnisstätten in Estland gegeben haben könnte.

Marius Ščavinskis legt „Some Notes on the Issue of the Development of Balt Society in the Ninth to the 13th Centuries in the Context of the Socio-Political Structures of the Baltic Region“ vor, in denen er der Frage nachgeht, warum die westbaltischen Prußen und Kuren trotz ihres angeblichen Wohlstands und ihrer Aktivität im Seehandel im Unterschied zu den ostbaltischen Litauern keine staatlichen Strukturen errichtet haben. Die Gründe dafür sucht der Autor in der Eigenart des Herrschaftsinstituts westbaltischer Gesellschaften. Hier macht er auf die verschiedenen Formen der sozialen und politischen Herrschaft aufmerksam, wobei für die Letztere die Existenz einer politischen Elite unabdingbare Voraussetzung war. Ohne sie könnten sich lokale Herrschaftsstrukturen nicht in staatliche verwandeln, wie das im Gegensatz zu den Westbalten bei den Ostbalten geschah.

Jānis Ciglis behauptet in seinem Aufsatz „The Origin of Burial Sites in Eastern Latvia Consisting of Typical Stone Graves“, eine sorgfältige Analyse der in diesen Begräbnisstätten gefundenen Artefakte ergebe, dass dieser für den nördlichen Teil des heutigen Lettland (*Vidzeme*) und Lettgallen charakteristische Grabtypus nicht erst im 2. Jahrhundert entstand, wie es bisher vermutet wurde, sondern bereits in der Mitte des 1. Jahrhunderts.

Jaroslav Prassolow beschäftigt sich in seinem Beitrag „Warrior Burials with Knives-Daggers: Socio-Cultural Aspects of Research“ mit einer spezifischen Art von Waffen. Er bietet eine vergleichende Analyse von Kriegerbestattungen aus der frühen Migrationszeit auf dem Siedlungsgebiet Samland-Natangen in der heutigen Oblast Kaliningrad. Es handelt sich um 25 bis 50 cm lange Dolchmesser, die an einem mit Bronze- oder Silberbeschlägen verzierten Trag- oder Schultergürtel hingen; sie waren in der Zeit zwischen 450 und 550 im südöstlichen Teil des Baltikums verbreitet. Der Autor wendet sich gegen die in der Forschungsliteratur anzutreffende Ansicht, diese prachtvollen Gürtel seien zum Einhängen oder Tragen von Dolchmessern genutzt worden, da die beiden Gegenstände nur ausnahmsweise zusammen gefunden worden sind. Er kritisiert auch die These, das Erscheinen der Dolchmesser sei mit der Heimkehr der Krieger von den „Hunnen-Kriegen“² zu verbinden. Demgegenüber ist er der Meinung, dass ein Dolchmesser die Waffe eines jeden freien Mannes gewesen sei und dass es an sich nicht auf einen besonderen militärischen Status seines Trägers in der Gesellschaft hindeute.

Bartosz Konty stellt in seinem Beitrag „New Traces in Old Barrows“ eine neue Interpretation eines besonderen Fundes vom zweiten Hügel des Bestattungsorts Sz wajcaria vor. Letzterer ist ein bereits bekanntes Objekt, d.h. eine Grabstelle, die in der Literatur als Nr. 1 bezeichnet wird, aus dem

² Die vom Autor geäußerte Kritik ist nicht grundlos. Siehe VOLDEMARAS ŠIMENAS: Smailieji kovos peiliai-durklai baltų kraštuose I m. e. tūkstantmečio viduryje [Der baltische Typus spitz zulaufender Kriegsdolche in der Mitte des I. Jahrtausends], in: Vidurio Lietuvos archeologija. Etnokultūriniai ryšiai, hrsg. von AUDRIUS ASTRAUKAS und MINDAUGAS BERTAŠIUS, Vilnius 1996, S. 27-71.

3. Jahrhundert: Die Grabstätte zeichnet sich durch eine Fülle von ungewöhnlich reich ausgestattetem Zubehör aus, was auf den hohen sozialen Status des begrabenen Individuums verweisen dürfte. In den Resten von zwei im Grab gefundenen und bis jetzt in ihrer Funktion nicht identifizierten Gegenständen erkennt der Autor einen ledernen Eimer mit Beschlag sowie einen Sattel.

Audronė Bliujienė schreibt in ihrem Beitrag „Armed People of East and Southeast Lithuania in the Geocultural Context of the Migration Period“ über ein Wohngebiet von ca. 50–60 km² in Ostlitauen vor dem Hintergrund der europäischen Migrationsprozesse in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts. In den Bestattungen auf den Begräbnishügeln des Siedlungsgebiets fand man importierte Gegenstände in großer Anzahl, die nach der Ansicht von Archäologen aus sehr entfernten Regionen stammen. Die Autorin äußert die Vermutung, dass diese Gegenstände von den neuen Siedlern mitgebracht wurden. Doch hatten sich die Ankömmlinge im 6. Jahrhundert wohl schon mit den einheimischen Bewohnern vermischt, sodass die späteren Gräber nur selten importierte Gegenstände aufweisen.

Ugnius Budvydas beschreibt in seinem Beitrag „Rare Brooches from Viešvilė Cemetery III, Lithuania“ über vier im Ostbaltikum selten anzutreffende und für diese Region nicht typische Bronzefibeln. Analoge Fibeln aus dem 9. bis 10. Jahrhundert gibt es auch in Skandinavien.

Der Band wird mit einem Artikel von Marika Mägi über „Late Prehistoric Societies and Burials in the Eastern Baltic“ abgeschlossen. Die Debatte über die sozialpolitische Entwicklung in den Gesellschaften des Ostbaltikums wurde bereits im 19. Jahrhundert aufgenommen und wird noch immer fortgesetzt. Die Autorin verweist darauf, dass sogar bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts diese Phänomene vor allem aus kulturhistorischer Sicht betrachtet und gedeutet wurden, allerdings auf der Basis der Interpretation schriftlicher Quellen. Die archäologischen Zeugnisse wurden selektiv genutzt, um die so erarbeiteten Konzeptionen zu illustrieren. Der Autorin ist zuzustimmen, wenn sie meint, dass archäologische Quellen eine selbstständige Gruppe darstellen und als solche analysiert werden müssen. Das Interesse der Autorin gilt den Begräbnisstätten und Trauer Ritualen, welche sie kurz charakterisiert, wobei sie sowohl auf die Gebiete der Balten (Prußen, Kuren, Semgaller, Žemaiten, Selen und Lettgaller) als auch auf die der Ostseefinnen (Liven, Esten) und Finnen eingeht. Der Artikel diskutiert auch die in der Historiografie geäußerten Ansichten. Allerdings handelt es sich wohl um ein Missverständnis, wenn Mägi schreibt, die deutschbaltischen Forscher hätten die alten Gesellschaften in Lettgallen als hoch entwickelt dargestellt, bis diese Entfaltung durch die Kreuzzüge unterbrochen worden sei. Diese Idee wurde tatsächlich im Geiste der nationalen Romantik im 19. Jahrhundert von jungen lettischen Intellektuellen vorgebracht und besonders in den 1920er und 1930er Jahren aufgegriffen. Entsprechend der These vom Kulturträgertum wurden die einheimischen

Völker in der deutschbaltischen Historiografie dagegen als „zurückgeblieben“ betrachtet und deren Entwicklungsstand als niedrig dargestellt. In Hinblick auf die Untersuchung der Bestattungstraditionen im Ostbaltikum verweist Mägi auf die Dominanz kollektiver Bestattungen in dessen nördlichen, estnisch besiedelten Teil, während im baltischen Süden die Tradition individueller Bestattungen vorgeherrscht habe. Die Unterschiede in den Bestattungsbräuchen sind als Zeichen der Existenz verschiedener kultureller Traditionen aufzufassen, aber nicht als Verweis auf wesentliche Unterschiede in der sozialen Entwicklung beider Regionen.

Die veröffentlichten Beiträge repräsentieren verschiedene „Gewichtsklassen“. Einige Autoren behandeln einzelne Funde aus konkreten Fundorten, indem sie diese sowohl zeitlich als auch räumlich positionieren; andere Texte spüren diskursiven Kontexten nach, indem sie die sozialen und politischen Probleme prähistorischer Gesellschaften erörtern. Alle Autoren wiederum erweitern zweifellos unser Wissen über die Vorgeschichte des Ostbaltikums.

ANDREJS VASKS

BERNHART JÄHNIG: *Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland* (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 16). LIT Verlag, Berlin 2011. 333 S. Mit Tabellen und zahlr. Karten. ISBN 9783643110053.

Zweifellos hat das Interesse für die Geschichte des Deutschen Ordens und dessen livländischen Zweig in den letzten fünf Jahrzehnten unter Historikern nicht nachgelassen. Die zahlreichen Studien über diese Bruderschaft, deren Selbstbild von Vorstellungen eines mönchischen Lebenswandels und der ritterlichen Verpflichtung als *fratres milicie Christi* geprägt war, greifen neben den traditionellen verfassungsrechtlichen, wirtschaftshistorischen und biografischen Aspekten zunehmend die sozial-, mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen der modernen Mediävistik auf. Auch der livländische Ordenszweig wird in diesem Sinne neu entdeckt, wobei die Monografie von Bernhart Jäh nig in dieser historiografischen Landschaft der Neuentdeckungen einen sehr wichtigen Platz beanspruchen darf. Sie zeichnet sich schon einmal dadurch aus, dass sie den Anspruch erhebt, den Prozess der Formierung und Etablierung der Herrschaft des Deutschen Ordens in Livland vom 13. bis zum 16. Jahrhundert systematisch

darzustellen.¹ Der Vf. ist zweifellos einer der besten Kenner der Geschichte des Deutschen Ordens: Seine zahlreichen einschlägigen Publikationen seit 1968, als er mit einer politischen Biografie von Johannes von Wallenrode – Ordensbruder und Erzbischof von Riga (1393–1418) – in Göttingen promovierte,² weisen seine große fachliche Kompetenz und Quellenkenntnis aus. Der Plan zu dem hier anzuzeigenden Buch stammt dem Vorwort zufolge bereits aus den 1980er Jahren, als es ursprünglich jedoch nur um einen historischen Überblick zum Thema „Verfassung und Verwaltung“ in Aufsatzlänge ging. Aus verschiedenen Gründen entstand daraus jedoch eine größere Arbeit, auch wenn der Weg dahin ein langer war. Die thematischen Schwerpunkte der Darstellung sind in ihrem Titel genannt – Verfassung, Verwaltung und Herrschaft –, wobei es sich bei allen drei Begriffen um moderne Kategorien handelt, der letztere dabei als einziger dem Verständnis der Menschen des Mittelalters von politischer Ordnung entspricht. Es soll somit darum gehen, „wie der Deutsche Orden in Livland seine Herrschaft begründete“ und „wie er seine Herrschaft organisierte“ (S. 9).

Das Werk ist in neun Kapitel strukturiert. In den ersten beiden behandelt Jähnig die Herrschaftsgrundlagen und den -ausbau. Als der Deutsche Orden 1237 die Nachfolge des Schwertbrüderordens antrat, war der neu gebildete Zweig für Livland schon sehr bald um die rechtliche Legitimation seiner wichtigsten Ziele bemüht: Den Obödienzeid, durch den der Orden in Livland an den Bischof bzw. Erzbischof von Riga als obersten Landesherrn gebunden war, versuchte er im Laufe von drei Jahrhunderten zu lockern. Seine Stellung im Lande zu festigen und die politische Macht zu erringen versuchte er durch die Erweiterung seiner Territorien. Die stets komplizierte Regelung der rechtlichen Verhältnisse zwischen dem Ordensmeister bzw. den Ordensbrüdern und dem Erzbischof von Riga schuf Konflikte zwischen beiden Parteien, deren Beilegung bis ins 15. Jahrhundert hinein außerhalb von Livland – in der Regel vor Papst und Kaiser – verhandelt wurde.

Nach der politischen Bedeutung der Burgen in den Herrschaftsstrukturen des livländischen Ordens wird im dritten Kapitel gefragt. Als

¹ Siehe z.B. FRIEDRICH BENNINGHOVEN: *Der Orden der Schwertbrüder – Fratres milicie Christi de Livonia*, Köln und Graz 1965 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 9); SONJA NEITMANN: *Von der Grafschaft Mark nach Livland. Ritterbrüder aus Westfalen im livländischen Deutschen Orden*, Köln, Weimar und Wien 1993 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beiheft 3); JUHAN KREEM: *The Town and its Lord. Reval and the Teutonic Order (in the Fifteenth Century)*, Tallinn 2002 (Tallinna Linnaarhiivi Toimetised, 6).

² BERNHART JÄHNIG: *Johannes von Wallenrode O.T.: Erzbischof von Riga, königlicher Rat, Deutschordensdiplomate und Bischof von Lüttich im Zeitalter des Schismas und des Konstanzer Konzils (um 1370–1419)*, Bonn-Bad Godesberg 1970 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 24). Siehe dazu die Rezension von HARTMUT BOOCKMANN, in *Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters* 26 (1970), S. 637f.

Wirtschafts- und Verwaltungszentren hielten diese dessen „Herrschaftsarchitektur“ (S. 59) effektiv bis etwa 1500 zusammen. Im ausführlichen vierten Kapitel über die Kirchenvogtei des Ordens wird eingehend dessen Verhältnis sowohl zu den Bischöfen und Domkapiteln als auch zu den Klöstern und Pfarrkirchen Livlands behandelt. Der Orden war sich seiner Schutzpflicht gegenüber der Kirche und den Christen bewusst, doch betrieb er zugleich eine Stilisierung dieser Aufgaben, um zur Rechtfertigung seiner Ansprüche auf Herrschaft, Kirchenrecht und politische Macht beizutragen. Dieses Sendungsbewusstsein, das im 15. Jahrhundert schon unzeitgemäß wirkte, ermutigte die Ordensbrüder, wie der Vf. mit Recht behauptet (S. 84f., 94), ihr politisches Programm auch mit Gewalt durchzusetzen. Die Inkorporierung der Domkapitel der livländischen Diözesen, die der Orden anstrebte, sollte jedoch den rechtlich gesicherten und dauerhaften Erfolg im Wettstreit mit den geistlichen Herren des Landes bringen (S. 82ff.).

Die Territorialpolitik steht im Mittelpunkt des fünften Kapitels. Hier kommt es zu einigen Überschneidungen mit den ersten beiden Kapiteln, doch werden die Aspekte der räumlichen Gliederung der Ordensherrschaft im Hinblick auf die Organisation der Verwaltungseinheiten wie der Komtureien kenntnisreich erörtert und mit ähnlichen Strukturen in den Reichsgebieten verglichen (S. 121ff.).

Das sechste Kapitel verschafft einen Einblick in die Rekrutierungspolitik der Ordensbrüder, wobei auch Fragen der Abstammung und Herkunft zur Sprache kommen, aber zugleich Aspekte der Ämterkarriere und der jeweiligen Aufgabenbereiche diskutiert werden,³ welche den Brüdern zu einem korporativen Bewusstsein verhalfen. Die Beobachtungen Jähnigs erlauben nicht nur Rückschlüsse auf die Dynamik der Karriere von livländischen Landmeistern oder Komturen, sondern auch auf die Auswirkungen des Einflusses einzelner Amtsträger auf die personalpolitischen Vorgänge im Orden (S. 130–157). Die inneren Strukturen und Institutionen werden im siebten Kapitel beschrieben: Die Frage nach der Bestimmung der Residenzen als Herrschaftszentren in den livländischen Ordensterritorien (S. 161–164) macht nicht nur auf das Verhältnis des Ordens zu den Städten aufmerksam (S. 164ff.), sondern auch auf solche Instrumente der Macht wie Mittel und Techniken der Propaganda sowie auf solche Institutionen wie die Kanzlei (S. 166–179). Vor allem Letztere bedarf noch einer Erforschung.⁴ Im Einzelnen werden hier auch die Verwaltungsaufgaben

³ Siehe dazu das grundlegende prosopografische Werk: Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, hrsg. von LUTZ FENSKE und KLAUS MILITZER, Köln, Weimar und Wien 1993 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 12).

⁴ Siehe z.B. Die Rolle der Schriftlichkeit in den geistlichen Ritterorden des Mittelalters, hrsg. von ROMAN CZAJA und JÜRGEN SARNOWSKY, Toruń 2009 (Ordines militares. Colloquia Torunensia historica, 15).

und die administrative Tätigkeit einer ausführlichen Behandlung unterzogen (S. 185ff.).

Im achten Kapitel wird die Organisation der Ordensherrschaft in Livland am Beispiel der Komtureien und Vogteien untersucht, zwischen welchen seit dem 14. Jahrhundert „kein erkennbarer Unterschied mehr bestand“ (S. 221). Diese sicherten die Macht des Ordens sowohl durch ihre ständige Präsenz als auch durch die militärische Instandhaltung der Burgen, den Schutz der ländlichen Bevölkerung und die Gerichtsbarkeit, die die Verwaltung vor Ort gewährleistete. Mit einem knappen Ausblick auf das Problem der Gerichtsbarkeit, auf die der Orden selbst in Streitfällen in- und außerhalb Livlands angewiesen war, schließt Jähnig im neunten Kapitel seine Abhandlung (S. 236ff.). Leider streift er nur die sehr spannende Frage nach den jeweiligen Zuständigkeitsbereichen der geistlichen und weltlichen Gerichte, vor welchen sich z.B. die Ordensbrüder verantworten mussten (S. 238). Doch gehört auch das Problem der Kanzlei und der Urkundenausfertigung des Ordens zu den nicht wenigen Desiderata der Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Livlands. Zwei Anhänge mit der Auflistung von Amtsträgern des Deutschen Ordens in Livland vom 13. bis zum 16. Jahrhundert sowie einer Sammlung von historischen Karten und Plänen runden die Darstellung ab.

Bernhart Jähnig greift in der ihm eigenen klaren und nüchternen Art viele Fragen und Probleme der Ordensgeschichte in Livland auf, die bereits seit längerer Zeit in der historischen Forschung kontrovers diskutiert werden. Dem kompetenten Leser wird dabei nicht entgehen, dass er ein wichtiges, gut strukturiertes und in sorgfältigen Quellen- und Literaturstudien begründetes Buch geschrieben hat, das vielfältige Erkenntnisse vermittelt.

ANDRIS LEVANS

Eesti ajalugu II: Eesti keskaeg [Geschichte Estlands II: Estnisches Mittelalter]. Hrsg. von ANTI SELART. Tartu Ülikooli ajaloo ja arheoloogia instituut. Tartu 2012. 456 S. ISBN 9789985407233.

Diese Geschichte des estnischen Mittelalters gehört zur Reihe der neuen „Geschichte Estlands“ von der bis jetzt insgesamt fünf Bände (Bd. 2-6, 2003–2013) erschienen sind, in denen die Zeit von ca. 1200 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts behandelt wird. Im zweiten Band geht es um den Zeitraum vom Einsetzen der livländischen Kreuzzüge (13. Jahrhundert) bis zum konventionellen Datum des Endes des Mittelalters in Estland und

Lettland, dem Jahr 1561. Die vorangegangene Epoche wird, in der Tradition der estnischen Geschichtsschreibung, nicht als Mittelalter, sondern als eine mit der Vorgeschichte zusammengehörende „alte“ Zeit bezeichnet, die im noch nicht druckreifen ersten Band der Reihe behandelt wird.

Mit der Entstehung dieses Werks war mit Rat oder mit Tat – der Abfassung von Texten – der Großteil der estnischen Mediävisten verbunden. Dies ist schon allein daher verständlich, weil seit 1937¹ keine ernst zu nehmende Gesamtstudie zur mittelalterlichen Geschichte des Landes mehr erschienen ist. Vor allem in den letzten zwanzig Jahren hat sich die estnische Geschichtsforschung stark intensiviert, allerdings drohte die Gefahr, dass die jüngeren Historikerinnen und Historiker den Kontakt mit dem lokalen estnischen Kulturraum verlieren könnten, da das heutige Forschungssystem fremdsprachliche Veröffentlichungen (in unserem Fall meist auf Deutsch und Englisch) bevorzugt. Daher war eine estnischsprachige neue Darstellung des livländischen Mittelalters dringend notwendig.

Die Einleitung des Bandes diskutiert das Gesamtkonzept des „estnischen Mittelalters“, die ältere Historiografie sowie die vorhandenen Archivquellen und erklärt die chronologischen und räumlichen Grenzen des Vorhabens. Es ist dabei zu beachten, dass sich der Begriff „Estland“ im Mittelalter zuweilen in einem begrenzten Sinn auf das heutige Nordestland beziehen konnte. Somit gehört das in diesem Band betrachtete Gebiet der heutigen Republik zusammen mit dem heutigen Staat Lettland in den größeren historischen Kontext Altlivlands. Eigentlich waren die Entwicklungen auf den Gebieten der heutigen Staaten Estland und Lettland recht ähnlich, und es gibt eine gewisse Schwierigkeit, hier klare Unterscheidungen zu treffen. Die allgemeinen Überlegungen, die im anzuzeigenden Band zur politischen Geschichte angestellt werden, gelten somit oft auch für das Gebiet des heutigen Lettland; alle konkreten Beispiele historischer Ereignisse oder Prozesse stammen jedoch aus dem estnischen Gebiet.

Das erste Kapitel, „Die Geburt des mittelalterlichen Livland“, beschreibt zunächst die Eroberung des Landes durch die Kreuzritter in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, mit einem Exkurs zur Lage des Ostseeraumes im vorangegangenen Jahrhundert und zur Missionstätigkeit in diesem Gebiet. Danach werden die Folgen der Eroberung und die Kolonisation in Livland thematisiert, wozu die Veränderungen der Gesellschaft und des Wirtschaftslebens, die Schaffung eines neuen Rechtssystems, die Geburt der Städte und die Problematik von Glauben und Identität der einheimischen Bevölkerung gehören. Im zweiten Kapitel geht es um die „Politische und rechtliche Organisation Livlands“, also um die Gründung, Lage und Funktion der Bistümer und Domkapitel, dann um den Deutschen Orden mit seiner inneren Entwicklung, schließlich um das Vasallentum und die Entstehung des altlivländischen Adels sowie zu guter Letzt um

¹ Eesti ajalugu II: Eesti keskaeg [Geschichte Estlands II: Estnisches Mittelalter], hrsg. von HANS KRUIUS, Tartu 1937.

die Städte. Das dritte Kapitel kehrt mit einer Gesamtdarstellung der Zeit von 1300 bis 1400 („Der Kampf um die Vorherrschaft“) und von 1400 bis 1550 („Das fragile Gleichgewicht der Machtverhältnisse“) zur politischen Geschichte zurück. Das vierte Kapitel behandelt dagegen die Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte auf dem Lande und in den Städten während der Gesamtepoche, während das fünfte und letzte Kapitel die Kultur in einem weiteren Sinne, die Kirche und die Religion, die schriftliche Tradition, die Lebensumwelt, die „Stadtkultur“ (d.h. Alltagsleben, Feierlichkeiten, Essen, Kleidung, Krankheiten usw.) sowie die bäuerliche Kultur in den Fokus nimmt. Nach einem kurzen Schlusswort bietet das Buch eine Liste der livländischen Bischöfe und Ordensmeister und ein Verzeichnis der in dieser Zeit genutzten Maße und Gewichte, eine Auswahlbibliografie sowie ein Namens- und Ortsregister. Der Band enthält auch insgesamt 154 Farbabbildungen und Karten.

Dieses Buch ist nicht nur eine sehr detaillierte, sondern auch konzeptuell neue Darstellung des „lateinischen und deutschen Mittelalters“ Estlands bzw. Livlands. Es enthält eine Reihe von neuen Informationen bzw. Interpretationen und stellt die Frucht interdisziplinärer Methodik dar. Mehrfach werden prosopografische Forschungen präsentiert – so besonders zur Herkunft den Prälaten (S. 92) und der Mitglieder des livländischen Zweigs des Deutschen Ordens (S. 102). Es zeigt sich ein sichtbares Interesse an der Bevölkerungsgeschichte. Insgesamt spielen die Ergebnisse der Archäologie eine erstrangige Rolle, hinzu gesellen sich u.a. Studien zur Ernährung in der Stadt und auf dem Land, zu Krankheiten oder zur Frage des Lebensalters. Auch Forschungsergebnisse aus den Gebieten der Volkskunde, Linguistik und Spiritualität sind hier stark vertreten.

Die neuesten Erkenntnisse zur mittelalterlichen Geschichte Estlands kommen im Wesentlichen aus der Archäologie, was man mit dem Problem der schriftlichen Quellen erklären kann: Mit der Ausnahme des Stadtarchivs von Tallinn bieten die estnischen Archive dem Mediävisten nur wenig. So gibt es kaum schriftliche Quellen für die allgemeine Geschichte des Landes außerhalb Revals bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, wovon auch dieses Buch Zeugnis ablegt. Was den estnischen Historikern eigentlich noch immer fehlt, ist die ausführliche Kenntnis des Vatikanischen Archivs, wahrscheinlich des reichsten Archivlagers zur Geschichte des mittelalterlichen Estland. Dort hat seit Liisi Karttunen (1880–1957) und Leonid Arbusow jun. (1882–1951)² wohl niemand mehr über *Livonica Vaticana* geforscht.

² LEONID ARBUSOW: Römischer Arbeitsbericht I, in: Latvijas Universitātes Raksti 17 (1928), S. 285–423; II, in: Latvijas Universitātes Raksti 20 (1929), S. 475–657; III, in: Latvijas Universitātes Raksti, Filologijas un Filosofijas Fakultātes sērija 1 (1929–1931), S. 65–158; IV, in: Latvijas Universitātes Raksti, Filologijas un Filosofijas Fakultātes sērija 2 (1931), S. 279–394. – Vgl. nun Leonid Arbusow (1882–1951) und die Erforschung des mittelalterlichen Livland, hrsg. von ILGARS MISĀNS und KLAUS NEITMANN, Köln u.a. 2014 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 24).

Diese neue Darstellung mittelalterlicher Geschichte wurde in Estland von einer hochinteressanten öffentlichen Polemik begleitet. Die zentrale Ursache hierfür war, dass der Band das im 19. Jahrhundert entstandene und sowohl zur nationalistischen wie zur sowjetischen Ideologie gut passende Konzept des „Alten Freiheitskampfes“ (*Muistne vabadusvõitlus*) gegen die Kreuzritter im 13. Jahrhundert aufgibt. Der Kreuzzug wird hier nicht mehr nur als reine Konfrontation, sondern als eine Transformationsperiode für das Land und seine Bevölkerung interpretiert, als eine Phase, in der das Gebiet des heutigen Estland zu einem Teil des katholischen Europa wurde. Die Autorinnen und Autoren erinnern die Leserschaft daran, dass es im Mittelalter gar keine „Deutschen“ im heutigen Sinn, aber auch keine „Esten“ gab, sondern eine Reihe von regionalen und lokalen Identitäten. Eine andere „Legende“, die diese neue Darstellung relativiert, ist der Aufstand der St. Georgsnacht (*Jüriöö ülestõus*, 1343/45), der nicht mehr als ein Versuch gesehen wird, mit dem die Esten ihre Freiheit zurückgewinnen wollten, sondern in den Kontext der Beziehungen zwischen der dänischen Krone und den königlichen Vasallen im Herzogtum Estland gestellt wird.

Beide Themen kennzeichnen wesentliche Aspekte des heutigen estnischen nationalen Selbstbewusstseins, weshalb die Öffentlichkeit nicht selten eine recht kritische Haltung zu dem Buch zeigte, welches von einigen Teilnehmern an den Diskussionen als eine neue „offizielle Wahrheit“ wahrgenommen wurde – nur diesmal in Hinblick auf eine angebliche Ideologie des „vereinigten Europa“. Oft blieben die Kritiken zwar relativ oberflächlich, doch ergriffen auch professionelle Wissenschaftler das Wort. So schrieb die Archäologin Marika Mägi von der Universität Tallinn³, diese neue Geschichte des Mittelalters biete eigentlich gar keine neuen Konzepte für das 13. Jahrhundert, sondern ersetze nur die alte Idee des Freiheitskampfes durch die ebenso alte, aus der deutschbaltischen Historiografie stammende Kreuzzugsidee.⁴ Mägi schrieb zugleich – und hierin ist der Rezensent mit ihr einer Meinung –, die Autorengruppe unterschätze die Rolle der wirtschaftlichen Interessen während des Kreuzzugs, da dieser im Buch vor allem als religiöses und spirituelles Unternehmen charakterisiert wird.

Auch die Frage nach den Esten als Volk im Mittelalter ist interessant und gehört in den Kontext der aktuellen Studien über die Entstehung der Nationen.⁵ 1230, also kurz nach dem Ende der „estnischen“ Kreuzzüge,

³ MARIKA MÄGI: Kas eestlastel on Eesti ajaloos mingi roll? [Spielen die Esten in der Geschichte irgendeine Rolle?], in: Postimees, 26.1.2013.

⁴ Sehr harte Kritik an diesem Punkt äußerte ENN TARVEL [Interview von VALLESTEN MAISTE]: Muistse vabadusvõitluse mõistest loobumine on küsitav [Der Verzicht auf den Alten Freiheitskampf ist fragwürdig], in: Sirp, 22.3.2013: „Wenn wir jetzt unsere eigenen nationalen Perspektiven in der Geschichte vergessen, ist dies eine übermäßige Beflissenheit, die keineswegs gerechtfertigt ist“.

⁵ Um nur zwei Werke zu zitieren: *The Birth of Identities. Denmark and Europe in the Middle Ages*, hrsg. von BRIAN PATRICK MCGUIRE, Kopenhagen 1996; PATRICK GEARY: *The Myth of Nations: The Medieval Origins of Europe*, Princeton 2002.

verbot Kaiser Friedrich II. den Einwohnern des Königreichs Sizilien, sich mit „Ausländern“ zu verheiraten, weil „das Blut nicht vermischt“ werden solle.⁶ Die pragmatische Idee der „Nation“ als einer Gruppe von Menschen, die einem Herrscher unterstellt sind (und dabei nicht unbedingt zur selben Ethnie gehören), ist im Mittelalter durchaus anzutreffen. Zwar besaßen die Esten keinen König und kein politisch vereinigttes Territorium, doch könnten ihre einzelnen Stämme von einem lokalen Selbstbewusstsein geprägt gewesen sein.

Zu diesem Punkt sei jedoch angemerkt, dass manche Fragen, die in den Diskussionen um den hier rezensierten Band gestellt wurden, in dem bald zu erwartenden ersten Band der „Eesti ajalugu“ eine Antwort finden werden. Hinsichtlich des Aufstands in der St. Georgsnacht ist es wirklich schade, dass ein so interessantes Ereignis, das in eine Reihe ähnlicher Aufstände gehört (so z.B. die sizilianische Vesper von 1282) und die Geschichte des Landes stark verändert hat, im anzuzeigenden Buch auf nur ein paar Seiten (S. 146ff.) abgehandelt wird; man hätte sich mehr Details gewünscht.

Bei diesen Diskussionen handelt es jedoch nur um zwei einzelne Aspekte der im Buch dargestellten (oder gerade nicht dargestellten) Vergangenheit. Wenden wir uns einem anderen Beispiel zu, der Frage nach der Rolle der Esten nach den Kreuzzügen. Hier wird uns eine Situation geschildert, in der die einheimische „undeutsche“ Bevölkerung anders als etwa in Preußen weder weitgehend assimiliert noch verschwunden ist. Manchmal stehen ihre Vertreter sogar als Vasallen im Dienst der neuen Herrscher und üben durch ihre Sprache und Tradition sogar einen gewissen Einfluss auf die Gesellschaft aus. Die lokale Gesellschaft wird als eine Vielfalt von verschiedenen Bevölkerungsgruppen – auch die schwedische Gemeinde wird hier nicht vergessen – und sozialen Schichten dargestellt. Das Ergebnis dieses Zusammenlebens ist auf dem Gebiet der Wirtschaft oder der Kultur gut sichtbar: Nehmen wir nur das Beispiel der Stadt Reval mit ihrer hervorragenden Organisation des Alltagslebens, ihrer Baukultur, den Wasserleitungen oder ihres Rechtssystems.

Insgesamt bietet diese neue Geschichte des estnischen Mittelalters eine ausführliche und überzeugende Darstellung der Gesamtproblematik der Vergangenheit des heutigen Estland und, ganz oft, auch derjenigen Lettlands. Dieses Buch ist auch ein Beweis für das relative Wohlergehen der estnischen Mediävistik gerade auch im Vergleich zu den anderen beiden baltischen Ländern, in denen die Lage leider weitaus weniger erfreulich ist. Dafür sei in erster Linie dem Einfluss von Universitätslehrern wie Jüri Kivimäe oder Ain Mäesalu, aber auch der zumindest zum Erscheinen

⁶ Friderici II – Liber Augustalis. Le costituzioni melfitane di Federico II di Svevia. Riproduzione ed edizione del codice Qq. H. 124 della Biblioteca Comunale di Palermo, hrsg. von COSIMO DAMIANO FONSECA, DANIELA NOVARESE und ANDREA ROMANO, Lavello 2003, S. clxvi-clxvii.

des Bandes (noch) vorhandenen estnischen Wissenschaftsförderung sowie den einzelnen jüngeren Forschern gedankt, die trotz der stets vorhandenen finanziellen Beschränkungen ihren Weg gemacht haben. Es ist meiner Ansicht nach notwendig, dieses Werk so schnell wie möglich ins Deutsche oder Englische zu übersetzen, vielleicht mit einer Einleitung zur Rolle Altlivlands in der Geschichte Europas als Wirtschaftszentrum und als Grenzgebiet des Abendlandes im Mittelalter.

KRISTJAN TOOMASPOEG

Eesti ajalugu III: Vene-Liivimaa sõjast Põhjasõjani [Geschichte Estlands III. Vom Russisch-Livländischen Krieg zum Großen Nordischen Krieg]. Hrsg. von ENN KÜNG und MARTEN SEPPPEL. Tartu Ülikooli ajaloo ja arheoloogia instituut. Tartu 2013. 488 S. ISBN 9789985407691.

Wie erwartet, ist der dritte Band der „Eesti ajalugu“ ein zusammenfassender Überblick über die Ereignisse auf dem estnischen Siedlungsgebiet von der Zeit des Russisch-Livländischen Krieges bis zum Anfang des Großen Nordischen Krieges (1558–1700) auf sehr hohem Niveau geworden. Als erwartungsgemäß kann man dieses Ergebnis deshalb bezeichnen, weil die Autorinnen und Autoren bei der Anfertigung dieses Werkes erstens auf eine lange und produktive Forschungstradition sowohl in der estnischen als auch in anderen Sprachen zurückgreifen konnten: Die Erforschung des 17. Jahrhunderts reicht bis zu den Anfängen der estnischen nationalen Geschichtsschreibung zurück – es sei nur der Name Villem Reiman erwähnt – und setzt sich bis heute fort. Zweitens fungiert mit Enn Küng der produktivste und vielfältigste Historiker dieser Periode im heutigen Estland als Herausgeber. Er konnte auch davon profitieren, dass er an der Universität Tartu Veranstaltungen zur estnischen frühen Neuzeit anbietet und sich in der umfangreichen Historiografie zum Thema bestens auskennt. Als sorgfältiger und gründlicher Wissenschaftler gab er sich Mühe, die unterschiedlichen Niveaus der Beiträge anzugleichen. Insgesamt beteiligten sich neun meist jüngere Autorinnen und Autoren am dritten Band der „Eesti ajalugu“.

Die Periode, die der Band behandelt, ist gekennzeichnet von ständigen Spannungen und Konflikten zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und Gruppen, die sich sowohl in Kriegen und in den Bereichen von Wirtschaft und Religion als auch in den Strukturen der gerichtlichen, kirchlichen und politischen Macht äußerten. Das Buch

versucht ein Gleichgewicht zu finden zwischen der Geschichte des estnischen *Landes* und der des *Volkes* sowie zwischen der politischen, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte. Einen breiteren Kontext für die lokalen Geschehnisse bieten Einblicke in die Verhältnisse im jeweiligen imperialen Mutterland; zudem wird auch immer wieder auf ähnliche Entwicklungen in Finnland hingewiesen. Trotz dieses breiteren Rahmens sind aber die Esten, die über keine politische Geschichte verfügen, nicht aus dem Fokus des Buches geraten.

Die Verfasser mit ihrem unterschiedlichen Stil lassen den Hunderte von Seiten füllenden Text nicht eintönig werden. Allerdings findet man in diesem vor allem deskriptiven Werk wenige Überlegungen und nur bei wenigen Einzelfragen werden auch andere mögliche Interpretationen dargestellt. Im einleitenden Abschnitt, der einen historiografischen Überblick vermittelt, werden z.B. nur Meinungsunterschiede im Zusammenhang mit der Abschaffung der Leibeigenschaft der Kronbauern genannt. Allerdings werden in die verallgemeinernde Narration geschickt illustrative Einzelbeispiele eingefügt. Die Chronisten kommen recht selten zu Wort; meist wird auch mehrfach in der Zeit zurückgegangen in die Ursprünge von Institutionen oder Phänomenen. Von unterschiedlichen Autoren verfasste Kapitel enthalten zwar Wiederholungen, doch sind diese notwendig für diejenigen, die nicht alle Kapitel lesen.

Im ersten Teil schildert Margus Laidre detailreich den Hundertjährigen Nordischen Krieg in Livland, ein Begriff, unter den diverse Kriege, angefangen von den russisch-schwedischen Kriegshandlungen 1555–1557 bis hin zum schwedisch-polnisch-russischen Konflikt von 1656–1658 mitsamt den darum entfachten außenpolitischen Intrigen gefasst sind. Die gegeneinander gerichteten feindlichen Aktivitäten der diversen Konfliktparteien werden spannend geschildert, das Kriegsglück wendete sich mehrfach und Gebiete wechselten oft den Besitzer. Teilweise bleibt der Eindruck, dass Laidre die Kriegsereignisse aus der Perspektive Schwedens, d.h. letztendlich der des Siegers betrachtet. Der Umstand, dass es für die lokale Bevölkerung aufgrund der Plünderungen und Kriegssteuern eher eine schreckliche Leidenszeit war, scheint ihm ziemlich gleichgültig zu sein. Der Aufstand von Lode und die damit verbundene Königswahl im Jahre 1560 gehören angesichts der Aktivitäten der feindlichen Truppen offenbar nicht zu den Ereignissen, die der Erwähnung für wert gehalten werden.

Der zweite größere Teil beschäftigt sich mit der Zeit unter russischer (Anti Selart) sowie dänischer und polnisch-litauischer Herrschaft (Enn Tarvel), wobei die Letztere am ausführlichsten zur Sprache kommt. In Bezug auf das religiöse Leben geht Tarvel davon aus, dass die häufig wiederholte Ansicht, wonach die estnischen Bauern bis zur Bewegung der Herrnhuter im 18. Jahrhundert an so genannten heidnischen Überzeugungen festgehalten hätten, jeglicher Grundlage entbehre, weshalb sie während der polnischen Zeit nicht hätten rekatholisiert werden müssen. Dies

widerspricht der früheren These von Vello Helk, der zufolge die Bauern, die nach dem Vorbild ihrer Herren Lutheraner waren oder im Heidentum schmachteten, wieder zum Katholizismus hätten geführt werden müssen.¹ Auch in der kürzlich erschienenen Gesamtdarstellung der estnischen Geschichte von Seppo Zetterberg heißt es, dass das Luthertum unter den Bauern noch nicht fest verwurzelt gewesen sei.²

Einen sehr kompetenten Überblick über das Verwaltungswesen unter der schwedischen Herrschaft liefert Herausgeber Küng, der auf mehrere neue Aspekte aufmerksam macht. Sein Hauptaugenmerk richtet er auf den Kampf der Zentralregierung und der lokalen Behörden um die Festlegung der Kompetenzbereiche und die Verteilung der Steuereinnahmen sowie um die von früher übernommenen Strukturen bzw. deren Erneuerung. Obwohl das Verwaltungswesen im Allgemeinen in vieler Hinsicht grundlegend für das Verständnis vieler anderer Bereiche ist, kann man diesen Passagen eine übertrieben Detailbesessenheit vorwerfen, wodurch andere Aspekte der schwedischen Zeit vielleicht zu kurz kommen. Von Küng stammt auch der Abschnitt über die Städte, bei dem man allerdings erwartet hätte, dass der Bevölkerung und dem Alltag mehr Aufmerksamkeit zuteil wird. Immerhin bekommt der Leser eine gute Vorstellung davon, welche Position die estnischen Städte in den wirtschafts- und machtpolitischen Plänen Schwedens einnahmen.

Einen inhaltsreichen und sachlichen Überblick über die Situation der Bauern geben Ülle Tarkiainen und Marten Seppel. Dabei wird jedoch eine der größten demografischen Katastrophen der estnischen Geschichte, der Hunger von 1695/97, nur flüchtig und mithilfe von kalten Zahlen erwähnt. Die ergriffenen (oder nicht ergriffenen) Maßnahmen der schwedischen Zentralregierung zur Überwindung der großen Hungerkrise werden überhaupt nicht erwähnt. In seinen konzeptionell sehr durchdachten Abschnitten bezieht Seppel eine klare Position in Bezug auf zwei Fragen, die in der bisherigen estnischen Geschichtsschreibung für Uneinigkeit sorgten. Er widerspricht der Behauptung, dass sich die Lage der Bauern im 17. Jahrhundert eindeutig zum Schlechteren geneigt habe im Vergleich zum Ende der Ordenszeit. Der Wechsel zur schwedischen Herrschaft habe in der sozialen und rechtlichen Lage der Bauern keine größeren Veränderungen bewirkt. Zweitens dürfe die Regulierung der Lage der Kronbauern in den Jahren nach der Reduktion keinen Anlass geben, von der Abschaffung der Leibeigenschaft zu sprechen. Dies hatte schon 1996 die renommierte Agrarhistorikerin Elina Öpik (1928–2006) behauptet und dabei gegen die Thesen von Aleksander Lõit argumentiert. Leider konnte sie ihre damaligen Thesen – die Bauern blieben an die Scholle gebunden und wurden

¹ VELLO HELK: *Jesuiidid Tartus 1583–1625. Vastureformatsiooni eelpost Põhja-Euroopas* [Die Jesuiten in Dorpat 1583–1625: Ein Vorposten der Gegenreformation in Nordeuropa], Tartu 2003, S. 191–203.

² SEPPO ZETTERBERG: *Eesti ajalugu* [Geschichte Estlands], Tallinn 2009, S. 138.

zwangsumsiedelt, nur ihre besitzrechtliche Stellung änderte sich: die Krone übernahm sie von den Erbherren³ – selbst nicht mehr schriftlich niederlegen. Aber auch Seppel benutzt diese Argumente und fügt ihnen noch einige weitere hinzu. So werden unter den Widerstandsformen der unterjochten Leibeigenen Flucht, Petitionen und Gerichtsprozesse erwähnt. Unerwähnt bleiben in Bezug auf den bäuerlichen Lebensunterhalt die häufig auftretende Hungerlücke im Frühjahr und die Kornvorschüsse der Gutsherren, obwohl dieses Thema im Fokus der vor ein paar Jahren verteidigten Promotion Seppels stand.⁴ Nach Ansicht der Rezensentin hätte das wichtige Problem der Hungerhilfe eine größere Aufmerksamkeit verdient. Den Teil über die Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte beschließt ein kurzer Einblick in das Münzenwesen von Ivar Leimus.

Der letzte größere Teil des Buches ist dem geistigen Leben gewidmet – dem Kirchen- und Schulwesen sowie dem Schrifttum. Aivar Põldvee und Kai Tafenu befassen sich damit in den Grenzen ihrer jeweiligen Themen sehr sachkundig, doch bleibt die Behandlung des geistigen Lebens durch diese Beschränkung etwas altmodisch begrenzt. Põldvee stellt fest, dass es nicht gänzlich klar ist, wie erfolgreich die lutherische Kirche bei der Herausformung von religiösen Überzeugungen und des Lebensstils der Bevölkerung war; die Einstellung der Bauern gegenüber der Kirche beschreibt er als pragmatisch.

Insgesamt kann man nur zustimmen, dass das Buch als Ganzes keine idealistische Geschichtsauffassung vertritt. Fast alle gesellschaftlichen Schichten und Gruppen – von den Bauern bis zu den gekrönten Häuptern – lassen sich vom Eigennutz leiten, die Aktivitäten der Oberschicht werden gesehen als gelenkt von pragmatischem wirtschaftlichen Kalkül, realpolitischen Interessen und von Machtgier. Einzig für die Intellektuellen scheint diese Sicht nicht zuzutreffen, von denen im Kapitel über das geistige Leben während der schwedischen Herrschaft die Rede ist. Man bekommt eine eindruckliche Vorstellung davon, wie die unterschiedlichen Lebensbereiche organisiert waren, doch mangelt es dem Werk an Aufmerksamkeit für die Praxis, die Alltags- und Mentalitätsgeschichte sowie die Darstellung der Lebensumstände und des spezifischen Rhythmus. Dabei ist nicht etwa Platzmangel das Problem, sondern vielmehr die jeweiligen Entscheidungen der Autorinnen und Autoren. Tatsächlich hätte es wohl Sinn gemacht, weniger nuancenreich z.B. über das Verwaltungssystem oder die Kriegszüge zu berichten.

In Estland konnten die Autorinnen und Autoren mit einem erhöhten Interesse der Öffentlichkeit rechnen, das ja dem zweiten Band der „Eesti

³ Siehe näher LEA LEPPIK: Seminar pärisorjuse kaotamisest Rootsi ajal [Ein Seminar über die Abschaffung der Leibeigenschaft in der schwedischen Zeit], in: Kleio 1996, Nr. 3 (17), S. 61-62.

⁴ MARTEN SEPPEL: Näljaabi Liivi- ja Eestimaal 17. sajandist 19. sajandi alguseni [Hungerhilfe in Liv- und Estland vom 17. Jahrhundert bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts], Tartu 2008.

ajalugu“ Anfang 2013 zuteilgeworden ist. In Bezug auf die Zeit vor dem 20. Jahrhundert sind es für das breitere Publikum vor allem die Bücher dieser Reihe, in der das bisherige Geschichtsverständnis revidiert, neue Kenntnisse hinzugefügt oder umgekehrt, einiges sozusagen „aus der Geschichte herausgeworfen“ wird. Im dritten Band werden Bewertungen indes vermieden, es gab demnach weder gute noch schlechte Zeiten. Die Entscheidung darüber, welchen Nutzen oder Schaden die Vorfahren davon hatten, dass sie Untertanen dieses oder jenes mächtigen Nachbarlandes waren, wird der Leserschaft überlassen. Sieht man von Tarvel und Seppel ab, kann der Blickwinkel der anderen Autoren als der von Außenseitern charakterisiert werden, für den es weder das Gute noch das Böse gibt, weder Gerechtigkeit noch Unrecht, Willkür oder Leiden. Es war, wie es war.

Das Buch ist reichlich und vor allem sachdienlich illustriert, ein Teil der Abbildungen findet sich hier erstmals in Estland veröffentlicht. Als positiv ist auch das beigefügte Fotomaterial zu sehen.

Es muss abschließend abermals betont werden, dass es sich bei diesem Überblickswerk um eine glänzende und hervorragende Leistung der estnischen Geschichtsschreibung handelt.

KERSTI LUST

DENISS HANOVŠ: *Eiropas aristokrātijas kultūra 17.–19. gadsimtā* [Die Kultur der europäischen Aristokratie im 17.–19. Jahrhundert]. 2. verbesserte Aufl. Verlag Zinātne. Riga 2013. Abb., 320 S. ISBN 9789984879581.

Während das Erscheinen eines vergleichbaren Buches in weiten Teilen Europas eine beinahe alltägliche Erscheinung sein dürfte, ist es im lettischen Kulturraum schon eine Besonderheit, die gewiss Aufmerksamkeit verdient: Auch dem lettischen Leser wird endlich die Gelegenheit geboten, in die Geschichte der Aristokratie als eines spezifischen europäischen Phänomens Einblick zu gewinnen. Auch wenn das Wort ‚Geschichte‘ im Buch vermieden wird – es geht ja um ‚Kultur‘ – zeichnet sich Deniss Hanovš Werk gerade dadurch aus, dass es die Geschichte der Aristokratie in Europa beschreibt. Sehr lange haben wir uns zumindest in Lettland mit mythischen Vorstellungen von einem quantitativ kleinen, doch in seinem Bewusstsein und vielseitigen Ausdrucksformen so bedeutenden Teil der Gesellschaft zufriedengegeben. Hanovš hat viele Quellen und umfangreiche Literatur zu diesem Phänomen gründlich aufgearbeitet und seine Erkenntnisse nun in Buchform vorgelegt.

Da sich die flüssige Sprache des Autors sich sehr gut liest und man seinen Wortschatz nur bewundern kann, da sich in seinem Text sowohl elegante literarische Stilelemente als auch wissenschaftlich formulierte und logisch ausgeführte theoretische Exkurse finden, dürfte das anvisierte Zielpublikum wohl nicht ausschließlich in einem historisch gebildeten akademischen Leserkreis zu suchen sein. Zuweilen möchte man daher aber doch fragen, ob der intensive Gebrauch von Fremdwörtern notwendig und gerechtfertigt ist, insbesondere dann, wenn die Häufigkeit, in der sie vorkommen, fast schon den Verdacht nahelegen, der Verfasser sei sich seiner akademischen Kompetenz nicht sicher gewesen und wollte diesen Zweifel durch eben diese häufige Verwendung von Fremdwörtern beseitigen. Für den Rezensenten ist dies ein wesentlicher Mangel des Buches, denn ein Teil der Leserschaft könnte sich dadurch abgeschreckt fühlen und den roten Faden während der Lektüre verlieren.

Die Aufmerksamkeit des Autors richtet sich in erster Linie auf die Kultur der Aristokratie in Europa. So bietet Hanovs im 1. Kapitel eine allgemeine Erläuterung des Begriffes ‚Aristokratie‘, erörtert im 2. Kapitel den besonderen Platz dieser Gesellschaftsgruppe am Hof und behandelt im 3. Kapitel deren Alltag im privaten Raum und wendet sich daraufhin dem besonderen Status der Aristokratie während der großen Veränderungen in Europa zu; letztere stellen die letzte Etappe von zwei tiefgreifenden und auch gewalttätigen Ereignissen dar, gemeint sind hier die Französische Revolution und der Erste Weltkrieg, was im 4. Kapitel des Buches erörtert wird. Interessant sind auch die Einführung und das Schlusswort. Erstere bietet dem wohl doch in erster Linie lettischen Publikum einen knappen und leider sehr oberflächlichen Einblick in die Geschichte der Aristokratie, die einst auf dem Gebiet der Ostseeprovinzen gelebt hat. Der Rezensent ist jedoch der Meinung, dass gerade dieser Aspekt, nämlich die Untersuchung des Adels Livlands, Kurlands und teils auch Lettgallens (und warum nicht auch Estlands) sowie ein Vergleich mit den Aristokratien im westlichen Europa und Russland ein Gewinn des Buches gewesen und zudem von internationalem Interesse gewesen wäre. Dass die Geschichte des baltischen Adels so wenig Platz in der Studie gefunden hat, ist gewiss einer ihrer Nachteile.

Doch das vorliegende Werk weist auch mehrere Vorzüge auf. Einer davon ist die Darstellung der Kultur der französischen und italienischen Oper und deren Verbindung mit der Aristokratie. Der Autor beweist ein gründliches fachliches Wissen auf diesem Gebiet und bietet einen detaillierten Einblick in diese Ausdrucksform aristokratischer Kultur. Die theoretischen Ansätze werden anhand konkreter Beispiele einleuchtend und überzeugend illustriert; das macht dieses Kapitel interessant und anschaulich. Auch das 3. Kapitel „Der private Lebensraum des Aristokraten“ fesselt die Aufmerksamkeit. Hanovs führt den Leser in die Feinheiten des adeligen Alltags ein, er öffnet uns die Türen der Schlösser und Gutshäuser und

führt uns bis in das aristokratische Schlafzimmer. Beachtenswert ist, dass er sich nicht nur auf das Privatleben des Adels beschränkt: Er beschreibt auch das dienstleistende Personal, ohne welches das Privatleben und der intime Raum der Aristokratie nicht zu denken war. Interessant ist die Beobachtung Hanovs', dass die Distanz zwischen den Aristokraten und ihren Bediensteten mit der Zeit ansteigt und zugleich eine Reduzierung der Größe des Dienstpersonals stattfindet.

Das Buch enthält viel mehr als nur eine Schilderung von Abläufen und überzeugend argumentierten Schlussfolgerungen. Es verleitet den Leser zu vielen weiteren Fragen, doch nicht immer wird man der gleichen Meinung sein wie der Autor. Vielerorts im Text möchte man Hanovs widersprechen, wenn er eigentlich extreme Verhaltensweisen der Aristokraten zur Norm erklärt, indem er etwa das nächtelang andauernde Kartenspiel, bei dem Güter verspielt wurden, die sexuelle Ausschweifung oder die Unfähigkeit erfolgreich zu wirtschaften usw. als typische Erscheinungen dieses Standes ausgibt. Der Autor glaubt behaupten zu dürfen, dass heruntergewirtschaftete Güter und chronischer Geldmangel eine allgemeine Erscheinung dieses Standes gewesen seien (S. 229). Der im Buch erwähnte und als typisches Beispiel vorgeführte sexuelle Wüstling Don Juan (S. 232) wird als Symbol der Amoralität der ganzen Aristokratie hingestellt. Es ist kaum denkbar, dass eine solche Lebensführung in den adligen Kreisen dominiert hätte. Das überlieferte biografische Quellenmaterial zeugt eher vom Gegenteil: Die meisten Adligen führten ein durchaus normales und mit den christlichen Moralvorstellungen übereinstimmendes Leben. Nur einzelne Individuen setzten sich darüber hinweg. Diejenigen, die dem Glücksspiel und dem Alkohol verfallen waren, unsittlich lebten oder sich unfähig zeigten, ihre Güter zu führen, waren eher Ausnahmefälle. Und die Vorstellung, ein ordentlicher Aristokrat schlafe bis zum Mittag, spiegelt nur das aus der schönen Literatur geschöpfte Bild eines faulen Adligen. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, als hätte der Autor es absichtlich vermieden, einen normalen, typischen, tüchtigen, gewissenhaften, pflichtbewussten, christlich-sittlichen Aristokraten zu zeigen, von dem wir sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der schöngeistigen Literatur lesen können. Nach solchen Beispielen muss man gar nicht lange suchen: Im 18. und 19. Jahrhundert lebten in Livland und Kurland zahlreiche Adlige, deren Leben sich in den unterschiedlichsten Texten spiegelt. Nur ein paar Beispiele für solche – in unserem Falle autobiografischen Zeugnisse – sollen hier genannt werden: Siegfried von Vegesack (1888–1974),¹ Oskar Grosberg (1862–1941),²

¹ ZIGFRĪDS FON FĒGEZAKS: Senči un pēctēči [Die Ahnen und die Nachkommen], [Riga] 2011; Originalfassung: SIEGFRIED VON VEGESACK: Baltische Tragödie, 3 Teile, Berlin 1933–1935, Ndr. Graz 2004.

² OSKAR GROSBERG: Meschwalden. Ein altlivländischer Gutshof im Kreislaufe des Jahres, Riga 1922, Ndr. Hannover 1968; auch OSKARS GROSBERGS: Mežvalde, Aizpute 2005.

die kurländische Herzogin Anna Dorothea (1761–1821)³ oder die Damen Elisa von der Recke (1754–1833)⁴ und Sophie von Hahn (1804–1863)⁵. In dieser Erinnerungsliteratur treffen wir auf Vertreter dieses Standes, die ihren Haushalt und ihre Wirtschaft gut im Griff haben: Noch vor dem Frühstück reiten sie aus, um ihre Güter zu begutachten, die Tagesarbeiten aufzuteilen und anzuleiten. Karten werden nur zum Zeitvertreib gespielt, die Einsätze dabei sind symbolisch oder es wird gar nicht auf Geld gesetzt, sondern auf anderes, was keinen großen Wert hat. Mit seiner die Unsittlichkeit der Aristokratie verallgemeinernden Darstellung setzt der Autor – wahrscheinlich unbeabsichtigt – die Tradition der sowjetischen Historiografie fort, welche am Beispiel krimineller Handlungen eines labilen Aristokraten Rückschlüsse auf den ganzen Stand zog.

Manche Aussagen Hanovs' sind unklar und verwirrend. So behauptet er z.B., das Land des Gutsherren sei Objekt der Eigenmächtigkeit des Monarchen gewesen (S. 228). In Bezug auf den Absolutismus verweisen die Historiker gerade auf das Gegenteil: Das private Eigentum war einer der Bereiche, den der absolute Herrscher zu respektieren hatte – ähnlich wie das Erbrecht des Throns und die Gesetze des Landes.⁶ Das von Hanovs angebotene Modell, wonach der Monarch in all seinen Handlungen völlig frei gewesen sei und die bereits bestehende Ordnung im Land nicht respektieren musste, ist vielleicht eher auf die Situation in Russland zu beziehen, wo der Fall des despotischen Absolutismus zu beobachten ist, wobei jedoch auch eine andere Ausdrucksform nicht auszuschließen ist, nämlich der aufgeklärte Absolutismus. Hier zeichnet sich auch ein weiterer Aspekt ab, der im Werk leider nicht erfolgreich umgesetzt wurde: Die Arbeit präsentiert sich als eine den ganzen europäischen Raum umfassende Darstellung der aristokratischen Kultur, doch beschränkt sich im Grunde auf zwei Territorien, in erster Linie auf Russland, wo sich Hanovs in Hinblick auf Oper und Literatur bestens auskennt, und dann noch auf Frankreich. Viel seltener widmet sich der Autor dem englischen Adel, während deutschsprachige und skandinavische Länder nur episodisch vorkommen und somit für Hanovs wohl nur als zweitrangig gelten. So wird er jedoch der Vielfalt des gesellschaftlichen Phänomens des europäischen Adels nicht gerecht.

Wie gesehen, entsteht bei der Lektüre zuweilen der Eindruck, das Buch richte sich wohl doch eher an ein Fachpublikum; tatsächlich hilft einem gründliches Hintergrundwissen beim Verständnis der Ausführungen des

³ Kurzemes hercogienes Dorotejas vēstules = Briefe der Herzogin Dorothea von Kurland, zusammengestellt und übersetzt von VALDA KVASKOVA, Riga 1999 (Vēstures avoti, 1).

⁴ ELĪZA FON DER REKE: Kādas Kurzemes muižnieces atmiņas [Erinnerungen einer kurländischen Gutsherrin], Riga [2004]; Originalausgabe: ELISA VON DER RECKE: Tagebücher und Selbstzeugnisse, hrsg. von CHRISTIANE TRÄGER, München 1984.

⁵ SOPHIE FREIFRAU VON HAHN: In Gutshäusern und Residenzen. Denkwürdigkeiten, hrsg. von OTTO VON TAUBE, Hannover-Döhren 1964.

⁶ JOHANNES KUNISCH: Absolutismus: europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Regime, Göttingen 1999, S. 23.

Autors, der die Kenntnis vieler Phänomene der aristokratischen Kultur voraussetzt. So ist es z.B. recht schwierig, dem Autor zu folgen, wenn man zahlreiche Kunstwerke und Opersujets nicht kennt.

In Hinsicht auf die besondere Rolle der Aristokratie in der Gesellschaft und Kultur der Neuzeit wäre es hier am Platz gewesen, auch die rechtliche Stellung des Standes zu erörtern. Es ist auch nicht klar, und man kann über die Gründe nur rätseln, warum der Autor in seinem Werk auf die für die Aristokratie so typische Bezeichnung *noblesse oblige* verzichtet. Durch deren Berücksichtigung hätte das Buch m.E. nur gewonnen.

Es besteht keinen Zweifel, dass Hanovs trotz allem einen gründlichen Einblick in die Geschichte der Kultur der Aristokratie bietet. Doch ist nicht zu übersehen, dass in seiner Arbeit die Ansichten anderer Forscher dominieren; somit ist sein Werk weniger eine Untersuchung der Kultur der Aristokratie in Europa, wie sie der Titel ankündigt, sondern eher eine Forschungsarbeit über die diesem Thema gewidmete Historiografie. Der Autor selbst kommt mit seiner Interpretation kaum zum Vorschein. Der baltische Adel wartet zudem noch immer auf eine moderne kulturhistorische Darstellung.

GUIDO STRAUBE

ULRIKE PLATH: *Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750–1850* (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 11). Harrasowitz. Wiesbaden 2011. 360 S. ISBN 9783447058391.

Das Buch von Ulrike Plath setzt sich mit einem Thema auseinander, dem bisher weder in der estnischen noch in der deutschen Historiografie allzu große Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist. In Anbetracht dessen deutet die Autorin auch in der Einleitung an, dass die „Untersuchung des interethnischen Miteinanders“ im baltischen Raum „vor ideologischen und methodischen Problemen“ stehe, weil die Beschäftigung mit „Problemen der Identitätsbildung“ fast immer auf den „Boden der Phantasie und Diskurse“ führe (S. 14). Doch haben die Phantasien – wie die Verfasserin auch richtig anmerkt – ihren historischen Kontext und Rückwirkungen auf die realen Lebenswelten. Daher muss die Untersuchung dieser Probleme ganz ernst genommen werden.

Anhand von zahlreichen verschiedenen literarischen Beispiele zeigt die Autorin, wie die deutsche Zivilisierungsmission im Baltikum durch die

Exotisierung der Esten untermauert worden ist. In der deutschen Historiografie lässt sich eine Schilderungsweise beobachten, wonach die zerstörende Grundschilderung der Nationalisierung ohne vorhergehende Warnung plötzlich in die baltische Lebenswelt eingebrochen sei (S. 16). Unter den Esten herrschte lange Zeit die Vorstellung einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Deutschen und Esten („700 Jahre Sklaverei“). Erst seit dem Jahr 2000 ist die deutsch-estnische Kultur- und Beziehungsgeschichte auch zu einem Forschungsfeld der estnischen Literaturgeschichte geworden (S. 21).

Die hier angedeutete Untersuchungsrichtung wird noch dadurch erschwert, dass „Fremdheit“ ein relativer Ausdruck und keine objektive Größe ist. Doch ist es Plath gelungen, ein sehr faszinierendes Buch zu schreiben. Die hier anzuzeigende Studie befasst sich mit der Bedeutung von Fremdheit während der Epochenschwelle zwischen dem Ständesystem und dem Beginn der Moderne, d.h. etwa von 1750 bis 1850. Unter den Quellen stehen Reise- und Länderbeschreibungen zur baltischen Region an erster Stelle, meistens von den oder für die (auswärtigen) Reisenden geschrieben; ergänzt werden diese Texte durch deutschbaltische Erinnerungen.

Wie können historische Stereotype sowie kollektive Denk-, Sprach- und Handlungsmuster überhaupt erforscht werden? Die Autorin beschreibt ihre Methode als eine Kombination von Imagologie, Politik-, Beziehungs- und Alltagsgeschichte. Es erscheint jedoch etwas zweifelhaft, ob die Alltagsgeschichte nur mithilfe der Literatur beschrieben werden kann.

In der Einleitung wird ein Überblick über die deutsche Migrationsgeschichte im Baltikum ab dem 13. Jahrhundert gegeben, um dann schon auf die Reisen und die Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts einzugehen. Wir können verfolgen, wie man die Esten, die früher zwar als Heiden, aber doch als tapfere Krieger und Seeleute galten, im späten 18. Jahrhundert als zurückgebliebene Wilde darzustellen begann (S. 274). Zu solchen Fremdeheitskonstruktionen hat neben der damals sehr verbreiteten Kolonialliteratur auch der Umstand beigetragen, dass die Esten nach damaligen Vorstellungen in Übersee lebten. So wurden viele Begriffe übertragen, wodurch aus den Esten Wilde wurden – wie im Falle der „Neger“ oder der „Samojeden“. All dies ließ die Geschichte des Baltikums zu einem Vorzeigebild deutscher kolonialer Leistungsfähigkeit und Humanität werden (S. 279). In den 1880er Jahren war Paul Otto Alexander Seeberts Vorstellung typisch: „Aber wie viele Mühe mag es gekostet haben, bis man die Wälder lichtete, Sümpfe entwässerte, zu ordentlichen Wegen, Häusern, zu Kirchen und Klöstern kam!“ Und Plath kommentiert: „Auf der Veranda des baltischen Gutshauses, das sich in der deutschbaltischen Literatur um 1900 als zentraler Handlungsort findet, stand die Zeit still“ (S. 280).

Der interessanteste Teil des Buchs ist die Beschreibung der Lebenswelten, wo der Leser auf verschiedene Berührungspunkte aufmerksam gemacht wird, wozu z.B. gemeinsame Festtage zählten. Im langen 19. Jahrhundert

wurden die ständeübergreifenden Freiräume (Feste, Kirche, Haus) jedoch zusehends eingeschränkt (S. 284).

In den Schlussfolgerungen lesen wir, wie die Migrantinnen in ihren sozialkritischen Migrations-, Reise- und Völkerbeschreibungen von Fremdheit, Angst, Hass und Misstrauen zwischen Esten und Deutschen berichten. Dieses Interesse kann sicher auf das Befremden der Autorinnen gegenüber der ethnisch basierten baltischen Ständegesellschaft zurückgeführt werden. Die baltischen Deutschen konstruierten mit Hilfe dieser Beschreibungen eine noch viel tiefer gehende „sekundäre Fremdheit gegenüber den Esten“ (S. 282). Die Kolonialvergleiche halfen den Einwandererinnen, die vorgefundene Gesellschaft zu beschreiben (S. 283).

Plath fragt mit Recht, warum der Fremdenheitsdiskurs im Baltikum „von so außergewöhnlicher Bedeutung“ gewesen sei. „Spiegelte er die ständischen Schranken wider oder wies er auf ihre Schwäche hin?“ Die Autorin lässt diese Frage jedoch offen, um eine Untersuchung der integrierenden Strukturen in der baltischen Gesellschaft anzuregen. Man kann ihr nur zustimmen, dass „neben den ‚häuslichen‘ Strukturen in Stadt und Land wohl den Frauen ein besonderes Augenmerk geschenkt werden muss“, der „baltische Kolonialdiskurs des langen 19. Jahrhunderts“ aber in jedem Fall weitere Untersuchungen erfordert (S. 284).

Ein wenig überraschend kommt dann jedoch folgendes Fazit: Die „spezifische Denkweise und Mentalität der Finnougrier“, die in Estland mitunter „zu einer ureigenen und ursprünglichen Tiefenansicht der Identität“ stilisiert werde, die von keinem Außenstehenden, weder von Deutschen noch von Russen berührt werden kann, könne sich „als ein koloniales Konstrukt von außen erweisen.“ Demgegenüber seien die „Verwebungen und Verwachsungen der deutschen und estnischen Kultur des Baltikums“ weit aus enger gewesen, „als der Fremdenheitsdiskurs glauben machen will.“ (S. 285).

Die Rezensentin stimmt zwar durchaus der letzten Behauptung zu, doch fällt es ihr als Estin schwer, der vorletzten Feststellung zu glauben. Es hat den Anschein, dass das Wesen des finnisch-ugrischen Waldvolkes jedoch – das möglicherweise in erster Linie an die Naturerkenntnis, doch mit Sicherheit auch an die Sprache gebunden ist – tiefer in der Seele eines jeden Esten verwurzelt ist, als ein von außen gegebenes Konstrukt dies vermag. Die nationalen Identitäten sind natürlich zum Teil konstruiert. Es liegt jedoch auf der Hand, dass eine Idee, ein Mythos oder eine Konstruktion in den Seelen möglichst vieler Mitglieder des betreffenden Volkes Widerhall finden soll, damit dies zu einem Teil der nationalen Identität wird. Weder der Katholizismus, das Luthertum noch die Orthodoxie wurden vom Landvolk als ganz eigen empfunden, und auch die Konversionsbewegung vermochte den Prozess der Nationsbildung nicht zu stören (zugleich können etwa aus Südeuropa Beispiele angeführt werden, wo aus den ethnischen Gruppen, die dieselbe Sprache sprachen, eben aufgrund religiöser Unterschiede viele verschiedene Völker wurden). Aus der Geschichte kann eine

Fülle von Beispielen angeführt werden, wo das eroberte Volk während einiger Generationen mit den Eroberern verschmolz – man denke etwa an die getauften Liven. Wer sich zur Verschmelzung nicht bereit zeigte, dürfte einen Grund für ständige Konfrontation gehabt haben. Wir wissen nach wie vor recht wenig davon, wie dies im Mittelalter vor sich ging. Die ständische Gesellschaftsordnung wird sicherlich zur Aufrechterhaltung der Eigenwelt der Esten und Letten beigetragen haben. Auch wenn diese viele Berührungspunkte mit derjenigen der Deutschen aufwies – was Plath in ihrem Buch sehr anschaulich aufzeigt –, blieben diese Welten jedoch getrennt. Auch die Esten hatten ihre Fremdheitskonstruktionen – man denke etwa daran, wie die Kinder erschreckt wurden: Wenn Du nicht brav bist, dann kommt der Deutsche! Wobei das estnische Wort *saks* (Lehnübertragung von „Sachse“) sich in der Umgangssprache auf alle Deutsche – und die „Herren“ – bezog. Forschungsmaterial gäbe es hier in Hülle und Fülle, denn in gewissem Maße kann ja das Fehlen gedruckter Literatur von der reichhaltigen schriftlich tradierten Folklore kompensiert werden, und imagologische Untersuchungen könnten z.B. durch die Historische Soziologie ergänzt werden, indem diese stärker als zuvor ihre Aufmerksamkeit den Mittel- und Zwischenschichten der Gesellschaft sowie den Außenseitern des ständischen Systems schenkt. Die Verfasserin der vorliegenden Rezension hofft zusammen mit der Autorin, dass das anzuzeigende Buch zu einer wirklich gehaltvollen Diskussion über den gegenseitigen Einfluss der Kulturen im Baltikum anregt.

LEA LEPPIK

Glanz und Elend – Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum. Hrsg. von ILSE VON ZUR MÜHLEN im Auftrag der Carl-Schirren-Gesellschaft e.V. und des Ostpreußischen Landesmuseums Lüneburg. Kunstverlag Josef Fink. Lindenberg im Allgäu 2012. 279 S. mit zahlr. Ill. ISBN 9783898708081.

Dieser mittlerweile in zweiter Auflage erschienene Katalog der gleichnamigen Ausstellung, die vom 1. Dezember 2012 bis 14. April 2013 im Lüneburger Ostpreußischen Landesmuseum zu sehen war, bietet neben der ausführlichen Vorstellung der Exponate auch 13 Aufsätze von Fachleuten aus Deutschland, Estland und Lettland zur Vergangenheit und Gegenwart der Herrenhäuser. Sehr zu begrüßen ist dabei die interdisziplinäre Auswahl der Autorinnen und Autoren: Neben Historikern finden wir Kunst- und

Architekturhistoriker, Experten für den Denkmalschutz, Literaturwissenschaftler und Folkloristen. Der Titel ist indes etwas irritierend – unwillkürlich fragt man sich bei dieser doppelten Gegenüberstellung von antagonistisch gemeinten Kategorien, ob nun „Glanz“ oder „Elend“ „Mythos“ oder „Wirklichkeit“ gewesen sein sollen. Nach Auskunft der Herausgeberin Ilse von zur Mühlen soll dieser „bewusst konträr“ formulierte Titel die wechselvolle Geschichte der Güter „und ihren unlösbaren Zusammenhang mit der estnischen und lettischen Nationalgeschichte multiperspektivisch vor Augen führen“ (S. 9). Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Beeindruckend ist das im Band präsentierte reichhaltige Bildmaterial, auch wenn man bei dessen Durchsicht sich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass hier die „Wirklichkeit“ des „Glanzes“ illustriert werden sollte, da Bilder von zerstörten oder verfallenden Herrenhäusern so gut wie fehlen. Nur selten erblickt man Menschen auf diesen Bildern und fast nie einen Bauern. Immerhin kommen estnische und lettische Bauern im Katalogteil vor, so u.a. auf einer Farblithografie, die dem „frühen 19. Jahrhundert“ zugeschrieben wird. Dass es zugleich heißt, beide Drucke seien „offenbar für die Kaiserliche Geographische Gesellschaft Russlands um die Jahrhundertwende angefertigt“ worden (S. 239f.), irritiert jedoch. Welche Jahrhundertwende ist hier gemeint, wenn die Gesellschaft erst 1845 gegründet wurde? Aber immerhin bemühen sich die Exponate tatsächlich um eine multiperspektivische Sicht auf das Gut. Es sei jedoch gleich hier angemerkt, dass das Fehlen von Karten und zumindest eines Ortsregisters bedauerlich ist, denn es hätte die räumliche Orientierung erleichtert und die Benutzbarkeit des Bandes als Referenzwerk enorm gesteigert. Auch hätte die formale Gestaltung der Anmerkungen besser vereinheitlicht werden können – mal erschließen sich die vollen Titel aus den vorrangegangenen Anmerkungen, mal wird auf das Verzeichnis am Ende des Bandes verwiesen – und ein Abkürzungsverzeichnis hätte dabei geholfen, kryptische Bezeichnungen wie „SHAL“ (S. 117) aufzuschlüsseln.

Aber kommen wir zu den begleitenden Aufsätzen. Die drei Autorinnen und acht Autoren – die Kunsthistorikerin von zur Mühlen und der Historiker Tiit Rosenberg sind mit je zwei Texten vertreten – nehmen beim Thema „Herrenhaus“ jeweils ihre professionelle Perspektive ein. Dabei fällt schon die jeweilige räumliche Abgrenzung der Beiträge auf, befassen sich doch die deutschen Wissenschaftler wie selbstverständlich mit dem gesamten Wirkungskreis des baltischen Adels in Est-, Liv- und Kurland, während sich die lettischen Kollegen strikt an die heutigen Staatsgrenzen halten. Die estnischen Autorinnen und Autoren wiederum werfen auch mal einen Blick über die einstige südliche Siedlungs- und heutige Staatsgrenze hinaus, wenn es etwa um die vergleichende Sicht auf die Folgen der Agrarreformen Anfang der 1920er Jahre (Rosenberg) oder um die Rolle des Herrenhauses in deutschbaltischen Erinnerungen (Maris Saagpakk) geht. Dass Denkmalschutz heute primär eine nationale Angelegenheit ist,

merkt man den entsprechenden Texten deutlich an – auf die Erfahrungen des jeweiligen Nachbarn wird nicht eingegangen.

Was dieses Buch – je nach Intention – zu einem interessanten Beispiel aktueller vergangenheitspolitischer Diskurse oder aber zu einem (konzeptionellen) Problem werden lässt, ist der Umstand, dass das „Herrenhaus“ in jedem Text für etwas anderes steht und diese verschiedenen Bedeutungen kaum je einmal in Verhältnis zueinander gesetzt werden. Für die Historiker Peter Wörster und Gert von Pistohtkors ist es das Symbol der Geschichte des baltischen Adels und seiner Stellung im Kontext der diversen imperialen Herrschaftsformen vom 13. bis frühen 20. Jahrhundert. In ihren Texten wird der historische Hintergrund der sozialen Rolle und des politischen Status des Adels geschildert, welche in den Bau der Herrenhäuser einfließen, ihn eigentlich erst so recht ermöglichten. Allerdings bleibt wenig Raum für den konkreten wirtschaftlichen Aufwand, der für Bau und Erhalt der Häuser geleistet werden musste, oder für die Lebensumstände der Bauern, welche die mit ihrer Arbeit die Lebensfähigkeit des Gutes sicherten. Während somit die Historiker sich vor allem mit dem Adel als politischen Akteur im regionalen und imperialen Rahmen beschäftigen – in gewisser Weise der „Wirklichkeit“ seiner baltischen Existenz als herrschender Stand – und ihnen die Kategorie des „Mythos“ völlig fremd zu sein scheint, gilt das Interesse der Kunsthistorikerin von zur Mühlen eindeutig dem „Glanz“ der Häuser, der Repräsentation des Adels. Sowohl in Bezug auf die äußere Gestaltung der Herrenhäuser als auch auf deren Inneneinrichtung erfährt der Leser viel darüber, welche künstlerischen Strömungen zu unterschiedlichen Zeiten im Baltikum in Mode waren und, dank der gut eingebetteten Fotos, was den visuellen Ausdruck vieler Gebäude ausmachte. Es sind die Artefakte und architektonischen Pläne, die hier im Mittelpunkt stehen, während der Adel als Mäzen der Künste und transnationaler Akteur in der Vermittlung von Stilen, Techniken und Formen außen vor bleibt. Man erhält einen Eindruck von den Einflüssen aus Ost und West, die bei der Ausgestaltung der Häuser wichtig waren, doch bleibt deren Verflechtung mit sozialen und wirtschaftlichen „Wirklichkeiten“ vor Ort genauso vage wie der Beitrag des Visuellen zum „Mythos“.

Erst auf S. 74 tritt plötzlich die Gegenwart in das doch bislang – bei all der Dynamik der Entwicklung – recht statische Bild des Gewesenen: Der Architekturhistoriker Ants Hein betont in seinem Beitrag zu den Parkanlagen der Güter, dass selbst Orte, an denen nur noch „eine Gruppe alter Laubbäume und eine Allee“ von der einstigen Existenz eines Herrenhauses zeugten, „der hiesigen Landschaft noch heute ein kulturgeschichtliches Flair und historische Tiefe“ verleihen. Vielleicht sind es auch genau diese Orte, von denen – fast ist man geneigt zu schreiben: natürlich – kein Foto im Band zeugt, die sämtliche Aspekte des Titels in sich vereinen. Indes setzt auch Heins informative Parkgeschichte in gewisser Weise die Darstellung

von Architektur und Inneneinrichtung fort, waren doch auch die Parks zunehmend wichtig als Element der Repräsentation der herrschenden Schicht. Weiter ausgeführt wird dies allerdings auch von Hein nicht.

Rosenberg wiederum beschreibt die Güter als Wirtschaftseinheiten und hat dabei auch ein Auge für die weiteren Umstände ihres Erfolges bzw. Misserfolges. Damit ergänzt er die Ausführungen Wörsters und von Pistohlkors', weshalb dieser Text auch gleich nach diesen beiden historisch einführenden Beiträgen hätte platziert werden können. Die Lebenswirklichkeit der Bauern, zumal der Leibeigenen bis zum frühen 19. Jahrhundert, wird jedoch auch bei Rosenberg nur angedeutet. So hätte man sich nähere Angaben zu dem Prozess der Auflösung ganzer Dörfer und Umsiedlung von Bauern an die Ränder der Güter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewünscht, welche die Nutzflächen kompakter gestalten sollte (S. 91). Dass Rosenberg es als „Export“ bezeichnet, wenn von estländischen Gütern Schnaps nach St. Petersburg verkauft wurde, und von billigen Getreideimporten „aus Russland“ seit den 1880er Jahren spricht (S. 89), mag nur demjenigen auffallen, der sich fragt, wie denn begrifflich Ausfuhren ins wirkliche Ausland bezeichnet werden sollen – oder ob der Handel über die Provinzgrenzen zwischen Est- und Livland, also etwa zwischen Reval und Dorpat, für Rosenberg ebenfalls als Im- und Export gilt. Dieses Detail weist jedoch auf etwas hin, was dem gesamten Band anzumerken ist: Russland ist hier ein Fremdfaktor, der es ja eigentlich für den baltischen Adel im 19. Jahrhundert gerade auch in Bezug auf die Kategorien „Glanz“ und „Mythos“ nicht war – man denke nur an die traditionelle, über den Stand definierte Loyalität zur Romanov-Dynastie.¹

Während es Rosenberg somit vor allem um wirtschaftliche Blüte und Niedergang geht, er aber zugleich auch die Anpassungsfähigkeit der Güter an veränderte Bedingungen belegt, versucht sich Imants Lancmanis an einer Darstellung des „Lebens“ auf den Gütern. Auch bei ihm liegt der Schwerpunkt auf dem Adel, wobei vor allem die Zeichnung der Unterschiede zwischen livländischem und kurländischem Adel – Ersterer sei rationaler und eher an St. Petersburg ausgerichtet, Letzterer jovialer und nach Berlin und Wien orientiert gewesen (S. 109) – schon deshalb interessant ist, weil exakt diese Unterscheidung sonst zwischen dem estländischen und dem livländischen Adel getroffen wird: Die *mental maps* der baltischen Ritterschaften wären sicher ein lohnendes Forschungsthema. Bei der Schilderung des Verhältnisses zu den Bauern beschränkt sich der Autor auf deutsche Quellen, sodass das Fazit, „im großen Ganzen“ sei eine

¹ Optisch wird dies im Band schon durch die technische Gestaltung deutlich: Warum der schauerliche und fehlerhafte Druck kyrillischer Buchstaben in den Fußnoten und im Literaturverzeichnis nicht durch einen passenderen Font bzw. durch die wissenschaftliche Transliteration ersetzt wurde, bleibt unerfindlich. Auch hätte man den im Deutschen üblichen Begriff „Des(s)jatine“ für das russische Längenmaß nutzen können, ohne auf das im Englischen verwendete „desiatin“ (S. 98) zurückgreifen zu müssen.

„humanistische, die sozialen Kontraste mildernde Erziehung und Haltung“ die Norm gewesen, wenig überrascht (S. 104). Die Schilderung der Lage auf den Gütern aus lettischen Quellen hätte vielleicht einen Kontrapunkt ergeben, auch um zu erklären, warum es Anfang des 20. Jahrhunderts nach Auskunft des Autors noch immer „eine tiefe Kluft zwischen den sozialen Schichten“ gab (S. 107): War damals wirklich nur die „sozial-demokratische Propaganda“ am Ausbruch der „Feindseligkeiten“ schuld?²

Auf Rosenbergs zweiten Artikel zu den Folgen der Agrarreformen in der Zwischenkriegszeit folgen zwei lettische Beiträge über das Schicksal der Herrenhäuser im 20. Jahrhundert (Dainis Bruģis [im Buch: Bruģis]) und ihren Zustand heute (Jānis Zilgavis). Beide Texte behandeln eigentlich nur das Verhältnis der jeweiligen Behörden zu den Gebäuden und deren möglicher Nutzung (als Schulen, Heime, Krankenhäuser etc.); übersehen wird dabei, dass es sich bei ihnen um Zeugen der Vergangenheit handelt, die in der lokalen Umgebung weiter existierten – ob als funktionierende Einheit oder in Ruinen, in denen „hilflose einsame Greise, kriminelle Elemente, Alkoholiker und andere ‚Stiefkinder des Glücks‘“ vegetieren (S. 143), spielt im Grunde doch eigentlich keine Rolle. Daher überrascht es kaum, dass man Zilgavis zufolge zerfallene Gebäude „aus unserem kulturellen Erbe streichen“ müsse (S. 158). Es ist ein doch recht materialistisches Bild des „kulturellen Erbes“, das aus diesen Zeilen spricht, das auch nicht hinterfragt, inwieweit prächtige Renovierungen der Herrenhäuser, sei es mit staatlichen, sei es mit privaten Mitteln, deren funktionalen Kontext genauso radikal umwandeln wie ein langsamer Zerfall. Denn weder als Museum noch als Luxushotel sind die Häuser das, was sie einmal waren, auch wenn gerade diese beiden neuen Funktionen noch am ehesten mit dem „Mythos“ der Herrenhäuser spielen. Doch bleiben die Kategorien „Glanz“ und „Elend“ hier sehr den Kategorien eines recht einseitig verstandenen Denkmalschutzes verhaftet.

Es ist daher nur zu begrüßen, dass dank der Folkloristin Mari-Ann Remmel eine weitere Sicht auf die Herrenhäuser in diesen Band vertreten ist. Sie diskutiert die „sich stetig erneuernde Überlieferung“ (S. 162), die mit diesem „kulturellen Erbe“ verbunden sei. Ohne Umschweife wird hier deutlich, was das Gut gerade auch im Spiegel der älteren Überlieferung für viele Leibeigene war: die Hölle. Oft milderte Remmel zufolge nur grotesker Humor die Härte des Erlebten oder Erzählten. Daneben spiegeln die Überlieferungen jedoch auch die verschiedenen Spielarten der

² Insgesamt hätte das lebensweltliche Portrait des Adels von einer Auseinandersetzung mit den folgenden Arbeiten profitieren können: HEIDE W. WHELAN: *Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism Among the Baltic German Nobility*, Köln, Weimar und Wien 1999 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 22); ULRIKE PLATH: *Stille im „Haus“*. Hausvater, Verwalter und transnationale Gesellschaft auf dem baltischen Gutshof zwischen 1750 und 1850, in: *Ehe. Haus. Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, hrsg. von INKEN SCHMIDT-VOGES, Köln, Weimar und Wien 2010, S. 179–207.

Beziehungen zwischen Bauer und Gut, so dass auch die Vorbildrolle des Letzteren zu den verbreiteten Motiven gehört. Der Bau von Straßen oder der Eisenbahn, der Gutsherr als guter Ökonom, aber auch der Spielsucht verfallen oder Yoga praktizierend, Orte, an denen die Damen des Gutes spazieren gingen oder Kaffee tranken, all dies figuriert neben Prügelbäumen, Galgenbergen, Sklavensteinen und der dämonisierten Figur des *saks* (estn. Herr) in den tradierten Geschichten. In den neueren Schichten der Erinnerung hingegen dominiere der „romantische und geheimnisvolle Legendenschatz“ um die Herrenhäuser, für die wie schon im 19. Jahrhundert gerade auch Ruinen eine hervorragende Inspiration bieten können. All dies sind Facetten der „Wirklichkeit“ des „Mythos“, die in den übrigen Beiträgen des Bandes nicht reflektiert werden.

Auch der Beitrag der Literaturwissenschaftlerin Maris Saagpakk beschäftigt sich mit dem „Mythos“ des Herrenhauses; allerdings gibt sie gerade auch manchen anderen Autoren des Bandes, die sich oft recht unreflektiert der reichhaltigen Memoirenliteratur bedienen, wertvolle Tipps, wie diese als Quelle zu behandeln sind. Ob das Herrenhaus, wie in den vor dem Ende des Ersten Weltkriegs geschriebenen Erinnerungen, den alltäglichen Erfahrungshorizont, ein Stück „Normalität“ spiegelt, oder aber, wie in den später verfassten Texten, eine ganz besondere Anziehungskraft z.B. als idealisierter Ort der Jugend ausübt, müsse stets bedacht werden. Zudem macht sie mit Recht darauf aufmerksam, dass in den Erinnerungen deutscher Balten, in denen das Zusammenleben mit Esten und Letten tatsächlich angesprochen wird, die zum Teil menschenunwürdige Lage der Bauern durchaus thematisiert wird, man sich dessen also bewusst war. Allerdings sei es in der Regel so, dass Misshandlungen der Bauern „nicht im näheren Umkreis der Schreibenden“ stattgefunden hätten, all dies somit auf Hörensagen beruht (S. 176): In diesen Quellen wird das wirkliche „Elend“ des Herrenhauses zu einem „Mythos“ ex negativo, der nur den „Glanz“ der jeweils eigenen Erinnerung bestätigen soll.

Es ist wahrscheinlich an der Zeit, den affirmativen Duktus der weithin bis heute typischen Darstellung der patriarchalen und „humanistischen“ Welt der adligen deutschen Balten mit Hilfe moderner kulturwissenschaftlicher Fragestellungen (mit oder ohne postkolonialer Tendenz) zu hinterfragen und in eine Balance zu bringen. Es fällt jedoch schwer zu versichern, dass dieser Band einen ersten Schritt in diese Richtung getan habe. Zwar erfüllt er über weite Strecken den Anspruch, die Lebenswelten des Guts multiperspektivisch darzustellen, doch fehlt eine Interaktion zwischen diesen einzelnen Sichtweisen. Traditionelle Sozial- und Wirtschaftsgeschichte trifft auf deskriptive Kunst- und Architekturgeschichte trifft auf Literaturwissenschaft und Folkloristik. Die hierdurch erzeugte, durchaus potentiell zu Innovationen anregende Spannung zwischen den einzelnen Perspektiven wird hier leider verschenkt. Deutlich wird, dass erst eine Überwindung der isolierten Betrachtung des Guts uns zu einer

integrierten und modernen Darstellung des ruralen Alltagslebens im Baltikum vor dem Ersten Weltkrieg führen wird. Wie genau sah z.B. kultureller Transfer mit dem Gut als Zentrum aus? Was übernahm der Bauer wie vom Gutsherren (und *vice versa!*)? Ein hervorragendes Beispiel anhand der im Buch gegebenen versteckten Hinweise wäre etwa die Nahrungskultur.³ Die adlige Küche, die von Gurken und Dill bestimmt gewesen sei (S. 63). Der Anbau von Melonen, Ananas und Weinstöcken (S. 82). Die Anwerbung französischer Köche und die Nachahmung französischer Küche (S. 112). Ein im weitesten Sinne umweltgeschichtlicher Rahmen müsste neben den rein ökonomischen Erfolgen und Katastrophen ebenso nach den Folgen der Kultivierung und Intensivierung der Landwirtschaft fragen und die Lebenswelten der Menschen mit einbeziehen – siehe das angesprochene Problem der Umsiedlung der Bauern. Auch die Experimente mit ins Baltikum importierten Tierrassen wie etwa den Merinoschafen hat eine Dimension jenseits des rein Materiellen, was ebenso für die Schnapsproduktion gilt. In diesem erweiterten Sinne müsste die Forschung in Bezug auf das Symbol des „Herrenhauses“ in der Zukunft neue Wege gehen, um Anschluss an internationale Forschungstrends zu erhalten.

All dies aber war sicher nicht Sinn und Zweck der Lüneburger Ausstellung. Diese hat mit Sicherheit ihr Ziel erreicht, wenn sie – wenngleich offensichtlich unbewusst – einem alten Forschungsbereich neues Leben in kulturwissenschaftlicher Richtung einhaucht. Der abschließende knappe Überblick über baltische Archivalien von Manfred von Boetticher hält einige wichtige Informationen dazu bereit. Neue Fragestellungen und innovative Konzepte können aber nur von Seiten der interessierten Kolleginnen und Kollegen kommen.

KARSTEN BRÜGGEMANN

³ Jetzt dazu ULRIKE PLATH: *Baltic Asparagus: Transnational Perspectives on Gardening and Food Culture (17th–19th cc.)*, in: *Tulkojums ar garšu. Ēdiena valodnieciskie un starpkultūru aspekti*, hrsg. von BEATA PAŠKEVICA, Valmiera 2012, S. 40–64.

CORNELIUS HASSELBLATT: *Estnische Literatur in deutscher Übersetzung. Eine Rezeptionsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert*. Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 476 S. ISBN 9783447065863.

Cornelius Hasselblatt hat nach dem Erscheinen seiner „Geschichte der estnischen Literatur“ (2006),¹ die nicht nur die neueste und sachkundigste estnische Literaturgeschichte in einer anderen Sprache, sondern immer noch das letzte Wort in der estnischen Literaturgeschichtsschreibung überhaupt ist, mit dem anzuzeigenden Buch erneut ein Meisterwerk geschaffen: Mit dieser umfangreichen Gesamtdarstellung der Rezeptionsgeschichte der estnischen Literatur im deutschen Sprachraum liefert er einen ausführlichen Kommentar zu seiner 2004 erschienenen „Bibliographie der estnischen Literatur in deutscher Sprache“.² Der Befundaufnahme, der registrierenden und systematisierenden Vorarbeit folgt nun die kritische Analyse und Bewertung in einem sachlichen, gut lesbaren Stil, wobei über unveröffentlichte Quellen oder persönliche Briefwechsel viele neue Kenntnisse vermittelt werden, die den Blick hinter die Kulissen der Rezeptionsvorgänge ermöglichen.

In chronologisch aufgebauten sieben Kapiteln wird die Rezeptionsgeschichte von den Anfängen bis zum 21. Jahrhundert dargestellt und kritisch bewertet: Hasselblatt geht von einem idealen, d.h. nach seinem Begriff „normalen“ und „echten“ Rezeptionsvorgang aus, den er von einer Pseudorezeption unterscheidet: Die normale Rezeption entsteht aus einem echten Interesse der rezipierenden für die rezipierte Kultur, die als gleichwertig angesehen wird, im Unterschied zu einem „exotisierenden“ Rezeptionsakt, dem die rezipierte Kultur als minderwertig erscheint. Die „Echtheit“ des Rezeptionsvorgangs lässt sich nach quantitativen Kriterien – das Erscheinen einer Übersetzung bei einem angesehenen Verlag des Ziellandes, Auflagenhöhe, Zahl der Neuauflagen, Zahl und Orte der Besprechungen, Erhältlichkeit über den Buchhandel und Vorhandensein in den Bibliotheken – ermessen. Den Begriff der Pseudorezeption führt Hasselblatt für eine nur scheinbar stattfindende Rezeption ein, z.B. im Falle der Kulturpropaganda, bei der staatliche Mittel für die Förderung der Verbreitung eines Textes in einer fremden Sprache verwendet werden. Andere Formen der Pseudorezeption erkennt Hasselblatt in der „Binnenrezeption“, also in einem Literaturtransfer innerhalb Estlands bzw. des Baltikums, was bis 1940 oft geschah, oder dann, wenn Deutsch von den Esten als *lingua franca* verwendet wird. In diesen Fällen nehmen die deutschsprachigen Zielländer einen Text eigentlich nicht auf.

¹ CORNELIUS HASSELBLATT: *Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Berlin und New York 2006.

² DERS.: *Estnische Literatur in deutscher Sprache 1784–2003. Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur*, Bremen 2004.

Für die Geschichte des estnisch-deutschen Kulturtransfers gilt, dass ein nicht geringer Teil der Rezeption der estnischen Literatur in deutscher Sprache nach Hasselblatts Begriffen der Pseudorezeption zuzuordnen ist. Erstens ist die Rezeption der estnischen Literatur in Deutschland von eben jenen Schwierigkeiten bestimmt, mit denen sich jede kleine Kultur konfrontiert sieht, die sich neben und in den großen durchzusetzen versucht. Um sichtbar zu werden, genügen selten rein literarische Kriterien, der Appell an ein rein ästhetisches Interesse verfängt kaum einmal. Meistens musste zunächst eine allgemeine Hinwendung zur Region erfolgen – sei es aus Interesse an der Exotik im 17. und 18. Jahrhundert, an der Folklore im 19. Jahrhundert oder aus politischen Gründen in den 1930er und den 1990er Jahren –, bevor die Literatur wahrgenommen wurde. Die Rezeption einer kleinen Literatur ist stark von der politischen Konjunktur abhängig.

Eine zweite „Abweichung“ von einer „normalen“ Rezeption ist bedingt durch die historische Rolle der deutschen Sprache im Baltikum, der einzigen lokal anerkannten Bildungssprache, die auch die gebildeten Esten nutzten, und die deutschbaltische Vermittlerrolle in diesem Kulturtransfer. Diese Vermittlung innerhalb der Region ist für Hasselblatt Binnenrezeption, da sie kaum eine Verbreitung außerhalb initiierte, sondern die bloße Verbreitung deutschsprachiger Texte innerhalb eines gemeinsamen (baltischen) literarischen Feldes bot. Daraus ergibt sich, dass nicht jeder deutschsprachige Text eine Rezeption seitens des deutschsprachigen Raums mit sich brachte. So erschienen z.B. nach der Gründung der estnischen Republik 1918 mehrere deutschsprachige Lyrikanthologien in deutschbaltischer Vermittlung, doch übten sie keine Wirkung in den deutschsprachigen Ländern aus.

In Hinblick auf die ältere Rezeptionsgeschichte kann die so genannte Binnenrezeption, die Hasselblatt als eine Abweichung, eine Störung des echten Rezeptionsprozesses ansieht, erst als Charakteristikum eines mehrsprachigen literarischen Feldes interessant werden. Auf einem literarischen Feld, auf dem die schriftliche und auch mündliche Sprache nicht nach der nationalen Zugehörigkeit des Autors, sondern nach der Funktion der Texte und mit Rücksicht auf den mehrsprachigen Adressaten gewählt wird, kommt der gegenseitigen Rezeption eine andersartige kommunikative Aufgabe zu. Der enge Begriff der estnischen Literatur – und Hasselblatts Verständnis der estnischen Literatur ist traditionell: wie die bisherigen Literaturgeschichten versteht er unter estnischer Literatur ausschließlich estnischsprachige Texte – bereitet bei der älteren Rezeptionsgeschichte Schwierigkeiten: Wie war denn das Verhältnis zwischen den verschiedenen Sprachen? Was gehört eigentlich zur estnischen Literatur? Die in Deutschland publizierten deutschsprachigen Gedichte von Kristian Jaak Peterson oder die Mythen von Friedrich Robert Faehlmann gehören nach dieser Definition nicht zum Korpus der estnischen Literatur und damit auch nicht zum Gegenstand der Rezeptionsgeschichte. Ist es wirklich

wesentlich, der Frage nachzugehen, in welcher Sprache ein Text zuerst zustande gekommen ist, um beurteilen zu können, ob der Text bzw. seine Rezeption der Betrachtung wert ist? Wäre es nicht wichtiger zu fragen, welche Wirkung er auf dem literarischen Feld tatsächlich hatte? Und das macht Hasselblatt – trotz seiner eigenen Theorie – durchaus: Faehlmanns Mythen widmet er mehrere Seiten.

Andererseits ist eine Binnenrezeption nicht immer Pseudorezeption gewesen, also wirkungslos geblieben. Ein in Dorpat bei Mattiesen oder in Reval bei Kluge publiziertes deutschsprachiges Buch konnte eine (spätere oder indirekte) Wirkung auch in Deutschland ausüben, zumindest in akademischen oder interessierten Kreisen. Und wenn ein Text schon auf Deutsch existiert, egal, ob von einem Esten oder einem „echten“ Deutschen verfasst, kann er auch früher oder später (bei einer günstigen Konjunktur) für die Rezeption aktualisiert werden. So ist die „subventionierte“, von der Ausgangskultur her initiierte Übersetzungstätigkeit, die ja nie ganz ohne deutsche Beteiligung auskommt, nicht völlig erfolglos.

Die untersuchte Rezeptionsgeschichte pendelt Hasselblatt zufolge zwischen einer normalen und einer exotisierenden Rezeption. Angefangen im 17. Jahrhundert mit der exotisierenden, markiert das wissenschaftliche Interesse von Jakob Grimm und Wilhelm Schott für die estnische Volksüberlieferung den Beginn einer „echten“ Rezeption. Der Berliner Gelehrte Schott dürfte der erste gewesen sein, der an einer Universität eine Vorlesung über estnische Literatur gehalten hat (im Wintersemester 1859/60 unter dem Titel „Über die Litteratur der Finnen und Esten“).³ Der erste „echte“ Übersetzer estnischer Literatur war Ferdinand Löwe, und das erste in Deutschland verlegte Buch war seine Übersetzung der „Ehstnischen Märchen“ von Friedrich Reinhold Kreutzwald (erschieden 1869 im Verlag der Buchhandlung des Weisenhauses in Halle). Die „eigentliche“ Rezeption der estnischen Literatur in Deutschland entsteht in den 1930er Jahren mit der Übersetzung der Romane von Anton Hansen Tammsaare, August Mälk und August Gailit, dessen „Toomas Nipernaadi“ der erste estnische Roman in deutscher Übersetzung war – der abenteuerlichen Entstehungsgeschichte dieser Übersetzung widmet Hasselblatt mehrere Seiten.

Nach 1945 spaltet sich die Rezeption in zwei Stränge. Im Westen nahmen die Exilesten und Deutschbalten eine Vermittlerrolle bei der Verbreitung estnischer Literatur ein. Die DDR schuf einen neuen Bezugsrahmen für die Rezeption eines sowjetischen Brudervolkes, die jetzt programmatisch (teilweise auch aus Moskau, z.B. über die Zeitschrift „Sowjetliteratur“) gefördert wurde, wobei neben ideologisch angepassten Werken von Hans Leberecht, Ahto Levi, später Juhan Smuul, Johannes Semper, Paul Kuusberg und Aimée Beekman auch Klassiker wie Eduard Vilde, Tammsaare

³ Zur Tätigkeit Jakob Grimms siehe CORNELIUS HASSELBLATT: Jacob Grimm und Estland, in: Gedenkschrift für Eugen A. Helimski, Hamburg 2010 (Finnisch-Ugrische Mitteilungen, 32/33), S. 157-169.

oder Friedebert Tuglas sowie jüngere „unangepasste“ Autoren wie Jüri Tuulik, Enn Vetemaa, Arvo Valton, Piret Saluri, Mari Saat, Lennart Meri, Raimond Kaugver, Minni Nurme, Mats Traat und Mati Unt ihren Platz hatten. Ein Extrakapitel widmet Hasselblatt Jaan Kross: In seinem Fall kann man erstmals von einer „normalen“ Rezeption estnischer Literatur ohne exotisierende oder ideologisierende Attribute sprechen. Die Rückkehr Estlands ins öffentliche Bewusstsein während der Perestrojka hat auch der Rezeption der estnischen Literatur einen „Boom der 1990er-Jahre“ verschafft, die u.a. getragen wurde von der in Hamburg 1985 von Hasselblatt und Tapio Mäkelä in en gegründeten Zeitschrift „estonia“ und dem Frankfurter *dipa*-Verlag.

Heute hat die estnische Literatur keine Größe wie Jaan Kross mehr auf dem deutschen literarischen Feld, und die Neugier ist zurückgegangen – Hasselblatt spricht von einer „Ernüchterung“ (S. 399ff). Doch ist die estnische Literatur in Deutschland nicht zuletzt dank Hasselblatts Aktivitäten präsent, der über 30 Jahre hierzu den größten Beitrag geleistet hat: als Übersetzer, Kritiker, Herausgeber der „estonia“ und schließlich als Autor der erwähnten Geschichte der estnischen Literatur und nun auch der ihrer Rezeption.

Sein eigener wertvoller Beitrag zu dieser Rezeptionsgeschichte – und sein innerstes Anliegen als deren Historiograf – ist die Beförderung einer „normalen“ Aufnahme: „zu zeigen, dass die estnische Literatur eine Literatur ist wie jede andere, die man lesen, übersetzen, verbreiten, kritisieren und analysieren kann, dass sie mithin kein abnormaler Appendix aus einem weißen Fleck Europas ist, wo man ein exotisches Idiom spricht, das niemand versteht“ (S. 15).

Die estnische Autorin dieser Rezension bedient sich der deutschen Sprache, um über eine deutschsprachige Rezeptionsgeschichte der estnischen Literatur in einer in Estland herausgegebenen deutschsprachigen Zeitschrift zu veröffentlichen. Ob dieser Rezeptionsvorgang zur „echten“, „normalen“ oder „Pseudorezeption“ zählt – diese Entscheidung überlasse ich Cornelius Hasselblatt und freue mich schon auf seine nächsten Arbeiten zur estnischen Literatur.

LIINA LUKAS

LINDA KALJUNDI, TIINA-MALL KREEM: *Friedrich Ludwig von Maydelli pildid Baltimaade ajaloost = Friedrich Ludwig von Maydells Baltische Geschichte in Bildern = Friedrich Ludwig von Maydell's Baltic History in Images*. Eesti kunstimuuseum, Kadrioru kunstimuuseum. Tallinn 2013. 287 S. ISBN 9789949485215.

Wer ihn noch nicht kannte, wird nach wenigen Blicken auf den vorliegenden Prachtband nicht umhin können, sich den Namen Friedrich Ludwig von Maydell (1795–1846) zu merken. Geboren in Nord-Livland, diente er in der russischen Armee, kämpfte gegen Napoleon, studierte Jura in Dorpat und ist der Nachwelt doch vor allem als Künstler, Begründer des (deutsch)baltischen Historienbildes und des Holzdrucks in Russland ein Begriff. Seine Kupferstiche „Fünfzig Bilder aus der Geschichte der Deutschen Ostsee-Provinzen Russlands“, denen der Band gewidmet ist, gehören zu den wenigen Zeugnissen der baltischen Romantik, die in Kunst und Literatur schmerzlich unterrepräsentiert sind. Dabei sind es eben die künstlerischen Ausdrucksformen, in denen sich Klio, die Muse der Geschichtsschreibung, in der Romantik wie in der gesamten Zeit vor der Begründung der Historikerkunft auszudrücken pflegte, ehe der Faktenzwang sie in das enge Geschirr der professionellen Geschichtsschreibung zwang.

Die Geburt der Historiografie aus dem Geist des 19. Jahrhunderts ist ein blühender interdisziplinärer Forschungszweig, und bekanntermaßen ist sie eines der Lieblingsthemen der baltischen Geschichtsschreibung. Klio war aus dieser Forschungsrichtung lange Zeit ausgeschlossen worden, waren über die Aufarbeitung der Entstehung des estnischen und lettischen Geschichts- und Identitätsdiskurses doch ihre frühen Begründer, die Deutschbalten und ihre Geschichtswahrnehmung und -deutung, weitgehend vergessen. Hier spreche ich nicht von Carl Schirren und der Bedeutung der Geschichte gegen Ende des bewegten 19. Jahrhunderts, sondern von der Zeit um 1800. Auch wenn Garlieb Helwig Merkels zyklisches Geschichtsverständnis in den letzten 20 Jahren in Estland und Lettland zunehmend auch in der Geschichtswissenschaft als Nährboden für das nationale baltische Geschichtsdenken anerkannt wurde, fehlte es bislang doch an der Einbeziehung der Kunst und des Bildes in der Analyse der nationalen Geschichtskonstruktionen. Genau in diese Lücke stößt der vorliegende Band, der neben den Bildern auch die erklärenden Texte Maydells in estnischer Übersetzung vorlegt und somit die romantische Einheit von Wort und Bild wiederbelebt. Die Bilder (S. 81–103, 173–195, 217–223) sind eingebettet in Texte: Neben dem ausführlichen Einleitungstext (S. 11–63) finden sich – erstmals in estnischer Übersetzung – Maydells erklärende Texte zu seinen Kupferstichen (S. 65–78, 129–171) und darüber hinaus die von den Autoren verfassten Bildanalysen (S. 103–125, 195–215, 223–228). Text und Bild sind aufeinander bezogen, miteinander verflochten.

Was aber sind die wichtigsten Szenen aus der baltischen Geschichte? Die Antwort auf diese Frage mag mit Blick auf die vergangenen 50 Jahre leicht fallen, in denen Romane, Filme und Lieder das historische Laien-Gedächtnis zu einer besonderen Blüte stereotyper Geschichtsdarstellungen angeregt haben und Geschichtsbilder schufen, die allseits bekannt sind, gerne zitiert und parodiert und von Historikern mit Freuden dekonstruiert werden. Weit schwieriger war die bildliche Gestaltung der Geschichte für Maydell, der das Genre des baltischen Historienbildes erst von Grund auf neu erfinden musste. Seine Kupferstiche sind keine großformatigen Historiengemälde, wie die von Benjamin West, mit denen dieser der amerikanischen Identität Monumente setzte. Zwar finden sich auch bei Maydell die für Historienschinken so üblichen drallen Hinterbacken strauchelnder Pferde, sehnige Menschen und Tiere in wilden anatomischen Verrenkungen, blutige Schlachten, heroisches Sterben und die Darstellung historisch bedeutsamer Taten – doch sind die Motive und ihr Aussagewert für die Nachgeborenen nicht immer leicht zu verstehen.

Im Unterschied zum amerikanischen und typisch für das europäische Historienbild beginnt Maydell seine Kupferstiche nicht in der jüngsten Gegenwart, sondern blickt zurück in das Mittelalter, wobei ihm die Chronik Heinrichs von Lettland und andere zeitgenössische Werke der Geschichtsschreibung als literarische Vorbilder dienten. Mit dem Bild der „Aufsegelung“, das auf die Entdeckung Amerikas anspielt, mit Theoderichs Pferd, das über die Lanze steigt, mit der Grundsteinlegung Rigas und der Taufe der Liven visualisiert Maydell grundsätzliche Einschnitte der baltischen Geschichte, die auch dem heutigen Betrachter eingängig und auf den ersten Blick verständlich sind. In den Schlachtengemälden, die nicht weniger als die Hälfte seiner Bilder ausmachen, scheint er sich jedoch im historischen Stoff zu verlieren – zumindest ist die Bedeutung dieser Szenen aus heutiger Perspektive nicht immer leicht verständlich. Heute zentral erscheinende Themen wie der Aufstand der St. Georgsnacht, die Unterwerfung der Region unter Schweden, Polen, Russland oder die Aufhebung der Leibeigenschaft fehlen indes. Es wäre zu leicht, dies allein auf die Fixierung Maydells auf das Mittelalter zurückzuführen, von der sich der Künstler in seinem auf fünf Alben angelegten Werk, von dem lediglich zwei tatsächlich erschienen sind, wohl gelöst hätte. Welche Geschichtesepisoden von ihm wie und warum dargestellt wurden, führt zur Frage, was ihm als darstellungswürdig galt und in seiner Zeit bildlich dargestellt werden konnte, was von seinen Zeitgenossen als wichtig angesehen, als Bild verstanden wurde und Verbreitung fand. Die Frage nach der Darstellbarkeit beinhaltet dabei auch ein notwendiges Verständnis für das Nichtdarstellbare, die Themen, die zu seiner Zeit, aus welchen Gründen auch immer, nicht angesprochen werden durften. Die Analyse von Maydells Kupferstichen bedarf viel Zeit. Seine Bilder erschließen sich nicht leicht.

Um sie zu verstehen, muss man sehen und fragen lernen; man muss bereit sein, das historische Bewusstsein der Zeit Schritt für Schritt zu erforschen.

Diese mühsame Arbeit lohnt sich, ist die Bilderarmut der baltischen Geschichte doch beinahe sprichwörtlich. Umso nötiger ist es daher, ein Verständnis für die wenigen Historienbilder aus dem frühen 19. Jahrhundert zu entwickeln, die sich ganz der Heimatgeschichte widmeten; Bilder die zudem von bedeutender historischer Strahlkraft waren. Für Maydell ist die Geschichte, die er malerisch darstellt, eine rein „deutsche“, d.h. deutschbaltische Geschichte (S. 29). In ihr werden die Deutschen als Kolonisatoren des Landes dargestellt, die ihren Machtanspruch ausbauen und sichern. Hier geht es nicht um die Infragestellung der kolonialen Meistererzählung durch die Darstellung von Aufständen gegen die Deutschen, sondern um die Sicherung des Landesausbaus. Obgleich seine Adressaten also Deutschbalten waren, dienten einige seiner Kupferstiche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Lettland und Deutschland als Vorlagen für die jeweils regionale nationale Historienmalerei. Bilder und Motive, die der deutschbaltischen Identitätsbildung dienen sollten, wurden also im Zuge eines komplexen visuellen Kulturtransfers in Deutschland und Lettland zu ganz eigenen nationalen Zwecken wieder- und weiterbenutzt (S. 53). Dieser Prozess der Umdeutung dauert unvermindert an, und so finden sich etwa Maydells Bilder auch in einem 2004 erschienenen estnischen Schulbuch, ohne freilich auf die komplexe Geschichte der Kupferstiche einzugehen.¹

Der vorliegende Band ist ein Glückfall und dies gleich auf mehrfache Weise: Nicht nur, dass er der visuell armen baltischen Geschichte Bilder zurückgibt, die für die Rekonstruktion des Geschichtsbewusstseins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von grundlegender Bedeutung sind; er zeigt auch, wie sehr die Geschichte des Baltikums als verwobene Textur verstanden werden muss, in der nicht nur Text und Bild, sondern auch deutsche, dänische, russische, schwedische, estnische/lettische und deutschbaltische Erzählfäden sich kreuzen und gemeinsam den Stoff der gemeinsamen *histoire croisée* bildeten. In kaum einem Genre zeigt sich die Verflechtungsgeschichte deutlicher als im Historienbild, das erinnerte und gedeutete Geschichte wiedergibt und sie durch das Aneinanderfügen bekannter Zitate und künstlerischer Versatzstücke in zeitgenössisch anerkannte, moderne Formen gießt. Es wäre grundsätzlich falsch, davon auszugehen, dass die baltische oder im weiteren Rahmen russische Geschichtsinterpretation hierbei den Entwicklungen in Deutschland hinterherhinkte. Das Gegenteil war der Fall. Maydell hat mit seinen „50 Bildern“ den Reigen der deutschen Historienbildmalerei angeführt, sie beflügelt. Es lag wohl an dieser Neuigkeit des Formats, für das es in Deutschland und in den Ostseeprovinzen keine Vorlagen gab, dass die Bilder Maydells von den

¹ MAIT KÕIV, PRIIT RAUDKIVI: Keskaeg 2. Ajalooõpik 7. klassile [Mittelalter, 2. Teil. Lehrbuch Geschichte für die 7. Klasse], Tallinn 2004, S. 196, 109, 122.

Zeitgenossen nicht die Aufnahme erhielten, die sie verdient hätten, und dass von den geplanten 50 Bildern lediglich die vorliegenden 22 erschienen. In seiner Ausdrucksform und Fragestellung war Maydell seiner Zeit voraus.

Der vorliegende Buch ist ein Glücksfall auch deswegen, weil er die Frucht geglückter interdisziplinärer Zusammenarbeit ist: Historiker, Kunsthistoriker und Archäologen haben sich hier zusammengetan, um das Rätsel der Maydellschen Historienbilder gemeinsam zu erschließen, eine Zusammenarbeit, die weit über den Raum zwischen den Buchdeckeln und die Zeit der Entstehung des Bandes hinausreicht. Zur Herausgabe des Bandes wurde im Herbst 2013 im Kadriori Kunstmuseum in Tallinn die Ausstellung „Als der Künstler Klio traf“ zur Historienmalerei im baltischen Raum eröffnet,² und im Februar 2014 wurde das Thema des Historienbilds auf der internationalen Konferenz „Der Künstler und Klio. Geschichte und Kunst im 19. Jahrhundert“ weiter fortgeführt.³ Die sich um die Kunsthistorikerin Tiina-Mall Kreem und die Mittelalterhistorikerin Linda Kaljundi, die treibenden Kräfte hinter der Wiederentdeckung Maydells und des baltischen Historienbildes, scharende interdisziplinäre Gruppe zumeist jüngerer ForscherInnen, hat sich zur rechten Zeit eines Themas angenommen, das die aktuelle Geschichtsbildfreude in Estland aufgreift und weiterentwickelt. Zeitgleich zum Historienbild wurden von einer anderen Forschungsgruppe die Geschichtsbilder des 19. Jahrhunderts im historischen Roman untersucht,⁴ was Vergleiche ermöglicht und weiterführende Fragen nach dem Miteinander und der notwendigen Aufeinanderbezogenheit von Literatur und Kunst aufwirft. Hier zeigt sich eine gewisse Schwäche in der vorliegenden Analyse von Maydells Bildern, da als literarische Vorlagen allein auf die Chroniken, nicht aber die zeitgenössische Geschichtsliteratur um 1800 eingegangen wird. So entgehen der Forschungsgruppe die eindeutigen literarischen Vorlagen von Friedrich Gotthilf Findeisen und Gustav Bergmann, die im Rahmen des Projekts einer genaueren transdisziplinären Text- und Bildanalyse bedurft hätten.⁵

² Zur Ausstellung vgl. <http://www.kadriorumuseum.ee/en/visit/calendar?view=event&cid=1001> (letzter Zugriff 9.3.2014).

³ Das dreisprachige Programm der Konferenz kann eingesehen werden unter dem URL: <http://www.kunstimuseum.ee/images/dokumentid/ekm/konverents-kunstnik-ja-kleio-programm-4.pdf> (letzter Zugriff 8.3.2014).

⁴ Vgl. das vom Estnischen Wissenschaftsfond finanzierte Projekt von Eneken Laanes „Historical Novel as Medium of Cultural Memory“ (URL: <https://www.etis.ee/portaal/projektiAndmed.aspx?VID=b86c31d7-39af-4020-a577-0f8d76d9cf33&PersonVID=36715&lang=%3E&FromUrl0=isikuProjektid.aspx>, letzter Zugriff 21.1.2014) und die Sondernummer zum historischen Roman der Zeitschrift Keel ja Kirjandus 2013, Nr. 8/9.

⁵ ULRIKE PLATH: „Euroopa viimased metslased“: eestlased saksa koloniaaldiskursis 1770–1870 [„Europas letzte Wilde“: die Esten im deutschen Kolonialdiskurs 1770–1870], in: Rahvuskultuur ja tema teised, hrsg. von REIN UNDUSK, Tallinn 2008, S. 37–64, hier S. 44f.; DIES.: Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750–1850, Wiesbaden 2011 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 11), hier S. 262–282.

Der vorliegende großformatige Prachtband, ausgestattet mit 32 schwarz-weiß und 5 farbigen, lose eingeklebten Illustrationen setzt Maydell ein liebevoll gestaltetes und preisgekröntes Denkmal,⁶ das von der Entstehung des baltischen Historienbilds erzählt, seine komplexe Stellung zwischen Geschichtsschreibung, historischem Gedächtnis und Kunst erklärt und mit klugen Texten und Analysen das Fundament einer neuen, Kunst und Literatur verknüpfenden Geschichtsschreibung legt. Offensichtlich haben die Herausgeberinnen darum gerungen, ob sie dem Text oder dem Bild den Vorzug geben wollen – und sich für das Bild entschieden. Das gewählte Querformat, das ganz auf die Betrachtung der qualitativ hervorragenden Illustrationen ausgerichtet ist, setzt dem Lesegenuss jedoch deutliche Grenzen und hätte zugunsten einer Text und Bild gleichermaßen entgegenkommenden Mischlösung aufgelockert werden können. Falsche Erwartungen wecken die deutsch- und englischsprachigen Untertitel des Buches, die auf ein dreisprachiges Buch verweisen. Hiervon kann trotz der umfangreichen Zusammenfassungen auf Deutsch (S. 231-251) und Englisch (S. 253-270) bedauerlicherweise nicht die Rede sein. Streiten kann man auch darüber, warum die Bilder nicht zusammen mit ihren jeweiligen Interpretationen, sondern jeweils gesondert dargestellt wurden, was die Logik des Buches und die Einheit von Text und Bild unnötig zerhackt. Problematisch erscheint zuletzt auch die Aussage, dass Maydell aufgrund seiner Beteiligung an den Napoleonischen Kriegen die für das Historienbild „notwendige“ Schlachtenerfahrung (S. 21) besessen habe.

Trotz dieser geringfügigen Kritik ist das Buch ein Ereignis, ein „Gesamtkunstwerk“. Aufgrund der gelungenen Kombination von Kompetenz, Publikumswirksamkeit und interdisziplinärer Zusammenarbeit wird die Grundüberzeugung des Bandes, dass Text und Bild in der baltischen Geschichtsforschung ohne Verlust an Tiefe, sondern vielmehr mit Gewinn an überzeugenden Interpretationen hinfort gemeinsam interpretiert werden müssen, über das Editions-jahr hinaus wirken.

ULRIKE PLATH

⁶ Der Band wurde 2014 mit dem Wissenschaftspreis der estnischen Museen ausgezeichnet.

Rossija i Pribaltijskij region v XIX–XX vv.: Problemy vzaimootnošenij v menjajuščemsja mire [Russland und die baltische Region im 19.–20. Jh.: Probleme der gegenseitigen Beziehungen in einer sich ändernden Welt]. Hrsg. von TAT'JANA N. DŽAKSON, ALEKSANDR A. KOMAROV, JULIJA L. MICHAJLOVA und EVGENIJA L. NAZAROVA. Verlag URSS. Moskau 2013. 288 S. ISBN 9785971005254.

Im Jahre 2008 schlossen das Historische Institut der Universität Tallinn und das Institut für allgemeine Geschichte der Russländischen Akademie der Wissenschaften einen Kooperationsvertrag, der die Organisation von Konferenzen vorsieht. Bislang sind bereits drei Konferenzen durchgeführt worden: im April 2009 in Tallinn, Ende November/Anfang Dezember 2010 in Moskau und im August 2013 wieder in Tallinn. Das Hauptthema der Vorträge auf allen Konferenzen waren die Beziehungen zwischen Russland und dem Baltikum im 19. und 20. Jahrhundert. Die 14 Beiträge des hier vorgestellten Sammelbandes beruhen auf den Vorträgen der ersten beiden Konferenzen. Unter den Autoren befinden sich fünf Wissenschaftler der Universität Tallinn und acht aus Moskau. Das Vorwort verfassten die Herausgeber Tat'jana Džakson, Aleksandr Komarov, Julija Michajlova und Evgenija Nazarova. Das Buch verfügt über englischsprachige Zusammenfassungen der Artikel und knappe Angaben zu den jeweiligen Autoren.

Mehrere Beiträge sind der imperialen Periode gewidmet. Eingeleitet wird das Buch mit dem Aufsatz von Toomas Karjahärm (Tallinn) über die Terminologie des Imperiums. Hier werden mehrere wichtige Begriffe – wie z.B. *ostzejcy* (die „Ostseeleute“ = Deutschbalten), *Ostzejskij kraj* (das Ostseegebiet), *Balten*, *Baltentum*, *Deutschbalten* etc.) analysiert, um das praktische Funktionieren von Herrschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts besser zu verstehen. Einar Värä (Universität Tallinn) analysiert in seinem Aufsatz die Aktivitäten schwedischsprachiger Finnen, die im 19. Jahrhundert nach Estland umgesiedelt waren, und ihre Rolle im Rahmen der estlandschwedischen Gesellschaft.

Weitaus mehr Aufmerksamkeit bekommt im Sammelband die Zeit nach 1917. Taavi Minnik (Tallinn) gibt in seinem Aufsatz einen Überblick über den roten und weißen Terror auf estnischem Territorium während des Freiheitskriegs 1918/19. Karsten Brüggemann (Tallinn) analysiert in seiner Arbeit die sowjetische Rezeption und das in der jungen UdSSR vermittelte Bild der baltischen Staaten, die nach dem Zerfall des Russländischen Imperiums ihre Unabhängigkeit erlangt hatten. Hierfür zieht er die entsprechende landeskundliche Literatur über die Grenzstaaten, die so genannten *limitrofy*, aus den 1920er bis 1930er Jahren heran, wobei er im Ergebnis auf die erstaunliche Beständigkeit alter, aber auch auf die Kreation neuer ideologischer Stereotypen hinweist. Der gemeinsame Aufsatz von Michajlova und Vadim Roginskij (Institut für allgemeine Geschichte der Russländischen Akademie der Wissenschaften) versucht eine Antwort

auf die Frage zu finden, ob mit der Niederschlagung des kommunistischen Aufstandes in Tallinn am 1. Dezember 1924 zugleich auch die bolschewistische Weltrevolution gestoppt worden sei – was die Autoren tendenziell bejahen. Der Aufsatz von Magnus Ilmjärv (Tallinn) behandelt die Gründung der Tallinner „Juniregierung“ von 1940 im Kontext der sowjetischen „Kulturdiplomatie“, die hauptsächlich durch die Sowjetische Gesellschaft für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland (*VOKS*) gelenkt wurde, wobei es in erster Linie über die Kontakte der späteren Minister mit sowjetischen Stellen geht. Nazarova analysiert ein 1957 erschienenes Buch des estnischen Schriftstellers Juhan Smuul, das 1959 ins Russische übersetzt wurde.¹ Dabei handle es sich um eine durchaus kritische Reflexion der sowjetischen Realität im damaligen Estland. Der Aufsatz von Renal'd Simonjan (Institut für Soziologie der Russländischen Akademie der Wissenschaften) betrachtet die Entwicklung der russischsprachigen Einwohner der drei baltischen Sowjetrepubliken in der Endphase der UdSSR.

Erfreulicherweise beschäftigt sich der Sammelband auch mit der Wiedererlangung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten im Kontext der Perestrojka sowie mit der postsowjetischen Periode. Hierunter fällt der zweite Aufsatz Simonjans ins Auge, der die Rolle des Baltikums beim Zerfall der Sowjetunion behandelt. Dieselbe Thematik – das Jahr 1988 als Sternstunde des estnischen politischen Lebens während der Perestrojka – wird ausführlich auch von Aleksandr Šubin (Institut für allgemeine Geschichte der Russländischen Akademie der Wissenschaften) behandelt. Tamara Kotšegarova (Institut für Soziologie der Russländischen Akademie der Wissenschaften) analysiert in ihrer Arbeit die Massenmedien in den baltischen Staaten in der ersten Hälfte der 1990er Jahre.

Im Buch werden auch historiografische Themen angesprochen. Der zweite Beitrag Ilmjärvs beschäftigt sich mit der Erforschung der baltischen Geschichte während der Sowjetzeit und in der darauf folgenden Periode in der russischsprachigen Geschichtswissenschaft. Michail Bibikov (Institut für allgemeine Geschichte der Russländischen Akademie der Wissenschaften) gibt einen Überblick über die Historiografie zu Byzanz in an der Kaiserlichen Universität Dorpat. Tat'jana Džaksons kurzer Beitrag unterstreicht die Bedeutung von zwei Publikationsreihen – dem „Skandinavskij sbornik“ (33 Bde., 1956–1990) und „Austrvegr / Vostočnyj put“ (4 Nummern, 1995–1998) bei der Herausbildung der Forschungszentren für Skandinavistik in der Sowjetunion und bei der Förderung der Zusammenarbeit zwischen baltischen und russischen Wissenschaftlern.

Somit sind die meisten Beiträge der Analyse von Problemen des 20. Jahrhunderts gewidmet. Das wissenschaftliche Niveau der Aufsätze, ihre

¹ JUHAN SMUUL: Muhulaste imelikud juhtumised Tallinna juubeli-laulupeol [Die wunderlichen Erlebnisse der Leute von Muhu auf dem Tallinner Jubiläumsliederfest], Tallinn 1957; russ. Übersetzung: JUHAN SMUUL: Udivitel'nye priključenija muchumcev na prazdnike pesni, Tallinn 1959.

Originalität bei der Problemstellung sowie die jeweils verwendete Quellenbasis und Literatur sind recht unterschiedlich. Mehrmals ist bei russischen Autoren die mangelnde Kenntnis der lokalen politischen Verhältnisse im Baltikum sowie der einschlägigen Literatur zu spüren. So behauptet zum Beispiel Simonjan, dass in Estland die Gründung der Volksfront (*Rahvarinne*) im April 1988 als Geburtstag der demokratischen Bewegung gelte (S. 213), obwohl dieser Prozess bereits früher mit der Gründung der Denkmalschutzbewegung und im so genannten Phosphoritkrieg eingesetzt hatte, und statt Karl Vaino macht er fälschlich den damaligen außenpolitischen Kommentator Herbert Vainu zum Chef der Estnischen KP (S. 211). Die Behandlung des Terrors im Freiheitskrieg bei Minnik hätte durch die Gegenüberstellung der genannten Daten mit Angaben über den Terror in den Nachbarstaaten gewonnen.

Insgesamt ist der Sammelband sicherlich eine interessante und nützliche Lektüre für Spezialisten der Geschichte Russlands und des Baltikums im 19. und 20. Jahrhundert sowie für ein historisch interessiertes Publikum. Es bleibt nur zu hoffen, dass die 2009 begonnene Tradition der gemeinsamen Konferenzen auch in Zukunft weitergeführt wird und die dort gehaltenen Vorträge in Form von Sammelbänden das lesende Publikum erreichen.

TÖNU TANNBERG

AADU MUST: *Siber ja Eesti. Jalaraua kōlin* [Sibirien und Estland. Das Klirren der Fußfesseln]. Tartu Ülikooli Kirjastus. Tartu 2012. 544 S. ISBN 9789949321438.

Für die Esten hat Sibirien eine symbolische Bedeutung: Die Deportationen der 1940er Jahre, in deren Verlauf Zehntausende von Esten nach Sibirien verschleppt wurden, haben dieses Gebiet auf der Weltkarte mit einem Stigma belegt, das fast alles andere überschattet – es bleiben die Viehwaggons, der Stacheldraht und die namenlosen Gräber. Von den früheren Verhältnissen in Sibirien weiß man nur wenig. Aadu Must, Professor für Archivwesen an der Universität Tartu, betrachtet die Verbindungen zwischen Sibirien und Estland bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, womit er einen Beitrag zur Vervollständigung der bisherigen Forschungsergebnisse der Sprachwissenschaftler, Ethnologen und Folkloristen leistet, die größtenteils auf der mündlichen Überlieferung beruhen, die bei den Nachkommen der estnischen Ansiedler in Sibirien aufgezeichnet worden ist. Nun ist aus der Feder eines Historikers eine bedeutende ergänzende

Studie erschienen, welche die bisherigen Veröffentlichungen durch einen auf Archivquellen beruhenden historischen Vergleich vervollständigt.

Die Esten hat es sowohl infolge von Zwangsmigration (Zwangsarbeit und Zwangsverschickung) als auch auf dem Wege der freiwilligen Auswanderung (darunter der Arbeitsmigration) nach Sibirien verschlagen. Gerade die letztere Form wurde bisher kaum erforscht. Die Ausweitung des russischen Kolonialimperiums nach Sibirien erfolgte allmählich, es waren daran auch Deutschbalten beteiligt, denen Must neben den Esten ebenfalls große Aufmerksamkeit widmet. In der russischen Historiografie aus zarischer Zeit wurde die Rolle der Nicht-Russen in der Geschichte Sibiriens unterschiedlich gewichtet: Einerseits wurden sie beschuldigt, für zahlreiche Laster verantwortlich zu sein (Petr A. Slovcov),¹ andererseits galten sie als diejenigen, welche die europäische Kultur einführten (Nikolaj N. Ogloblin).² Das Buch von Aadu Must repräsentiert eher die letztgenannte Einstellung.

Im ersten Teil des hier anzuzeigenden Buchs wird die Lage der Soldaten Karls XII. – der „Karoliner“ – betrachtet, die in Kriegsgefangenschaft nach Sibirien geraten sind, sowie ihr Leben nach der Befreiung. Must stellt die Karoliner als Wegbereiter der Beziehungen zwischen Estland und Sibirien dar, auch wenn er nichts Erwähnenswertes aus den früheren Jahrhunderten findet. An dieser Stelle sei auf interessante Forschungsergebnisse der russischen Forscher Dmitrij Rezun und Andrej Zuev³ aufmerksam gemacht, die sich mit Ausländern unter den sibirischen Kosaken beschäftigen, die bereits zu Beginn der russischen Kolonisation anzutreffen waren. In Sibirien gab es Ukrainer, Polen und Litauer, doch ist in Hinsicht auf die Beziehungen zum Baltikum eine Gruppe interessant, deren allgemeine Bezeichnung *nemcy* (auch *nemčiny*) lautete, und auf deren Nationalität oder frühere Staatsbürgerschaft nur selten in den Urkunden hingewiesen wird. Unter diesen *nemcy*, die in Sibirien im Dienst waren, befanden sich nach Auskunft der Archivquellen auch Personen, die aus den schwedischen Gebieten stammten, zu denen neben Schweden, Dänen, Norwegern und Finnen auch Deutsche aus den schwedischen Gebieten an der Südküste der Ostsee gezählt haben dürften; auch ist die Rede von livländischen *nemcy*, von denen viele in der schwedischen Armee gekämpft hatten und nach der Gefangennahme durch die Russen nach Sibirien verbracht worden waren. Bei der Behandlung der ersten Kontakte zwischen Estland und Sibirien sollte man auch den *nemcy*, die im 17. Jahrhundert nach Sibirien geraten

¹ PETR A. SLOVCOV: Istoričeskoe obozrenie Sibiri [Eine historische Übersicht Sibiriens], Bd. 1, St. Petersburg 1886, S. 29.

² NIKOLAJ N. OGLOBLIN: Obozrenie stolbcov i knig Sibirskogo prikaza (1592–1768 gg.) [Eine Übersicht über die Dokumentenrollen und Bücher des Sibirischen Amtes (1592–1768)], Teil 3, Moskau 1900, S. 60.

³ DMITRI REZUN, ANDREI ZUEV: „Nemcy“ im Staatsdienst in Sibirien. Ende des 16. bis Ende des 17. Jahrhunderts, in: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte, 1996/2: Sibirien: Kolonie-Region, Berlin 1997, S. 55–73.

waren, Aufmerksamkeit schenken, besonders in Anbetracht dessen, dass ein Teil von ihnen aus den Gebieten an der Ostküste der Ostsee stammte. Rezun und Zuev führen als Beispiel einen Letten namens Indrik Mancuev (Matcuev) an, einen schwedischen Untertan, der wegen Spionage angeklagt und 1600 nach Tara in Sibirien verbannt wurde. Am selben Ort wurde ein 1607 in Gefangenschaft geratener *nemčín*, der den estnisch lautenden Namen Indrik Ustav trug, verschickt. Bekannt ist auch ein Mann namens Jaska Teckin aus Livland, der später in Jenissejsk als Kosak im Dienst stand und 1634/35 gefallen ist. Oder was sollte man von Matjuška Vaga halten, der einen estnischen Familiennamen trug und 1628 in Tobolsk im Dienst war?⁴ Der Autor lässt diese interessanten Fakten allerdings unerwähnt.

Zugleich ist sich Must des Problems bewusst, dass die ethnische Bezeichnung „Esten“ nicht nur in den russischen Quellen, sondern auch in den Publikationen russischer Autoren häufig verschwiegen wurde. Auch wurden Esten noch in den Texten des 19. und 20. Jahrhunderts schlicht als Deutsche bezeichnet. Must führt ein komisches Beispiel aus dem Lehrbuchtext des sibirischen Schulmeisters Alexander Sedel'nikov (1876–1919) an, wonach in der Oblast Akmolinsk „außer den Russen auch Deutsche sesshaft sind, die wiederum in Esten und Letten eingeteilt werden“. Bei der Erforschung der früheren Migrationsgeschichte bereitet eine solche Auffassung ernsthafte Schwierigkeiten – eventuelle Esten in Sibirien gehen unter den größeren Völkern einfach verloren.

Das zentrale Thema des hier anzuzeigenden Buchs konzentriert sich auf das Leben und die Tätigkeit der estnischen Zwangsarbeiter und Verbannten. Im Hinblick auf die Gründungsjahre vieler Dörfer, aber auch hinsichtlich der Nationalität der ersten Ansiedler sind bis heute sehr verschiedene Versionen in Umlauf. Mithilfe des Archivmaterials ist es Must gelungen, mehrere wichtige Informationen aus diesem Bereich zu korrigieren.

Die große Zahl der in Umlauf gebrachten Archivmaterialien ist sowohl ein Vor- als auch ein Nachteil des anzuzeigenden Buches. Es werden seitenlang Gerichtsakten, Briefe u.Ä. wiedergegeben, zum Teil auch zitiert. Spannend wie Abenteuergeschichten lesen sich Nacherzählungen der Akten, die über die Flucht aus Sibirien berichten, was dem Werk eine menschliche Dimension verleiht. Eine derartig ungeheure Menge von Material setzt indes voraus, dass der Autor zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen zu lavieren vermag. Man kann sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass Must zum Teil einfach im Detailreichtum seines Werks zu ertrinken drohte, denn bei der Lektüre der langen Nacherzählungen dieser Akten vernimmt man die Stimme des Autors seltener als man es sich wünscht. Dabei stören auch stilistische Unebenheiten. Neben den lebhaften poetischen Beschreibungen, die etwas an das Genre der Ansiedlerromane erinnern, trifft man auch auf konspektartige

⁴ Ebenda, S. 60.

Passagen, die äußerst lakonisch formuliert sind. Hier hätte ein Lektor strenger eingreifen können.

Diese kritischen Bemerkungen verringern jedoch in keiner Weise den Wert dieser umfangreichen Arbeit, der nicht zuletzt in neuem Faktenmaterial und in einigen Neubewertungen traditioneller Vorstellungen liegt. Must weist darauf hin, das in nächster Zukunft ein Folgeband zu erwarten sei. Dabei wäre es wünschenswert, näher auf die Rolle der aus Estland gebürtigen Militärs, Staatsbeamten und Wissenschaftler bei der Kolonisation und Verwaltung Sibiriens einzugehen; einer weiteren Untersuchung bedürfte ebenfalls die durch die lokalen Agrarverhältnisse in der Heimat bedingte Auswanderung der Esten nach Sibirien.

AIVAR JÜRGENSON

CHRISTIAN WESTERHOFF: *Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg. Deutsche Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und Litauen 1914–1918* (Studien zur historischen Migrationsforschung, 25). Verlag Ferdinand Schöningh. Paderborn 2011. 377 S. ISBN 9783506773357; TILMAN PLATH: *Zwischen Schonung und Menschenjagden. Die Arbeitseinsatzpolitik in den baltischen Generalbezirken des Reichskommissariats Ostland 1941–1945*. Klartext Verlag. Essen 2012. 502 S. ISBN 9783837507966.

Die Ressource Mensch, manchmal auch einfach das Menschenmaterial genannt, stellt schon seit dem Beginn der (Kriegs)geschichte den wichtigsten Faktor für die kämpfenden Parteien dar, welcher sehr oft letzten Endes auch über Sieg oder Niederlage entschieden hat. Besonders gilt dies für die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts. Obwohl die Frage des Gebrauchs von ausländischen Arbeitskräften im Deutschen Kaiserreich und besonders im Dritten Reich auch schon früher untersucht worden ist, stellen die hier anzuzeigenden zwei Studien über die Werbung, Musterung oder Zwangsmobilisierung von Menschen aus den eroberten Territorien des Russischen Kaiserreichs während des Ersten Weltkrieges und aus den besetzten Ostgebieten (den ehemaligen baltischen Staaten) während des Zweiten Weltkrieges auf diesem allgemeinen Niveau doch etwas Neues dar. Beide Bücher beruhen auf Promotionen und sind unter anderem auch deshalb möglich geworden, weil sich nach dem Zerfall der Sowjetunion und des kommunistischen Systems die Archive der Staaten des ehemaligen Ostblocks sowie der baltischen Staaten geöffnet haben. So sind beide Werke vor allem auch erschöpfende Archivstudien, die auf

viele von der Forschung bislang nicht herangezogene Materialien hinweisen. Besonders lobenswert ist aber, dass beide Autoren sich nicht nur auf Quellen und Literatur in der deutschen, englischen oder französischen Sprache beschränken, sondern sich auch der Mühe unterzogen haben, polnische, litauische, lettische und russische Texte zu nutzen. Obwohl auch deutschsprachige Archivalien reichhaltige Einblicke verschaffen können, ist im Fall der Untersuchung einer Besatzungsgeschichte die Überlieferung in den Sprachen der okkupierten Völker ebenso wesentlich. Als Mitglied einer kleinen Nation konnte der Rezensent manchmal bemerken, dass auch einige Kollegen die hochmütige Haltung der Besatzungsbehörden in Bezug auf die „einheimischen“ Einwohner zuweilen nicht abgelegt haben. Diesen Fehler haben die Autoren der beiden Bücher nicht gemacht. In diesem Zusammenhang sei schließlich auch darauf verwiesen, dass die meisten europäischen Besatzer zumindest während der Kriege der letzten zwei Jahrhunderte, d.h. von Napoleon bis Stalin, sich auf fremdem Territorium auch als Kulturträger betrachteten.

Der geografische Raum der beiden Untersuchungen deckt sich nicht. Während Christian Westerhoff hauptsächlich die Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und Litauen betrachtet, aber Kurland und die erst 1917/18 eroberten russischen Gouvernements Livland und Estland kaum heranzieht, stehen bei Tilman Plath besonders Lettland (Kurland, Südlivland und Lettgallen) und Estland im Zentrum. Derartige Forschungsbereiche sind freilich durch die von den Besatzungsbehörden eingerichteten Verwaltungseinheiten determiniert. Während des Ersten Weltkrieges wurden auf dem von Russland eroberten Territorien das Generalgouvernement Warschau (größtenteils das ehemalige Russisch-Polen) und Ober Ost (die ehemaligen Gouvernements Grodno, Kowno und Wilno, Kurland sowie das zu Russisch-Polen gehörende Gouvernement Suwałki) errichtet, wurden während des Zweiten Weltkrieges die ehemaligen baltischen Staaten und die Belarussische SSR zum Reichskommissariat Ostland vereinigt und in die Generalgouvernements Lettland, Litauen, Estland und Weißruthenien unterteilt. Belarus bleibt aber bei Plath unberücksichtigt, da sich die dortige Besatzungspraxis auch im Bereich der Arbeitskräftepolitik wesentlich von der in den ehemaligen baltischen Staaten unterschied.

Der Krieg, besonders ein totaler Krieg, ist für die Gesellschaft und für den Staat in vieler Hinsicht ein Ausnahmezustand. Dies betrifft im Besonderen auch die Arbeitskräfte. Tausende und Millionen von Männern werden zum Wehrdienst einberufen, weshalb ihre Arbeitsplätze aus der Friedenszeit lange Zeit unbesetzt bleiben. Hinzu kommt noch, dass die Männer in den Schützengräben nicht nur nichts produzieren, sondern vor allem eben mehr verbrauchen als in Friedenszeiten. Während der Weltkriege des 20. Jahrhunderts betraf es besonders die Landwirtschaft, aber auch die Industrie hatte sich für die Produktion von Waffen, Munition und anderen kriegswichtigen Waren umzuorientieren, was zum Mangel

an vielen lebenswichtigen Produkten an der Heimatfront führte. In deutscher Sicht wurden beide Kriege zunächst keineswegs als lange andauernde Weltkriege geplant, sondern sie sollten kurze und schnelle Eroberungskriege sein – „Blitzkriege“ eben. Wenn dies nicht gelang, musste man Mittel und Lösungen finden, um den drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruch zu vermeiden. Hier war der Einsatz ausländischer Arbeitskräfte von besonderer Bedeutung.

Die meisten Kriege sind hinsichtlich der Ressourcen gut erforscht. In Bezug auf die Lebensmittel, Rohstoffe und Energieträger war Deutschland während beider Kriege in einer sehr ungünstigen Situation. Große Hoffnung wurde auf osteuropäische landwirtschaftliche Produkte gesetzt, besonders auf das Getreide, aber ebenso wichtig waren Rohstoffe und Ölprodukte. Westerhoff widmet viele Seiten der 1915 gegründeten Militärforstverwaltung im Urwald Białowieża an der heutigen polnisch-belarussischen Grenze, die vergleichbaren Betrieben als Beispiel dienen sollte. Hier waren viele Tausende von Arbeitern, Kriegsgefangenen und gemusterten oder zwangsmobilisierten Polen, Litauern, Belorussen und Juden unter schweren Arbeits- und Lebensbedingungen eingesetzt, aber auch knapp 2 000 französische Kriegsgefangene mit höherer Bildung, die 1916 nach Białowieża gebracht worden waren. Dagegen konkurrierten die Kohlenbergwerke Deutschlands mit den polnischen Bergwerken um die Bergleute, da viele Deutsche in der Armee dienten. Während des Zweiten Weltkrieges gewann die Ölschieferproduktion im Nordosten Estlands große Bedeutung, als die Hoffnung NS-Deutschlands, die Erdölindustrie des Kaukasus zu erobern, nach der Niederlage in Stalingrad aufgegeben werden musste, und die alliierte Luftwaffe Angriffe gegen die rumänischen Ölfelder aufnahm. Plath schildert die vielfältige Zusammensetzung der Arbeitskräfte in den Ölschiefergruben und betrieben Estlands in den Jahren 1943 bis 1944, in denen neben Tausenden von sowjetischen Kriegsgefangenen auch mehrere Tausende jüdische Häftlinge arbeiten mussten. Letztere kamen hauptsächlich aus den Ghettos von Kaunas und Vilnius, für die im Herbst 1943 das KZ Vaivara mit vielen Nebenlagern errichtet wurde. Eingesetzt wurden hier aber auch viele freie Arbeiter und die so genannten „Westarbeiter“ aus Holland.

Der Einsatz von Arbeitskräften aus besetzten Gebieten während eines Krieges war zum Teil durch internationales Recht reguliert. Laut der – während des Ersten Weltkrieges noch druckfrischen – Haager Landkriegsordnung (HLKO) von 1899/1907 war dieser partiell erlaubt. In Artikel 43 hieß es:

„Nachdem die gesetzmäßige Gewalt tatsächlich in die Hände des Besetzenden übergegangen ist, hat dieser alle von ihm abhängenden Vorkehrungen zu treffen, um nach Möglichkeit die öffentliche Ordnung und das öffentliche Leben wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten, und zwar, soweit kein zwingendes Hindernis besteht, unter Beachtung der Landesgesetze.“

Und Artikel 52 verfügt:

„Naturalleistungen und Dienstleistungen können von Gemeinden oder Einwohnern nur für die Bedürfnisse des Besetzungsheers gefordert werden. Sie müssen im Verhältnisse zu den Hilfsquellen des Landes stehen und solcher Art sein, daß sie nicht für die Bevölkerung die Verpflichtung erhalten, an Kriegsunternehmungen gegen ihr Vaterland teilzunehmen. Derartige Natural- und Dienstleistungen können nur mit Ermächtigung des Befehlshabers der besetzten Örtlichkeit gefordert werden. Die Naturalleistungen sind so viel wie möglich bar zu bezahlen. Anderenfalls sind dafür Empfangsbestätigungen auszustellen; die Zahlung der geschuldeten Summen soll möglichst bald bewirkt werden.“¹

Westerhoff zufolge erregte die Zwangsarbeit belgischer Arbeiter in Deutschland schon während des Krieges große Aufmerksamkeit bei den Alliierten, und in Dezember 1916 protestierten Großbritannien, Frankreich, Italien und Russland gegen die Deportationen aus Belgien. Demgegenüber habe sich außer den wenigen polnischen und jüdischen Politikern in Deutschland selbst niemand für die Zwangsarbeit der Einwohner des Generalgouvernements Warschau und von Ober Ost interessiert. Einen Grund dafür sieht der Autor in dem Umstand, dass diese Territorien von Russland selbst als „fremd“ betrachtet wurden – sie waren zumeist durch die Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts an das Zarenreich gefallen – und die meisten Zwangsrekrutierten zur den polnischen, jüdischen und litauischen Minderheiten gehören (S. 113f., 238).

Westerhoff zeigt auch, dass die deutsche Besatzungsmacht den zitierten Artikeln der HLKO die Rechtfertigung entnahm, die einheimische Bevölkerung im öffentlichen Interesse zur Arbeit zu zwingen. Dazu kam die Notwendigkeit, neben der Versorgung der Besatzungstruppen auch für die lokale Bevölkerung die elementarsten Dinge bereitzuhalten, seien es Lebens- oder Heizmittel, und den Ausbruch von Epidemien zu verhindern. Die Anwerbung polnischer und litauischer Arbeitskräfte hatte wenigstens am Anfang das Element der Freiwilligkeit für sich. Die Arbeitslosigkeit in den besetzten Ländern war groß und für viele Einwohner war die Arbeit im Deutschen Reich die einzige Möglichkeit, ihre Familien zu ernähren. Schon vor 1914 waren viele polnische und litauische Männer vor allem aus den Grenzgebieten als Saisonarbeiter ins Reich gekommen, z.B. in die ostpreußische Landwirtschaft. Während des Krieges wurde die Rückwanderung in vielen Fällen jedoch verhindert, und es wurde zum Problem, Geld nach Hause zu schicken.

Im Laufe des Krieges wurde die Lage immer komplizierter. Ab 1916 kam es in sowohl im Generalgouvernement Warschau als auch in Ober Ost

¹ Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs. Vom 18.10.1907, einsehbar unter dem URL: http://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0201_haa&object=translation&st=&l=de (letzter Zugriff 4.3.2014).

zur Einführung der Arbeitspflicht und zur Einstellung von Zivilarbeiterbataillonen und Arbeitskolonnen, in denen die Lebens- und Arbeitsbedingungen besonders schwer waren. Es kam sogar zu von den polnischen und jüdischen Abgeordneten initiierten Debatten im Reichstag, die aber letztlich doch recht bedeutungslos blieben. Im Unterschied zum Dritten Reich waren aber die Rechte auch der ausländischen Berg- und Facharbeiter zumindest grundsätzlich geschützt, die Gewerkschaften wurden gehört und es fanden sogar erfolgreiche Streiks statt.

Während des Zweiten Weltkrieges war die Situation eine völlig andere. Das Dritte Reich war ein totalitärer Staat und die nationalsozialistische Ideologie bestimmte die Stellung der Völker der besetzten Ostgebiete. NS-Deutschland und die UdSSR verzichteten an der Ostfront auf die Einhaltung der HLKO. Ungeachtet dieser Tatsache waren die Besatzungsbeamten des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete und der Wehrmacht selbst an Ruhe und Ordnung in den rückwärtigen Gebieten interessiert und mussten die elementare Versorgung der einheimischen Bevölkerung mit Lebensmitteln und mit Heizmaterialien irgendwie garantieren. Dies wurde umso wichtiger, nachdem der Blitzkrieg gescheitert war. Einige Prinzipien der HLKO klingen auch in den Verordnungen der zivilen und militärischen Besatzungsorgane an, obwohl offiziellen Verlautbarungen zufolge die HLKO auf den besetzten Gebieten der Sowjetunion keine Gültigkeit hatte, schließlich sei die Existenz der Letzteren ja beendet.

Auf Kulturunterschiede traf die jeweilige Besatzungsmacht sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg. Während die Besatzungspolitik des NS-Regimes überwiegend von der Rassenideologie bestimmt wurde, war die des Kaiserreichs vom Überlegenheitsgefühl eines zivilisierten Europäers bestimmt. Doch gab es schon während des Ersten Weltkrieges einige antijüdische Verordnungen im Deutsche Reich, und der Antisemitismus manches deutschen Offiziers und Beamten fand einen gewissen Widerhall seitens der Polen und Litauer, was zum Teil auf die antisemitische Gesetzgebung des Zarenreichs zurückzuführen ist. Westerhoff zeigt den Einfluss der verschieden Niveaus der gesellschaftlichen Entwicklung: So hätten die Unternehmer „den russisch-polnischen Arbeitskräften eine niedrige Kulturstufe [attestiert], die sie darin meinten beobachten zu können, dass den Polen die für moderne Industriebetriebe notwendige Pünktlichkeit und der Ordnungssinn fehlten“ (S. 107). Aus der Sicht der deutschen Besatzungsorgane war die geringere Produktivität der Landwirtschaft in Litauen auch von „großer Faulheit und Indolenz“ verursacht, „indem sie es gewohnt sind, nur soviel zu bebauen, als für ihren eigenen Bedarf nötig ist“ (S. 160).

Die Situation der jüdischen Bevölkerung erschwerte sich im Laufe des Krieges, da zu dessen Beginn ihre traditionellen, im Zarenreich gesetzlich reglementierten Betätigungsbereiche – Handel und Handwerk – stark zurückgingen und Arbeitslosigkeit zu einem wachsenden Problem wurde. Zwar machten Juden einen großen Teil der von der Besatzungsmacht

gemusterten bzw. zwangsrekrutierten Arbeiter aus, doch waren sie an schwere körperliche Arbeit in Bergbau, Landwirtschaft, Straßenbau oder Forstwesen nicht gewöhnt. Dazu kamen die Demütigungen derer sie ausgesetzt waren, wenn sie ihren Traditionen folgten und ihre Feiertage begingen. Die meisten sozialdisziplinären Maßnahmen in den Städten von Ober Ost im Sinne „der Erziehung zur Arbeit und zur Reinlichkeit“ zielten gegen die jüdische Bevölkerung (S. 217).

Wie schon gesagt, fußte die Okkupationspolitik des Dritten Reichs in den besetzten Ostgebieten großenteils auf der nationalsozialistischen Rassenideologie. Die Stellung verschiedener Völker in der Rassenhierarchie war schon zuvor „wissenschaftlich“ bestimmt worden; diesem Schema folgte auch die Arbeitskräftepolitik. Auf der niedrigsten Stufe standen die Juden, denen anfangs die Vernichtung zgedacht war. Estland wurde bekanntlich schon auf der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 für „judenfrei“ erklärt, Zehntausende litauischer und lettischer Juden wurden ermordet, derselbe Schicksal traf großenteils auch die Juden, die aus Europa ins Baltikum transportiert wurden. Plath zeigt aber, dass nach dem Scheitern des Blitzkrieges auch Juden wenigstens zum Teil als Arbeitskraft betrachtet wurden. Wer die erste Mordwelle überlebt hatte, wurde zur Arbeit gezwungen – freilich vollkommen rechtlos. Dasselbe galt auch in Bezug auf die Sinti und Roma. Die nächste Stufe in der Rassenhierarchie nahmen die Slawen ein, besonders die Polen und Russen, während Ukrainer und auch Belarussen gelegentlich eine etwas privilegierte Stellung einnehmen konnten. Dazu kamen noch zwei große Gruppen: die sowjetischen Kriegsgefangenen und die so genannten „Evarussen“, d.h. Menschen, die ab 1943 zwangsweise von den frontnahen Gebieten auf sowjetischem Gebiet ins Baltikum, aber auch ins Deutsche Reich evakuiert, deportiert oder verschleppt wurden.

Auf der nächsthöheren Stufe standen in der NS-Ideologie die Litauer und Lettgaller, beides überwiegend katholische Völker. Neben dem Umstand, dass gerade bei ihnen der deutsche Einfluss historisch gesehen gering war, spielte auch die Tatsache eine Rolle, dass in den ehemaligen litauischen Gouvernements Kowno und Wilno sowie in Lettgallen, das bis im Zarenreich zum Gouvernement Vitebsk zählte, die Leibeigenschaft erst 1861 abgeschafft wurde, während dies in den Ostseeprovinzen bereits in den Jahren 1816/19 geschehen war. Daher begann die landwirtschaftliche Entwicklung wie auch die Herausbildung moderner Bodenbesitzverhältnisse in der erstgenannten Region wesentlich später. In Litauen und in Lettgallen wurden Razzien durchgeführt, um Arbeitskräfte gewaltsam zusammenzutreiben und in das übrige Baltikum bzw. nach außerhalb zu schicken.

Letten und Esten „genossen“ eine vergleichsweise bevorzugte Stellung unter den „Einheimischen“. Obwohl auch aus Litauern, Russen, Ukrainern und Belarussen verschiedene, der SS und Polizei oder der Wehrmacht unterstellte Bataillone aufgestellt wurden, begann seit 1942/43 der Aufbau

größerer lettischer und estnischer Waffen-SS-Verbände, weshalb diese Nationen von den Zwangsarbeitsrekrutierungen befreit waren. Bald nach der Aufstellung der Legionen wurden einige rassistische Verbote für Esten und Letten aufgehoben (z.B. das Verbot des geschlechtlichen Verkehrs mit Deutschen). Für lettische und estnische Historiker dürfte Plaths Betrachtungsweise der Mobilisierungen von 1943 interessant sein. Während man in Estland und m.E. auch in Lettland die so genannte verdeckte Mobilisierung der Jahrgänge 1919 bis 1924 hauptsächlich aus militärischer Perspektive betrachtet hat, als eine Maßnahme zum Aufbau der Waffen-SS-Regimenter, sieht Plath sie vom Standpunkt der Musterung von Arbeitskräften aus, schließlich gelangten diejenigen, die nicht „freiwillig“ den Legionen beitraten, in die Kriegsindustrie oder in den Hilfsdienst der Wehrmacht. Viele junge Letten und Esten wurden auch in den Reichsarbeitsdienst eingezogen. Aus der Sicht der Nationalsozialisten ging es nicht nur um deren Arbeitsleistung, sondern auch um den Versuch, diese Jungen und Mädchen im Geist des Nationalsozialismus zu erziehen. Für die meisten Esten und Letten selbst aber war dies nur eine Möglichkeit, anderen Formen der Arbeits- oder Wehrdienstpflicht zu entkommen und die Erlaubnis zu erhalten, das Studium an den Hochschulen fortzusetzen. Letzteres war nur möglich, wenn man nachweisbar sechs Monate gegen den Bolschewismus gekämpft hatte oder ein Jahr im Reichsarbeitsdienst war.

Für die Besatzungsmacht stellten die Küstenschweden in Estland und die Ingermannland-Finnen in der Leningradskaja Oblast' zwischen Narva und St. Petersburg besondere Kategorien. Die erste (um 7 000 Personen) wurde in den Jahren 1943 und 1944 nach Schweden, die andere (ca. 60 000 Personen) nach Finnland transportiert – aufgrund von deutschen Vereinbarungen mit dem neutralen Schweden und dem verbündeten Finnland. Obwohl Plath diese Gruppen keineswegs gründlich untersucht, scheinen diese Aspekte der Besatzungspolitik in der deutschsprachigen Fachliteratur ziemlich unbekannt zu sein. Auf der Basis der Dokumente der deutschen Besatzungsbehörden und der manchmal zweifelhaften Behauptungen von Major Karl Mothander (vermittelt durch den Beamten der Besatzungsverwaltung Dr. Taube) ist das bei Plath gelieferte Bild keineswegs vollständig (S. 432-437). Zu den mehr oder weniger Privilegierten gehörten auch einige kleinere Völkerschaften – die finnougriischen Liven und Woten und auch die so genannten Wilnotataren (S. 375). Bei den Letzteren handelt es sich um Karäer (Karaimen), einer türkischstämmigen Volksgruppe, den Krimtataren verwandt, die schon seit dem 14. Jahrhundert in Litauen lebte und dem jüdischen Glauben anhing – ein auf einer langen Geschichte gründendes Rätsel für die Besatzungsmächte. Der nationalsozialistische Antisemitismus war aber biologisch und nicht, wie im Zarenreich, mit dem Bekenntnis verbunden. Daher konnten die mosaisch-gläubigen Karaimen tatsächlich zu den „Privilegierten“ gehören.

Beide Bücher folgen einem streng systematischen Aufbau. Westerhoff betrachtet das Problem zunächst in den zwei verschiedenen geografischen Gebieten, dem Generalgouvernement Warschau und Ober Ost, und dann chronologisch: auf Rekrutierung und Beschäftigung von 1914 bis 1916 folgt der totale Krieg mit Zwangsrekrutierungen und Zwangsarbeit seit dem Herbst 1916. Die Zunahme der militärischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten brachte jedoch in einigen Bereichen zugleich eine gewisse Mäßigung der Arbeitskräftepolitik mit sich, weshalb Westerhoff die Periode 1917–1918 unter dem Titel „Zuckerbrot und Peitsche“ betrachtet.

Plath betrachtet in der ersten Hälfte seines Buches die verschiedenen Zielsetzungen und Methoden der diversen Besatzungsorgane hinsichtlich der Arbeitskräftepolitik: der Zivilverwaltung der Reichskommissariate und Generalkommissariate des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete, der Polizei und der SS, der Wehrmacht und der Wirtschaftsbehörden der Wehrmacht, der Reichswirtschaftsbehörden, hier besonders der Behörde des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz Fritz Sauckel, und, *last but not least*, der Landeseigenen Verwaltungen. Natürlich kamen diese verschiedenen Organisationen mit ihren oft widersprüchlichen Zielsetzungen nicht konfliktfrei miteinander aus, zumal der Bedarf an Arbeitskräften in Industrie und Landwirtschaft von Jahr zu Jahr anwuchs, aber der Krieg immer noch mehr forderte. In der zweiten Hälfte seines Buches betrachtet Plath das Problem aus der Perspektive der Betroffenen, d.h. durch die Sicht der verschiedenen Völker, die im Baltikum Objekt des „Arbeitseinsatzes“ waren: Litauer, Letten, Esten und einige kleinere Gruppen. Diese Betrachtungsweise ist besonders lobenswert, gerade auch angesichts der vielen Sprachen und der unübersichtlichen Quellenlage. Gerade in diesem Bereich ist Plaths Leistung anzuerkennen, da er sich weder auf die Perspektive der Besatzer noch auf die Sichtweise eines der besetzten Völker beschränkt.

Wie schon gesagt, sind beide Studien vor allem Archivstudien, behaftet mit positiven, aber auch mit negativen Aspekten. Besonders Plath bringt sehr viele Zitate, wodurch einerseits mithilfe der Sprache der Geist und sozusagen der Geruch der Vergangenheit der Leserin und dem Leser nähergebracht werden, doch verliert sich andererseits hinter all diesen Zitaten oft die Analyse. Beide Bücher wären eigentlich als Nachschlagewerke brauchbar, doch muss der Rezensent die Verlage dafür kritisieren, dass sie am Register gespart haben, obgleich beide Arbeiten mit Personen- und Ortsnamen überfüllt sind. Auch ist die Benutzung der baltischen Ortsnamen nicht immer einheitlich, und man bekommt ein buntes Bild von litauischen, lettischen, estnischen, deutschen, russischen und polnischen Namensformen präsentiert, wohinter sich meist verschiedene, aber manchmal auch ein und dieselben Ortschaften verbergen können. Nur mithilfe von Registern hätte hier eine gewisse Ordnung erreicht werden können.

Zusammenfassend kann man sagen, dass beide Bücher einen wertvollen Beitrag zur Erforschung des Ersten und Zweiten Weltkrieges in Baltikum liefern. Das Problem des Arbeitskräfteeinsatzes berührte viel mehr Menschen als die Mobilisierungen oder die Kämpfe an der Front. Doch sind diese Fragen bis heute kaum auf einem abstrakteren Niveau erforscht, zumal die Arbeit selbst auch außerhalb des Kontextes der Zwangs- und Sklavenarbeit zu den normalen Dingen des Lebens gehört, selbst in der Kriegszeit.

Das Buch von Tilman Plath ist von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ initiiert worden, die vor und nach der Jahrtausendwende Kompensationen für die Opfer der repressiven Maßnahmen der nationalsozialistischen Herrschaft gezahlt hat. Zu diesen Repressionen, für die Zehntausende, die ein halbes Jahrhundert nach dem Krieg noch lebten, entschädigt wurden, gehörten auch verschiedene Formen der Zwangsarbeit oder des Arbeitsdienstes. Obwohl die Dokumente und Kompensationsanträge der ehemaligen Opfer und damit auch Tausende von Lebensgeschichten wohl noch unter Datenschutz stehen, bietet das Werk von Tilman Plath eine gute Basis für die wissenschaftliche Arbeit mit diesen Materialien in der Zukunft.

Auf den ersten Blick gibt es viele Parallelen in der Arbeitskräftepolitik der deutschen Besatzungsmächte während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges – doch eben nur auf den ersten Blick. Wenn auch die Erfahrung aus dem Generalgouvernement Warschau und aus Ober Ost für die Akteure während des Zweiten Weltkrieges mit Sicherheit auf die eine oder andere Weise brauchbar war, ist es doch viel wesentlicher – was sich gerade auch anhand des Arbeitseinsatz von Menschen aus den besetzten Gebieten zeigt –, dass die Besatzungsbehörden des kaiserlichen Deutschlands *cum grano salis* ausführende Organe eines Rechtsstaats seiner Zeit waren; die gesamte Politik der Besatzungsbehörden des Dritten Reichs jedoch wurde von totalitären und rassistischen nationalsozialistischen Zielsetzungen geprägt.

TOOMAS HIIO

ĒRIKS JĒKABSONS: *Aizmirstie karavīri – ebreji Latvijas armijā 1918.–1940. gadā* [Die vergessenen Soldaten – die Juden in der lettischen Armee 1918–1940]. Ebreju biedrība Šamir. Rīga 2013. 281 S., Abb. ISBN 9934800365.

Im Frühling 2013 veröffentlichte der lettische jüdische Verein „Šamir“ das vorliegende Buch, das nicht die erste Monografie ist, mit dem Ēriks Jēkabsons seine Professionalität als Historiker beweisen kann. Allerdings

fragt man sich angesichts des Titels „Die vergessenen Soldaten“ unwillkürlich, von wem, wie und warum diese Soldaten vergessen wurden? Es wäre sicher ein Gewinn für diese Studie gewesen, wenn der Autor ein zusätzliches Kapitel zur Frage angefügt hätte, welche Rolle die jüdischen Soldaten im sozialen Gedächtnis Lettlands im Allgemeinen und in dem der jüdischen Gemeinschaft im Besonderen gespielt haben. Der 1928 gegründete „Verein der Befreier Lettlands jüdischer Herkunft“ (*Zidu tautības Latvijas atbrīvotāju biedrība*), den Vf. durchaus anspricht, ist sicher ein wichtiges Element dieser Erinnerungskultur. Aber wieso gerieten diese Soldaten, deren Erinnerung offensichtlich gepflegt wurde, trotzdem in Vergessenheit? Wie der Historiker Ārons Šneijers in seinem Geleitwort andeutet, dürfte dies eng mit der sowjetischen Geschichtspolitik verbunden gewesen sein, in deren Rahmen die Erinnerung an Soldaten, die auf der „falschen“ Seite im Unabhängigkeitskrieg kämpften, unmöglich war. Viele der jüdischen Soldaten sind im Holocaust und im Gulag umgekommen (S. 7). Allerdings wäre auch die Frage, warum diese jüdischen Soldaten mehr als 20 Jahre nach der Wiedererlangung der lettischen Unabhängigkeit noch als „vergessen“ gelten, eine nähere Beschäftigung wert. Tatsächlich endete ihre Geschichte weder mit der sowjetischen Okkupation 1940 noch mit dem Holocaust in Lettland.

Eingangs finden sich überraschend viele Grußworte. Zur historischen und politischen Bedeutung des Buches äußern sich sowohl der ehemalige Verteidigungsminister Artis Pabriks als auch der Rabbiner Menahems Barkahans, die Historiker Aivars Stranga und Šneiders sowie weitere Personen des öffentlichen Lebens. Gerade Strangas Text führt gut in das Thema ein; doch sagen diese Geleitworte wenig über die Qualität des Buches aus, im Gegenteil: Wenn Pabriks z.B. meint, die Juden seien die zweitälteste Minorität in Lettland gleich nach den Deutschbalten gewesen (S. 6), bedürfte es schon einer näheren Erklärung, was ihn zu dieser Behauptung verleitet hat.

Der Hauptteil des Buches besteht aus einer Einführung, drei Kapiteln und einem Fazit. Das erste Kapitel erläutert die Fragestellung, führt in die Ereignisse des lettischen Unabhängigkeitskrieges ein und schildert das (Alltags)leben der lettischen Armee in der Friedenszeit (S. 14-23). Auch die Formierung und der Aufbau der lettischen Streitkräfte werden hier beschrieben. Es wäre eventuell hilfreich gewesen, im einführenden Teil auch kurz die Lage der Juden am Anfang des 20. Jahrhunderts zu diskutieren, um so die Herausbildung des Patriotismus und des bürgerlichen Bewusstseins vieler lettischer Juden besser nachvollziehen zu können. Zwar kommt der Autor hier und da auf diese Fragen zu sprechen, doch fehlt ein komprimierter Abschnitt hierzu.

Das zweite Kapitel widmet sich explizit der jüdischen Beteiligung am Unabhängigkeitskrieg (S. 24-68). Hier liefert Jēkabsons dankenswerterweise wesentliche neue Informationen, denn die hier genannte Zahl von ca. 2 000

jüdischen Soldaten übertrifft unseren bisherigen Kenntnisstand ungefähr um das Doppelte. Mindestens 40 von ihnen waren Offiziere, Sanitätsoffiziere oder Militärpersonen in einem entsprechenden Rang. Mindestens vier Juden erhielten die höchste Auszeichnung für militärische Verdienste in Lettland, die dritte Stufe des *Lāčplēsis*-Ordens. Zudem beteiligten sich an der Verteidigung der Republik auch viele jüdische Ärzte und Krankenschwestern, die nicht in den aktiven Kriegsdienst eingezogen worden waren. 37 jüdische Soldaten kamen bei ihrem Einsatz ums Leben. Jēkabsons versucht auch den Mythos von den zahlreichen jüdischen Deserteuren zu widerlegen, der in den 1920er und 1930er Jahren in Lettland entstanden war. Auf der Grundlage seiner Archivstudien verweist er darauf, dass der Anteil desertierender Juden sich nicht von dem Anteil an Fahnenflüchtigen bei anderen ethnischen Gruppen unterschied (S. 48).

Die hier vorgestellten Geschichten der jüdischen Soldaten sind oft recht emotional. So galt z.B. der zehnjährige jüdische Junge Kopel Gorelik während der Befreiungskämpfe als jüngster Soldat der lettischen Armee (S. 26). Es gibt im Buch noch andere Episoden, die vom Mut vieler Juden beiderlei Geschlecht erzählen, die in diesem Krieg auf der Seite der jungen Republik standen.

Eines der Unterkapitel behandelt die Aktivitäten des „Vereins der Befreier Lettlands jüdischer Herkunft“. Es wurde schon darauf hingewiesen, dass die Tätigkeit dieses Vereins im Kontext der Erinnerungspolitik der Zwischenkriegszeit betrachtet werden sollte. Insgesamt hätte man gerne mehr darüber gelesen, wie die Gesellschaft sich damals an den Unabhängigkeitskrieg erinnert hat. Allerdings hätte die Auswertung der Tätigkeit der diversen vergleichbaren Organisationen den Rahmen dieses Abschnitts gesprengt. Interessant wäre auch der Frage nachzugehen, wie das Verhältnis zwischen den jüdischen Veteranen der Baltischen Landeswehr und den Mitgliedern des 1921 gegründeten „Vereins der ehemaligen Angehörigen der Baltischen Landeswehr und des 13. Tuckumschen Infanterieregiments“ (*Vācu baltiešu zemessargu un 13. Tukuma kājnieku pulka atvaļināto karavīru biedrība*) war. Gerade in diesem Verein nahm in der zweiten Hälfte der 1930er nach Auskunft der Politischen Verwaltung (*Politiskā pārvalde*) die nationalsozialistische Propaganda zu.¹ Die Erörterung dieser Fragen wäre auch deshalb von Bedeutung, weil die Nationalitätenpolitik der Zwischenkriegszeit bislang nur in Hinblick auf die Beziehungen zwischen den Letten und den ethnischen Minderheiten untersucht worden ist, Untersuchungen zum jüdisch-deutschbaltischen Verhältnis jedoch fehlen. Überhaupt wäre es spannend, einmal auch den internationalen Verbindungen des „Vereins der Befreier Lettlands jüdischer Herkunft“ nachzugehen. Wie wurde z.B. seine Tätigkeit von den zentralen Weltorganisationen jüdischer Frontsoldaten

¹ Siehe z.B. den Dienstvermerk des Leiters der Politischen Verwaltung des Gebiets Liepāja, Grinbergs, 29.9.1937, in: Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas valsts vēstures arhīvs*, Riga), Bestand 3724, Findbuch 1, Akte 11236, Bl. 263.

beeinflusst? Sind die Vertreter dieser jüdischen Organisation in Lettland nicht vielleicht sogar die ersten gewesen, die eine transnationale Erinnerungskultur für ihre Gemeinschaft stifteten? All dies sind freilich in erster Linie mögliche Themen für zukünftige Forschungen.

Im dritten Kapitel beschreibt Jēkabsons den Dienst in der lettischen Armee während der Friedenszeit. Im Zentrum stehen allerdings vor allem jüdische Offiziere. Vermisst werden hier Informationen zur Situation von jüdischen Wehrpflichtigen. Auch hier eröffnen sich Möglichkeiten für weitere Untersuchungen.

Schließlich fasst der Autor im letzten Textteil seine Ergebnisse in lettischer und englischer Sprache zusammen (S. 79–87) – die Wiederholung einiger statistischer Angaben ist der Redaktion wohl entgangen. Hier beschreibt er auch die eindeutig negative Haltung jüdischer Soldaten gegenüber der sowjetischen Okkupation im Sommer 1940.

Die drei Anhänge enthalten weitere Informationen zu den jüdischen Soldaten: Im ersten finden sich Angaben zu den Offizieren, Sanitätsoffizieren und Militärbeamten jüdischer Herkunft, die zwischen 1919 und 1940 in der lettischen Armee gedient haben (S. 90–95). Der zweite bietet eine Liste der Fördermitglieder des „Vereins der Befreier Lettlands jüdischer Herkunft“ (S. 96–99). Im dritten Anhang sind die Namen derjenigen jüdischen Soldaten aufgelistet, die am Unabhängigkeitskrieg teilgenommen haben (S. 100–261).

Schließlich folgt noch ein umfangreicher Bildteil, der Materialien aus der Presse, den persönlichen Archiven und aus dem Archiv von „Šamir“ umfasst. Auch wenn dieses illustrative Material für sich genommen durchaus interessant ist, steht es leider in keiner direkten Verbindung mit dem Text. Da auch der Text schon Bilder enthält, kann man sich somit fragen, was der separate Bildanhang eigentlich soll. Eventuell hätte es sich angeboten, einige der hier veröffentlichten Bilder in den Text zu integrieren.

Abschließend sei betont, dass Jēkabsons' Buch zweifellos ein Ereignis in der modernen Historiografie Lettlands ist. Aus seiner Feder stammen zwar schon einige Arbeiten,² die sich mit diesem Krieg beschäftigen, dem Unabhängigkeitskrieg, ohne den es Lettland nicht gegeben hätte. Doch bricht der Autor hier mit einigen Stereotypen des lettischen ethnozentrischen Geschichtsbilds. Die Studie wirft zudem auch etliche Fragen auf, die hoffentlich als Katalysator für neue Forschungen wirken werden

² ĒRIKS JĒKABSONS: *Latvijas Neatkarības karš 1918.–1920. gadā. Galveno militārpolitisko norišu atspoguļojums historiogrāfijā* [Der lettische Unabhängigkeitskrieg in den Jahren 1918–1920. Die Darstellung der wichtigsten militärischen und politischen Handlungen in der Historiografie], in: *Latvijas valstiskumam 90. Latvijas valsts neatkarība: ideja un realizācija. Starptautiska konference 2008*, 13.–14. novembris, Rīga, hrsg. von JĀNIS BĒRZIŅŠ, Rīga 2010, S. 20–44; DERS.: *Piesardzīgā draudzība: Latvijas un Polijas attiecības 1919. un 1920. gadā* [Die vorsichtige Freundschaft: Die Beziehungen zwischen Lettland und Polen in den Jahren 1919 und 1920], Rīga 2007.

– sowohl hinsichtlich des Unabhängigkeitskriegs als auch in Bezug auf die Geschichte der ethnischen Minderheiten in Lettland. Trotz der oben geäußerten Kritik wegen der Vernachlässigung der Frage der Erinnerungspolitik kann man dieses Buch selbst ja als Denkmal bezeichnen, in welchem der „vergessenen Soldaten“ gedacht wird.

Leider hält die Qualität der Buchproduktion mit der des Textes nicht mit. Bereits nach der ersten Lektüre fielen Seiten heraus, und der dünne Umschlagdeckel sah schon recht traurig aus. Solch ein Buch erfüllt seine Funktion für das kulturelle Gedächtnis erst dann, wenn es gelesen und diskutiert wird. Als vorsichtig zu behandelndes Souvenir im Bücherregal ist es jedoch wertlos.

KASPARS ZELLIS

SEBASTIAN RIMESTAD: *The Challenges of Modernity to the Orthodox Church in Estonia and Latvia (1917–1940)*. Verlag Peter Lang. Frankfurt am Main 2012. 333 S. ISBN 9783631624371.

Die Orthodoxie befand sich sowohl in Estland als auch in Lettland in einer komplizierten Lage, da ihr gegenüber eine recht ambivalente Einstellung in der Gesellschaft herrschte. Doch darf ihre Rolle bei der Entwicklung der beiden Staaten ebenso wenig unterschätzt werden wie die mit der Modernisierung einhergehenden Herausforderungen sowohl für die estnische und die lettische Gesellschaft als auch für die orthodoxe Kirche. Mit der Analyse dieser wichtigen und interessanten, doch zugleich sehr komplexen Prozesse hat sich Sebastian Rimestad, Kirchenhistoriker an der Universität Erfurt, in seiner Promotion befasst.

Als die drei wichtigsten Ziele des hier anzuzeigenden Buches nennt der Verfasser erstens das Anliegen, eine zeitgemäße Abhandlung über die orthodoxe Kirche Estlands und Lettlands in der Zwischenkriegszeit in einer international verbreiteten Sprache vorzulegen; zweitens strebt er mit dieser Arbeit an, verschiedene Narrative über die Entwicklung der orthodoxen Kirche herauszuarbeiten; drittens wiederum soll seine Studie eine Diskursanalyse des orthodoxen Glaubens in Estland und Lettland in der Zwischenkriegszeit bieten, die bislang noch nicht geleistet worden sei (S. 20). Wenngleich diese Ziele durchaus Respekt einflößen können, kann man nicht behaupten, der Verfasser sei an ihnen gescheitert. Schon der Umfang des ausgewerteten Materials ist beachtlich, zählen zu ihm doch auch estnisch-, lettisch- und russischsprachige Quellen.

In dem ersten der insgesamt vier Kapitel des Buches – *Modernity and Orthodox Christianity* – erläutert der Autor sein Verständnis des äußerst komplizierten Begriffs der „Modernität“, indem er ihn in Verbindung mit den Begriffen der „Ideologie“ und „Identität“ behandelt und ausführlich erklärt, warum und wie er diese Termini in seiner Studie auslegt und verwendet. In demselben Kapitel gibt der Verfasser eine Übersicht darüber, mit welchen Herausforderungen die orthodoxe Kirche in Russland und auf dem Balkan (!) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts konfrontiert war. Zudem untersucht er, wie sich der Erste Weltkrieg auf sie auswirkte, und geht auf ihre rechtliche Stellung ein. Am Ende des Kapitels nimmt der Verfasser die Massenmedien in den Fokus, welche ihm als wichtigste Quellen dienen; dabei beschränkt er sich jedoch auf die in der Zwischenkriegszeit publizierten Texte rechtgläubiger Esten und Letten (S. 53).

Das zweite und umfangreichste Kapitel des Buches, *Orthodox Church Structures*, vermittelt in einer übersichtlichen und gut lesbaren Form den historischen Hintergrund, indem es die Strukturen der orthodoxen Kirche in den Ostseeprovinzen seit der Gründung des Amtes des Rigaer Vikarbischofs im Jahre 1836 vorstellt. Rimestad geht gründlich auf die internen Widersprüche in der orthodoxen Kirche nach Gründung der unabhängigen Staaten ein, aber auch auf die Probleme zwischen orthodoxen und nicht-orthodoxen Christen. In einer grundsätzlich chronologischen Herangehensweise werden die Entwicklungen in den beiden Staaten parallel betrachtet. Große Aufmerksamkeit wird dabei der Person des lettischen Erzbischofs Jānis und dessen Einfluss auf die Entwicklung der orthodoxen Kirche Lettlands zuteil. Im Hinblick auf Estland wird kein geistlicher Würdenträger derart ausführlich behandelt, was sich damit erklären lässt, dass die orthodoxen Kirchenstrukturen dort nicht so stark zentralisiert waren. Der Autor beschäftigt sich eingehend mit diversen Krisen der 1930er Jahre, von denen die Kirche betroffen war, und analysiert ihr Verhältnis zu den autoritären Regimen von Konstantin Päts und Kārlis Ulmanis. In diesem Kapitel erhält man eine gute Grundlage um zu verstehen, warum und auf welche Weise sich Struktur und Identität der orthodoxen Kirche in Estland und Lettland in der Zwischenkriegszeit so unterschiedlich entwickelten.

Im dritten Kapitel *Orthodox Baltic Identity: Language and Tradition* beschäftigt sich der Autor mit der Frage der Identität der orthodoxen Esten und Letten. Während er in seinem Buch die orthodoxen Kirchen Estlands und Lettlands vorwiegend parallel untersucht, so unterzieht er hier Esten und Letten einer gemeinsamen Betrachtung. Behandelt werden Sprache und Liturgie, der Gesang und die Musik, zudem die Kalenderfragen, durch die sich orthodoxe Christen von Lutheranern deutlich unterscheiden. Im Kontext der Identitätsfrage betrachtet der Verfasser auch das Verhältnis zum ökumenischen Diskurs der Orthodoxie, das (gespannte) Verhältnis

zur lutherischen Kirche sowie die Position der orthodoxen Christen in einer sich zunehmend säkularisierenden Gesellschaft.

Das vierte Kapitel, *Orthodox Baltic Historiography*, versucht, die orthodoxe Tradition und ihre Behandlung im Rahmen der estnischen und lettischen Historiografie zu verstehen, indem Geschichte als eine Form der Identitätsbildung angesehen wird (S. 229). Um die Position der orthodoxen Kirche in den historischen Abhandlungen darzustellen, präsentiert Rimestad das dominierende deutschbaltische Geschichtsnarrativ, das auch zur Herausbildung der nationalen historischen Narrative der Esten und Letten beigetragen hat. Er untersucht die Einstellung der estnischen und lettischen Presse zur orthodoxen Kirche in der Zwischenkriegszeit, wobei er außer der professionellen Geschichtsschreibung auch Schulbücher und schöngeistige Literatur heranzieht.

Rimestad kommt am Ende seiner Studie zu dem Schluss, dass sich die orthodoxen Kirchen der beiden baltischen Staaten zumindest äußerlich darum bemühten, den Eindruck einer mit der Zeit gehenden religiösen Institution zu erwecken, die mit einem Bein direkt auf dem Boden der allgemeinen Gesellschaft stand. Allerdings sei es beiden Kirchen nicht gelungen, das Verhältnis dieser estnischen und lettischen Gesellschaft entscheidend zu ihren Gunsten zu verändern. Rimestad jedoch ist der Auffassung, dass aus der Perspektive der orthodoxen Kirche insgesamt die strukturellen Modernisierungen der Zwischenkriegszeit in Estland und Lettland eines der glänzendsten Kapitel in der Geschichte der Orthodoxie überhaupt darstellen.

Die Lektüre des Buches wird erleichtert durch die flüssige Sprache des Autors; dabei wird es durch zum Teil recht emotionale Äußerungen (z.B. S. 23) belebt, die etwa bei der Behandlung der Unstimmigkeiten zwischen Lutheranern und orthodoxen Christen von der Sympathie zeugen, die der Verfasser für sein Forschungsobjekt, die orthodoxen Christen, hegt (S. 216). Rimestad nimmt auch Rücksicht auf die möglicherweise bescheidenen Hintergrundkenntnisse der potentiellen Leser, was dem mit der Vergangenheit der Region vertrauten Publikum manchmal ermüdend erscheinen mag (etwa S. 28). An diesen Stellen wiederum ist stets eine deutliche Empathie für die zwei Kleinstaaten zu spüren.

Das Buch von Rimestad hat noch einen weiteren wichtigen Vorteil aufzuweisen: Eine parallele Behandlung Estlands und Lettlands ermöglicht es auch den einheimischen Lesern, sich der Problematik der orthodoxen Kirche in der Zwischenkriegszeit anhand der Ähnlichkeiten und Unterschiede der beiden damals jungen Republiken mit ihrer so ähnlichen Geschichte zuzuwenden, wodurch sich geradezu ein Paralleluniversum öffnet. Nimmt man zudem noch hinzu, dass – zumindest im estnischen Fall – die lokale orthodoxe Kirche offensichtlich eher als fremdes Element galt, mag es sich erklären, warum es bislang nur recht wenige geschichtswissenschaftliche Untersuchungen zu ihr gibt. Schon allein deshalb verdient

Rimestads Studie hervorgehoben zu werden. Nicht zuletzt kann sie auch einen gewissen Aktualitätsfaktor verbuchen, entfacht das historische Erbe doch auch heute noch Leidenschaften – etwa hinsichtlich der Spaltung der lokalen orthodoxen Kirchen zwischen den Patriarchen von Konstantinopel und Moskau.

LINDA LAINVOO

Baltic Eugenics: Bio-Politics, Race and Nation in Interwar Estonia, Latvia and Lithuania 1918–1940 (On the Boundary of Two Worlds. Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics, 35). Hrsg. von BJÖRN M. FELDER und PAUL J. WEINDLING. Rodopi. Amsterdam u.a. 2013. 333 S. ISBN 9789042037229.

Das hier anzuzeigende Sammelwerk ist als 35. Band einer akademischen Buchreihe des in den Niederlanden ansässigen Verlags „Rodopi“ erschienen, welche sich Abhandlungen zur Zeitgeschichte des Baltikums widmet. Der Sammelband ist in zwei Teile aufgeteilt. Der erste Teil des Bandes, der drei Viertel seines Umfangs ausmacht, enthält Aufsätze über Eugenik im Baltikum, insbesondere in der Zwischenkriegszeit. Der zweite Teil umfasst vier Beiträge zur Geschichte der Eugenik in der Ostseeregion. Wie Björn M. Felder, einer der Herausgeber, in seiner Einleitung anmerkt, sei es „quite astonishing that the Baltics’ bio-politics and eugenics agenda remain outside the broader focus of historians“ (S. 6). Zweifelsohne ist ihm auch darin zuzustimmen, dass solche Untersuchungen zu einer fundamentalen Änderung der Einschätzungen über die autoritären Regime der 1930er Jahre und die diesbezüglichen gesellschaftlichen Debatten führen könnten.

Der einleitende Aufsatz aus der Feder des Medizinhistorikers Paul J. Weindling liefert eine Übersicht über die Übernahme der Ideen der Eugenik in der baltischen Region. Ken Kalling hat für dieses Sammelwerk die Anwendung der Eugenik in Estland in der Zwischenkriegszeit erforscht. Er führt aus, dass trotz der recht weiten Verbreitung der Ideologie der Eugenik ihre Grundsätze in der Gesellschaft jedoch nur in marginalem Umfang umgesetzt wurden. Das 1936 eingeführte Gesetz zur Zwangssterilisierung wurde nur in 41 Fällen angewandt. Kalling liefert auch Hinweise darauf, wie sich die Ideologie der Eugenik auf die Entwicklung der autoritären Regierung ausgewirkt haben könnte, doch bleibt das Augenmerk darauf gerichtet, wie sich die Bekundung der Ideologie der Eugenik unter autoritären Verhältnissen veränderte. Im gemeinsamen Aufsatz von

Kalling und Leiu Heapost wird die Frage behandelt, welchen Einfluss die Naturwissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert auf die Herausbildung einer estnischen Nationalidentität ausübten. Ihren Ausführungen zufolge entwickelten sich rassistische Vorurteile, die der physischen Anthropologie des 19. Jahrhunderts entstammten, zu Autostereotypen der Esten.

Der Herausgeber Felder untersucht die Entwicklung der rassistischen Identität, der physischen Anthropologie und der Eugenik in Lettland in den Jahren 1918 bis 1940. Dabei gelangt er zu der Behauptung, dass das Projekt der lettischen Eugenik am Ende der 1930er Jahre in ideeller Hinsicht eher der Eugenik in Deutschland als derjenigen in Skandinavien ähnelte, mit dem Unterschied allerdings, dass im Unterschied zu Deutschland die Grundsätze der Eugenik in Lettland nicht angewandt wurden. Von Vladimirs Kuznecovs stammt ein Beitrag über die psychiatrische und medizinische Gesetzgebung in Lettland in den 1930er Jahren sowie über deren Zusammenhang mit der rechtlichen Situation in Deutschland. Er ist der Ansicht, dass ungeachtet dessen, dass das deutsche Sterilisationsgesetz wesentlichen Einfluss auf die Erarbeitung des betreffenden Gesetzes in Lettland ausübte, das Letztere ganz anders angewandt wurde, da es sich dem Aspekt der Freiwilligkeit nicht verschloss. Der Aufsatz von Ineta Lipša behandelt die Einstellung gegenüber der Abtreibung und Schwangerschaftsverhütung in Lettland in der Zwischenkriegszeit; dabei kommt sie zu dem Schluss, dass die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs in den Jahren 1933 bis 1935 die Einführung einer demokratischen Tradition markiere, jedoch sein Verbot 1935 als Remaskulinisierung des Strafgesetzes unter autoritärer Herrschaft zu sehen sei. Derartige Schlussfolgerungen lassen allerdings eine stärkere theoretische Argumentation und Grundlage vermissen. Arūnas Germanavičius und Felder liefern eine Abhandlung über den Konflikt zwischen der Eugenik, dem Staat und der Kirche in Litauen in der Zwischenkriegszeit. Ungeachtet dessen, dass in Litauen ein staatliches Eugenikprogramm fehlte, habe eine Agenda für versteckte eugenische Maßnahmen existiert, die auf die Konfrontation zwischen den Befürwortern der Eugenik einerseits und dem Staat und der Kirche andererseits zurückging.

In einem weiteren Beitrag untersucht Maciej Górny die nationale Charakterologie Ostmitteleuropas während des Ersten Weltkrieges. Den Großteil seiner Schlussfolgerungen zieht er auf der Grundlage eines Vergleichs der Darstellung des „Feindes“ in Polen und in der Ukraine, wobei Deutschland das Feindbild abgibt. Vsevolod Bashkuev befasst sich mit dem Kampf gegen die Syphilis in der Burjat-Mongolei in den Jahren 1923 bis 1928. Er kommt zu dem Schluss, dass die ursprüngliche Modernisierungsideologie der Bolschewiki mit den Grundsätzen der europäischen Eugenik verschmolzen sei. Wenngleich es sich um einen Beitrag zur Medizingeschichte handelt und die Behauptung, dass der Kampf gegen die Syphilis erfolgreich gewesen sei, zweifelsohne als ein Forschungsergebnis angesehen

werden kann, hätte man gerne eine Stellungnahme zu der Frage gelesen, inwieweit die Zerstörung des bisherigen Lebensstils der Burjaten, die unter der Devise der Eugenik stand, diese zu ihrem groß angelegten und blutig unterdrückten Aufstand 1929 nur noch mehr motivierte.

Der Aufsatz von Maija Runčis geht auf die Sterilisation im Wohlfahrtsstaat Schweden aus der Perspektive der *gender studies* ein. Sie führt aus, dass in den Jahren 1934 bis 1976, als in Schweden das Gesetz zur Zwangssterilisierung galt, welches in erster Linie mit dem Vorwand der Diagnose „Schwachsinn“ operierte, Frauen den Großteil der Sterilisierten ausmachten. Diese Frauen, so die damals verbreitete Auslegung, seien der von ihnen erwarteten Rolle in der Gesellschaft nicht gewachsen gewesen. Volker Roelcke unterzieht in seinem Beitrag die Institutionalisierung der psychiatrischen Genetik in Deutschland, Großbritannien, in den USA und in Schweden in den Jahren 1910 bis 1960 einer vergleichenden Betrachtung. Er zieht die vorsichtige Schlussfolgerung, dass trotz der Umbruchszeiten und einer unterschiedlichen politischen Agenda dieser Staaten die dort praktizierte, auf der Eugenik beruhende Wissenschaft der medizinischen Genetik nicht so gravierende Unterschiede aufwies, wie man dies zuweilen angenommen hat. Dies schließt natürlich nicht aus, dass ein Großteil der deutschen Wissenschaftler in diesem Bereich nichts gegen das besondere Interesse der Nationalsozialisten an der Eugenik hatte, da so eine großzügige Finanzierung lockte und den Wissenschaftlern die Möglichkeit gegeben wurde, sich an der Bevölkerungspolitik des Regimes aktiv zu beteiligen.

Im Ergebnis vermitteln die Beiträge des hier vorgestellten Sammelbandes den Eindruck, dass ebenso wie der eugenische Diskurs im Baltikum in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts seinem bereits vorhandenen Pendant im übrigen Europa angepasst wurde, nun auch die Historiografie dieses Phänomens in Estland, Lettland und Litauen sich an der bereits entwickelten historischen Eugenikforschung orientiert. Dabei hätten moderne Forschungsstrategien, auf die mitunter durchaus hingewiesen wird, die jedoch nicht umgesetzt werden, durchaus mutiger angewandt werden können. So bleiben die Texte in ihrem erkenntnisleitenden Interesse und in ihrem methodologischen Gerüst doch zumeist dem vergleichsweise engen Rahmen der Medizingeschichte verhaftet. Natürlich ist dieses Vorhaben etwas dadurch erschwert, dass keine ausführlichen Untersuchungen über die baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit in dieser Hinsicht vorliegen; angesichts der geringen Zahl der Forscher in diesem Bereich und der eher bescheidenen Finanzierungsperspektive der Geschichtswissenschaft in der nahen Zukunft sind solche Studien in nächster Zukunft offensichtlich auch nicht zu erwarten. Dennoch könnte man durch eine geringfügige Veränderung der Forschungsperspektive eine ganz andere Qualität erreichen, die den Politik- und Kulturhistorikern, die sich mit der betreffenden Periode beschäftigen, noch deutlicher die Möglichkeiten neuerer Strategien aufgezeigt hätte. Dessen ungeachtet ist die redaktionelle Bearbeitung

dieses Sammelbandes einwandfrei, der in vor dem Hintergrund der derzeitigen Forschung zu den baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit einen sehr fortschrittlichen Eindruck macht.

RAIKO JÄÄRATS

DENISS HANOVS, VALDIS TĒRAUDKALNS: *Ultimate Freedom – No Choice. The Culture of Authoritarianism in Latvia, 1934–1940* (Central and Eastern Europe, 2). Brill. Leiden und Boston 2013. 272 S. ISBN 9789004243552; MICHAEL KOHRS: *Die Litauische Nationale Union – Porträt einer (Staats-)Partei. Die Litauische Nationale Union (LTS) und ihre Bedeutung für das autoritäre Regime der Zwischenkriegszeit in Litauen 1924 bis 1940*. Peter Lang. Frankfurt am Main u.a. 2012. 374 S. ISBN 9783631623763.

Als 1934, vor gerade 80 Jahren, die bis dahin demokratischen Republiken Estland und Lettland durch unblutige Putsche in autoritäre Regime verwandelt wurden, war dies in einem Europa, in dem Diktaturen und totalitäre Regime dominierten, eher Ausdruck von Anpassung und weniger ein Ereignis, das international für Aufsehen gesorgt hätte. So war Litauen bereits seit 1926 unter Antanas Semtona und dessen Litauischer Nationalen Union zu einem autoritären Staat umgewandelt worden. Semtona hatte damit auf die Machtergreifung von Józef Piłsudski in Polen reagiert, mit dem seit der Besetzung von Vilnius ein fortwährender außenpolitischer Konflikt bestand. Man muss den Umsturz in Litauen aber auch im Kontext von Mussolinis faschistischem Italien sehen, das der litauische Diktator bewunderte. Heute sind die baltischen Regime von Konstantin Päts in Estland, Kārlis Ulmanis in Lettland und Antanas Smetona in Litauen in mehrfacher Hinsicht interessant und gleichzeitig geschichtspolitisch brisant. Einmal stellen die Zwischenkriegsrepubliken für die heutigen baltischen Staaten wichtige historische und erinnerungspolitische Referenzen dar, da die baltischen Staaten damals überhaupt erst auf der politischen Bühne erschienen waren. Bis heute wird aber Politikern wie Historikern aus Estland, Lettland und Litauen vorgeworfen, die autoritären Regime nicht kritisch zu reflektieren oder grundsätzlich aufzuarbeiten. So wurde in der lettischen Hauptstadt Riga vor einigen Jahren ein Ulmanis-Denkmal in Sichtweite des Außenministeriums eingeweiht.

In der UdSSR waren Untersuchungen dieser „faschistischen“ Staaten tabu, der sowjetischen Logik folgend, dass alle nationalen Bestrebungen

mit Ausnahme der russischen als „faschistisch“ gebrandmarkt wurden. Diese Strategie prägt auch im heutigen Russland unter Putin vielfach die Agenda gegenüber den Nachbarstaaten und deren nationalem Selbstbewusstsein. Die großen Arbeiten zu diesem heiklen Thema der Zwischenkriegszeit blieben bisher aus. Nach dem überblicksartigen Sammelband von Erwin Oberländer von 2001 hat sich bis heute kein Wissenschaftler ernsthaft mit der Frage ausführlich befasst, wie „faschistisch“ oder „totalitär“ die baltischen Regime gewesen seien.¹ Nun sind gleich zwei Arbeiten zu den baltischen Regimen entstanden. Michael Kohrs befasst sich in der klassischen Weise der Politikgeschichte mit der Litauischen Nationalen Union (*Lietuvių tautininkų sąjunga* LTS), der Partei Smetonas in Litauen, während sich Deniss Hanovs und Valdis Tēraudkalns mit kulturwissenschaftlichen Handwerkzeug dem Ulmanis-Regime in Lettland nähern. Beide Studien haben unterschiedliche Ausgangspunkte und Zielrichtungen.

Kohrs zeigt zunächst den individuellen Weg von Smetona als Teil der nationalistischen Bewegung, die in der Verbindung mit nationalkonservativen Katholiken die litauische Unabhängigkeitsbewegung unterstützte und 1918 schließlich ihr Ziel verwirklichen konnte. Er gibt nur einen groben Überblick zur historischen Entwicklung bis 1926, schildert dann aber ausführlich den Umsturz mit den politischen und gesellschaftlichen Hintergründen. Smetona konnte die Schwäche der sozialdemokratischen Regierung nutzen und mit Hinweis auf deren angebliches Bündnis mit der Sowjetunion die Macht ergreifen. Dabei stützte er sich auf weite Teile des Militärs und vor allem auf die jungen Offiziere, von denen nicht wenige der Geheimorganisation „Eiserner Wolf“ unter der Führung von Smetonas Weggefährten Augustinas Voldemaras angehörten, der eine faschistische Herrschaft anstrebte. Nach der Machtübernahme verstand es Smetona, sowohl die unliebsamen Katholiken aus seiner Junta zu drängen als auch Konkurrenten zu entmachten. So etwa Voldemaras, der seinerseits einen Putsch gegen Smetona geplant hatte. Smetona, der sich ursprünglich zum König ausrufen lassen wollte, etablierte ein Regime, das sich stark am italienischen Faschismus orientierte und faschistische Elemente wie Führerkult, Kammersystem und Pressezensur aufwies. Am Beispiel der LTS zeigt Kohrs, wie sich Smetona bemühte, mit seiner Partei nicht nur die Massen zu erreichen, sondern auch eine monolithische Staatspartei zu etablieren. Mit der Entwicklung hin zum Einparteienstaat und den Bemühungen, durch Ämtervergabe an Parteimitglieder die Verwaltung zu unterwandern bzw. einen parallelen Machtapparat auszubilden, erfüllt Smetona ein zentrales Kriterium des Totalitarismus, wie ihn Hannah Arendt beschrieben hat.² Doch blieb das Regime ansonsten moderat. Weder wurde die Presse effektiv kontrolliert oder zentralisiert noch erfolgte eine totale Erfassung oder Mobilisierung

¹ Autoritäre Regime in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1944, hrsg. von ERWIN OBERLÄNDER, Paderborn 2001.

² HANNAH ARENDT: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München 1986.

der Bevölkerung. Auch fehlte eine kohärente Ideologie. Von Totalitarismus oder Faschismus kann daher nicht gesprochen werden. Kohrs bezieht sich auf das Model des *generic fascism* nach Roger Griffin und wählt die Bezeichnung „Parafaschismus“,³ da seiner Meinung nach nur wenige Elemente faschistischer Herrschaft übernommen und ausgeprägt wurden. Es habe vor allem ein zentrales Merkmal faschistischer und totalitärer Herrschaft gefehlt: die Gewalt. Allein ein Dutzend Todesurteile wurden unter Smetona als Reaktion auf verschiedene Putschversuche verhängt und ausgeführt. Interessanterweise führte Smetona einen Kulturkampf gegen die Katholische Kirche, sodass man nicht von einem katholischen Regime sprechen kann wie etwa in Österreich unter Dollfuß. Smetona verstand es aber dennoch, die katholisch geprägten Eliten für sich zu gewinnen. So unterstützte auch der katholische Religionsphilosoph Antanas Maceina Smetonas Rhetorik des „organischen Staates“.

Der Stern des litauischen Diktators begann zu sinken, nachdem Polen 1938 seinem Nachbar durch militärische Drohungen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen aufgezwungen hatte, was faktisch die Anerkennung der Annexion des Vilniusgebietes bedeutete – ein innenpolitisches Fiasko. Zwar fiel Vilnius 1939 an Litauen, nachdem es von der Roten Armee im Rahmen des Hitler-Stalin-Paktes besetzt worden war, doch führte dieses Danaer-Geschenk schließlich auch in die sowjetische Annexion und Besetzung. Smetona floh 1940 nach Deutschland.

Kohrs Analyse der LTS als Herrschaftsinstrument und Strukturelement des autoritären Regimes ist deutlich herausgearbeitet und solide ausgeführt. Was der Arbeit fehlt, ist eine Analyse der Ideologie oder der ideologischen Ansätze in Rhetorik und Propaganda sowie der modernistischen Konzepte und Praxis, die es ermöglichen würden, Litauen in den europäischen Kontext einzubetten. Mögliche Referenzen wären das *social engineering* wie es Thomas Etzemüller am Fall Schwedens gezeigt hat, das Modell des *high modernism* nach James Scott oder das Modernismus- und Faschismuskonzept nach Roger Griffin, das Kohrs zumindest anreißt.⁴

Der Kommunikationswissenschaftler Denis Hanovs und der Religionswissenschaftler Valdis Tēraudkalns gehen im Vergleich zu Kohrs den umgekehrten Weg. Sie untersuchen den autoritären „Diskurs“, die Propaganda und die Inszenierung von Staat, „Führer“ und Nation. Nach einer Einführung zur lettischen Geschichte beschreiben sie die autoritäre Inszenierung des lettischen Führerkults um den *Vadonis* („Führer“) Ulmanis als Erfüllung der lettischen Geschichte. Anhand des Singspiels „Das Lied der Wiedergeburt“, das bereits kurz nach der Machtergreifung 1934 in Riga

³ ROGER GRIFFIN: *Modernism and Fascism: The Sense of a Beginning under Mussolini and Hitler*, Houndmills 2007.

⁴ THOMAS ETZEMÜLLER: *Die Romantik der Rationalität: Alva & Gunnar Myrdal – Social Engineering in Schweden*, Bielefeld 2010; JAMES C. SCOTT: *Seeing Like a State: How Certain Schemes to Improve the Human Conditions Have Failed*, New Haven 1998; GRIFFIN, *Modernism* (wie Anm. 3).

uraufgeführt wurde, illustrieren die Autoren die Schaffung eines neuen säkularreligiösen Mythos im Sinne der *Palingenese*, einer ganzheitlichen Erneuerung der Nation, wie sie von Griffin definiert wurde. In einem weiteren Kapitel beschreiben sie die Versuche des Regimes, die multiethnische und strukturschwache Region Lettgallen zumindest propagandistisch zu integrieren. Es folgt ein Exkurs zu den Massenveranstaltungen in Riga und Rēzekne als Teil des Agrarismus und der autoritären Festkultur des „15. Mai“, des Jahrestags der Machtergreifung, sowie des Unabhängigkeitstags am 18. November. Mitarbeiter des lettischen Propagandaministeriums hatten zur Vorbereitung die faschistischen Massenaufmärsche sowohl in Deutschland als auch in Italien studiert. Aufschlussreich im Sinn eines urbanen und architektonischen Modernismus als Instrument des Regimes ist das Beispiel der Stadtplanung von Riga, speziell des „Siegesplatzes“ jenseits der Düna als protofaschistisches Aufmarschgelände. Abschließend werden die Versuche demonstriert – anders als in Litauen – die protestantische Kirche in den Staat zu integrieren.

Hier vermisst man allerdings einen Hinweis auf die Versuche der Ultrationalisten wie Ernsts Brastiņš, eine pagane „lettische Religion“ zu schaffen, die *Dievturība*, die zumindest vom Regime geduldet wurde und sich gegen jegliche christliche Religion richtete. Wenig überzeugend ist der Versuch der Autoren, nicht nur den Führerkult von Ulmanis und Stalin, sondern auch deren Regime zu vergleichen und deren Wechselwirkungen aufzuarbeiten. Die beiden Diktatoren sind strukturell und in ihrer diktatorischen Dimension zu verschieden, zudem scheint der Vergleich unangemessen und ist in einem Kapitel kaum zu bewältigen.

Man hätte sich gewünscht, dass sich Hanovs und Tēraudkalns anhand des *Palingenesis*-Konzepts von Griffin an eine tiefere Analyse gewagt hätten. Jordan Kuck sah in seiner Arbeit zur lettischen Jugendorganisation *Jaunpulki* im Gegensatz zu den beiden Autoren starke faschistische Tendenzen und berief sich dabei ebenfalls auf Griffin.⁵ Tatsächlich fehlen dem hier rezensierten Werk die Bezüge zur praktischen Politik, zur Gewalt und zur Mobilisierung. Man fragt sich zudem, was damals unter einem „Letten“ verstanden wurde und wie die Nation unter Ulmanis definiert war.

Es liegt auf der Hand, dass die „Wiedergeburt“, wie sie damals propagiert wurde, vor allem eine biologische und biopolitische Erneuerung beinhaltete, einen Punkt, den die Arbeiten von Hanovs/Tēraudkalns und Kohrs nicht nachgehen. Kohrs erwähnt immerhin die eugenischen Konzepte aus dem Parteiprogramm der LTS von 1928. Beide Bücher argumentieren aber immer noch im alten Denkschema, wonach Rassendenken und Rassismus in Lettland und Litauen keine Rolle gespielt hätten. Neuere

⁵ JORDAN KUCK: *Renewed Latvia. A Case Study of the Transnational Fascism Model*, in: *Fascism 2* (2013), Heft 2, S. 183-204.

Arbeiten sprechen dagegen sogar von baltischen „Rassestaaten“.⁶ Gerade in der Arbeit zu Lettland vermisst man diesbezüglich Bezüge zum „Neuen Nationalismus“, der seit 1936 von Regime Ulmanis propagiert wurde und einen eindeutig rassischen bzw. biologisierten Nationsbegriff favorisierte.

Gleichwohl stellen beide Bände wichtige Beiträge zur Erforschung des baltischen Autoritarismus dar, wobei die Arbeit von Hanovs und Tēraudkalns zu den methodisch elaborientesten und innovativsten der letzten Jahre gehört. Man würde sich wünschen, dass zukünftig nicht nur entsprechende Arbeiten zum Pāts-Regime in Estland entstehen, sondern auch der gesamt Baltische und europäische Blick mehr Beachtung findet.

BJÖRN M. FELDER

JULIA ROSCHE: *Zwischen den Fronten. Die Rolle Estlands zwischen dem Hitler-Stalin-Pakt und dem Ende des Zweiten Weltkriegs im internationalen Kontext*. Diplomica Verlag. Hamburg 2012. 132 S. ISBN 9783842886186. eBook-Ausgabe ISBN 9783842836181. Unter demselben Titel mit identischem Text auch: Grin Verlag. München 2013. 132 S. ISBN 9783656241232.

Als das Book-on-Demand-Verfahren aufkam, bestand eine gewisse Hoffnung durch die Herabsetzung der Schwelle zur Publizierung könnten auch wissenschaftliche Titel zu randständigen Themen leichter erscheinen und unser verfügbares Wissen so gemehrt werden. Fast das genaue Gegenteil trat ein. Die Herabsetzung der Publikationsschwelle bedeutete, dass eine wahre Flut minderwertiger Veröffentlichungen in diesem Verfahren uns die wenigen gehaltvollen Titel übersehen lässt. Neben Magister- und Bachelorarbeiten werden inzwischen sogar studentische Hausarbeiten ohne jegliche Qualitätskontrolle veröffentlicht. So bietet beispielsweise der Grin Verlag, der das zu besprechende Büchlein ein zweites Mal (!) publiziert hat, inzwischen mehr als 145 000 derartiger Veröffentlichungen an. In Zeiten von knappen Bibliotheksetats weltweit werden leider Ressourcen für die Beschaffung von irrelevanten Titeln verschwendet, die im Book-on-Demand-Verfahren massenhaft und billig produziert werden können, danach aber teuer verkauft werden.

⁶ Baltic Eugenics. Bio-Politics, Race and Nation in Interwar Estonia, Latvia and Lithuania 1918–1940, hrsg. von BJÖRN M. FELDER und PAUL J. WEINDLING, Amsterdam 2013.

Damit ich nicht falsch verstanden werde, auch im traditionellen Verlagswesen erscheinen zahlreiche unwichtige oder leider viel zu teure Bücher und durch die Kostensenkung für die Veröffentlichung könnte Book-on-Demand eigentlich gute Dienste leisten. Manch eine Magisterarbeit erschließt bisher unbearbeitete Quellen, nutzt einen originellen Zugang oder verschafft uns in einer bestimmten Sprache einen Überblick über ein Thema, zu dem bisher in dieser Sprache wenig oder gar nicht publiziert wurde. Jedoch weist die überwältigende Mehrheit der „wissenschaftlichen“ Literatur, die in diesem Verfahren veröffentlicht wird, erhebliche inhaltliche und sprachliche Mängel auf, ist bedeutungslos oder basiert auf einem veralteten oder lückenhaften Forschungsstand.

Julia Rosche hat für ihre Magisterarbeit über die Rolle Estlands im Zweiten Weltkrieg an der Universität Bamberg im Fach Geschichte die Note 1,0, also die Bestnote, erhalten, wie uns einer ihrer Verlage mitteilt. In Bamberg gibt es allerdings offenbar keinen Experten der baltischen Geschichte. Denn an der Universität Tartu wäre diese Arbeit entweder gar nicht erst zugelassen, zur Überarbeitung an die Verfasserin zurückgereicht oder mit einer schwachen Note bewertet worden aufgrund der schweren Mängel und Probleme. Da jedoch einer der Verlage die Arbeit zur Rezension eingereicht hat, wird diese hier erfolgen.

Ein Hauptproblem besteht sicherlich im viel zu großen Umfang des Themas, denn die Autorin beleuchtet nicht nur die Periode des Zweiten Weltkriegs, sondern wendet fast die Hälfte des Fließtextes für die Vorkriegszeit und den weiteren historischen Rahmen auf. Da sie die Situation Estlands im internationalen Zusammenhang klären möchte und somit einen Schwerpunkt auf die internationalen Beziehungen setzt, muss sie zusätzlich noch auf die Position verschiedener Staaten eingehen. Dies alles lässt sich schwerlich im Rahmen einer Magisterarbeit auf 116 Seiten behandeln und daran scheitert Rosche.

Obwohl die Verfasserin Estnisch beherrscht und sie somit Zugang zur estnischsprachigen Literatur sowie zu hiesigen Suchmaschinen wie ESTER (wissenschaftliche Bibliotheken) und ETIS (Estnisches Wissenschaftsinformationssystem) hätte, versagt sie bereits beim Bibliografieren. Auch gibt es sogar eine publizierte Auswahlbibliografie zur estnischen Zeitgeschichte,¹ die sie nicht kennt. Offenbar ließ sich von Bamberg aus nur eine eher willkürlich aufgefundene und vor allem oftmals veraltete Literatur bearbeiten. So kennt sie die beiden neuen Überblicksdarstellungen zur baltischen Geschichte von Andres Kasekamp und Andrejs Plakans nicht, sondern verlässt sich bei der Darstellung des historischen Rahmens auf die sehr gute Geschichte Estlands von Seppo Zetterberg und die knappen und populärwissenschaftlichen Überblicke der baltischen Geschichte von

¹ Auswahlbibliographien zur Geschichte des Kommunismus in Osteuropa, Bd. III: Estland, hrsg. von WIEBKE JÜRGENS, Berlin 2009.

Michael Garleff und Ralph Tuchtenhagen.² Ihr ist der sechste Band der Geschichte Estlands (1917–1991) unbekannt,³ ebenso wenig weiß sie um die reichhaltigen Ergebnisse der verschiedenen estnischen Kommissionen, deren Flugschiffe ein Weißbuch und die umfangreichen Sammelbände „Estonia 1940–1945“ sowie „Estonia since 1944“ sind.⁴ Jüri Ants wegweisende Monografie zum Zeitraum von 1939 bis 1941 bleibt unbeachtet.⁵ Von Elena Zubkovas bahnbrechender Arbeit zum Baltikum während des Stalinismus hat Rosche nicht gehört, obwohl diese Monografie auch auf Estnisch erschienen ist und die sehr wichtige sowjetische Perspektive behandelt.⁶ Bei der Lektüre Zubkovas hätte die Autorin gemerkt, wie schwach ihre Arbeit bezüglich der sowjetischen Seite ist, selbst Andrej Ždanov tritt nur als Šdanov auf. In ihrer Darstellung stützt sich Rosche auf solide, aber inzwischen teilweise überholte Historiker wie Seppo Myllyniemi oder Alvin Isberg,⁷ den in Estland durchaus umstrittenen Magnus Ilmjärv⁸ oder den in dieser Zeitschrift gründlich verrissenen Karl Heinz Gräfe.⁹

² ANDRES KASEKAMP: A History of the Baltic States, Basingstoke 2010; ANDREJS PLAKANS: A Concise History of the Baltic States, Cambridge 2011; SEPPO ZETTERBERG: Eesti ajalugu [Estnische Geschichte], Tallinn 2009; MICHAEL GARLEFF: Die baltischen Länder. Estland, Lettland, Litauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München 2001; RALPH TUCHTENHAGEN: Geschichte der baltischen Länder, München 2005.

³ Eesti ajalugu VI: Vabadussõjast taasiseseisvumiseni [Geschichte Estlands VI: Vom Freiheitskrieg bis zur Wiederherstellung der Eigenstaatlichkeit], hrsg. von AGO PAJUR und TÕNU TANNBERG, Tartu 2005.

⁴ The White Book. Losses Inflicted on the Estonian Nation by Occupation Regimes 1940–1991, hrsg. von VELLO SALO u.a., Tallinn 2005; Estonia 1940–1945: Reports of the Estonian International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity, hrsg. von TOOMAS HIIO, MEELIS MARIPUU und INDREK PAAVLE, Tallinn 2006; Estonia since 1944: Reports of the Estonian International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity, hrsg. von TOOMAS HIIO, MEELIS MARIPUU und INDREK PAAVLE, Tallinn 2009.

⁵ JÜRI ANT: Eesti 1939–1941: rahvast, valitsemisest, saatusest [Estland 1939–1942: über die Bevölkerung, das Regieren und das Schicksal], Tallinn 1999.

⁶ ELENA ZUBKOVA: Pribaltika i Kreml' 1940–1953 [Das Baltikum und der Kreml], Moskau 2008; DIES.: Baltimaad ja Kreml 1940–1953 [Das Baltikum und der Kreml], Tallinn 2009.

⁷ SEPPO MYLLYNIEMI: Die Neuordnung der Baltischen Länder 1941–1944. Zum nationalsozialistischen Inhalt der deutschen Besatzungspolitik, Helsinki 1973 (Historiallisia tutkimuksia, 90); ALVIN ISBERG: Zu den Bedingungen des Befreiers. Kollaboration und Freiheitsstreben in dem von Deutschland besetzten Estland 1941 bis 1944, Stockholm 1992 (Studia Baltica Stockholmiensia, 10).

⁸ MAGNUS ILMJÄRV: Hääletu alistumine. Eesti, Läti ja Leedu välispoliitilise orientatsiooni kujunemine ja iseseisvuse kaotus 1920. aastate keskpaigast anneksioonini [Schweigende Unterwerfung. Die Herausbildung der außenpolitischen Orientierung und der Verlust der Unabhängigkeit von der Mitte der 1920er Jahre bis zur Annexion], Tallinn 2010 (überarbeitete Neuauflage).

⁹ KARL HEINZ GRÄFE: Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz. Die baltischen Staaten zwischen Diktatur und Okkupation, Berlin 2010 (Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung, Beiheft 6); siehe die Besprechung des Rezensenten in: Forschungen zur baltischen Geschichte 6 (2011), S. 322–326.

Einschlägige Autoren wie Jüri Ant, Karsten Brüggemann, David Feest, Toomas Hiio, Andres Kasekamp, Vahur Made, Meelis Maripuu, Eero Medijainen, der Rezensent, Indrek Paavle, Aigi Rahi-Tamm, Tõnu Tannberg, Jaak Valge und andere treten im Literaturverzeichnis nur mit einzelnen Titeln oder gar nicht auf, obwohl sie zahlreiche Veröffentlichungen zum Themenbereich der Arbeit vorzuweisen haben. Ebenso wurden die einschlägigen Zeitschriften nicht bearbeitet.¹⁰

Das vorliegende Büchlein kann nur eine Zusammenfassung der bisherigen Literatur sein. Fehlende Russisch-Kenntnisse mögen noch tolerierbar sein, obwohl der Autorin so ein Teil der sowjetischen Perspektive entgeht. Wenn aber ein Großteil der einschlägigen Literatur einfach ignoriert wird, vermag das daraus entstehende Referat für einen Universitätsabschluss reichen, doch eine Veröffentlichung lohnt sich eher weniger. Aufgrund der selektiven Wahrnehmung der Forschung kann es nur zu erheblichen Fehleinschätzungen kommen. Der Leser erfährt mitunter von unbekanntem Aspekten der estnischen Geschichte wie eines Einfalls der baltischen „Landwehr“ am 25. Februar 1918 (S. 3) oder einer Rückkehr zur Demokratie im Jahr 1938 trotz fortbestehenden Verbots von Parteien und weiterer Beschränkungen der Freiheitsrechte (S. 13). Manchmal gibt die Autorin drastische Fehleinschätzungen Karl Heinz Gräfes wieder wie eine Preissteigerung während des ersten sowjetischen Jahres von nur rund 50% und eine verbesserte Gesundheitsversorgung (S. 79). Der Rezensent konnte dagegen auf Basis sowjetischer Akten für diesen Zeitraum eine Inflation in der Größenordnung von etwa 1000% und eine Zunahme der natürlichen Sterblichkeit um die Hälfte belegen.¹¹

In ihren Folgerungen schießt Julia Rosche an einigen Stellen deutlich über das Ziel hinaus. So bezeichnet sie sämtlich Esten, die auf deutscher Seite gekämpft haben schlichtweg als Kollaborateure (S. 90 und 92). Auf Initiative der sowjetischen Führung wurden tatsächlich mobilisierte baltische Soldaten und Polizisten, die als Mannschaftsdienstgrade oder Unteroffiziere auf deutscher Seite gekämpft hatten, ausdrücklich von der Bestrafung ausgenommen, sofern sie nicht in Kriegsverbrechen verwickelt waren.¹² Zwar wurden viele trotzdem grundlos bestraft, aber in ihrem Pauschalurteil erscheint Rosche so stalinistischer als Stalin.

Deutlich überschätzt die Autorin den Handlungsspielraum der estnischen Regierung und geht hart mit ihr ins Gericht: „Die Fehler der politischen Führung führten nicht nur zum Verlust der staatlichen Unabhängigkeit,

¹⁰ Eine Liste fehlender einschlägiger Literatur wäre zu umfangreich, um sie an dieser Stelle abdruckend.

¹¹ OLAF MERTELSMANN: Der stalinistische Umbau in Estland. Von der Marktzur Kommandowirtschaft, Hamburg 2006 (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa, 14), S. 47-51, 55.

¹² OLAF MERTELSMANN, AIGI RAHI-TAMM: Cleansing and Compromise. The Estonian SSR in 1944–1945, in: Cahiers du monde russe 49 (2008), S. 319-340, hier S. 333.

sondern beeinflussten auch die internationale Rolle Estlands.“ (S. 112). In ihrer Arbeit kann die Autorin nicht überzeugend belegen, wie sie zu einer solchen harschen Folgerung kommt, die sie mit ihren allerletzten Bemerkungen allerdings etwas abmildert (S. 115f.). Zweifelsohne wurden von der estnischen Politik manche Fehler gemacht und eine bessere Kooperation mit den baltischen Nachbarn hätte die Position Estlands etwas gestärkt, aber alle ostmitteleuropäischen Staaten gerieten unter die Dominanz Hitlers und später Stalins. Wenn selbst Polen und die Tschechoslowakei zu Spielbällen der Diktatoren wurden und erst 1989/90 die volle Souveränität zurückgewinnen konnten, welche Chancen hatte ein Kleinstaat wie Estland die Unabhängigkeit und möglicherweise eine Neutralität zu erhalten? Rosches Vorwürfe gegen die estnische Führung klingen oftmals einfach naiv.

Es wäre sinnlos an dieser Stelle auf weitere fragwürdigen Passagen und Fehler einzugehen, von denen die Arbeit nur so wimmelt. Obwohl Rosche manchmal auch gekonnt referiert, überwiegt insgesamt ein sehr negativer Eindruck. Der auf Basis von viel zu wenig Literatur hastig zusammengeschriebene und nicht weiter redigierte Text erfüllt nicht die Ansprüche für eine wissenschaftliche Publikation.

OLAF MERTELSMANN

PRIT BUTTAR: *Between Giants. The Battle for the Baltics in World War II*. Verlag Osprey. Oxford 2013. 400 S. ISBN 9781780961637.

Ein Überblick über den Zweiten Weltkrieg im Baltikum wäre sicherlich eine sinnvolle Ergänzung der baltischen Zeitgeschichte. Doch der vorliegende Band zielt auf ein ganz anderes Publikum, nämlich auf Leser, die an einer populärwissenschaftlichen, militärgeschichtlichen Darstellung eines weitgehend unbekanntes Kriegsschauplatzes interessiert sind. Der Verfasser Prit Buttar ist niedergelassener Arzt für Allgemeinmedizin, der nach dem Studium als Militärarzt in den britischen Streitkräften gedient hatte. Einen „Durchbruch“ als Amateurhistoriker verzeichnete er mit einem Werk über die Kämpfe in Ostpreußen 1944–1945.¹ Nun sind Beiträge von Amateuren nicht unbedingt schlecht für die Historiografie, in der Lokalgeschichte sind sie sogar unverzichtbar, doch Buttars Werk weist zahlreiche Probleme auf.

¹ PRIT BUTTAR: *Battleground Prussia. The Assault on Germany's Eastern Front 1944–45*, Oxford 2010.

Das Literatur- und Quellenverzeichnis besteht nur aus zehneinhalb Seiten, wobei der Inhalt der zitierten Dokumente zumeist längst bekannt ist und zur Entwicklung des Narrativs wenig beiträgt. Mit Erstaunen stellt der Leser fest, dass Buttar nicht nur englisch- und deutschsprachige Literatur zitiert, sondern auch polnische, russische, estnische, lettische und litauische Titel. Wer sich allerdings die Rechtschreibung des Literaturverzeichnisses anschaut, kann vermuten, dass Buttar nur im Deutschen und möglicherweise Polnischen als Fremdsprache zuhause ist. Wer aus der korrekten (englischen) Transliteration „Mif o genotside“ nämlich „Meef o Genocheede“ macht (S. 369), kann keinesfalls des Russischen mächtig sein. Der Autor hat also einen Teil der benutzten Titel an einzelnen Stellen entweder mühsam mit Hilfe eines Wörterbuches selbst entziffert oder sich entsprechende Übersetzungen anfertigen lassen. Das Literaturverzeichnis verrät auch, dass Buttar einen erheblichen Anteil der einschlägigen Literatur nicht kennt und auf mitunter obskure oder veraltete Werke des baltischen Exils oder sowjetischer Herkunft zurückgreift sowie auf ebenfalls zweifelhafte Memoiren deutscher Veteranen. Nicht einmal das Hauptwerk der modernen deutschen Militärgeschichte, das zehnbändige Sammelwerk „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“ hat er konsultiert, obwohl doch einzelne Kapitel auf die Vorgänge im Baltikum eingehen und stellenweise immer noch den aktuellsten Forschungsstand darstellen. Die Mehrheit der neueren Literatur hat er ignoriert, ob zur Sowjetisierung, zur deutschen Okkupation, zu den Partisanen oder zur politischen Geschichte usw. Die Liste fehlender Autoren und Titel wäre zu lang, sie hier wiederzugeben.

Buttar referiert also auf einer relativ schmalen Basis, ohne sich in der Historiografie zum Baltikum wirklich auszukennen. Den Schwerpunkt legt er zwar auf eine etwas veraltete Schilderung der militärischen Operationen, doch versucht er auch den Rahmen der politischen Geschichte, den Holocaust, die Kollaboration, den Widerstand oder die Nachwirkungen des Kriegs in der Region nicht zu ignorieren. Dies ist ihm einerseits positiv anzurechnen, andererseits strotzt die Darstellung dermaßen von veralteten Informationen und direkten Fehlern, dass es schwer zu ertragen ist. Einige Beispiele: Die Esten seien als letztes der drei Völker des Baltikums christianisiert worden (S. 15). In der Mitte des 19. Jahrhunderts sei in Lettland und Estland eine große Landreform erfolgt (S. 16). Lettland habe vor dem Zweiten Weltkrieg eine Einwohnerzahl von rund einer Million aufgewiesen (S. 276). Die Angaben zu Deportationen, Bevölkerungsverlusten und Kriegsschäden (z.B. S. 48, 276, 321) sind heute längst veraltet. Die Operation „Winterzauber“, eine von mehreren Aktionen zur Vernichtung von Dörfern sowie der Ermordung von Zivilisten in einer bestimmten Region, um Partisanen die Unterstützung zu entziehen, erfolgte laut Buttar 1943 in Lettgallen (S. 152). Tatsächlich handelte es sich aber um weißrussische und russische Gebiete. Wiederholt lässt der Autor jemanden durch die Gestapo

verhaften, obwohl im Reichskommissariat Ostland einzig SD und Sicherheitspolizei zum Einsatz kamen. Die Gestapo operierte nur im Reich und in annektierten Territorien. Diese Beispiele mögen als Beleg dafür genügen, dass dem Autor einfach die nötige Kompetenz für das Thema fehlt – auch für eine populärwissenschaftliche Veröffentlichung.

Buttar kann zweifelsohne gut schreiben und die militärhistorischen Abschnitte sind überzeugender als diejenigen zum allgemeinen geschichtlichen Rahmen. Trotzdem erscheint dem Rezensenten beispielsweise die sehr starke Betonung der deutschen Auftragstaktik bei völliger Ignorierung des Bewegungskrieges als etwas zweifelhaft. Die sowjetische Seite vermag der Verfasser nicht so gründlich zu beleuchten wie die deutsche, was offenbar durch die Sprachbarriere hervorgerufen wurde. Die baltische Perspektive wird noch weniger sorgfältig behandelt, doch dies deutet der Titel bereits an.

Alles in allem überwiegen die Schwachpunkte und dieses Werk ist nicht zu empfehlen. Auch für populärwissenschaftliche Arbeiten gelten Qualitätsstandards und die Darstellung sollte keine zu groben Schnitzer enthalten.

OLAF MERTELSMANN

ALDIS PURS: *Baltic Facades. Estonia, Latvia and Lithuania since 1945*. Reaktion Books. London 2012. 203 S. ISBN 9781861898968.

Dass man dieses Buch mit Gewinn liest, aber am Ende doch etwas ratlos beiseite legt, hat nicht etwa damit zu tun, dass es den Spezialisten der baltischen Geschichte wenig Neues bietet, wie der Autor gleich zu Beginn warnt (S. 7, 16). Schließlich sind auch Spezialisten interessiert an Synthesen, in welchen die Geschichte „ihrer“ Region einem breiteren Publikum vorgestellt wird. Und eine Synthese der Geschichte Estlands, Lettlands und Litauens von 1945 bis zur Wirtschaftskrise am Anfang des 21. Jahrhunderts sucht man auf dem Markt bislang vergebens.

Dieses Buch schrieb Purns nach eigenem Bekunden für „bankers, architects, librarians, lawyers, doctors, teachers, clerks, accountants, brand managers“, für Menschen also, die seiner Meinung nach mit einer gesunden intellektuellen Neugier durch die Welt zögen, darunter auch Touristen, ohne jedoch viel Zeit für Spezialstudien zu haben (S. 7). Purns möchte Kontexte liefern, um demjenigen, der ein berufliches oder privates Interesse an Estland, Lettland und/oder Litauen entwickelt hat, bei der Einordnung

flüchtiger Nachrichten zu helfen. Diese Absicht ist nur zu begrüßen, doch dürfte das Resultat einerseits zu textlastig sein, um es mit klassischer Reiseliteratur (bzw. mit Wikipedia) aufnehmen zu können, andererseits aber ist es logischerweise zu wenig auf das jeweils spezielle Interesse des anvisierten Publikums zugeschnitten; ob es den „banker“ überzeugt, wenn die bis zur Einführung des Euro gültige estnische Währung als *krona* (S. 97, 141; auf S. 151 richtig *kroon*) bezeichnet wird, sei dahingestellt. Auch sucht man vergebens nach umfassenderen Ausführungen zur Architektur bzw. zum Rechts-, Schul- oder Gesundheitswesen.

Keine Frage, Purs' Text bietet eine grundsolide, zugleich erzählerisch anspruchsvolle Narration der jüngeren Vergangenheit der baltischen Staaten. Dabei ist jedoch die im Titel angekündigte Konzentration auf die Zeit nach 1945 etwas irreführend. Zum einen beginnt erst nach einem Drittel des Buches die eigentliche Darstellung der Sowjetzeit. Diese wird jedoch im Folgenden immer wieder von Rückblenden bis in die Zarenzeit unterbrochen, wenn es z.B. im vierten Kapitel um die wirtschaftliche Entwicklung der Region oder im fünften um Kultur geht. Auch das zweite Kapitel selbst, das unter dem Titel „Potemkin Republics“ bis in die Chruščev-Zeit reicht, verwendet seine ersten gut zehn Seiten auf die Schilderung von Annexion und Zweiten Weltkrieg. Letztere jedoch gehören genau genommen in das vorangegangene Kapitel „Historical Background“, wenn das „since 1945“ des Untertitels erst gemeint ist. Zum anderen ist Purs natürlich auf den Stand der Forschung angewiesen. Dieser wiederum ist noch nicht ausgeglichen genug, um eine durchgängige Darstellung der Sowjetzeit schreiben zu können. Während über die Jahre der Sowjetisierung im Spätstalinismus wie auch über die Jahre des Umbruchs seit den späten 1980er Jahren genug Forschung geleistet worden ist, sind die sozialistischen Sechziger und Siebziger immer noch stark unterrepräsentiert. Diesen Umstand merkt man leider auch dem anzuzeigenden Buch an, das dieser Zeit weniger Raum widmet als der Untertitel erwarten ließe. So heißt das dritte Kapitel folgerichtig „Soviet Union to European Union“, woraus bereits deutlich wird, dass auch hier der Schwerpunkt auf der Transformationsphase liegt. Da so z.B. das Thema des Alltags unter Sowjetherrschaft ausgeblendet wird, bleibt Purs' durchaus richtige Bemerkung, ohne einheimische Hilfe hätte die Fremdherrschaft der Sowjets nie funktioniert, deklamatorisch, zumal der anti-sowjetische Widerstand ja durchaus angesprochen wird. So bleibt auch das titelgebende Bild der „baltischen Fassaden“, offenbar angelehnt an die Vorstellung von „Potemkin Baltic Soviet Socialist Republics“, merkwürdig blass: Die These von der Fassade, die aus multiplen, sich überlappenden und ineinander verwobenen Täuschungen (*deceptions*) bestanden hätte – wer täuschte wen, womit und wer ließ sich wieso täuschen? – wird leider nicht weiter ausgeführt (S. 49).

Darüber hinaus bleibt auch eines der wesentlichen Anliegen des Autors auf halbem Wege stecken. Zum roten Faden seiner Studie erklärt Purs die

Frage, wie sich die baltischen Staaten selber sehen und wie die „anderen“ sie sehen – bzw. wie Esten, Letten und Litauer sich vorstellen, dass diese „anderen“ sie sehen (S. 13). Kurz, es gehe ihm um „Latvians', Estonians' and Lithuanians' obsessions with their identities“ (S. 20). Schaut man sich daraufhin das Kapitel „Identity“ (S. 153-171) jedoch genauer an, bleibt der Eindruck, es handle sich dabei in erster Linie um die Nennung der wichtigsten kulturellen Trends im Bereichen wie Chorgesang, Pop und Klassik sowie der bildenden Kunst, wobei erneut die Zäsur 1945 keine entscheidende Rolle zu spielen scheint. Deutlich macht Purs zwar, dass sich diese „Obsession“ in dem Konflikt zwischen dem jeweils Eigenen und der Frage, was dies denn eigentlich sei, sowie dem als selbstverständlich angesehenen Einbezug in ein europäisches Konstrukt zeige. Ob nun die Anfang des 20. Jahrhunderts zu beobachtende Hinwendung der bildenden Kunst zu den Unterschichten tatsächlich etwas genuin „Eigenes“ zum Objekt erkor oder doch nur transnationalen künstlerischen Trends folgte, bleibt unklar.

So beschränkt sich die Diskussion diverser „Identitäten“ auf den ausführlichen Abschnitt in der Einleitung, in der einmal mehr Toomas Hendrik Ilves' Versuch, für Estland eine „nordische“ Identität zu schaffen, um dem Korsett des „Baltischen“ zu entkommen, thematisiert wird. Pointiert folgert Purs, dass die „Baltic idea essentially a Latvian one“ sei (S. 12), da Lettland weder eine „nordische“ noch eine „zentraleuropäische“ Identität für sich reklamieren könne wie seine beiden Nachbarn. Die Debatte um die jeweils eigene Vergangenheit wird zwar durchaus angesprochen – mit Verweis auf den Streit um den Tallinner „Bronzenen Soldaten“ –, bleibt aber zu oberflächlich, um zum Nachdenken anzuregen. Eine Analyse z.B. der russischen Sicht auf das Baltikum bleibt ohnehin aus, selbst wenn diese einen wichtigen Aspekt für die Sicht der „anderen“ darstellt, der sich Purs doch eigentlich widmen will.

Somit sind es vor allem konzeptionelle Gründe, die einen nach der Lektüre etwas ratlos machen. Das heißt jedoch nicht, dass man keinen Gewinn aus diesem Buch ziehen kann, und das gilt gerade auch für Spezialisten. Denn Purs hinterfragt einige verbreitete Mythen und sieht manche Tatsachen vor dem Hintergrund jüngerer Forschungsergebnisse in neuem Licht. So relativiert Purs z.B. die traditionell negative Bewertung der sowjetischen Erfahrung mit der lakonischen Beobachtung am Ende seines Buches, mittlerweile seien im 21. Jahrhundert mehr Menschen aus den baltischen Staaten emigriert als je unter Stalin deportiert wurden (S. 179). Auch die gern gepflegte Vorstellung einer permanenten Auseinandersetzung zwischen den baltischen Sowjetrepubliken und Moskau sieht er nüchterner: Das Problem der lettischen „Nationalkommunisten“ Ende der 1950er Jahre sei eher ein innerlettischer Konflikt gewesen denn als direkte Einmischung des Zentrums zu sehen (S. 68f.). Doch liest der Rezensent aus der gleich folgenden Aussage, seither habe sich für die nächsten dreißig Jahre das „Ende der Politik“ durchgesetzt (S. 75), nur die etwas simple

Begründung dafür heraus, warum der Autor sich nicht der Frage widmet, wie denn tatsächlich zur Hochphase des Sowjetregimes Politik in den baltischen Republiken verhandelt wurde. Die nicht von der Hand zu weisende These, die Ausrichtung der traditionellen Liederfeste in den Sowjetrepubliken zeige die UdSSR als ein „affirmative action empire“ und strafe all diejenigen Lügen, die von einer genozidalen Politik Moskaus ausgingen (S. 160), hätte demgegenüber eine gute Ausgangsbasis geboten, um den imperialen Kontext von Sowjetherrschaft in den baltischen Republiken näher auszuleuchten.

Mit Recht weist Purs in Bezug auf die Wendejahre auf die gegenseitige Abhängigkeit der nationalen Volksfronten und Michail Gorbatschow hin (S. 89). Pointiert gibt er auch den Exilorganisationen eine Mitschuld an den scharfen Bürgerschaftsgesetzen nach 1991 (S. 95). Purs verweist mit Recht auf den Umstand, dass Soldaten aus den baltischen Staaten nicht erst im Rahmen der NATO, sondern auch schon in den 1980er Jahren in Afghanistan eingesetzt waren, wenn auch unter recht anderen politischen Bedingungen (S. 107). Bemerkenswert ist sein Versuch, dem (Exil-)Mythos den Boden zu entziehen, ohne die sowjetische Annexion hätten die baltischen Staaten zu Beginn der 1990er Jahre das sozialökonomische Niveau Finnlands erreicht. Um diese sehr linear gedachte kontrafaktische Erzählung zu entkräften, verweist er unter anderem auf die bereits spürbaren Unterschiede in der industriellen Entwicklung vor 1939/40, aufgrund derer Finnlands Voraussetzungen in jedem Fall ohnehin besser gewesen seien (S. 138).

Schließlich kommt Purs in seinem Ausblick auf das Problem der Identität der baltischen Staaten, die in seinem Text auffallend oft gerade nicht so bezeichnet, sondern als Estland, Lettland und Litauen aufgezählt werden, noch einmal zurück. Ausgehend von Ilves' Beobachtung, das „Baltische“ an den drei Staaten seien in erster Linie geteilte unglückliche Erfahrungen, prophezeit er dieser baltischen Identität die baldige Auflösung, sollte die erfolgreiche Integration in die EU fortschreiten. Schließlich riefen Tallinn, Riga und Vilnius mittlerweile bereits eine Generation zu den Wahlurnen, die in den unabhängigen Staaten geboren sei, für die sowohl die trilaterale Menschenkette vom 23. August 1989 – der Höhepunkt baltischer Einigkeit im 20. Jahrhundert – als auch Annexion und Deportation unter Stalin – der Kern der „shared unhappy experiences“ – nur mehr ferne und fremde Erinnerungen sind: „If the Baltic states succeed, they will stop being the Baltic states“ (S. 184). Eine Renaissance des „Baltischen“ mag man sich vor dieser Überlegung gar nicht mehr wünschen.

KARSTEN BRÜGGEMANN

PHILIPP HERZOG: *Sozialistische Völkerfreundschaft, nationaler Widerstand oder harmloser Zeitvertreib? Zur politischen Funktion der Volkskunst im sowjetischen Estland* (Soviet and Post-Soviet Politics and Society, 107). ibidem-Verlag. Stuttgart 2012. 216 S. ISBN 9783838202167.

Es ist ein farben- und stimmungsvolles Thema, das Philipp Herzog in seiner bei Andreas Kappeler in Wien entstandenen Doktorarbeit in hölzern-trockener Qualifikationsarbeitsprosa behandelt. Etwas mehr sprachlicher Esprit, ein paar Fotos und vielleicht ein paar Hinweise auf Tanzfilme im Internet hätten das Lesen dieser Arbeit zu einem echten Erlebnis machen können. Aber leider wurde bei der Publikation nicht mehr allzu viel Mühe investiert. Dabei hätte der Inhalt der Studie durchaus etwas mehr Sorgfalt im Erscheinungsbild verdient. Aber konzentrieren wir uns darauf, was diese Arbeit ausmacht.

Herzog liefert am estnischen Beispiel eine erste Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich „national in der Form“ und „sozialistisch im Inhalt“ miteinander im weiten Bereich der sowjetischen Kulturpolitik und -praxis vertragen am Beispiel des Volkstanzes. Damit reiht er sich ein in die zahlreichen Studien der letzten Jahre, in denen sozialistischer Alltag auf die ihm immanenten Möglichkeiten des abweichenden Verhaltens – um nicht gleich den Begriff der Dissidenz zu strapazieren – untersucht wird. Auch auf den Seiten dieser Zeitschrift ist mittlerweile am Beispiel Litauens überlegt worden, inwieweit gerade die Kulturpolitik des „singenden Stalinismus“ nicht zugleich auch Nischen schuf, um auch nationale Inhalte zu transportieren, eventuell in sozialistischer Form.¹ Herzog bestätigt, dass es keineswegs ein Widerspruch sein musste, im Rahmen der Sowjetkultur nationale Identität zu transportieren – „using nationalism to sell socialism“ (S. 29). Sich mit Volkskunst zu beschäftigen war keineswegs Widerstand „gegen die kommunistische Ideologie an sich“, sondern hatte eben auch systemstabilisierende Funktion (S. 183). Letztlich sei der Balanceakt zwischen der Repräsentation ideologisch-politischer Ziele und dem Bestreben nach Popularität des Systems bei gleichzeitigem Bestreben nach größtmöglicher Kontrolle des Freizeitverhaltens der Bürger über lange Zeit erfolgreich verlaufen. Zugleich sei es auf lokaler Ebene zu dauerhaft wirksamen ideologischen Kompromissen gekommen, die schon deshalb eingegangen worden seien, weil man die als freiwillig geltende Beteiligung sicherstellen wollte. Selbst die „Folkloreprotestbewegung“ der 1970er Jahre, welche – durchaus im Kontext einer internationalen *back to the roots*-Bewegung – auf vorsowjetische musikalische Strukturen und „authentische“ Aufführungspraktiken zurückgriff, blieb bis in die 1980er Jahre hinein eine geduldete Alternative, da die Legitimität des Regimes nicht offen angezweifelt wurde.

¹ ODETA MIKŠTAITE: Der „Singende Stalinismus“: Zur Entstehung der Massenkultur auf dem Gebiet der Folklore in der Litauischen SSR, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 8 (2013), S. 192-213.

Die Konzentration auf den Volkstanz und seine Organisation verdient hervorgehoben zu werden, betritt der Autor damit doch wirklich Neuland. Zudem untersucht er die vorgegebenen Strukturen dieser „Laienkunst“, indem er das Klubsystem, Institutionen wie das „Haus für Volksschaffen“, die praktische Arbeit in den einzelnen Gruppen sowie anhand des Beispiels des Allunions-Laienkunstfestivals von 1967 in Moskau den „sozialistischen Wettkampf“, der die Kollektive der Estnischen SSR Monate vorher auf Trab hielt, als tragendes Element des ganzen Laienkunstsystems beschreibt. „Qualität“, das heißt die propagandistische Forderung danach, immer „besser“ zu werden, wurde anhand der Steigerung der Teilnehmerzahlen gemessen. Inhaltliche Kriterien waren weitaus weniger kontrollierbar, auch wenn der Gehalt des Repertoires natürlich von entscheidender Bedeutung war. Auch hier zeigt Herzog anschaulich, welches Potential in diesem System für alternative Agenden steckte. So konnte eine Konzertreise eines estnischen Kollektivs in eine andere Sowjetrepublik im Rahmen der offiziellen Politik der Völkerfreundschaft zweifellos als Engagement für die kommunistische Sache verbucht werden. Wenn aber nun ein Ensemble nach Karelien fuhr, um dort alte, aus estnischen Archiven herausgesuchte Folklore der ebenfalls finnougrischen Wepsen aufzuführen, was durchaus „mit großer Verwunderung und viel Emotion“ aufgenommen wurde (S. 161), diente diese Reise gerade nicht der offiziell mehr oder weniger überzeugt propagierten Verschmelzung der Ethnien, sondern eher der Popularisierung der Idee, Wepse zu sein und sich Russifizierungstendenzen gegenüber kritisch zu zeigen. Derartige eher finnougrisch denn sowjetisch gemeinte brüderliche Hilfe konnte somit sogar noch offiziell belobigt werden. Offizielle Interventionen kamen nach Auskunft Herzogs nur dann vor, wenn sich Kollektive weigerten, nicht-estnische, aber ideologisch erwünschte Stücke in ihr Repertoire aufzunehmen. Besonderer Kontrolle unterlagen indes Auslandsauftritte, wobei ein offizielles Verbot das Renommee der betroffenen Gruppe inoffiziell nur noch verstärken konnte. Auch war es nicht ausgeschlossen, dass selbst sanktionierte Ensembles staatliche Auszeichnungen erhielten, was wiederum für die alltäglichen Auseinandersetzungen mit den Behörden vor Ort wichtig war.

Die einzig durch Interviews belegte Behauptung, lokale Beamte hätten mit der Zeit immer deutlicher estnische Interessen gefördert und selbst unter Kommunisten habe ein „estnischer Geist“ geherrscht, hätte jedoch eine ausführlichere Auseinandersetzung verdient. Ob dies nun das System an sich stabilisierte, wie Herzog meint, da Teile der Bevölkerung deswegen eine Art „Modus Vivendi“ mit dem Regime entwickelt hätten, bleibt zu hinterfragen. Denn hierin ein „Zugeständnis“ zu erkennen, durch das sich das Regime legitimiert hätte, übersieht die potentiell destabilisierende Dynamik immer weitergehender Kompromisse (S. 104f.). So führte nach Angaben Herzogs z.B. die Idee eines Kulturfunktionärs, zu Ehren von Lenins 100. Geburtstag 1970 auf dem Tanzfest ein estnisches

Dudelsackensemble auftreten zu lassen zwar nicht zum erwünschten Ergebnis, denn die sich gut in die Idee des sowjetischen Massenfests eingliedernde Dudelsackgruppe musste trotz umfangreicher, vom Ministerium finanzierter Forschungsarbeiten zu Playback ins Stadion einlaufen, da die Rekonstruktion estnischer Dudelsäcke nicht plangemäß vonstattengegangen war. Allerdings war dies einer der Anstöße der Folkloreprotestbewegung, die sich der Erforschung des genuin Estnischen in der Folklorekunst widmete, was mit sozialistischen Idealen dann doch nicht immer vereinbar war (S. 155f.).

So verdienstvoll Herzogs ausführliche Archivarbeit ist (neben zentralen Einrichtungen konsultierte er auch Stadt- und Regionalarchive), konzentriert sich diese in erster Linie auf die eigentlichen kulturellen Aktivitäten auf lokaler Ebene; politische Debatten um die Ausrichtung der offiziellen Kulturpolitik bleiben meist außen vor. Leider lassen sich zudem die im Text zitierten Archivsignaturen nur umständlich über das entsprechende Verzeichnis auflösen, weshalb dem Leser oft die Orientierung fehlt, was konkret zitiert wird. Manchmal hätte man sich auch gerne genauere Belege gewünscht. So meint Herzog die Vergabe der Jahresversammlung des UNESCO-nahen *Conseil International des Organisations de Festivals de Folklore et d'Arts Traditionnelles* 1985 nach Tallinn darauf zurückführen zu können, dass das „grundsätzliche ‚europäischere‘ Gepräge des Baltikums, der höhere Lebensstandards und eben auch die Sängereffestradition“ auf westliche Besucher einen positiven Eindruck hätten machen sollen. Selbst wenn diese Gründe plausibel klingen, wäre ein Verweis auf eine offizielle Akte doch höchst willkommen. Die sich hieran anschließende Forderung nach einer umfangreicheren Hinzuziehung der Kommunikation zwischen Peripherie und Zentrum stellt sich somit der zukünftigen Forschung. Immerhin wird ein gewisser Raum der Vergleichsebene mit den anderen, vor allem den baltischen Sowjetrepubliken gewährt. Letztlich erfordert dies aber Sprachkenntnisse, über die nur wenige Experten verfügen.

Unklar bleibt letztlich auch – wahrscheinlich muss es auch unklar bleiben –, was denn nun das eigentlich Estnische am Tanz sein soll, inwieweit die Ideologie des „Authentischen“ eine vage Chiffre einer weniger vom System vereinnahmten künstlerischen Alternative umschrieb oder genuin national(istisch) gedacht war. Auch in dieser Frage stehen uns noch spannende Debatten bevor, greift sie doch im weiteren Sinn auf ein Problem zu, dem sich bislang in den baltischen Staaten noch niemand wirklich gestellt hat: der systematischen Analyse des Verhältnisses von Anpassung, Opportunismus, Widerstand und ideologischer Überzeugung im sowjetischen Alltag an der Ostsee.

KARSTEN BRÜGGEMANN

ALEKSANDR GAVRILIN: *Latvijskie pravoslavnye svjaščennoslužitelji na amerikanskom kontinente* [Die lettischen orthodoxen Geistlichen auf dem amerikanischen Kontinent] (Materialy po istorii Cerkvi, 49). Obščestvo ljubitelej cerkovnoj istorii. Moskau 2013. 407 S. ISSN 17280168.

Einer der besten Kenner der Geschichte der Orthodoxie im Baltikum ist zurzeit Aleksandr Gavrilin, der als Professor an der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Lettlands lehrt und zahlreiche Monografien und Aufsätze zu diesem Thema publiziert hat. Seine Studie über die Orthodoxie in Lettland im 19. Jahrhundert¹ sowie seine langjährige Tätigkeit als Redakteur und Herausgeber einer Publikationsreihe zu diesem Thema² verdienen dabei, besonders hervorgehoben zu werden.

Im Jahre 2013 erschien aus Gavrilins Feder ein neues Buch, das sich mit der Geschichte der orthodoxen Kirche Lettlands auf dem amerikanischen Kontinent beschäftigt. Hierin konzentriert sich der Autor insbesondere auf orthodoxe Geistliche, die in der Vorkriegszeit in der Republik Lettland (oder bereits im russischen Imperium) in das geistliche Amt eingesetzt worden waren und sich infolge der politischen Kataklysmen nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in Nord- als auch Südamerika niederließen. Es sei daran erinnert, dass die Deutschen während des Krieges mehr als 5,4 Millionen Menschen aus der Sowjetunion zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert haben; einige Menschen wiederum begaben sich jedoch freiwillig nach Deutschland, um der Front und der neuen sowjetischen Okkupation zu fliehen.

Nach Kriegsende beharrte Moskau auf der Zwangsrepatriierung all dieser Menschen. Während die auf dem ursprünglichen Territorium der UdSSR ansässigen Menschen diesbezüglich keine Wahl hatten, da sie alle zur Rückkehr gezwungen wurden, ob sie es wünschten oder nicht, gaben die Westmächte den ehemaligen Bewohnern der Gebiete, die 1939/40 von Moskau annektiert worden waren, die Möglichkeit der Wahl, ob sie in die Sowjetunion zurückkehren oder im Westen bleiben wollten. Ein Großteil von ihnen – bis zu 700 000 Menschen – blieb im Westen. Hierunter stellten Vertriebene aus der Westukraine und den baltischen Staaten die Mehrheit.

Unter denjenigen, die während der zweiten Emigration in der Fremde blieben, befanden sich auch 11 orthodoxe Geistliche, deren Biografien Gavrilin im anzuzeigenden Buch näher betrachtet. Diese orthodoxen Geistlichen sind Jānis (Ioann) Baumanis (1908–1985), Jānis (Ioann) Garklāvs (1907–1995), Leonid Ladinskij (1895–1978), Nikolaj Perechval'skij (1874–1966), Pēteris (Petr) Kurzemnieks (1891–1975), Nikolaj Koliberskij

¹ ALEKSANDR GAVRILIN: *Očerki istorii Rižkoj eparchii. 19 vek* [Abriss der Geschichte der Rigaer Eparchie. 19. Jahrhundert], Riga 1999.

² *Pravoslavie v Latvii. Istoričeskie očerki*, Bd. 1-9, hrsg. von ALEKSANDR GAVRILIN, Riga 1993–2011. Siehe auch: *Latvijas materiālās kultūras mantojuma saglabāšanas problēmas* [Die Probleme der Erhaltung des Erbes der materiellen Kultur Lettlands], Riga 2008.

(1872–1942), Viktor Koliberskij (1880–1957), Nikolai Vieglaiss (1907–1992), Georgi (Jurģis) Benigsen (1915–1993). Ihnen ist gemeinsam, dass mehrere von ihnen von 1941 bis 1944 unter deutscher Besatzung in Pskov als orthodoxe Geistliche tätig waren, nach Kriegsende in den Flüchtlingslagern in Europa Aufnahme fanden und in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre Europa verließen und nach Amerika reisten, wobei ein Großteil von ihnen ein neues Zuhause in den Vereinigten Staaten fand und dort ein geistliches Amt antrat.

Gavrilin beschäftigt sich also mit orthodoxen Geistlichen im Exil, die sowohl ihr Berufs- als auch ihr Privatleben fern der Heimat von Grund auf neu aufbauen mussten. Das Leben im Exil bedeutete die ständige Suche nach einem Platz im Leben und nach sich selbst, Rücksichtnahme auf die politischen Verhältnisse der neuen Heimat, und nicht selten auch das Gefühl, keinen Eingang in die Gesellschaft zu finden. Die Eingliederung in eine fremde Gesellschaft war ein komplizierter Prozess, den Gavrilin in seinen Kurzbiografien der Geistlichen sachkundig beschreibt.

Das Buch ist der 49. Band der Reihe „Materialien zur Kirchengeschichte“, die 1991 in Moskau begonnen wurde und unter Kirchenhistorikern große Autorität genießt. Für seine Biografien hat Gavrilin viele Archivquellen, die einschlägige Fachliteratur sowie die Periodika im Exil herangezogen. Allerdings fehlt ein Verzeichnis dieser von ihm verwendeten Quellen und Literatur. Dafür ist das Buch mit Illustrationen und einem vorzüglichen Personennamenregister ausgestattet.

Dieses Buch ist sicher keine einheitliche Monografie, sondern stellt eine Sammlung von Kurzbiografien der einzelnen orthodoxen Geistlichen dar. Daher gibt es recht viele redundante Passagen. Zudem fällt auf, dass die im Staatlichen Historischen Zentralarchiv Lettlands aufbewahrten Personalakten der Geistlichen nur in geringer Zahl ausgewertet wurden. Gavrilins Biografien von vier Geistlichen sind bereits früher erschienen, die Übrigen sind jedoch extra für diesen Sammelband verfasst worden. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es sich zweifelsohne um ein wichtiges Buch handelt, das sich in erster Linie an diejenigen wendet, die ein Interesse an der Kirchengeschichte haben, aber auch für jeden gedacht ist, den die politische Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht gleichgültig lässt.

TÖNU TANNBERG

RICHARD C. M. MOLE: *The Baltic States From the Soviet Union to the European Union. Identity, Discourse and Power in the Post-Communist Transition of Estonia, Latvia and Lithuania* (BASEES/Routledge Series on Russian and East European Studies). Routledge. London und New York 2012. 196 S. ISBN 9780415394970.

Das zentrale Thema dieses Buches sind politische Identitätsdiskurse und ihr Einfluss auf die Transformation der ehemaligen baltischen Sowjetrepubliken vom Ende der 1980er Jahre bis zu ihrem EU- und NATO-Beitritt 2004. Dabei sind es immer wieder paradoxe Konstellationen, die für Richard Mole die Einzigartigkeit der baltischen Staaten demonstrieren. So hätten Esten, Letten und Litauer am Ende des 20. Jahrhunderts nicht trotz, sondern wegen der sowjetischen Nationalitätenpolitik ihre Identität bewahrt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wiederum hätten sie bewusst auf manche Souveränitätsrechte der gerade wiedergewonnenen Unabhängigkeit verzichtet, um in die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Strukturen des Westens integriert zu werden. Es mag für ein politikwissenschaftliches Buch erstaunlich sein, dass sich sein Autor erst nach knapp der Hälfte der nicht einmal 200 Seiten seinem eigentlichen Thema zuwendet. Der ausführliche Überblick über die Geschichte der Region soll in erster Linie die Abfolge verschiedener hegemonialer Diskurse zeigen, deren Einsetzen der Autor dann auch im 13. Jahrhundert mit der deutschen katholischen Kolonisierung einsetzen lässt.

Für Spezialisten der baltischen Geschichte liefern diese einführenden Passagen bis in das 20. Jahrhundert hinein wenig Aufregendes, der *constructivism* des Autors lässt ihn nur hin und wieder darauf hinweisen, dass mit der Reformation oder der Ablösung der Leibeigenschaft und der mit ihr verbundenen sozialen Hierarchien neue Identitätsmuster, neue hegemoniale Diskurse also, geschaffen wurden. Dass im Detail hier doch eher ältere Auffassungen historischer Prozesse referiert werden – so im Falle der recht undifferenziert geschilderten „Russifizierungspolitik“ St. Petersburgs – fällt angesichts der ansprechenden allgemeinen Darstellung baltischer Geschichte nicht so sehr ins Gewicht. Es macht auch Sinn, einige Zeit kenntnisreich bei der Herausbildung der sowjetischen Nationalitätenpolitik in den 1920er und 1930er Jahren zu verweilen – auch wenn hier erstaunlicherweise weder auf Terry Martin noch auf Yuri Slezkine¹ verwiesen werden muss, um zu überzeugen –, denn dies liefert eine gute Vorbereitung für das anschließende Kapitel über die baltischen Sowjetrepubliken.

Eine ausführliche Schilderung der Sowjetzeit ist für den Ansatz Moles vor allem deshalb bedeutsam, weil die Ablehnung der Okkupation seit

¹ Gemeint sind TERRY MARTIN: *Affirmative Action Empire. Nations and Nationalism in the Soviet Union, 1923–1939*, Ithaca 2001; YURI SLEZKINE: *The USSR as a Communal Apartment, or How a Socialist State Promoted Ethnic Particularism*, in: *Slavic Review* 53 (1994), S. 414–452.

Ende der 1980er Jahre zu einem der Kernelemente baltischer geteilter Identität geworden ist und die These der historischen Kontinuität der Staaten als Grundprinzip der politischen Führungen in Tallinn, Riga und Vilnius zu gelten hat. Allerdings wissen wir immer noch viel zu wenig über dieses knappe halbe Jahrhundert des sozialistischen Experiments an der Ostseeküste. Dass „nationalism the most potent expression of denied ambitions“ (Ronald G. Suny)² gewesen sei und „territorial nationhood and ethnic nationality“ fundamentale soziale Kategorien waren, die das sowjetische Regime institutionalisierte (Roger Brubaker),³ ist nicht neu (S. 56). Wenn hier Mole mit der bereits genannten These, die nationalen Identitäten der baltischen Sowjetrepubliken seien gerade auch wegen der sowjetischen Nationalitätenpolitik bewahrt worden, kaum noch Protest hervorrufen wird, bleibt doch die Frage, wie der Ausdruck dieser nationalen Identitäten unter sowjetischen Bedingungen trotz aller offensichtlichen Einschränkungen möglich war, auch bei ihm offen. Ebenso fällt auf, dass Mole sich z.B. bei der Schilderung der Parteisäuberungen in der Estnischen und Lettischen SSR Ende der 1940er bzw. Ende der 1950er Jahre mit der älteren Ansicht zufriedengibt, dass diese von Moskau initiiert worden seien. Neuere Forschungen, die den Eingriff des Zentrums auf Machtkämpfe innerhalb der lokalen kommunistischen „Prätorianergarde“ (S. 58f.) zurückführen, bleiben unberücksichtigt.⁴ Dass Stephen Kotkins auf die russischen Sowjetbürger bezogenes Argument, sie hätten mit der Zeit die Ideologie internalisiert, da die geschlossene Welt des Stalinismus keine alternativen Diskurse vorgesehen hätte,⁵ im Falle der baltischen Bevölkerung nicht anwendbar ist, da die meisten sich noch an das Leben in kapitalistischen Nationalstaaten erinnern konnten, ist indes so richtig, dass es wahrscheinlich nicht schadet, es zu wiederholen (S. 62).

Moles Darstellung der Phase der Perestrojka liefert dann wieder kompaktere Informationen, die man zu den 1960er und 1970er Jahren vermisst hat. Allerdings verspricht die Überschrift des Unterkapitels „The Russian-speakers: the counter-movements“ (S. 72-74) mehr als der Text letzten Endes hält. Neue Erkenntnisse bringt Mole hier nicht zutage, nach einer Seite ist er ohnehin schon wieder bei den baltischen Volksfronten. Dass er sich wundert, warum man so wenig über die Zusammenarbeit unter den russischen Interfronten weiß, macht aber wiederum unversehens deutlich, worin das Neue und Dynamische der Volksfronten bestand: Sie

² RONALD G. SUNY: *The Revenge of the Past. Nationalism, Revolution, and the Collapse of the Soviet Union*, Stanford 1993, S. 130.

³ ROGERS BRUBAKER: *Nationalism Reframed. Nationhood and the National Question in the New Europe*, Cambridge 1996, S. 17

⁴ Hier sei verwiesen auf ELENA JU. ZUBKOVA: *Pribaltika i Kreml' 1940-1953*, Moskau 2008, und WILLIAM PRIGGE: *The Latvian Purges of 1959: A Revision Study*, in: *Journal of Baltic Studies* 35 (2004), S. 211-230.

⁵ STEPHEN KOTKIN: *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization*, Berkeley 1995, S. 225.

kümmerten sich nicht mehr um das Gebot, die Republiken hätten sich zuallererst mit Moskau ins Einvernehmen zu setzen, bevor sie miteinander agierten. Auf ein koordiniertes Vorgehen dreier Republiken war das Zentrum nicht eingestellt.

Ganz in seinem Element ist der Autor dann in den folgenden drei Kapiteln, die sich mit dem Staatsaufbau bzw. der Identitätspolitik, der Außenpolitik sowie dem Sicherheitsdiskurs der drei 1991 wiederbegründeten Staaten beschäftigen, d.h. in erster Linie mit der Etablierung des hegemonialen Diskurses des Nationalstaats. Hier wird auch das zweite bereits angesprochene Paradox diskutiert, wobei die Frage der nationalen Minderheiten zum Prüfstein wurde: Während auf der einen Seite gerade Estland und Lettland in den 1990er Jahren ihre Souveränität auch in dem Sinne verstanden, ihr Staatsbürgerschaftsrecht in Abgrenzung von den „Immigranten“ aus der Sowjetzeit zu definieren, verlangte die zugleich angestrebte Integration in die westlichen Strukturen eine Aufweichung der exklusiven Politik in Bezug auf ethnische Minderheiten. So versuchten die neuen Eliten, eine diskursive soziale Realität zu schaffen, indem sie eine europäische Identität konstruierten, die aber in Kongruenz zur eigenen Vorstellung gesetzt wurde, die staatliche Existenz als Nationalstaat der Zwischenkriegszeit fortführen zu können. Diese Strategie jedoch übersah, dass sich Nachkriegseuropa durchaus gewandelt hatte und man zugleich neue Grenzen innerhalb der eigenen Staaten schuf. So erging es auch dem baltischen Sicherheitsdiskurs, der sich auf die Grundannahme zurückführen ließ, man sei kein Teil der russischen Zivilisation, weshalb „Russland“ zum konstitutiven Anderen der Selbstidentifikation wurde. Je erfolgreicher somit aber die Verstärkung der äußeren Sicherheit und Integration in die westliche Sphäre voranschritt – in den späten 1990er Jahren habe nicht einmal mehr die russische Bürokratie darauf bestanden, dass die baltischen Staaten zu Moskaus „nahem Ausland“ gehörten (S. 155) –, desto mehr unterminierten sie die soziale Kohäsion im Innern. Zugleich aber zeigt Mole eindrücklich, dass im Bereich der Außenpolitik kaum je etwas erreicht wurde, solange man mit Moskau in bilateralen Verhandlungen stand. Erst Vermittlung von dritter Seite (EU oder USA) ermöglichte es, angesichts der unüberwindlichen Diskrepanzen der jeweiligen Auffassungen zur historischen Kontinuität der baltischen Staaten und der Lage ihrer russischsprachigen Einwohner zu Kompromissen zu finden (S. 125).

Zehn Jahre nach der „Osterweiterung“ hätte man eigentlich nicht mehr damit gerechnet, dass Äußerungen offizieller russischer Vertreter aus den 1990er Jahren, Moskau würde sofort Truppen schicken, sollte z.B. Estland der NATO beitreten (S. 150), jemals wieder einen aktuellen Beigeschmack erhalten würden. Auf einmal erscheint es auch wieder geradezu als schicksalhaft, dass bei den baltischen Referenden über den Verbleib in der Union im Frühjahr 1991 die Rote Armee, nachdem im Januar das Szenario des gewaltsamen Umsturzes ergebnislos geblieben war, nicht eingriff. Auch

Mole bleibt in seinem Fazit skeptisch – auch wenn er bei der Abfassung seines Buches von den Entwicklungen auf der Krim im Frühjahr 2014 nichts ahnen konnte. So sieht er potentielle Konfliktlinien vor allem im Hinblick auf die inkompatiblen historischen Diskurse in den baltischen Ländern und Russland, wofür als Illustration die Auseinandersetzungen um die Umsetzung des „Bronzenen Soldaten“ in Tallinn im April 2007 herangezogen werden. Zugleich jedoch sieht Mole aber auch weiterhin das Potential für Konflikte mit den westlichen Werten, die in der Europäischen Union gesetzlich verankert sind. In diesem Kontext verweist er jedoch weniger auf die Rechte nationaler als vielmehr auf die von sexuellen Minderheiten.

Moles engagierte Studie ist ein kluger Wegweiser für diejenigen, die sich mit den diskursiven Rahmenbedingungen des Prozesses auseinandersetzen möchten, der die baltischen Staaten aus dem „Osten“ Europas in dessen „Westen“ geführt hat – die viel beschworene „Rückkehr nach Europa“. Inwieweit diese „Reise“ auch den Rest EU-Europas verändert hat, bleibt in dieser Studie freilich unbeantwortet. Aber dies könnte eine mögliche Ausgangsfrage für weitere Studien sein.

KARSTEN BRÜGGEMANN

History of Pedagogy and Educational Sciences in the Baltic Countries from 1940 to 1990: An Overview. Hrsg. im Auftrag der Baltic Association of Historians of Pedagogy von VADIM RŌUK und VIDIMANTAS RAUDYS. Verlag RaKa. Riga 2013. 288 S. ISBN 9789984462851.

Die hier anzuzeigende Artikelsammlung folgt auf den 2009 publizierten Band zur Geschichte der Bildung und des pädagogischen Gedankens in den baltischen Provinzen bzw. Staaten bis zum Jahr 1940.¹ Im Vorwort schreibt Aida Krūze (Universität Lettlands, Riga), die Vorstandsvorsitzende der *Baltic Association of Historians of Pedagogy*, dass das Buch den Zweck verfolge, die Geschichte der Pädagogik in den baltischen Staaten in der Sowjetzeit zu untersuchen. Es richte sich an ausländische Forscher – daher erfolgt die Publikation auf Englisch – an Studenten und Pädagogen.

Die Übersicht über die Geschichte der baltischen Staaten in den Jahren 1940 bis 1990, mit der der Sammelband eingeleitet wird, ähnelt einem

¹ *History of Education and Pedagogical Thought in the Baltic Countries up to 1940: An Overview*, hrsg. von AIDA KRŪZE, IVETA ĶESTERE, VĀINO SIRK und ONA TIJŪNELIENĒ, Riga 2009.

Schulbuchtext und beruht vorwiegend auf einem 2000 publizierten Geschichtslehrbuch über Estland, Lettland und Litauen,² auf das sogar 29 Mal Bezug genommen wird. Auffallend wenig Raum wird hierin der baltischen Widerstandsbewegung gewidmet, insbesondere im Hinblick auf Lettland, unerwähnt bleibt auch die Menschenkette von Tallinn nach Vilnius, der „Baltische Weg“, vom 23. August 1989. Das Datum der Wiedererlangung der Unabhängigkeit der drei Staaten ist nur im litauischen Fall genannt, für Estland und Lettland fehlt diese Angabe.

Die Übersichtskapitel behandeln die vorschulische Bildung im Kindergarten, die Allgemeinschulbildung, die Berufsausbildung, die außerschulische Beschäftigung, Kinder- und Jugendorganisationen, die Hochschulbildung, die Lehrerausbildung, die Lehrerfortbildung und die Entwicklung der Pädagogik als einer wissenschaftlichen Disziplin. In den meisten Kapiteln werden die baltischen Sowjetrepubliken gemeinsam abgehandelt, in den Kapiteln über die Lehrerausbildung und die Erziehungswissenschaft werden sie aber ohne inhaltlichen Grund getrennt voneinander betrachtet. Hier hätte die Redaktion eingreifen können und zumindest das Vorgehen erklären können.

Bei der Behandlung der vorschulischen Bildung im Kindergarten der sowjetischen Periode geben die Autoren zu bedenken, dass die bisherigen Studien recht oberflächlich seien. Durch Gehaltlosigkeit zeichnen sich jedoch auch die hier publizierten Texte über Lettland und Litauen aus: Im Hinblick auf Litauen erfahren wir zwar die Gesamtzahl der Kindergärten, nicht aber den Anteil der Kinder, die den Kindergarten besuchten. Der Beitrag zu Estland ist zwar faktenreich, aber es mangelt an der Analyse. Zwar werden die Schulen, in denen Kindergartenpädagoginnen ausgebildet wurden, genannt, doch wird nicht näher darauf eingegangen, welche Schwerpunkte diese Ausbildung auszeichnete. In Hinsicht auf Estland ist die Rede von einem innovativen Schulungsprogramm, doch wird nicht erklärt, worin dessen innovativer Ansatz bestand.

Demgegenüber ist die Behandlung der Allgemeinschulbildung weitaus gründlicher. Als positiv beurteilen die Autoren die Zugänglichkeit der Bildung zur Sowjetzeit, die vielfältigen Möglichkeiten zur außerschulischen Beschäftigung – wenngleich dies den ideologischen Zwecken diene – sowie die kostenlosen Unterrichtsmaterialien und sogar die strenge Disziplin. Stärker als die Ideologisierung und Zentralisierung der Allgemeinschulbildung wird hier jedoch eine ständige Entwertung der Gymnasialbildung kritisiert, da nicht alle Schüler die zum obligatorischen Erwerb der Gymnasialbildung notwendige Befähigung besaßen.

Ein gesondertes Kapitel ist der Berufsausbildung gewidmet. Um die Jugendlichen zum Besuch der Berufsschulen zu veranlassen, wurde ihnen

² ZIGMANTAS KIAUPA, AIN MÄESALU, AGO PAJUR, GVIDO STRAUBE: Baltijos šalių istorija [Geschichte des Baltikums], Vilnius 2000. Bekanntlich erschien dieser Band in zahlreichen Sprachen.

ein Stipendium gewährt. Auch wurden diese Einrichtungen staatlich erheblich großzügiger finanziert als die allgemeinbildenden Schulen. Im Hinblick auf Estland und Litauen (auf Lettland wird in diesem Kapitel nicht eingegangen) wird eine Übersicht über die Grundstruktur der Berufsausbildung geboten. Der Leser erfährt zwar etwa die Zahl der Traktoristen, die 1969 in den Berufsschulen der Estnischen SSR ihre Ausbildung absolvierten, doch bleibt die Frage unbeantwortet, ob ein solches System der Berufsausbildung gerechtfertigt war, wieviel Prozent der Schüler auf die Berufsschulen ging und diese absolvierte oder welches die populärsten Fachgebiete waren. Es war in der Sowjetzeit allgemein bekannt, dass das Abitur in den Berufsschulen mit einem beträchtlich geringeren Unterrichtsumfang als in den allgemeinbildenden Schulen erworben werden konnte, doch verzichteten die Autoren leider auf einen Vergleich zwischen dem Niveau der Abschlüsse in der Oberschule und in der Berufsschule.

Die Übersicht über die Sonderpädagogik zeichnet sich durch Ausführlichkeit und Vielfältigkeit aus. Hier werden sowohl die Kolonien für kriminelle Jugendliche als auch die für behinderte Kinder (Taube, Blinde, Tuberkulosekranke) eingerichteten Schulen sowie die Programme für vertieften Unterricht zur Förderung begabter Schüler behandelt. Das Niveau der Sonderpädagogik in den baltischen Sowjetrepubliken wird von den Autoren als ziemlich hoch eingeschätzt, doch sei sie nicht allumfassend gewesen. Es galt der Grundsatz, dass geistig stark behinderte Kinder zum Lernen untauglich seien, weshalb sie aus dem Bildungssystem wie auch aus der Gesellschaft ausgestoßen wurden.

Eine gesonderte Betrachtung erhält auch die außerschulische Beschäftigung: Sport-, Musik- und Kunstschulen, die Häuser junger Techniker und Naturforscher usw. Die außerschulische Beschäftigung war mit den sowjetischen Jugendorganisationen (Oktoberkinder, Pioniere, Komsomol) verbunden, wobei die Zugehörigkeit zu diesen eher verbindlich als freiwillig war und ihre Tätigkeit streng den Grundsätzen der sowjetischen Ideologie folgte. Ausführlich wird hier auch auf den Leninkult eingegangen, der in den Schulen wucherte. Die erste Bekanntschaft mit dem Revolutionsführer wurde bereits im Kindergarten gemacht. Lenin war das Vorbild sowohl beim Lernen als auch in Hinblick auf Sauberkeit. Das Sammeln von Altpapier, die Treffen mit Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges oder die Kampagne „Lerne deine Heimat kennen“ umfassten die ganze damalige Sowjetunion. Man hätte erwarten können, dass die Autoren in stärkerem Maße auf die Eigenarten des Baltikums eingegangen wären: So übernahm die Pionierorganisation der Estnischen SSR als einzige in der Sowjetunion in den 1960er Jahren manche Elemente der Pfadfinderbewegung.³

³ So gehörten zu den Attributen der estnischen Pioniere auch Pfeifenschnüre in verschiedenen Farben, allerdings ohne die Pfeifen, die in der Sowjetunion als Mangelware nicht zu erhalten waren (Anm. d. Red).

Die Entwicklung der Hochschulbildung in den baltischen Sowjetrepubliken wird anhand der Veränderung der Hochschullandschaft analysiert: Gründung und Schließung von Instituten, Namensänderungen usw. Genannt werden auch die die baltischen Lehranstalten, an denen eine theologische Hochschulbildung erworben werden konnte. Allerdings gehörten diese nicht zum sowjetischen Hochschulsystem. Sie durften zwar Unterricht erteilen, doch waren sie offiziell nicht anerkannt. Dem Leser wird auch eine Übersicht über die allgemeinen Handlungsprinzipien der sowjetischen Hochschulen geboten: Aufnahmebedingungen, Unterrichtsdauer, Direkt-, Abend- und Fernstudium, „rote“, für alle Studenten obligatorische Fächer, eine für männliche Studenten obligatorische Ausbildung zum Reserveoffizier sowie das Verteilungssystem, welches den Hochschulabsolventen eine Arbeitsstelle verbindlich zuwies. Auch hier hätten die Eigenarten des Baltikums in stärkerem Maße genannt werden können, gerade auch im Hinblick auf die studentischen Traditionen. Nur flüchtig wird auf den Brauch der Fuchstaufe und die Studentendeckel eingegangen, erwähnt wird indes auch das seit 1956 veranstaltete gemeinsame baltische studentische Sänger- und Tanzfest „Gaudeamus“.

Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit der Lehrerausbildung. Hier geht es um pädagogische Schulen, an denen Grundschullehrer ausgebildet wurden, sowie um die pädagogischen Institute und Universitäten, deren Besuch für Oberschullehrer verbindlich war. Den Autoren zufolge reichte die theoretische Ausbildung der Absolventen eines pädagogischen Instituts nicht an das Niveau der Universitätsabsolventen heran. Als problematisch werden die Feminisierung der Lehrerschaft und das ständige Defizit an Lehrern benannt, insbesondere in den Landschulen, was auch durch die Vorteile, die Lehrern gewährt wurden – lange Sommerferien, kostenlose Wohnungen für Landschullehrer, Vergütung der Heizungs- und Stromkosten –, nicht kompensiert werden konnte. Aufgrund dessen gab es unter den Landschullehrern auch Personen, die nicht einmal einen Schulabschluss mit Abitur vorzuweisen hatten. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass die Autoren die sowjetfeindliche Einstellung der Lehrerschaft wohl doch überschätzen. Ganz bestimmt hat es Lehrer gegeben, die dem Regime gegenüber kritisch eingestellt waren, doch war die Mehrheit von ihnen unter den Bedingungen der strengen Kontrolle mit der Erziehung des *homo soveticus* beschäftigt.

Die Erziehungswissenschaft wurde in allen drei baltischen Sowjetrepubliken durch die Institute für Pädagogische Forschung repräsentiert, die in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre gegründet worden waren und deren Tätigkeit von der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften in Moskau geleitet wurde. Neben der Didaktik, der Bildungsforschung und der der Leitung von Bildungseinrichtungen befasste man sich an diesen Instituten auch mit der Geschichte der Pädagogik. Auch im Baltikum konnten Kandidatendissertationen in Pädagogik verteidigt werden, die seit

den 1970er Jahren auf Russisch vorliegen mussten, die Doktordissertationen aber nur in Moskau oder Leningrad. Von den Erziehungswissenschaftlern der Sowjetzeit werden erwähnt Heino Liimets, Inge Unt und Inger Kraav aus Estland, Roberts Miķelsons und Milda Drizule aus Lettland sowie Leonid Zankov, Vladas Rajecas und Jouzas Vaitkevičius aus Litauen. Ab den 1970er Jahren beruhte die Erziehungswissenschaft im Baltikum weitgehend auf psychologischen Forschungen, in Hinsicht auf Estland wird auch die Rolle der Tartu-Moskauer semiotischen Schule von Jurij Lotman betont. Hier hätte im Vergleich zu Lettland und Litauen eine größere Aufgeschlossenheit gegenüber der westlichen Pädagogik geherrscht.

Insgesamt hätte der hier anzuzeigenden Publikation eine gründlichere redaktionelle Bearbeitung gutgetan. Die einzelnen Themen in den Kapiteln werden doch zu unterschiedlich behandelt, was es dann doch verhindert, die baltischen Staaten miteinander zu vergleichen oder auf ihre Besonderheiten im gesamtsovietischen Kontext hinzuweisen. Aus den Beispielen, die in den Texten gebracht werden, geht mitunter nicht einmal hervor, ob es sich dabei um einen Fall handelt, der für die ganze Sowjetunion oder nur für eine konkrete Sowjetrepublik charakteristisch war. Bei ein und demselben Thema werden höchst unsystematisch Zahlen und Prozente geliefert, was Vergleiche von vorneherein ausschließt. Zwar gibt es reichlich faktisches Material, doch mangelt es an Verallgemeinerungen und einer Analyse. So werden häufige Namenswechsel von Institutionen konstatiert, ohne dabei zu diskutieren, ob es sich um eine inhaltliche oder eine rein formale Änderung handelte. An Einheitlichkeit fehlt es auch im Hinblick auf die Orthografie der Personennamen: wie in der sowjetischen Tradition verbergen sich die Vornamen oft nur hinter den Initialen oder fehlen völlig. Die leider nur oberflächliche redaktionelle Bearbeitung zeigt sich auch an den häufigen Silbentrennungsfehlern oder an Texten unterschiedlicher Schriftgröße und unterschiedlichem Schrifttyp.

Zwar kann man der zusammenfassenden Feststellung von Iveta Kestere zustimmen, dass die Quellen aus der Sowjetzeit unzuverlässig, ideologisiert und zensiert seien, dass sie die Wirklichkeit nur ausschmücken. Allerdings bedürfte das zusammengetragene Material einer gründlichen redaktionellen Überarbeitung und Ergänzung. Dazu zählt z.B., Stichworte und Fragen abzusprechen, die in den einzelnen Texten behandelt werden sollen. Sollte es sich für einen bestimmten Bereich ergeben, dass er aufgrund mangelnder Quellen oder Vorarbeiten nicht genauso detailliert wie andere behandelt werden kann, so wären allgemeine Tendenzen zu beschreiben und auf die Präsentation wenig aussagekräftiger Fakten zu verzichten. Das statistische Material wäre im Interesse einer größeren Übersichtlichkeit in vergleichende Tabellen zu organisieren. Die Rezensentin vermisst auch eine allgemeine Übersicht über die Entwicklung des Alltags in Schulen und Universitäten in der Sowjetzeit, um die Eigenarten der einen oder anderen Periode besser aufzuzeigen. Ein umfassender Überblick über das

im vorliegenden Sammelband angeschnittene Thema ist zweifellos notwendig, doch muss man leider vermerken, dass die Erwartungen der Leser hier doch in vielen Aspekten enttäuscht werden.

MARE OJA

TIIT PRUULI: *EÜE jälg. Pildikesi üliõpilasnoorsoo elust* [Die Spur des EÜE. Bilder aus dem Leben der studentischen Jugend]. Verlag Vararak. Tallinn 2013. 560 S. ISBN 9789985328255.

An die Spuren des Estnischen Studentenbautrupps (*Eesti Üliõpilaste Ehitusmalev*, EÜE, kurz: *malev*), der im vergangenen Sommer sein 50. Jubiläum feierte, erinnern heute nur noch die verkommenen Ruinen aus der Zeit der Kolchosen und Sowchosen sowie die nostalgischen Erinnerungen der *malev*-Veteranen. Auch die Jüngsten unter ihnen sind schon mehr als 40 Jahre alt, und der heutigen Generation sagt die Abkürzung EÜE ebenso wenig wie andere, die damals in der Estnischen SSR zum täglichen Sprachgebrauch zählten, wie etwa ELKNÜ (*Eestimaa Leninlik Kommunistlik Noorsooühing*, Leninscher Kommunistischer Jugendverband Estlands) oder ETKVL (*Eesti Tarbijate Kooperatiivide Vabariiklik Liit*, Republikanischer Verband der Estnischen Verbraucherkooperativen). Die Initiative des journalistisch ausgebildeten Geschäftsmanns und Reiselustigen Tiit Pruuli, umfangreiches Quellenmaterial zusammenzutragen und auf dessen Basis ein möglichst vollständiges Bild über die größte Studentenorganisation Estlands in der Sowjetzeit zu rekonstruieren, ist deshalb nicht nur ein dankbares, sondern auch notwendiges Unternehmen – solange es noch Menschen gibt, die sich daran erinnern, und die auf ORWO-Film aufgenommenen Dias noch nicht vollständig verblasst sind.

Wie Pruuli selbst zugibt, handelt es sich bei diesem Buch um „keine akademische Abhandlung“. Aber es sei auch „kein reiner Erinnerungsband“, sondern vielmehr ein „erster Versuch, gemeinsam auf die Spuren zu schauen, die der in Jahren 1964–1993 aktive EÜE hinterlassen hat“ (S. 7). Der Wert von Pruulis Buch liegt deshalb vor allem in der Vielseitigkeit. Es werden alle Themen behandelt, angefangen vom Alltag im *malev* – Essen, Alkohol, Hygiene, Unterkunft, Transport – und den Kulturprogrammen, die sehr schön die Mentalität der *malevlased*, also der studentischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer, widerspiegeln, bis hin zum Bautruppssex und den tödlichen Arbeitsunfällen. Entsprechend breit ist auch die angeführte Quellenbasis: in einer schmalen Petit-Schrift füllt die Liste von

Archivalien und Sekundärliteratur sieben Seiten. Die Zahl der Gesprächspartner geht in die Hunderte und die Zahl der hier präsentierten Abbildungen wohl in die Tausende.

Der *malev* stellte einen vollkommenen Querschnitt der damaligen Studentenschaft dar. Hierzu zählen diejenigen, die später die Republik Estland wiederhergestellt haben, aber auch solche, die die Sowjetordnung bis zu ihren letzten Atemzügen am Leben erhielten. Auf der Erinnerungskonferenz des EÜE, die am 10. Mai 2013 an der Universität Tartu stattfand, charakterisierte der Bautruppveteran Andres Ader den EÜE wie folgt:

„Der Estnische Studenten-*malev* war derartig einmalig, dass es so etwas nicht einmal in Lettland gab, geschweige denn im Rest der Welt. Wir hatten das Glück, eine solche Freiheit zu genießen, die [dem braven Soldaten; M.L.] Schwejk nicht einmal im Irrenhaus begegnet ist. Unter den Bedingungen des totalitären Staates stellte jede *malev*-Gruppe eine Insel der Freiheit dar, auf der jeder seinen Platz fand, Waldbrüder, Erzkommunisten, Nerds, Karrieristen, Sportler, Stachanovisten, Models, Zwerge und Schneewittchen, aber natürlich auch Nutten, Schurken und Säufer.“¹

Das Buch vermittelt einen hervorragenden Einblick in die Möglichkeiten des Alltags in der Sowjetunion. Es war eine Welt des Absurden, in der nichts im heutigen Sinne normal war. Warum mussten zukünftige Ärzte, Juristen und Lehrer ihre Sommerferien mit Maurerarbeiten oder dem Betonieren der Böden von Kuhställen verbringen, insbesondere wenn die Qualität ihrer Arbeit sogar unter dem ohnehin niedrigen Sowjetdurchschnitt blieb? Warum sammelte eine Diktatur Studenten unterschiedlicher Hochschulen über den Sommer in Gruppen von 20 bis 30 Mitgliedern, damit sie gemeinsam genau diese Diktatur und die von ihr kreierte Gesellschaft kritisieren können, und dies sogar offiziell unter der Führung des kommunistischen Jugendverbands, denn schließlich war der *malev* diesem unterstellt? Das Buch vermittelt den Eindruck, dass paradoxerweise ausgerechnet in den ansonsten als stürmisch geltenden 1960er Jahren die *malevlased* politisch zurückhaltender waren, die Zeit des Protests ihren Höhepunkt jedoch Anfang der 1980er erreichte, d.h. in den letzten Jahren der Brežnev-Ära. Möglicherweise hat man in den 1960er Jahren noch auf irgendetwas gehofft, womöglich den „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, in den 1980ern jedoch war von der Sowjetunion nichts Vernünftiges mehr zu erwarten. Auch der Tod von Brežnev, in dessen Folge viele auf Veränderungen gehofft hatten, brachte im Gegenteil nur mit sich, dass der Wasserhahn der Freiheit, der sowieso nur getropft hatte, für einige Jahre ganz zuge dreht wurde.

Verständlicherweise setzt ein Jubiläumsband nicht voraus, dass auch die andere Seite zu Wort kommt. Wir erfahren zwar viele Gründe, warum

¹ Andres Ader, 10.5.2013, einsehbar unter dem URL: <http://www.uttv.ee/naita?id=17145> (letzter Zugriff 31.3.2014; Zeitindex: 152:00 bis 152:38).

sich die Studenten im Sommer den Bautrupps anschlossen, aber nichts darüber, warum man es nicht tat. Wenn die Trennungslinie zwischen dem Estnischen und den Allsowjetischen Studentenbautrupps (*Vsesojuznye Studenčeskie Stroitel'nye Otrjady*) klar und deutlich gezogen war, dann gab es doch mit den lettischen und litauischen Pendanten zumindest einige Gemeinsamkeiten. Die Beziehungen der baltischen Studentenbautrupps untereinander waren zwar überraschend zurückhaltend, doch sollten die Ähnlichkeiten und Unterschiede der studentischen Mentalität in den drei baltischen Sowjetrepubliken umso mehr von Interesse sein.

Wer immer vorhaben könnte, dieses Thema weiter zu untersuchen, für den hat Pruuli nicht nur ein festes Fundament gegossen, sondern er hat es auch geschafft, so mache Stockwerke darauf zu erbauen – und dies bestimmt nicht in der damaligen dürftigen Bauqualität.

MATI LAUR

ZENONAS NORKUS: *On Baltic Slovenia and Adriatic Lithuania. A Qualitative Comparative Analysis of Patterns in Post-Communist Transformation*. Verlag Apostrofa Publishers, Central European University Press. Budapest und New York 2012. 375 S. ISBN 9789955605683.

Seit nunmehr fast einem Vierteljahrhundert widmet sich eine weitverzweigte interdisziplinäre Forschergemeinschaft der Untersuchung des tiefgreifenden politischen, ökonomischen und sozialen Wandels, der auf den Zusammenbruch des Staatssozialismus im Osten Europas folgte und das Leben im postsozialistischen Raum immer noch prägt. Dass sich im Laufe der Zeit viele grundlegende Annahmen der Transformationsforschung geändert haben, zeigt der litauische Soziologe Zenonas Norkus im hier anzuzeigenden Buch. Die Publikation stellt eine überarbeitete Fassung des litauischen Originals dar, das 2008 anlässlich des zwanzigsten Jahrestages der Gründung der Unabhängigkeitsbewegung *Sąjūdis* veröffentlicht wurde.¹ Aus dem ursprünglichen Titel geht deutlicher hervor, dass das Buch hauptsächlich der litauischen Transformation gewidmet ist, deren Charakteristika vor dem Hintergrund des Systemwandels in anderen postkommunistischen Gesellschaften ausgeleuchtet werden.

¹ ZENONAS NORKUS: *Kokia demokratija, koks kapitalizmas?: pokomunistinė transformacija Lietuvoje lyginamosios istorinės sociologijos požiūriu* [Was für eine Demokratie, was für ein Kapitalismus? Die postkommunistische Transformation in Litauen aus der Perspektive der historisch-vergleichenden Soziologie], Vilnius 2008.

Inspiziert von der von Iván Szelényi begründeten Schule der neoklassischen Soziologie interessiert sich Norkus vor allem für wirtschaftliche Aspekte, besonders für die Diversität postkommunistischer Kapitalismen. Sein Ansatz unterstreicht vor allem das Prozesshafte des ökonomischen Wandels. Den Transitionsbegriff der Politikwissenschaft lehnt er als Produkt einer teleologischen Sichtweise strikt ab. Damit trägt Norkus zur laufenden Entpolitisierung der Transformationsforschung bei, die lange Zeit die politischen und wirtschaftlichen Modelle des Westens als einzig gültigen Maßstab für die Bewertung von Transformationsprozessen anerkannte. Sein Konzept ist weniger ergebnisorientiert und definiert die postkommunistische Transformation als „exit from communism“, womit er sich einer negativen Klassifizierung bedient. So bemisst Norkus' Modell Transformationsprozesse nicht nach ihrer Annäherung an vorgegebene Schablonen rationaler Marktwirtschaft und pluralistischer Demokratie, sondern nach dem Grad der Entfernung von den Stützen des Staatssozialismus, also von der marxistisch-leninistischen Ideologie, der Planwirtschaft und der Praxis autoritärer Herrschaft. Damit öffnet sich der Blick auf eine Vielfalt von Mischformen, die den binären Rahmen einer Einteilung in „erfolgreiche“ und „gescheiterte“ Transformationsgesellschaften sprengt.

Vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Prämisse formuliert Norkus zwei Hauptziele. Zum einen soll eine grundlegende Theorie entwickelt werden, anhand derer der Verlauf der Transformation in verschiedenen postsozialistischen Gesellschaften erklärt werden kann. Der gesamte erste Teil des Buches ist der ausführlichen Erläuterung dieses Konzepts gewidmet, das auf dem „varieties of capitalism“-Modell von Peter A. Hall und David Soskice aufbaut,² aber den Anspruch hat, den Besonderheiten postkommunistischer Kapitalismusformen eher gerecht zu werden. Dabei geht Norkus von einem Vier-Stufen-Modell aus, das verschiedene Abstufungen politischer und wirtschaftlicher Reformen abdeckt. Aus deren Kombination entwickelt er ein Schema von 64 theoretisch möglichen Varianten des Systemwandels, die er am Beispiel von 29 Transformationsstaaten durchdekliniert. Daraus ergeben sich schließlich zehn allgemeine Grundmuster, anhand derer die beobachteten Transformationsprozesse klassifiziert werden können und die, so Norkus, im Einzelfall auch gewisse Prognosen erlauben.

Im zweiten Teil des Buches widmet sich Norkus ganz der Typologisierung der litauischen Transformation. Der Autor beleuchtet den Systemwandel in Litauen vor allem vor dem Hintergrund der Transformation Estlands und Sloweniens, deren Erfolgsweg als „Musterländer“ eines gelungenen Übergangs zur Marktwirtschaft in vielen vergleichenden Studien behandelt worden ist. Zwischen den Polen Estlands, dem Extrembeispiel eines marktgesteuerten Staates, und Sloweniens, dessen wirtschaftlicher Erfolg

² Varieties of Capitalism. The Institutional Foundations of Comparative Advantage, hrsg. von PETER A. HALL und DAVID SOSKICE, Oxford 2001.

auf einem in höchstem Grade strategisch koordinierten Markt beruht, verortet Norkus den litauischen Fall. Dabei zeigt er lebhaftes Interesse an kulturgeschichtlichen Zusammenhängen, die in der Transformationsforschung oft vernachlässigt worden sind. In den überaus interessanten zwei Kapiteln, die der Autor diesen vergleichenden Fallstudien widmet, scheint eine starke Kritik an der neoliberalen Wirtschaftspolitik Litauens durch. Am Beispiel der graduellen Marktreformen Sloweniens stellt sich Norkus die Frage, wie Litauens Transformation verlaufen wäre, wenn man statt dem protestantischen, nordeuropäisch orientierten Estland der Strategie des kleinen Balkanstaates gefolgt wäre, was die generelle Lust des Buches am Kontrafaktischen widerspiegelt. Der zweite Teil des Buches wird etwas ungeschickt abgerundet von einem Kapitel, das die Amtsenthebung des Präsidenten Rolandas Paksas 2004 als litauischen Sonderfall diskutiert. Sicherlich ist dieses Thema dem tieferen Verständnis der Besonderheiten der litauischen Transformation, die das Buch einer internationalen Leserschaft vermitteln will, dienlich. Dennoch fällt dieser politikwissenschaftliche Exkurs angesichts des primär auf wirtschaftliche Faktoren ausgerichteten Grundtenors des Buches aus dem Rahmen.

Dem Rezensenten als Historiker fehlt das nötige Hintergrundwissen, um die Aussagekraft des im ersten Teil des Buches besprochenen Transformationsmodells vor dem Hintergrund bereits geleisteter Forschungen adäquat beurteilen zu können. Daher beschränkt sich die kritische Betrachtung des Buches auf die Aspekte, die dem Zeithistoriker und Kenner des osteuropäischen Raumes ins Auge fallen. Von besonderem Interesse für die Leserschaft der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ ist mit Sicherheit Kapitel 5, in dem Norkus eine Frage erörtert, die den politischen und medialen Diskurs in Litauen lange beschäftigt hat: die Frage nach der Ursache dafür, dass das Land wirtschaftlich unverändert dem baltischen Nachbarn Estland hinterherhinkt. Die Thematisierung des baltischen Nord-Süd-Gefälles bietet eine Analyse, die nuancierter ist als man es von vielen makroökonomischen Studien kennt, in denen das Baltikum oft als einheitlicher Block figuriert. Diese Differenzierung beruht nicht nur auf Norkus' litauischem Hintergrund und seinem Vier-Stufen-Modell, das eine feinere Abstufung von Transformationsabläufen ermöglicht. Dem Autor kommt an dieser Stelle auch sein Interesse für historische und kulturelle Erklärungsansätze zugute, die als empirisch schwer zu verifizierende Faktoren von ökonomisch geschulten Transformationsexperten generell nicht in Betracht gezogen werden. So widmet sich Norkus ausführlich dem „nordischen Faktor“, den historischen, kulturellen und mentalen Brücken zwischen Skandinavien und Estland, die im Zusammenspiel mit historisch fester verwurzelten urbanen Strukturen und einer effektiveren staatlich gelenkten PR den wirtschaftlichen Aufschwung Estlands wesentlich mitbestimmen. Darüber hinaus unternimmt der Autor einen Ausflug in die Kulturgeschichte, um die Divergenz zwischen dem estnischen und

litauischen Transformationsweg näher auszuleuchten, nicht zuletzt durch eine kritische Diskussion des Zusammenhangs zwischen protestantischer Ethik und marktwirtschaftlicher Praxis im Sinne Max Webers, dessen Werk Norkus' Steckenpferd ist. Dennoch bietet der innerbaltische Vergleich dem informierten Leser wenig Neues, denn die angesprochenen Faktoren sind in der Fachliteratur bereits ausführlich diskutiert worden.

Interessanter aus der Perspektive des Historikers ist da die eigentliche Kernthese des Buches. Norkus' Transformationsmodell klassifiziert auch Reformen in nominell noch immer kommunistischen Staaten, so wie China oder Vietnam, als Teile eines Transformationsprozesses. Somit erlaubt die These des „exit from communism“ dem Zeithistoriker, die Chronologie der Transformation in Ostmittel- und Osteuropa zu überdenken und einen Zusammenhang mit den marktwirtschaftlichen Reformen im Spätsozialismus herzustellen. Zwar macht Norkus deutlich, dass sein Modell erst an der Zeitenwende 1989/91 ansetzt, indem er sich auf den polnischen Analytiker und ehemaligen Finanzminister Grzegorz Kołodko und dessen scharfe Unterscheidung zwischen Marktreforment als Rettungsversuch des Sozialismus und wirtschaftlicher Transformation beruft. Allerdings hebt er diese Einschränkung indirekt wieder auf, indem er darauf verweist, dass ein „exit from communism“ auch ohne Revolutionierung des politischen Systems möglich ist. Damit schließt er sowohl Belarus mit ein, wo privates Unternehmertum nicht mehr als Spekulantentum kriminalisiert wird, als auch die Sowjetunion unter Michail Gorbachev, deren Experimente mit marktwirtschaftlichen Elementen ein spätes Echo der weitaus radikaleren Marktreforment im Satellitengürtel darstellten. Somit bietet das Buch, ohne eigentlich darauf abzuzielen, einige interessante Ausgangsüberlegungen zu einer Geschichte der Transformation, die als eine der bedeutendsten Zäsuren der jüngsten europäischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in nicht allzu ferner Zukunft der Zeitgeschichte ein faszinierendes Forschungsfeld bieten wird.

Die umfangreichen Studien von Zenonas Norkus zum Thema der politischen und ökonomischen Transformation im postsozialistischen Raum zeichnen sich durch ein hohes Maß an Interdisziplinarität aus. Entsprechend bietet die Vielfalt an vergleichenden Perspektiven, die er kombiniert, um zu einer möglichst genauen Typologisierung der litauischen Transformation zu gelangen, eine Fülle interessanter Informationen über Litauens jüngste Vergangenheit und Gegenwart, die sicherlich das Interesse einer breiten Leserschaft weckt. Jedoch fällt eben diese Bandbreite an Forschungsinteressen und angewandten Methoden zum Nachteil des Buches aus. Die doppelte Zielsetzung, ein theoretisches Modell zur qualitativ vergleichenden Analyse von Transformationsprozessen auszuarbeiten und ein Grundlagenwerk zur litauischen Transformation zu liefern, lässt die Monografie unweigerlich in zwei Teile zerfallen, deren Bezug zueinander sich nicht unbedingt erschließt. Das Fehlen einer ausführlicheren

Zusammenfassung der Forschungsergebnisse, die die losen Fäden der verschiedenen Ansätze hätte zusammenweben können, erschwert das Ausmachen einer klaren argumentativen Linie in diesem sehr umfassenden Werk. Da auch die knapp gehaltene Einleitung versäumt, hinreichend auf den Zusammenhang der einzelnen doch sehr unterschiedlichen Teile des Buches hinzuweisen, verstärkt sich der Eindruck, dass es sich bei der Monografie doch eher um einen Sammelband handelt, der die im Literaturverzeichnis aufgeführten, in den letzten Jahren publizierten Artikel als Paket präsentiert.

Dennoch bleibt zu hoffen, dass Norkus mit seinem Buch einen Schritt in Richtung des ambitionierten Zieles gemacht hat, die Transformationsforschung in Litauen stärker zu verwurzeln. Denn auch wenn sich die englischsprachige Publikation zum Ziel setzt, einem möglichst breiten Publikum die Besonderheiten der von der Forschung vernachlässigten litauischen Transformation näherzubringen, so richtete sich der Autor in der ursprünglichen Fassung doch explizit an eine einheimische Leserschaft, an Kollegen, Nachwuchsforscher und Studenten. Norkus' Buch ist als ein bislang fehlendes Manifest einer litauischen Transformationsforschung geschrieben worden, und ausgehend von dieser Prämisse sollte es gelesen werden. Dies erklärt auch die bisweilen irritierende Ausführlichkeit des Buches. Es hätte somit im Falle der hier besprochenen Übersetzung, die für den internationalen Markt bestimmt ist, nicht geschadet, eine gestraffte, stringenter und damit leserfreundlichere Version zu veröffentlichen.

LARS FREDRIK STÖCKER

